1909

KUNSTWART

6184

22.2

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Januarheft 1909

Verstehen und nacherleben. Vom Herausgeber 1

Lose Blätter: Aus Frederik van Eedens Schriften 6

Rundschau: Der Impressionismus (W. v. Scholz) ▪ „Vernunft wird Unsinn (Joh. Buschmann) ▪ Befreiung und Freiheit (C. Spitteler) ▪ „Deutsche Poetik" (F. Gregori) ▪ Kalender ▪ Berliner Theater (Fr. Düsel) ▪ Hamburger Theater (H. Franck) ▪ Goethes Faust auf der Bühne (H. v. Gumppenberg) ▪ Zu den „Schönheits"abenden (Kalkschmidt) ▪ Vom „Wirksamen" in den Konzertprogrammen (Batka) ▪ Aktuelle Musik ▪ „Graphik geht nicht" (Avenarius) ▪ Sparen (Avenarius) ▪ Zum Luftschiffhallen-Wettbewerb (H. Thurn) ▪ Werkstatt-Häuser für Geistesarbeiter (W. Eigenbrodt) ▪ Vom märkischen Museum (Th. Heuß) ▪ Wintersport und Winterlandschaft (G. Kuhfahl) ▪ Warenkritik (R. Breuer) ▪ Kongreßglossen ▪ Vom Bureau zur Vertiefung des Familienlebens ▪ Söhne großer Väter ▪ Die sittliche Erziehung vom ärztlichen und hygienischen Standpunkt aus ▪ Schönschreiben ▪ Ratgeber-Kritik ▪ Ein „Kunstwartzimmer" ▪ Goethe 31

Bilder u. Noten: Charles Vetter, In der Quellengasse; Teutwart Schmitson, Eine Horde Pferde; drei Abbildungen zu dem Beitrage „Wintersport und Winterlandschaft" ▪ Robert Winterberg, Es ist ein Lied gekommen; Giov. Amadeo Graun, Arioso; Friedrich der Große, Ulanenmarsch ▪ Beilage: Kunstwartkalender für 1909

XXII MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 7·

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24 mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H, unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 25 Pf., für Oesterreich 30 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 30 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 3.

Der Nachdruck einzelner unsrer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hierfür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden: wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien XIII, Auhofstr. 78, zu richten.

LEHR- UND VERSUCH-ATELIERS
FÜR ANGEWANDTE UND FREIE KUNST,
Leiter: W. v. DEBSCHITZ, MÜNCHEN, HOHENZOLLERNSTR. 21

STUDIUM NACH DER NATUR, KUNSTGEWERBLICHES ENTWERFEN, LEHRWERKSTÄTTEN, STUDIUM DER MALEREI U. DER ZEICHNENDEN KÜNSTE, VORTRÄGE, FÜHRUNGEN, PERSPEKTIVE, ABENDAKT, LESEZIMMER.
NÄCHSTER EINTRITTSTERMIN 15. JANUAR; AUSFÜHRLICHER PROSPEKT KOSTENLOS DURCH DAS SEKRETARIAT.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt vom Verlag S. Fischer, Berlin, betreffend „Die neue Rundschau" bei. Wir bitten unsere Leser um frdl. besondere Beachtung dieser Beilage.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zweiundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1909

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.22:2

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an.

Größere Aufsätze

Verstehen und nacherleben (Avenarius) 7 1
Groß-Berlin. Auch eine nationale Frage (Nordhausen) 8 65
Die Schauspielerei als Beruf (Gregori) 8 68
Vom Subalternen (Avenarius) 9 121
Wildenbruch (Avenarius) 9 125
Felix Mendelssohn-Bartholdy (von der Pfordten) 9 128
Wahrheitswert und Phantasiewert (Erdmann und Avenarius) 10 177 — 11 243
Ernste Kunst und schöne Form. Auch eine Aschermittwochsbetrachtung (Bonus) 11 241
„Am Lebensquell" (Arbeitsausschuß des Dürerbundes) 12 513
Etwas vom Automobilfahren (Schultze-Naumburg) 12 517

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Der Impressionismus 7 51
Mitleiden und Phantasie 8 88
Darwin 10 202
Gegen die Schundliteratur 11 273
„Verachtet nur..." 12 339

Vom Ausland

Söhne großer Väter 7 57
Japanisches 8 113
Von August Strindberg 8 114
Vom Londoner Grafschaftsrat 9 169
Ein Franzose über deutsches Kunsthandwerk 10 235

Bildung und Schule

Die sittliche Erziehung vom ärztlichen und hygienischen Standpunkt aus 7 57
Schönschreiben 7 60
Der Schüler 8 115
Ein Bücherei-Pfennig? 8 116
Aufgaben der Universität 9 175
Nochmals: Die teure Rechtschreibung 10 237
Schülerlügen 11 305
Schülerselbstmorde 12 369

Gesellschaft

Kongreßglossen 7 56
Vom Bureau zur Vertiefung des Familienlebens 7 57
Hohn 8 109
Von der sozialen Wertschätzung der Arbeit 8 110
Von Recht und Gnade 8 112
„Reden Sie doch keine Torheit!" 8 113
Wie's gemacht wird 8 113
Wie denken Sie über Frau Steinheil? 9 169
„Die Dame in Kunst und Mode" 10 231
Die sozialethische Bedeutung der Nachlaßsteuer 10 234
„Dort unten in der Mühle" 11 301
Der Karneval 11 301
Politische Reife 12 563
„Schwabing" 12 565

Handel und Gewerbe

Warenkritik 7 54
„Die Technik der Täuschung" 8 108
Vom Perversismus 9 168

188473

Digitized by Google

Vom Alkoholkampf in England und Frankreich 10 230
Zahlen, die sprechen 12 362

Heer und Flotte

Ein Trommelautomat? 12 568

Heimatpflege

Werkstatt-Häuser für Geistesarbeiter 7 51
Vom Märkischen Museum 7 52
Nochmals das Braunschweiger Gewandhaus 8 106
Nürnbergisches 9 167
Aus Kiel 10 228
Ansichtskarte und Naturdenkmalpflege 11 298

Körperkultur

Sport und Rekordfieber 8 114
„Die fließende Linie“ 9 172

Angewandte Kunst

Sparen 7 50
Zum Luftschiffhallen-Wettbewerb 7 51
Chick 8 105
„Um 1800“ 8 106
„Drucksachen“ 9 164
Ausstattung und Einrichtung 10 226
„Papierblumen“ 10 227
Das neue 25-Pfennigstück 11 297
Tafelsilber 12 559
Gesangbücher 12 560

Bildende Kunst

„Graphik geht nicht“ 7 49
Der Streit um die Gemälde Angelo Janks 8 105
Schutz des künstlerischen Berufes 10 225
Berliner Ausstellungen (Volkskunstausstellung und Schadow-Ausstellung) 11 289
Der Ausbau gotischer Kirchtürme 11 291
Klingers Brahmsdenkmal 12 555
Hans von Marées 12 557

Literatur

Befreiung und Freiheit 7 35
„Deutsche Poetik“ 7 36
Kalender 7 37
Vom neuen Sudermann 8 90
Die Gottheit im Epos 9 154
Karl Bergers Schiller 9 155
Imitation des Schundes? 9 156
Spielhagen 10 206
Der alte Reder † 11 276
Von neuerer Lyrik (Lüdecke, Michel, Schur, Stieve, von Taube) 11 278
Französische Klassiker (Montaigne, Rousseau, Flaubert, Balzac, Mérimée) 12 542
Die „stereotypen Wiederholungen“ in der erzählenden Poesie 12 545
Das Inserat 12 545

Mann und Weib

Vom blühenden Strumpfe 11 305

Musik

Vom „Wirksamen“ in den Konzertprogrammen 7 45
Aktuelle Musik 7 48
Zur Konzertreform 8 98
Schwedische Musik 8 101
Opernleben 8 103
Richard Wagner über Mendelssohn 9 162
Gerhard von Keußler 9 165
Richard Straußens „Elektra“ 10 219
Lerour, „Vagabund“ 10 223
Die Dresdner Gewerbehauskapelle 10 224
„Zu wohltätigem Zwecke“ 11 287
Eidelberga mia 11 288
Othmar Schoeck 12 553
„Fürstenkonzerte“ 12 554
Billige Noten 12 554
Chopins hundertster Geburtstag 12 555

Naturschönheit

Wintersport und Winterlandschaft 7 53
Von Eiche und Buche 8 107
Wunder des Alltags 10 229
Die Erhaltung unsrer Tierwelt. 1. Tierwelt und Volkstum 11 299
Die Erhaltung unsrer Tierwelt. 2. Die Säugetiere 12 560

Rechtspflege

Über die Kunst der Rechtspflege und die Universitäten 11 302

Von der Sprache

„Vernunft wird Unsinn“ 7 33
Vom Ausdruckskampf der Sprache 8 89
Nochmals: Vom sprachlichen Kunstgewerbe 10 203
Redekunst 12 540

Zu den Tageskämpfen

Zur Reichsfinanzreform 11 305
Der Kaiser und das deutsche Erblaster 12 567

Theater

Berliner Theater:
I: (Bernstein, Wolff) 7 39

Digitized by Google

II: (Schmidtbonn, Auernheimer, Skowronnek, Wilde) 8 94
III: (Raff, Caillevet, Flers, Arène) 9 157
IV: (von Levetzow, Rittner, Brody, Michaelis, Bisson) 10 211
V: (Lindau, Ibsen-Zyklus) 11 282
VI: (Hauptmann) 12 547

Dresdner Theater:
(Shakespere) 12 550

Hamburger Theater:
I: (Michaelis) 7 41
II: (Dunker) 9 159
III: (Zippert) 11 284

Münchner Theater:
(Rosmer, Hofmannsthal, Grillparzer, Shakespere, Silvester) 10 215

Goethes Faust auf der Bühne 7 42
Zu den „Schönheits"-abenden 7 44
Bühnen-Verträge 8 96
Theaterbücher 9 160
Ein Shakespere für die Bühne 11 285
Vom Dichter-Hervorruf 12 552

Unter uns

Ratgeber-Kritik 7 61
Ein „Kunstwartzimmer" 7 61
Ratgeber-Verantwortung 8 117
— —: 11 307 — 12 571
Strindberg 9 174
Ohne Personennamen 9 174

Lebende Worte

Goethe 7 61
Die Kunst der König des Lebens 8 118
Vom verborgenen Besseren 9 174
Aufgesparte Jugend 10 238
Berufensein 12 573

Lose Blätter

Eeden, Frederik van: Aus seinen Schriften 7 6
Avenarius, Ferdinand: Morgen! 8 74
Meinhold, Wilhelm: Aus der „Bernsteinhexe" 8 75
Wildenbruch, Ernst von: Aus „Christoph Marlow" 9 154
Strindberg, August: Aus seinen Werken 10 184
Michel, Wilhelm: Gedichte 11 252
Poe, Edgar Allan: Aus seinen Schriften 11 254
Aus dem Dürerbundbuche „Am Lebensquell" 12 525

Bilder

	Heft
Vetter, Charles: In der Quellengasse	7
Schmitson, Teutwart: Eine Horde Pferde	7
Grethe, Carlos: Abend	8
Kalckreuth, Leopold von: Bildnis seiner Gattin	8
Otto, Heinrich: Landschaft	8
Staebli, Adolf: Landschaft	9
Strathmann, Karl: Landschaft	9
Rembrandt: Landschaft	9
Reifferscheid, Heinrich: An Annette Droste-Hülshoff	10
— —: Abendbrot	10
Thiem, Paul: Wirtshaus-Kehraus	10
Kollwitz, Käthe: Grete	11
— —: Blatt aus dem Bauernkrieg	11
— —: Tanz um die Guillotine	11
Runge, Philipp Otto: Ausschnitt aus dem „Morgen"	12
Sieck, Rudolf: Landschaft	12
Klinger, Max: Zwei der weiblichen Figuren vom Brahmsdenkmal	12
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Wintersport und Winterlandschaft	7
Eine Abbildung: Treppenaufgang	8
Fünf Abbildungen: Das Märkische Museum in Berlin	8
Dreizehn Abbildungen zu dem Beitrage: „Drucksachen"	9
Zwei Abbildungen: „Schmücke deinen Gartenzaun!"	9
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Ausstattung und Einrichtung	10
Vier Abbildungen: Standuhren	10
Zehn Abbildungen zu dem Beitrage: Das neue 25-Pfennigstück	11
Vier Abbildungen zu dem Aufsatze: Der Ausbau gotischer Kirchtürme	11

Digitized by Google

	Heft
Zwei Abbildungen: Die Kurfürstenbrücke in Berlin	11
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Tafelsilber	12
Zwölf Abbildungen zu dem Beitrage: Gesangbücher	12

Noten

	Heft
Winterberg, Robert: Es ist ein Lied gekommen	7
Graun, Giov. Amadeo: Arioso	7
Friedrich der Große: Ulanenmarsch	7
Koch, H. E.: Altdeutsches Liebeslied	8
Boruttau, Alfred Julius: Die Waise	8
Plüddemann, Martin: Weiß ich ein schönes Röselein	8
Mendelssohn-Bartholdy, Felix: Kinderstücke	9
— —: Bei der Wiege	9
Günther, Felix: Der Weltlauf	10
Der tote Mann (Volkslied)	10
Vecchi, Orazio: Zug der Juden nach Babylon	11
Schoeck, Othmar: Die Kapelle	12
— —: Die Verlassene	12
Das dumme Mädel (Schwedisches Volkslied)	12

Dem 1. Januarhefte wurde der Kunstwartkalender für 1909 beigegeben, der nach einer von Otto Bauriedl für diesen Zweck eigens angefertigten Originalzeichnung reproduziert wurde.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

CHARLES VETTER

KW

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrg. 22 Erstes Januarheft 1909 Heft 7

Verstehen und nacherleben

Würde doch das Wort „verstehen“ in unseren Schul- und Hochschulsälen, in unsern Zeitungen, in unsern Gesprächen überall dort, wo wir von Kunst reden, seltener! Nichts hat in Dingen der Kunst soviel Mißverstehen in unsre Köpfe gebracht, wie dieses Wort „verstehen“. Aber auch den Klarsten unter uns wird das Verzichten darauf erschrecklich schwer, denn wir selbst sind damit aufgepäppelt worden. Verstehen und Nacherleben sind zweierlei. Vergegenwärtigen wir uns zunächst einmal an ein paar einfachen Beispielen den Unterschied.

Wir blicken auf Dürers „Ritter, Tod und Teufel“. Herbstlandschaft, und es ist noch weit bis hinauf zur festen Burg dort hinten. Herbstlandschaft, und der Tod spielt mit den dürren Ästen und zupft ihre verhungernden Wurzeln kahl. Da liegt ein Schädel, und da rechts — was klingelt unheimlich wie ein Sterbeglöckchen? Ein Klepper hat's um den Hals, eine Mähre, die plötzlich aus dem Felsdunkel kommt wie aus Grabesnacht — ho, der Tod sitzt drauf — und zeigt das Stundenglas. „Komm, Hund, rück dich zur Seite!“ Noch einer? Du Scheusal du, du bist der Teufel! Auch gut — ob du schnell wieder zur Hölle fährst oder hier Maulaffen feilhältst — was schierst du mich? Was schiert ihr beide mich? „Laß kommen die Höll, mit mir zu streiten, Ich will durch Tod und Teufel reiten!“ Geradaus den Blick — und wegen euch Lumpengesindel mach ich noch lang nicht einmal Galopp.

So ungefähr ist die Stimmung. Erlebst du sie vor dem Blatte nicht nach, so hast du sein Innerstes nicht erfaßt, seinen letzten seelischen Gehalt. Unternimm dann die verzwicktesten Forschungen, Vergleichungen, Betrachtungen darüber, zu seinem Lebenswert kommst du nicht. Damit ist nicht gesagt, daß solch andre Betrachtungen wertlos wären. Wie Dürers Geist hier die Gestalten, die Massen geordnet, wie sein Auge Licht und Schatten und die Linien gesehn, wie seine Hand hier die Instrumente bewegt hat, das zu verfolgen gibt nicht nur dem Verstande interessante Arbeit, es kann auch starken ästhetischen Genuß verschaffen. Aber immerhin einen Genuß an Nebensachen, denn sie bleiben nur Mittel zum Zweck, sind Weg, nicht Ziel. Wer nicht nur ahnen, wer auch erkennen will, was bei diesen Dürerschen Bildern der eigentliche Beweger war, kann das in unserm Falle auch; er braucht nur des Meisters Studie eines „Ritters in Zeittracht“ zu vergleichen, so sieht er den Leib dieser Reitergestalt, ehe der Geist ihr die Seele einblies.* Man kann noch weiter der Frage nachgehn, wodurch wohl in Dürer der tote Besitz dieser Studie auflebte, die anderthalb Jahrzehnte älter ist, dann wird

* Die Meisterbilder-Ausgabe des Blattes bringt jene Handzeichnung auf dem Umschlag abgebildet.

Digitized by Google

man erfahren, wie des Meisters alte Mutter unheilbar siechte und wie der Sohn während dem in des Erasmus Büchlein vom christlichen Ritter las. So wird dem Betrachter nach dem Erleben dessen, was Dürer in sein Werk gelegt, auch das Verständnis dieses Werks als einer künstlerischen Schöpfung kommen. Eine sehr edle Zugabe zu dem seelischen Gehalt, den Dürer selbst unmittelbar geschenkt hat, — immerhin an Wichtigkeit nur eine Zugabe.

Ein Beispiel aus der Dichtung. „Füllest wieder Busch und Tal" — wir lasen Goethes „An den Mond". Wir lasen es und fühlen den Dichter zwar, vergessen ihn aber als diesen besondern Menschen Wolfgang Goethe sofort wieder: Wir, die Leser, sind auch das Ich, das hier spricht. Unser eignes Erleben vergangner Zeit steigt als Erinnerung in uns auf, alles, was Wesen hatte, ist wieder da, aber wie die Landschaft draußen im Mondschein: undeutlich in den gleichgültigen Einzelzügen, zu einfachen stillen Ganzheiten geworden, vom Alltäglichen gelöst durch Silberlicht, mit allem ringsum vereinigt in eine Harmonie. Fühlen wir das in der reichen Ruhe, in der jedes Weh zur Wehmut befriedet ist, so genießen wir des Gehalts, den Goethe uns mit diesem Gedichte gab, so *erleben* wir seine Dichtung nach. Um sie zu *verstehen* als Kunstwerk, braucht es dessen, braucht es aber noch mehr. Wir müßten dazu den Kunstmitteln im einzelnen und ihrem Zusammenwirken nachgehn. Wir müßten uns an den Tod des Fräuleins von Laßberg erinnern und seiner Einwirkung auf Goethes Seele, auch des Besuches von Plessing bei Goethe, und müßten die verschiedenen Fassungen des Gedichts miteinander vergleichen.

Aus dem Reiche der Musik genügt eine Erinnerung an Bachs Fugen. Im „Wohltemperierten Klavier" wird das weite Reich von Leid und Freude des Menschen tönend durchschritten. Man braucht kein Musiker oder Musikgelehrter zu sein, um *nachzufühlen*, was da jubelt oder klagt. Aber diese Werke als Schöpfungen der Tonkunst zu *verstehen*, würde nicht nur Fähigkeiten, sondern auch Kenntnisse erfordern. Braucht doch Riemann zwei Seiten seines so gedrängten Lexikons, um allein den Begriff der Fuge darzulegen.

Ein Erlebnis zu gestalten, das drängt den Künstler zum Schaffen. Sei's groß oder klein, sei's ein Sehnen nach Gott, ein Schmerz um das Teuerste, ein Jubel um eine Liebe oder sei's die bescheidene Freude an einem Ausschnittchen des Weltbildes, in dem doch auch die Sonne noch wirkt: mit *seinen* Ohren und Augen läßt er *uns* lauschen und schauen, was er erlauscht und erschaut hat mit seinem auf *diesem* Wege führerhaft uns voranschreitenden Ich. Wollen wir sehen, was er uns zeigen will, müssen wir dorthin sehen, wohin er zeigt. Sehen wir statt dahin auf seinen Finger, möglich, daß wir dann auch was Schönes sehn. Aber jedenfalls nicht das, wegen dessen *er* das Kunstwerk schuf. Oder er wäre nur ein Virtuos, der von der Welt selber und ihrem Einwirken auf sich nichts weiter zu sagen hat, als „wie's gemacht wird", um „*nach* etwas auszusehn". Beim Kunstwerk ist das *Verstehen* der Kunst im Werke vielleicht ein sehr großer Genuß, vielleicht sogar *der* Genuß, der die Teilnahme des eigentlichen Kenners auf die Dauer fesselt. Aber das eben unterscheidet den eigent-

Digitized by Google

lichen Kenner vom sogenannten, wie es den echten Künstler vom Virtuosen unterscheidet: daß jenes Nacherleben beim echten Kenner wie das Erleben selber beim echten Künstler dabei ist. Oder sagen wir lieber: es unterscheidet den Kenner und den Künstler aus dem Vollen, aus dem Ganzen, vom Kenner und Künstler aus der Oberfläche, bei der er sich möglicherweise wieder nur auf eine Seite beschränkt.

Blicken wir uns nun bei den „Kunsterziehern" um, so werden wir auf einen, der beim Nacherleben helfen will, drei oder fünf treffen, die versuchen, dem Verständnis zu dienen. Und das ist ebenso, ob wir im Volksschulzimmer oder im Hochschulhörsale sitzen oder vor dem Fachblatt oder vor der Tageszeitung. Und ist gleich so bei den feinsten und klügsten Köpfen. Ist es richtig?

Wie es so ward, ist ziemlich klar: die so tun, arbeiten als Söhne ihrer Väter. Was gab es vor ein paar Jahrzehnten an „helfenden Worten"? Bei der Dichtung, von seltenen und zerstreuten Bemerkungen abgesehn: Literaturgeschichten, die der gebildete Nichtfachmann großenteils statt der Dichtungen las. Man war dann „orientiert", man „wußte Bescheid", anders gesagt: man hatte ein paar Daten über Schriftsteller und ein paar Kenntnisse über Bücher, die geschrieben waren — um Leben von Mensch zu Mensch zu tragen! Wo man „eingehender" schrieb, brachte man „Analysen": Schemata von Handlungen, Gerippe, denen die durchbluteten Muskeln ab- und die innern Organe ausgenommen waren. Oder ästhetische Erörterungen z. B. über die Technik des Dramas oder sogenannte „Poetiken" — lauter Schriften, die sich nur ans Verständnis wandten. Für die bildenden Künste gab's Kunstgeschichten und nochmals Kunstgeschichten, und dann Rezensionen, deren höchster Ehrgeiz war, als Material für künftige Kunstgeschichten zu gelten. Oder ästhetische Untersuchungen. Unter ihnen sehr bedeutende Bücher, aber immer wieder Bücher fast oder ganz allein für den Verstand. Zu den besten Lebensgehalten, die durch die Kunst vermittelt werden, kann aber leider nur Phantasie und Empfinden führen, nie der Verstand.

Das weiß der Moderne, darum sagt er: du sollst überhaupt nicht darüber schreiben. Das Bild spreche als Bild, der Klang als Klang, die Dichtung stehe als Phantasiegebild vor dem Innern auf — das Reden und Schreiben hilft nichts. Spricht es, setzt sich an den Schreibtisch und schreibt doch, wie unsre große „kunsterzieherische" Literatur beweist, immer wieder. Er fühlt eben: das Bild, der Klang, die Dichtung brauchen entgegen aller Theorie vorläufig trotzdem noch des helfenden Worts. Weil Tausende vor Kunst stehen, die guten Willens sind und doch nicht „dahinterkommen". Und was schreibt er nun?

Wir wollen euch das Feinste geben, sagen die Kunsterzieher, an die ich denke, und nun wenden sie sich wieder, dem Wesen nach wie ihre Vorgänger, ans Verstehen. Bei „Ritter, Tod und Teufel" klären sie die Leute darüber auf, was eine Radierung und was ein Stich ist, wie die Linien gehen, wie sich das Licht verteilt, wie Dürer zunächst Kostümstudien gezeichnet hat, in was für kunst- und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen er stand, und so fort. Beim Lied

Digitized by Google

„An den Mond“ bekommt man von der armen ertrunkenen Christl zu hören, von den zwei Fassungen, und so weiter. Bei Bach allerlei Biographisches oder Musiktheoretisches. Alles interessante und bei dem und jenem auch zu einem ästhetischen Genuß, aber kaum je zu einem Einfühlen ins unmittelbare Miterleben verhelfende Dinge. Sondern im besten Falle: zum ästhetischen Genuß teils an den Menschenpersönlichkeiten der Künstler, teils an der Gestaltung ihrer Werke. Im schlechteren Falle: überhaupt zu keinem andern als einem rein intellektuellen Genuß. Höchstens zu verschwindend kleinem Teile zum Genuß an dem Stück Leben, welches das Werk gebar. Solange man das immer wieder vergißt, muß es immer wieder gesagt werden.

Ist aber die Erziehung zum Verständnis nichts Gutes?

Hielte ich sie für etwas Schlechtes, so würde ich mich nicht selber daran beteiligen. Aber ich glaube, wir müssen uns zweierlei immer vor Augen halten.

Erstens die Gefahr, daß das Gute auch hier des Besseren Feind werde. Sie liegt sehr nahe. Was wir hundertfach beobachten, wenn wir auf unsre Kunstgelehrten und Kunstschriftsteller sehn, wird ja durch eine sehr einfache Erwägung erklärt. Was mich an einer Sache am meisten beschäftigt, erscheint mir sehr leicht als das Wichtigste daran. Es ist also Gefahr, daß die Kräfte, die dem Verständnis dargebracht werden, dem Nacherleben zum Teil verlorengehn. Der Überschätzung des Verständnisses, dem Irrtum, das Verständnis sei der „eigentliche“ Kunstgenuß, kommt aber meist auch der Künstler selbst entgegen. Denn aus genau den gleichen Gründen spielt auch ihm selber oft das Beste, was er hat und gibt, in seiner Bewußtheit nur eine Nebenrolle oder gar keine: es ist eben da, er hat's, er nimmt's wie eine Voraussetzung seiner Arbeit, die sich von selbst versteht. Oder es wird ihm überhaupt nicht bewußt, es wirkt, und ob es sein Schaffen als gestaltende Urkraft bestimme, nur als dunkler Trieb. Wir alle fühlen das, eben deshalb schätzen wir ja die „Naivität“ des Künstlers so hoch. Aber wir ziehen nicht den Schluß daraus, daß eben deshalb für uns andre keineswegs immer das Wichtigste zu sein braucht, was dem Künstler an seinem Schaffen als das Wichtigste erscheint und was er darüber mit Worten, nicht mit Werken aussagt. Als das Wichtigste erscheinen wird ihm sehr leicht, was von ihm die meiste Bewußtheit, die meiste Sorge, das stärkste Mühen verlangt. Aber dieses nicht nur Technische, sondern im engeren Sinn Künstlerische, Artistische wird er uns Aufklärungen geben, die zur Bildung unseres Verständnisses seiner Kunst und der Kunst überhaupt ungemein wichtig sein können. Vielleicht tun wir gut, unsre ganze Erziehung zum Kunstverständnis nach aller Möglichkeit auf solche „Selbstbekenntnisse“ der Künstler zu baun. Aber wir irren, wenn wir glauben, hier lägen nun die letzten, die Lebenswerte, und wir erziehen falsch, wenn wir die Teilnahme von den Lebenswerten hin auf die artistischen Werte ablenken. Wer „Ritter, Tod und Teufel“ auf die Entwicklung der Komposition, auf die Zeichnung, auf den Stich der Platte hin aus noch so feinem Verständnisse be-

Digitized by Google

sprechen kann, tu es nicht, bevor die Größe der seelischen Stimmung, die hier in Dürer lebte, bei seinen Hörern mit solcher Kraft auferstanden ist, daß sie durch nichts mehr zerstört werden kann, oder er führe vom Artistischen zu diesem Höchsten weiter. Wer das Lied „An den Mond" literarhistorisch, ästhetisch, psychologisch verstehen lehren will, sorge dafür, daß dem Hörer der am reichsten nährende Genuß nicht verkümmert werde, der naive Genuß des Werks. Hundertfach können wir beobachten, daß man im Artistischen steckenbleibt. So sehr, daß manche ernsthaft meinen, der Gehalt, den sie dann meist mit dem Inhalt, dem stofflichen Gegenstande der Darstellung verwechseln, sei gleichgültig. Um auch von unserm dritten Beispiel, den Bachischen Fugen nochmals zu sprechen: es gibt bekanntlich Praktiker und Theoretiker, die hier ob der Freude am Eindringen ins Artistische, im engeren Sinne Musikalische, die Lebenswerte dieser Werke überhaupt nicht mehr fühlen und deshalb leugnen.

Solcher Praktiker und Theoretiker gibt es auf allen Kunstgebieten zuhauf, ich glaube sogar: viel mehr, als tieferdringende. Es gibt für Literatur und alle übrigen Künste hochberühmte Geheimräte, die z. B. über kunstgeschichtliche Themata die gescheitesten Untersuchungen schreiben und die doch die Lebenswerte der Werke, mit denen sie sich berufsmäßig und nützlich befassen, gar nicht in sich nacherzeugen können. Es sind, sozusagen, Fachleute der Oberfläche: das Herz bleibt ihnen fremd, über die Haut schreiben sie Gescheites. Da aber die Haut schließlich auch vom Herzen genährt wird, ist dieser Zustand immerhin — sagen wir bescheiden: sonderbar.*

Nun bin ich überzeugt, viele werfen mir auf diese Ausführungen ein: sind denn überhaupt deine „Lebenswerte" wichtiger, als die im engeren Sinn künstlerischen? Das bringt mich zu dem zweiten Punkt, für den ich Beachtung erbat. Allerdings, ich behaupte, sie sind es, und deshalb müssen sie in der Behandlung vorgehn, wenn beides nicht vereint werden kann. Im großen Gesamtreich des Menschenlebens bedeuten all die artistischen Werte, denen das Verständnis beikommen kann, wie schön und interessant sie sind, doch nicht mehr, als meinetwegen die feine Kunstkammer in einem Land, in dem tausendfach Milch und Honig fließt, Ernten reifen, Wälder rauschen, Werkstätten hämmern und Menschen schaffen und sinnen. Es zeugt, scheint mir, von einem sehr bedenklichen Verkünsteln in Zivilisation, daß wir darüber überhaupt erst sprechen müssen. Wir brauchen eine der reinsten Freudequellen nicht zu unterschätzen und werden doch sagen: Die ungeheure Bedeutung der Kunst für die Menschheit liegt wahrhaftig nicht darin, daß sie uns Objekte zu fein- und feinstsinniger Vergnügung verschafft, sondern darin, daß sie die Vermittlerin unsres Hoffens und Sehnens, unsres Ahnens, Suchens und Findens, unsres Wollens und Glaubens, mit einem Wort: die Sprache unsrer Ge-

* Wie ich persönlich mir die Mitwirkung des helfenden Worts zum Hinführen zu den Lebenswerten in der Kunst denke, davon habe ich u. a. im Leitaufsatz zu Kw. XVI, 1 gesprochen. Als an praktische Beispiele, die ich für ganz vortrefflich halte, sei an die Vogelschen Aufsätze „Gedichte in der Volksschule" erinnert, Kw. XVIII, 14, 23; XIX, 5.

Digitized by Google

fühle, und als solche um kein Haar schwer minder wichtig ist als die Sprache unsrer Gedanken. Wir könnten nur wiederholen, wir haben's schon mehr als einmal ausgeführt: man vergegenwärtige sich, was der Wegfall der begrifflichen Sprache und ihres schriftlichen Niederschlags für das Denken der Menschheit bedeuten würde, so hat man das genaue Seitenbild zu dem, was der Wegfall der Kunst im weitesten Sinne für das Gefühlsleben der Menschheit wäre. Da scheint alles artistische Interesse denn doch nicht mehr, als ein schöner Fluß, der ins Weltmeer fließt. Das Weltmeer ist wirklich größer, als er. Und das Weltmeer ist immer noch nicht die ganze Welt. Da breiten sich die Reiche des Menschenseins von unsichtbaren Grenzen der Vergangenheit weit unterm Horizont zu aufdämmernden Möglichkeiten vor uns; die Millionen von Siedelungen streuen sich aus, in denen Liebe und Haß, Irren und Rasten, Kranken und Genesen des Menschenlebens weint und lacht; in den heiligen Hainen der Religionen erheben sich die Tempel, auf den Bergen die Warten des Denkens. Und mit Schwärmen von Schiffen verbindet sich's vom einen Lande zum andern, während die kühnsten Gefühle hoch in den Lüften, „die Brust getaucht in Morgenrot", der Sonne nachstreben. Gerade so weit, wie die Menschheit selber, geht das Leben, aus dem die Kunst neben *ihren* besonderen *seine* Werte, die Lebenswerte, vermittelt. Ich muß mich im Verständnis einer Sprache üben, wenn ich erfassen will, was drin gesagt wird, schon deshalb sind auf dem Gebiete der Kunst Übungen am Artistischen gewiß nicht zu unterschätzen. Aber nicht festkleben an der Freude an Wort- und Satzgebild! Unsre große Aufgabe ist die: den einzelnen teilhaftig zu machen an dem Gehalte, dessen *Ausdruck* das Tönen und Leuchten der Kunst ist, ihn teilhaftig zu machen am großen *Austausch* von Gefühlen und damit ihn zu beteiligen an der *Entwicklung* des Innenlebens der Menschheit. A

Lose Blätter

Aus Frederik van Eedens Schriften

[Der holländische Dichter Frederik van Eeden ist an dieser Stelle bereits vor zwei Jahren (Kw. XIX, 19) zu Wort gekommen. Aus seinem „*Kleinen Johannes*" wurden damals Proben gebracht, die das Werk gut kennzeichneten und auch den Urheber, soweit er sich darin zu erkennen gab. Seitdem wurden mehrere Arbeiten desselben Dichters, ältere und neue, ins Deutsche übertragen und eines seiner Dramen in Deutschland gespielt. Unsre Anschauung von seiner Art und Bedeutung muß sich demgemäß erweitern und befestigen oder berichtigen.

Es wäre nichts Neues, wenn die vertrautere Bekanntschaft mit dem Lebenswerk eines Schriftstellers, von dem wir nur ein Buch kannten, uns Enttäuschung brächte. Bei van Eeden erweist dergleichen Befürchtung sich aus jedem neuen Bande als unbegründet.

Wir haben nun noch bei weitem nicht alles, was dieser rastlos und vielseitig Tätige geschrieben und größtenteils in seiner Muttersprache veröffentlicht hat. In dem, was wir bis jetzt kennen, spielen auch der

Digitized by Google

abgezogene Gedanke und die zeitliche Wirklichkeit eine große Rolle. Aus beiden Gründen wäre es verfrüht, wollten wir hier den rein künstlerischen Besitzstand des Mannes genau festlegen, der überdies erst im mittleren Lebensalter steht und eine äußere Lebenskrise hinter sich hat, nach der er sich möglicherweise bestimmter für die Kunst oder für Wissenschaft und soziale Praxis entscheiden wird. Aber das eine dürfen wir heut schon sagen: daß dieser Holländer, wo man ihn auch fasse, eine der höchststrebenden und reichsten Persönlichkeiten aus unseren Tagen ist.

Frederik van Eeden ist 1860 in Haarlem geboren, als Sohn einer Pfarrerstochter und eines Großgärtnerei-Besitzers, der bald darnach das Geschäft aufgab, um Schriftsteller, Philosoph und Botaniker zu werden. Die Eltern waren beide, wie er in einer Lebensskizze* mitteilt, von rein holländischer Abkunft. Es braucht keine fanatische Betreibung der Abstammungstheorie, um die sämtlichen drei Hauptmomente dieses Ursprungs wiederzufinden als Hauptmomente in van Eedens Dichtung (und offenbar auch in seiner Lebensgestaltung): das Holländertum, den religiösen Zug und einen Idealismus, der unterirdische Zusammenhänge mit der Werktagswelt bewahrt. Doch würden alle drei uns wenig angehen, wenn nicht ein viertes darüber und drum herum wäre: die künstlerische Begabung.

Die Liebe zu den Naturwissenschaften, der Wunsch, wirtschaftlich zu nützen, und die Erwägung, daß „in Holland die Laufbahn des Arztes mehr Chancen bot, als die des Künstlers", trieben den Achtzehnjährigen zum Studium der Heilkunde. Acht Jahr später promovierte er, widmete sich darnach dem Sonderstudium von Hypnose und Suggestion und errichtete schon 1887 mit einem andern Arzt in Amsterdam eine Klinik für Psychotherapie.

Nach weiteren acht Jahren zog er sich aus ihr zurück. Im Jahr 1898 gab er die medizinische Praxis ganz auf. Aus seiner Dichtung erkennen wir, daß die Unzulänglichkeit der ärztlichen Wissenschaft ihm tiefe Unbefriedigung schuf. Um jene Zeit fingen die sozialen Fragen an, ihn theoretisch und praktisch in Anspruch zu nehmen. Dem sozialistischen Parteidogmatismus hielt er sich von vornherein fern. Ihn reizte es viel mehr, zu handeln, als zu reden. Er beteiligte sich 1898 an der Gründung und seitdem mit Hingabe an der Arbeit einer Landkolonie, Walden bei Bussum, in der kommunistische Grundsätze praktisch erprobt werden sollten.

Ein Verein „Gemeinschaftlicher Grundbesitz", den Frederik van Eeden 1902 gründete, besteht noch. Die Beteiligung unsres Dichters an dem großen holländischen Eisenbahner-Streik von 1903 führte ihn dazu, nach der Niederlage der Ausständischen zu deren Gunsten in Amsterdam eine Konsumgenossenschaft zu gründen. Die brachte es bald auf sechzigtausend Mitglieder, ging aber nach zwei Jahren an den Schwierigkeiten der Organisation zugrunde und verschlang dabei des Gründers ganzes Vermögen.

Schon im frühesten Jünglingsalter war sich van Eeden starker lite-

* Anfangs 1908 auf Wunsch seiner deutschen Freunde geschrieben und in dem kleinen Propagandaheftchen enthalten, das der Berliner Verlag Schuster & Loeffler versendet

Digitized by Google

rarischer Neigungen, namentlich lyrischer und dramatischer, bewußt. Als sein erstes bedeutenderes Werk nennt er ein phantastisches Versspiel „Das Reich der Weisen", worin er als kaum Zwanzigjähriger, wie er nachmals noch öfter tun sollte, die materialistische Wissenschaft verspottete.

Seine erste Bühnenaufführung erlebte er 1883 mit der Komödie „Das Sonett". Unbefangen berichtet er dazu: „Ich war damals Präses des Studentenkorps, und es wurden mir warme Ovationen dargebracht." Es folgten in den achtziger Jahren noch eine gewichtigere, eine leichtere und eine politische Komödie, im Jahr 1895 eine große episch-dramatische Welt-Problem-Dichtung „Die Brüder", auf die van Eeden besonderen Wert legt, und wenig später ein romantisches Versdrama.

Zur erzählenden Dichtung ging er erst über, als die Theaterdirektionen sich dauernd weigerten, seine gehaltvolleren Werke aufzuführen. Der erste Teil seines Romans „Der kleine Johannes"* stammt freilich auch noch aus der fruchtbaren Mitte seines dritten Jahrzehnts, die beiden übrigen entstanden erst 1904 und 1906. Nach 1890 kam das lyrische Prosawerk „Johannes der Wanderer" (im Original „Johannes Viator"), nach 1900 der Roman „Wie Stürme segnen" („Von den kühlen Wassern des Todes"), später eine Zusammenfassung von Vorträgen „über den Menschen und die Gesamtheit aller" unter dem Titel „Die freudige Welt".

Der erste Aufenthalt des Dichters in Berlin (1905) gab ihm so erfreuliche Eindrücke von den Möglichkeiten der Bühnenkunst, daß er seitdem wieder fünf dramatische Arbeiten geschrieben hat. Von ihnen ist bisher, scheint's, nur die Tragikomödie „Ysbrand" in Holland und nunmehr auch in Deutschland, zuerst in Stuttgart, auf die Bühne gelangt (vergl. Kw. XXII, 5).

Außerdem würde, wenn Vollständigkeit der Liste geboten wäre, noch eine Reihe lyrischer und wissenschaftlicher Werke und Studien von Frederik van Eeden zu nennen sein. Zusammen mit all der praktischen Tätigkeit, die aus diesem knappen Lebensabriß hervorgeht, ergibt dieses literarische Schaffen eine so außerordentliche Summe von selbständiger, sinnvoller, vielseitiger Leistung, wie sie nur einen ganzen Mann und ungewöhnlich befähigten Geist kennzeichnet.

Uns geht hier nur mehr der Dichter an. Im „Kleinen Johannes" haben wir ihn kennen gelernt, und dies Werk wird, trotz seiner zweibändigen Dreibändigkeit, für die größere deutsche Öffentlichkeit wohl bis auf weiteres im Vordergrunde des Interesses bleiben. Es ist ein

* In deutscher Ausgabe vollständig erschienen, drei Bände in zwei Büchern, bei Schuster & Loeffler in Berlin. Derselbe Verlag veröffentlichte auch „Johannes der Wanderer", „Wie Stürme segnen" und „Die freudige Welt". — „Ysbrand" und die Broschüre „Ist Kommunismus ein Traum?" (mit Vorwort von Dr. Franz Oppenheimer) kamen bei der Deutschen Verlagsanstalt Concordia (Hermann Ehbock) in Berlin heraus. — Alle diese Werke haben in Else Otten eine ausgezeichnete Übersetzerin gefunden, die mit den ungewöhnlichen Schwierigkeiten und dem Wörterreichtum der van Eedenschen Sprache (bis auf ganz vereinzelte Kleinigkeiten) vortrefflich fertig wird. W. R.

Digitized by Google

Entwicklungsroman ersten Ranges, aus der Jugendfülle genährt, an alle Tiefen und Höhen reichend, von reizvollster Form, das Leben der Zeit erfassend und die Ewigkeitsperspektive festhaltend, die Welt wissenschaftlich scharf beleuchtend und andachtvoll verklärend, voll schweren Ernstes und anmutigen Humors: eine Menschwerdungsdichtung, die ungeachtet der Prosafassung und der Beschwerung mit Zeitlichem nicht so bald untergehen kann.

Es ist bei diesem Anlaß an Andersen erinnert worden, und van Eeden selber läßt geistvoll im ersten Band seinem kleinen Helden den Namen des dänischen Märchenerzählers entgegenhalten. Aber zwischen den beiden Dichtern besteht ein Unterschied, so groß, wie zwischen der europäischen Kultur von 1800 und der von 1900 und überdies noch so groß, wie zwischen einem sinnigen Fabulierer und einer problematischen Natur. J. V. Widmann sagt nicht übel: „Man ziehe von Dante und von Andersen je eine Linie; wo diese beiden Linien sich schneiden, dort hat van Eeden sein Zelt aufgeschlagen." Nur kommt dabei die typische Modernität des Dichters zu kurz. Andersen ist ein biedermeierlich-malerischer, Frederik van Eeden ein tatbereit-naturwissenschaftlicher Romantiker. Die sehr entfernte Ähnlichkeit der zwei wird damit zusammenhängen, daß beide seestrandbewohnende Germanen sind.

Der kleine Johannes wird durch die Freundschaft elementarer Geister und Geisterchen beglückt. Die Naturpoesie (Windekind), der Materialismus (Klauber), Tod und Teufel, die Natur selber (der große Pan) lassen ihn tiefe Einblicke in alle Zusammenhänge des Lebens tun. Als Scherenschleiferjunge und Bettelmusikant, als Gast weichlicher Aristokraten, als Wandrer und Dichter lernt er allmählich die alltägliche Wirklichkeit durchschauen. Eine schlicht-geheimnisvolle Persönlichkeit, die sich Marcus Vis nennt, ein armer Arbeiter, dessen unendliche Güte und weise Wortgewalt an Christus oder einen idealen Apostel erinnert, die Verlebendigung einer Uhdeschen Gestalt, sie leitet den Heranwachsenden als „Bruder" ein Stücklein des Aufstiegs, deutet ihm Wesen und Unwesen der Glaubenskonventionen und sozialen Parteien und lehrt ihn alles aus dem Gefühl des großen Verstehens und der werktätigen Liebe begreifen. Auch die rechte Frauenliebe ist rechtzeitig bei dem kleinen Johannes und weiß ihn sich zu halten.

Nicht auf der vollen Höhe des Ganzen steht der Schluß des Schlusses, die verschämte Heranziehung der Tante ex machina. Und vielleicht ließe sich darüber streiten, ob die öffentliche Betätigung des Marcus nicht vielleicht, aus schöner Scheu vor theatralischen Möglichkeiten, allzu unfruchtbar, allzu rednerisch (und damit nun just wieder das Theatralische berührend) gehalten wurde. Aber was will dies und was man etwa noch über ein Zuviel an Allegorie mäkeln könnte, was will dies alles besagen gegenüber den Herrlichkeiten des Werkes: den wundervollen Naturstimmungen, den plastischen Gestalten, der würdevollen Kühnheit, die allen herrschenden Menschengewalten die Stirn (und dahinter ein ganz vorzügliches Hirn) bietet — gegenüber dieser gesamten hinreißenden Anregungskraft!

Doch die anderen Dichtungen, so schwierigen Stand sie neben einem solchen glücklichen Wurf haben, wissen sich tapfer zu behaupten. „Johannes der Wanderer" ist wirklich, wie der Untertitel ankündigt,

Digitized by Google

aus eitel „Blättern der Liebe“ zusammengefügt. Innerstes Leben, Tiefes, Reines, Herzenswarmes, Zartes, feurig Schwungvolles, wie nur das persönliche Erleben eines zugleich stark empfindenden und erhaben denkenden Mannes es ans Licht tragen kann, ist da zu einem Prosahymnus vereinigt. Freilich mußte soviel Anteil des Persönlichen auch Hemmungen mit sich bringen. Es zerfließt vieles so im Hymnischen, Körperlosen, daß der Sinn des Empfangenden meist zu wenig Stützpunkte findet und die Gliederung des Ganzen in sieben ansteigende Wandertage mit vier Entsagungen nur mühsam und unvollkommen herauszufühlen vermag. Daher es denn hier wie bei aller Prosalyrik geht, die eine gewisse Länge oder vielmehr eine gewisse Kürze überschreitet; die handlungslose Dichtung schwillt zum formlosen Gebilde an, woraus die meisten Leser die schönen Stellen und Teile einzeln genießen. „Johannes der Wanderer“ ist reich an solchen Schönheiten, ein Feiertagswerk, das mit seinen Gaben mancher Feierstunde dienen kann.

Vom „Kleinen Johannes“ führen nur ein paar lose Fäden zum „Wanderer“; mehrere noch verbinden diesen mit dem späteren Roman „Wie Stürme segnen“, womit nicht gesagt sein soll, daß dieser im Wesen die mindeste Verwandtschaft mit den „Blättern der Liebe“ habe. „Wie Stürme segnen“ ist ein ausgesprochen analytisches Werk, eine naturwissenschaftliche Untersuchung eines Frauenlebensweges in dichterisch-biographischer Form.

Mit unendlicher Sorgfalt, in rein epischem Verfahren, schildert van Eeden uns die Entwicklung eines von der Natur begünstigten Mädchens, das nur an einer Überempfindlichkeit der Sinne krankt, das aber an dieser Erscheinung völlig zugrunde ginge, wenn nicht im allerletzten Augenblick, nach langem vielfältigen Sinken, die liebevolle Teilnahme einer wahrhaft frommen Krankenschwester ihrer Seele eine bescheidene Zuflucht öffnete.

Hier wirkt eine außerordentlich fein arbeitende Seelenbeobachtung, trotz etlicher niederländischer Breite, packend und durch ihre Wahrhaftigkeit erschütternd. Die psychologische Analyse übertrifft die eines Bourget, weil sie bei mindestens gleicher Schärfe organischer anmutet, der dozierenden Pose enträt. Man kann dabei der Ansicht sein, daß das Krankhafte des Falles in manchen Stadien mehr den Arzt als den Künstler angehe. Doch sinkt der Urheber auch in der äußerst realistischen Detailbarstellung nie zu dem platten Materialismus* hinab, den er verdammt.

Sein Stil adelt die Dinge des Tages, und diese „Form“-Erscheinung ist wieder einmal kein Zufall, sondern ein Teil vom Ausdruck eines edleren Wollens, in dem Ethisches und Ästhetisches zusammenströmen. Der Weltverbesserer verleugnet sich auch hier nicht ganz, verletzt aber nirgends den künstlerischen Rahmen; der Religiöse erscheint in den Schlußteilen dieses Buches, wenn man nicht genauer zuschaut, wie ein mystizistischer Anhänger der Kirche, die er vormals (durch seinen Marcus) so bitter verurteilt hat. Humortöne sind ganz vermieden.

So wird uns Frederik van Eeden hier beinah zu einer neuen, minde-

* Ein Mißgriff scheint mir z. B. der Einfall, daß die Heldin in einem während ihrer tiefsten Erniedrigung geführten Tagebuch jeden ihrer „Sündenfälle“ mit einem Kreuzchen aufzeichnet.

Digitized by Google

stens zu einer neu beleuchteten Persönlichkeit. Im „Ysbrand", über den im ersten Dezemberheft aus Stuttgart berichtet ward, zeigt sie sich wieder von einer andern Seite, wenngleich diese Tragikomödie das Motiv vom Propheten einerseits und den Psychiatern, Anatomen und Spießern anderseits dem „Kleinen Johannes" entlehnt hat.

Die Wahl eines am Ende wirklich Geistesgestörten zum Titelhelden des „Ysbrand" und manches im Bau des Werkes machen es zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß van Eeden vor allem zum Dramatiker berufen sei; aber sein Talent, durch Dialog zu charakterisieren, seine Vorliebe für Konfrontationen und Abtrumpfungen, seine produktive Satire, richtiges Gefühl für die Notwendigkeit größerer Derbheit in den Bühnendichtung-Konturen und schließlich sein allgemein dichterisches Vermögen, lebensvolle Charaktere zu schaffen, sprechen doch recht dafür, daß er auch das Theater werde erobern können.

Sehen wir ihn dann auch noch (in „Der freudigen Welt" mit dem bemerkenswerten, ex-utopistischen Nachwort zur deutschen Ausgabe) als einen bei allem Idealismus sachlichen, tief eindringenden Erörterer gesellschaftlicher Grundfragen und vergegenwärtigen uns noch einmal das früher über ihn Vernommene, so wird uns zumut, als könnte dieser Vielseitige, ohne sein Selbst zu verlieren, in allen erdenklichen nicht gemeinen Gestalten etwa vom Lustspielschreiber bis zum Volkspräsidenten oder auch bis zum religiösen Wahnsinnigen uns gegenübertreten. So ermessen wir den Reichtum seiner Gesichte und werden seinen wohlausgewählten Kundgebungen immer mit lebhaftem Anteil entgegensehen. Willy Rath]

Johannis und Marions Flucht

(aus dem „Kleinen Johannes")

Unter dem Wagen wollte er liegen, auf einem Heubündel. Er war müde und würde schon einschlafen. Aber das ging so schnell nicht. Die Abenteuer in der Menschenwelt schienen ihm aufregender und verwirrender als die in Windekinds Elfenland. Er war von seinem gewichtigen und ungewohnten Zustand gänzlich erfüllt und mußte, ob er nun wollte oder nicht, auf das seltsame menschliche Leben um sich her acht schlagen. Aber sich hörte er Füße auf den Planken des Wagens scharren, und er sah, wie das Volk in die warmen, schmutzigen Wagen zusammenkroch, alle nebeneinander und durcheinander. Er mußte dem Geplauder, dem Gesang, dem Gelächter und dem Gezänke lauschen, das immerfort noch hier und dort ertönte. Eine einsame Okarina klang unermüdlich weiter, als längst schon alles schwieg.

Ihn fröstelte. Er hatte von Tante nur ein dünnes Mäntelchen mitbekommen, und eine Pferdedecke konnte nicht entbehrt werden. Er fand zwar ein paar leere Hafersäcke, aber die waren viel zu kurz.

Als alles schlief und er noch immer zitternd und wachend dalag und seine Mundwinkel sich bereits bedenklich herabzusenken begannen, hörte er, wie die Wagentür leise geöffnet wurde. Eine flüsternde Stimme rief ihn. Johannes kroch unter dem Wagen hervor und erkannte Marions schwarze Schwester.

„Warum kommst du nicht herein, kleiner Kerl?" fragte sie.

In Wahrheit fürchtete sich Johannes besonders vor der schlechten Luft und den Flöhen. Aber da er diesen verletzenden Grund nicht angeben

Digitized by Google

mochte, antwortete er, in der Meinung sehr anständig und würdevoll zu sein: „Aber das geht doch nicht — ich zu euch!“

Nun wird es allerdings mit der Förmlichkeit in einem Wohnwagen nicht allzu genau genommen. In den sehr vornehmen findet man zwar hin und wieder einen Vorhang, durch den des Nachts der Wohnraum in zwei Schlafzimmer umgeschaffen und der Wohlanständigkeit auf solche Weise Genüge getan wird. Meistens aber macht man es so wie die Vögel, die nur einmal im Jahr ihr Kleidchen wechseln, und auch dann nur ganz mählich, und wie die Mäuse, die auch nicht jede eine Schlafkammer für sich haben.

„Ach was, Junge, du bist wohl verrückt! Vorwärts, komm du nur ruhig. Du darfst wirklich, hörst du wohl?“

Und als Johannes noch immer beschämt und verlegen zögerte, fühlte er plötzlich einen dicken schweren Arm um seinen Hals und auf seiner Wange ein Paar kühle weiche Lippen.

„Komm du nur, Kerlchen, genier dich nicht. Du bist gewiß noch ein ganz Grüner, da wird es hohe Zeit, daß ich dich ein wenig klüger mache.“

Nun gab es nichts, was Johannes mehr zu schätzen gelernt hatte als Klugheit und Klügerwerden; das war etwas, wozu er mit Freuden jede Gelegenheit ergriff. In diesem Augenblick aber bekam er von der Existenz einer nichts weniger als begehrenswerten Klugheit eine sehr deutliche Vorstellung.

Er hatte keine Zeit, diese wunderliche Entdeckung aufmerksam zu erwägen. Zum Glück aber kam seinem trägen Gedankengang diesmal ein sehr starkes Gefühl des Abscheus zu Hilfe, so daß er ausnahmsweise einmal rechtzeitig wußte, was er zu tun hatte.

So sagte er denn sehr laut und bestimmt: „Nein, danke, ich liege da ganz gut“ und kroch wiederum unter den Wagen.

Das schwarzäugige Weib schien das durchaus nicht freundlich von ihm zu finden, denn sie fluchte und sagte: „Meinetwegen kannst du verrecken“, während sie wieder hineinging. Johannes nahm sich das nicht allzusehr zu Herzen, obwohl es ihm sehr ungerecht erschien. Er schlief indessen ebensowenig wie zuvor, und das Gefühl der soeben erlittenen Berührung und der unangenehme Duft von schlechtem Parfüm, den die Frau an sich hatte, blieben beklemmend um ihn haften.

Sobald es zu dämmern begann, öffnete sich die Wagentür von neuem. Johannes blickte auf. Marion kam barfuß hinausgeschlichen, ein altes lilafarbenes Umschlagetuch um die hageren Schultern. Sie setzte sich neben Johannes auf die Erde.

„Was hat sie getan?“ fragte sie flüsternd.

„Wer?“ fragte Johannes zurück. Aber das war nur Verlegenheit, denn er wußte sehr gut, wen sie meinte.

„Na, das weißt du doch wohl; glaubst du etwa, ich hätte geschlafen? hat sie dich geküßt?“

„Ja“, nickte Johannes.

„Wo? Auf deinen Mund?“

„Nein, auf die Backe.“

„Gott sei dank“, sagte Marion. „Und wirst du sie das nie wieder tun lassen? Sie ist ein gemeines Weib.“

„Ich konnte nichts dafür“, sagte Johannes.

Digitized by Google

Marion blickte ihn mit ihren klaren hellgrauen Augen eine Weile nachdenklich an.

„Wagst du zu stehlen?“ fragte sie dann ganz unvermittelt.

„Nein“, sagte Johannes, „ich wage es wohl, aber es ist schlecht.“

„Denkt gar nicht dran“, antwortete Marion mit großer Bestimmtheit. „Es hängt nur davon ab von wem. Von einander stehlen ist gemein, aber von dem Publikum stehlen, das darf man. Von dem Weib darf ich nicht stehlen, und auch nicht von Lorum. Aber du darfst von dem Weib stehlen. Wenn du doch nur den Mut dazu hättest!“

„Darfst du denn auch von mir stehlen?“ fragte Johannes.

Marion blickte ihn plötzlich verwundert an, und lächelte anmutig, während sie ihre weißen, gleichmäßigen Zähnchen zeigte.

„Früher wohl, aber jetzt nicht mehr, jetzt gehörst du zu mir. Aber das Weib hat eine Menge Geld und du nicht.“

„Ich habe auch Geld, fünfzig Gulden, die hat mir Tante gegeben.“

Marion sog die Luft mit ihren Lippen ein, wie einen köstlichen Leckerbissen. Ihr bleiches Gesichtchen erstrahlte vor Freude.

„Fünf Goldfüchschen, ist das wahr? Aber Hanni, dann sind wir ja fein raus. Dann brennen wir ganz einfach durch. Ist dir's recht?“

„Jawohl,“ sagte Johannes langsam, „aber eigentlich wollte ich Marcus suchen.“

„Schon recht,“ antwortete Marion, „das trifft sich gerade gut. Dann suchen wir zusammen?“

„Gehen wir jetzt gleich?“ fragte Johannes.

„Nein, du kleiner Dummkopf. Dann würde man uns ja sofort wieder zurückholen. Aber heute abend, sobald es dunkel wird, können wir ein ganzes Ende weiterkommen. Ich werde dir schon rechtzeitig Bescheid sagen.“

Es begann langsam zu tagen, — ein klarer frischer Morgen mit warmer und dennoch frischer Augustsonne. Allüberall blitzten die taubenetzten Spinngewebe wie funkelnde Sternenkränzlein auf dem dunklen Heidegesträuch. Im Wohnlager glommen noch die Feuer vom Vorabend, und es roch nach Holzbrand und Honig.

Johannes war zufrieden. Auch in ihm brannte ein Feuerlein mit lustiger Glut. Er fühlte, daß es gut sei, zu leben und freudig zu kämpfen. Es war ein langer, seltsamer Tag, aber er hatte Geduld und freute sich heimlich auf die Flucht mit Marion. Das dunkeläugige Weib war wieder sehr freundlich zu ihm. Er half den ganzen Tag im Zirkus und hatte keine Gelegenheit Marion zu sprechen. Aber hin und wieder schauten sie einander voll heimlichen Einverständnisses an, und das war köstlich. Etwas so Köstliches hatte Johannes im Alltagsleben noch niemals empfunden.

An jenem Abend fand eine Vorstellung statt, und Marion zeigte ihre Künste. Johannes fühlte sich stolz und gewichtig, weil er mit zur Truppe gehörte, und vom Publikum als ein Reiter oder Clown angesehen wurde; er durfte nämlich in Stulpstiefeln und mit einer Peitsche in der Hand am Stalleingang stehen. Aber er verstand sich auf keine einzige Kunst, ja, nicht einmal mit der Peitsche konnte er knallen.

Als es ganz dunkel war und alles wieder schlief, kam Marion, um ihn zu rufen. Er vermochte ihre Gestalt kaum zu erkennen, erriet aber

Digitized by Google

an einem leisen Knurren, daß sie Kees, ihr Äffchen, auf dem Arme trug. Sie drückte Johannes ihre Gitarre in die Hand und sagte leise: „Und nun los."

Hastig und schweigend eilten sie davon. Marion gab die Richtung an. Erst über die große Chaussee, dann über einen Fußweg den Fluß entlang, dann bei einer Fähre behutsam ein kleines Boot losgemacht und sich so stromabwärts treiben lassen.

„Aufpassen, Hanni, und gut ausschauen!"

„Wir werden angefahren werden", sagte Johannes, dem durchaus nicht behaglich zumute war.

„Fürchtest du dich?"

„Nein, das gerade nicht", sagte Johannes, obgleich er in Wirklichkeit sich nur nicht fürchten wollte. „Aber wo werden wir denn hingeraten, und wie sollen wir ausweichen, wenn ein Boot kommt? Wir haben ja gar keine Ruder."

„Ich wollte nur, daß eins käme, dann führen wir mit."

„Wohin möchtest du denn, Marion?"

„Na, natürlich über die Grenze, sonst kriegen sie uns doch zu packen."

„Und Marcus?!"

„Den werden wir später schon finden, wenn wir nur erst mal fort sind."

Schweigend ließen sich die beiden Kinder forttreiben über das dunkle stille Wasser, das im Vorüberfließen hier und dort leise gegen eine Planke oder eine Tonne klatschte. Weit und geheimnisvoll war alles ringsumher, stockfinster und windstill die Luft, kaum, daß das Schilf am Ufer leise seufzte. Der kleine Kees piepte kläglich und unzufrieden — ihn fror.

„Wer ist Marcus doch eigentlich, Marion? weißt du das nicht?"

„Danach darfst du nicht fragen, Hanni, du mußt ihm vertrauen, das tue ich auch."

Da plötzlich ertönte von weither ein dumpfes Poltern und Lärmen und kam näher und näher, und in der Ferne sah Johannes rote und weiße Laternen aufleuchten.

„Ein Dampfer!" rief er, „was sollen wir jetzt bloß anfangen?"

„Singen", sagte Marion, ohne zu zögern.

Der Dampfer fuhr sehr langsam, und hinter ihm gewahrte Johannes eine lange Reihe kleiner Lichtchen wie eine Sternenschnur. Es war ein Schleppdampfer, der eine schwere Fracht von Rheinschiffen hinter sich herzog. Ächzend und stöhnend schien der Dampfer gegen den mächtigen Strom anzukämpfen.

Das kleine Boot blieb ein Ende seitwärts vom Schlepper, aber die folgenden Schiffe, die groß und schwerfällig in einem weiten Bogen hinterher schwenkten, kamen immer näher und näher.

Marion nahm ihre Gitarre und begann zu singen, daß es fein und klar durch die stille Nacht erklang, trotzdem das Wasser mächtig rauschte und das Stoßen des Dampfers immer näher kam. Sie sang eine bekannte deutsche Melodie, aber mit den folgenden Worten:

„Auf tiefen dunkeln Fluten
ist mir doch nimmer bang —
ich weiß, ich werd zum Guten
gelenkt mein Lebenlang."

„Seid Ihr denn ganz verrückt oder habt Ihr genug vom Leben, daß

Digitized by Google

Ihr euch so ohne Licht quer ins Fahrwasser legt?" schrie von einem der Schiffe eine Stimme übers Wasser.

„Helft uns, werft uns ein Tau zu!" rief Marion zurück.

„Helft uns, helft uns!" — rief auch Johannes.

Klatsch! In weitem Bogen kam da ein Tau über das Schiff dahergeflogen. Auf gut Glück griff Johannes danach und palmte sich in die Richtung des Schiffes. Der Steuermann, der an dem riesengroßen hochgebogenen Steuer stand, spähte, eine Laterne in der Hand, aufmerksam über Bord.

„Von was für einer Hochzeit kommt Ihr denn eigentlich?"

Johannes und Marion bestiegen das Schiff und Marion stieß das kleine Boot ab.

„Zwei Jungens?" fragte der Steuermann.

„Und ein Affe" — fügte Marion hinzu.

Johannes blickte sich nach ihr um. Im Licht der Laterne sah er eine kleine Gestalt, die er kaum zu erkennen vermochte: Ein zart gebauter Knabe mit einer Mütze auf kurz geschnittenem Haar. Ihr seidenweiches Blondhaar hatte sie der Flucht zum Opfer gebracht.

Kees streckte seinen Kopf aus ihrem Kittel heraus und blinzelte im grellen Schein der Laterne.

„Ach so, Kirmesvolk," brummte der Schiffer, „und was soll mit dem Boot werden?"

„Das weiß den Weg nach Hause", sagte Marion.

Damit Ihr ruhig und andächtig weiterlesen könnt, will ich euch nur gleich erzählen, daß Johannes und Marion Mann und Frau werden, noch bevor das Buch zu Ende geht. Aber als ihnen der alte Schiffer in dem Roof der langen Rhein-Aake ein behagliches Schlafplätzchen anwies, hatten sie davon noch nicht die leiseste Ahnung, und müde, wie sie waren, lagen sie beide alsbald wie zwei kleine Brüder in tiefem Schlaf, Keesje, jetzt warm und zufrieden, in ihrer Mitte.

Als es hell zu werden begann, schien die ganze Welt verschwunden. Johannes erwachte durch das Gerassel von Ankerketten, und als er hinausblickte, sah er an allen Seiten nichts als weißes dunstiges Licht. Kein Himmel, keine Ufer, nur dicht unter den kleinen Fensterchen das gelbe fließende Wasser. Aber er hörte Dorfglocken läuten und sogar Hähne krähen. Die Welt war also doch noch da, ebenso schön, wie stets, aber von einem dicken weißen Nebel verhüllt.

Die Schiffe lagen still, man konnte nicht fahren. Wenn man das Wasser des Rheines nicht um die Ankerketten hätte brausen sehen, würde man vom Windstrich nichts gewußt haben. So blieben sie stundenlang in dem stillen, weißen, dicken Licht und lauschten den gedämpften Geräuschen, die vom Ufer her aus dem Dorf zu ihnen herüberklangen.

Die beiden Kinder liefen auf dem langen Schiff auf und ab und amüsierten sich königlich. Der Schiffer hatte sich bereits mit ihnen angefreundet, namentlich, nachdem er erfahren, daß sie ihre Reise bezahlen konnten. Sie aßen Brot und Wurst und starrten gespannt in den Nebel, ob sie nicht ein kleines Boot kommen sähen mit Lorum und dem schwarzen Weib, die sie zurückholen wollten. Denn sie konnten noch nicht weit von ihrer letzten Wohnstätte entfernt sein.

Digitized by Google

Endlich ergriffen die immer dünner und dünner werdenden Nebel vor dem leuchtenden Sonnenantlitz die Flucht, und während die Erde noch stets in einem dichten Weiß verborgen blieb, begann dort oben bereits alles in herrlichem Blau zu erstrahlen.

Jetzt brach für Johannes ein schöner Tag an.

Seufzend und ächzend, wie mit heftigem Widerwillen fing der Schleppdampfer von neuem an seine Ladung stromaufwärts zu stauen. Der stille Sommertag ward warm, die breite Stromfläche glitzerte in der Sonne, und zu beiden Seiten glitten die Ufer, die mit ihrem graugrünen Schilf, mit ihren Weiden und Pappeln frisch und taubenetzt aus dem Nebel emporstiegen, träge vorüber.

Johannes lag auf Deck und starrte auf Strom und Ufer, während Marion neben ihm saß und Keesje, der sich im Takelwerk die Zeit vertrieb, vergnügte Kehllaute ausstieß und hin und wieder ernsten Blickes auf einen vorüberfliegenden Vogel oder auf ein Insekt starrte.

„Marion," sagte Johannes, „wie wußtest du gestern denn so gewiß, daß du dich nicht zu fürchten brauchtest?"

„Weil auf mich aufgepaßt wird", sagte Marion.

„Durch wen denn?" fragte Johannes.

„Durch Vater."

Johannes blickte sie an und fragte dann leise: „Meinst du deinen eignen Vater?"

Aber Marion deutete mit einer leichten Kopfbewegung auf die grünenden Ufer, das fließende Wasser, den blauen Himmel und die strahlende Sonne, und sagte danach mit seltsamer Betonung, gleich als müsse es jetzt ganz klar und deutlich sein:

„Nein, ich meine Vater."

„Ist das der Vater, von dem Marcus spricht?"

„Ja, natürlich", erwiderte Marion.

Johannes schwieg eine Zeitlang und blickte träumerisch auf den raschen Lauf des Wassers und den immer träger und träger werdenden Gang der Dinge, die dahinterlagen. Sein Kopf war voller Gedanken und jeder begehrte ausgesprochen zu werden. Aber es ist eine Wonne, so dazuliegen und im sonnenklaren Licht auf ein vorüberziehendes Land zu schauen und die Gedanken ganz ruhig herankommen zu lassen und sorgfältig diejenigen unter ihnen auszuwählen, die es wert sind mit Wortklang bekleidet zu werden. Viele sind zu zart und zu schwach, um dieser Ehre teilhaftig zu werden, und dennoch sind das nicht die schlechtesten.

Johannes wählte zunächst einen Nebengedanken aus, der ihm zwar nicht sehr tief erschien, aber doch ausgesprochen werden wollte.

„Hast du das aus dir selber?" fragte er.

Marion war diesmal mit ihrer Antwort auch nicht allzu schnell bei der Hand.

„Aus mir selber? — nein. Marcus hat es mir gesagt, aber ich wußte es selbst auch schon längst. Ich wußte es, aber er sagte es. Er hat es aus mir herausgeholt. Ich behalte alles, was er sagt. Alles. Auch wenn ich nichts davon verstehe."

„Nützt das denn etwas?" fragte Johannes ein wenig unbesonnen.

Marion blickte ihn verächtlich an und sagte dann:

„Donner und Doria, du bist ja genau wie Kees. Der weiß auch nicht,

Digitized by Google

daß er mit einem Groschen mehr anfangen kann als mit einem Pfennig. Als ich meinen ersten Groschen bekam, begriff ich auch nichts davon. Aber da merkte ich doch bald, daß ich viel mehr Süßigkeiten dafür bekommen konnte, als für einen Pfennig. Und fing an, besser darauf zu achten. So verwahre ich jetzt sorgsam alles, was Marcus gesagt hat, alles."

„Hast du ihn gerade so lieb wie ich?" fragte Johannes.

„Noch lieber", sagte Marion.

„Das ist nicht möglich."

Dann wiederum eine lange Pause.

Der Dampfer hatte es nicht eilig. Die Sonne ebensowenig. Und auch der breite Strom hastete sich nicht. So nahmen sich auch die Kinder alle Zeit für ihr Gespräch.

„Ja, aber weißt du wohl", begann Johannes dann wieder, „wenn die Menschen von unserm Vater sprechen, so meinen sie Gott, und Gott ist .."

Was hatte Windekind doch gleich von Gott gesagt? Der Gedanke kam und bat um sein altes Wortgewand. Aber Johannes zögerte. Das Gewand kleidete ihn nicht.

„Nun, was ist Gott?" .... fragte Marion.

Dann also doch nur her mit dem alten Kleidchen. Ein besseres war nicht da.

„... eine Petroleumlampe, an der die kleinen Fliegen festkleben."

Marion ließ einen schrillen gebieterischen Pfiff ertönen. Ein Zirkuskommando. Kees, der, in dem kurzen Schiffsmast sitzend, andächtig seinen ausgestreckten Hinterfuß inspizierte, fuhr unverzüglich auf und ließ sich mit pflichtgemäßer Eile an dem Stahldraht heruntergleiten.

„Hierher, Kees, aufgepaßt!"

Kees brummte bestätigend und war sofort ganz und gar Andacht, denn er war gut dressiert. Kaum, daß seine scharfen braunen Auglein auch nur für eine Sekunde von dem Gesicht seiner Herrin wegblinzelten.

„Der junge Herr hier behauptet, daß er weiß, was Gott ist ... weißt du's?"

Kees schüttelte mit einer raschen Bewegung den Kopf und zeigte grinsend all seine scharfen weißen Zähnchen. Man hätte meinen können, daß er lachte, aber seine Auglein blickten ernsthaft wie immer von Marions Mund auf ihre Hand. Da gab es nichts zu lachen. Hier galt es aufpassen, das wußte er. Und es würde entweder ein Leckerbissen oder eine Tracht Prügel folgen.

Aber Marion lachte laut auf.

„Hierher, Kees, brav gemacht!"

Es folgte ein Leckerbissen, und die Mahlzeit wurde unter lautem Schmatzen hoch oben im Mast verzehrt.

Der Erfolg dieser Höhnerei kam Marion gänzlich unerwartet. Johannes, der, das Kinn in die Hände gestützt, auf Deck lag, starrte eine Zeitlang betrübt auf den Horizont und verbarg dann das Gesicht in die verschränkten Arme, während es schien, als ob sein ganzer Körper vor Weinen zuckte.

„Aber ich bitte dich, Hanni, bist du denn verrückt? Wie kannst du darüber nur weinen?" fragte Marion erschreckt, während sie versuchte seine Arme von seinem Gesicht zu entfernen. Aber Johannes schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Still, laß mich denken", sagte er.

Marion ließ ihm wohl eine Viertelstunde Zeit. Dann sagte sie leise und herzlich, gleich als wolle sie ihn trösten:

„Ich weiß ganz gut, was du sagen wolltest, mein lieber Junge. Darum spreche ich auch immer vom Vater. Ich kann das am besten verstehen. Denn weißt du, meinen Vater habe ich niemals gekannt, aber der muß wohl viel besser gewesen sein als andere Väter."

„Warum denn?" fragte Johannes.

„Weil ich selbst viel besser bin als all das Volk um mich her und als das gemeine schwarze Weib, das einen andern Vater gehabt hat."

Marion sagte das ganz einfach und unumwunden, weil sie es so empfand. Mit einem bescheidenen Stimmchen sagte sie es, fühlte aber dennoch, daß sie wohl noch eine Erklärung hinzufügen müsse.

„Nicht als ob ich gar so brav wäre, ach herrjeh, nein! Aber ich bin doch besser als all die andern, und das kommt durch Vater, denn meine Mutter war auch nur eine Kirmesfrau, und jetzt ist das schönste, was ich sagen kann »Vater«, und das sagte Marcus auch."

Johannes blickte sie mit noch stets traurigen Augen an.

„Ja, aber all das Gemeine und all das Häßliche und all das Traurige, das Vater dennoch immerfort geschehen läßt? . . . Erst schickt er uns in die Welt hinein, dumm, wie wir sind, und er sagt uns nichts, und wenn wir dann Böses tun, weil wir es nicht besser wissen, dann werden wir bestraft. Ist das etwa väterlich?"

Marion aber sagte:

„Ja, glaubtest du denn etwa nicht? Kees bekommt auch Strafe, damit er lernt, aber jetzt, wo er klug ist und gut gezogen, kriegt er fast gar keine Schläge mehr und nur noch was Gutes, gelt, Kees?"

„Aber hast du mir nicht selbst erzählt, Marion, wie du Kees gefunden hast, mager und verschüchtert und voller Räude und sein ganzes Fell kaput vor Hunger und Schlägen, weil ihn ein paar abscheuliche Jungens mißhandelt hatten, und wie er dann noch lange, lange Zeit scheu geblieben ist?"

Marion nickte und sagte: „Es gibt abscheuliche Menschen und Teufelskinder, und es wird auch wohl einen Teufel geben. Aber ich bin ein Kind meines Vaters und fürchte mich nicht vor ihm, was immer er auch mit mir tun mag."

„Und wenn er dich nun krank macht, und wenn er es ruhig mit ansieht, wie dich die Menschen mißhandeln, und wenn er dich eine Sünde begehen und vor Reue weinen und dich dann wahnsinnig werden läßt?"

Keesje hatte sich ganz langsam von dem Mast heruntergleiten lassen. Zögernd und vorsichtig betastete er Marions Knabenanzug mit seinen schwarzen schmutzigen Händchen. Er wollte schlafen und war an einen weichen Schoß gewöhnt. Allein seine Herrin nahm ihn auf und barg ihn in ihrem Kittel. Darauf gähnte er behaglich wie ein altes Männchen, schloß sogleich die Augenlider und schlief langsam ein, mit einem devoten Gesichtchen und fromm emporgezogenen Augenbrauen. Marion sagte:

„Wenn ich es mir einfallen ließe, Keesje zu mißhandeln, so würde er fürchterlich toben, aber er würde trotzdem bei mir bleiben."

„Ja, aber das würde er ebensogut auch bei einem gemeinen Schuft tun", sagte Johannes.

Digitized by Google

Marion aber schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Kees ist zwar dumm, viel dümmer als du und ich, aber doch nicht ganz dumm. Er weiß genau, wer es gut mit ihm meint. Auch daß ich ihn nicht zu meinem Vergnügen mißhandle. Und siehst du, Hanni, daß der Vater mich nicht ohne Grund mißhandeln wird, das weiß ich gewiß, ganz gewiß."

Johannes faßte ihre Hand und fragte erregt:

„Wie weißt du das? wie weißt du das denn?"

Marion lächelte und richtete einen sanften Blick auf ihn.

„Genau so gut wie ich weiß, daß du ein braver Junge bist, der mich lieb hat. Das sehe ich dir an, an allerhand Dingen, die ich nicht einmal erklären könnte. Eins kommt zum andern. So kann ich auch sehen, daß Vater es gut mit mir meint. An den Blumen, an den Wolken, an dem glitzernden Wasser. So deutlich, daß ich manchmal fast darüber weinen muß."

Da entsann sich Johannes, wie er einst beten gelernt hatte, und es kam mehr Ruhe in seine aufrührerischen Gedanken. Dennoch aber konnte er es nicht unterlassen zu fragen — weil er schon gar so lange mit Klauber verkehrt hatte:

„Und warum kann das kein Trug sein?"

Keesje wachte plötzlich auf und schaute sich erschreckt nach Johannes um.

„Ach, du bist ein Schaf", sagte Marion ungeduldig. „Das ist nun gerade so, als wenn du fragen wolltest, warum der Sommer nicht mal zufällig der Winter sein kann. Ich erkenne Vater gerade daran, daß er nicht betrügt. Wenn Marcus doch jetzt da wäre, dann würdest du tüchtig was abbekommen."

„Ja, wenn er doch da wäre!" sagte Johannes seufzend und schien sich gar nicht davor zu fürchten, daß er „was abbekommen" würde.

Darauf ließ Marion freundlicher folgen:

„Weißt du, was Marcus sagt, Hanni? . . . Wenn der Teufel sich vor Gott hinstellt, so durchbohrt das aufrichtige Vertrauen ihm das Herz."

„Soll ich denn etwa dem Teufel vertrauen?" fragte Johannes.

„Aber nein, wie wäre das wohl möglich? Das kann niemand. Du sollst nur dem Vater vertrauen. Aber wenn du zufällig den Teufel mal für Vater ansiehst, so schadet das auch noch nichts, denn der weiß mit aufrichtigem Vertrauen nichts anzufangen. Das geht quer durch ihn hindurch und langt schließlich doch beim Vater an."

„O Marion, Marion", sagte Johannes, während er voll tiefer Rührung die Hände faltete.

Sie lächelte glückselig und sagte:

„Siehst du, das war nun ein Groschen aus meiner Sparbüchse."

Es ward wirklich ein sehr schöner Tag für Johannes. Er sah die großen hochgetürmten Wolken, die schlanken Bäume in dem weichen Sonnenlichte, die stillen Häuschen am Ufer und den gewaltigen rastlos fortgleitenden Strom, golden glitzernd und violett glänzend, und über sich das tiefe, tiefe Blau, und er flüsterte: — „Vater, Vater." In einem einzigen Augenblick erkannte er plötzlich in allem, was er sah, die herrlichen wunderbaren Gedanken seines Vaters, die er allzeit anstaunen und jetzt, ganz flüchtig auch begreifen durfte. Vater sagte ihm das alles wie ein ungeheures Mahnen, daß Er da sei, schön und wahr-

Digitized by Google

haftig, ewig sorgend, allzeit harrend und auch hinter dem Häßlichen und Trügerischen auffindbar.

„Wirst du immer bei mir bleiben, Marion?“ fragte er innig.

„Ja, Hanni, das will ich wohl. Und du bei mir?“

Da begann der kleine Johannes kühn und unerschrocken alles mögliche zu versprechen, als wüßte er wirklich alles, was da kommen würde, und als besitze er die Herrschaft über sein ganzes unbekanntes kleines Wesen.

„Ja, liebe Marion, ich verlasse dich nicht mehr. Ich verspreche dir, daß wir zusammenbleiben. Aber wie zwei Freunde, ist dir das recht? Keine Liebelei.“

„Schön Hanni, wie du willst“, sagte Marion. Danach ward sie sehr still.

Glück

(aus „Johannes dem Wanderer“)

Der schwere feierliche Lenz. Die lastende Lindigkeit breitete sich langsam und mächtig über mein ruhiges Land.

Die dürren Bäume ruhten und das tote Gras. Aber hoch droben, in weichen, matt-golden umsäumten Wollwölkchen war schon liebliches Leben, und der Amsel Pfeifen glitt silbern und fein durch die stille Abendluft.

Niedrige Hügel reckten sich vor uns empor mit langem, gelbem Gras und sehr dickem Moos und rotbraunem Heidegesträuch. Und sie trugen große Tannen.

Hier und dort, in der Dämmerung, zwischen den vielen, roten Tannenstämmen, kleine Birken und Vogelbeeren, die spitzen, hellgrünen Blättchen begannen schon zu sprießen.

So war der Wald voll lauen Duftes, voll hohen, harzigen, aromatischen Duftes. Dicht hing der Duft in dem Wald unter den Stämmen, der mächtige Frühjahrsduft. Der schnitt scharf und dennoch lockendsanft durch die Seele, schmerzte nicht und grub dennoch tiefe Wunden, gleich als entfließe all das trübe Wehmutsblut, ohne Schmerzen. Oh das Lenzesleid, das sehnsüchtig schmachtende Lenzesleid, die große, schmerzlose Wunde.

Dort oben war der Abend sehr fein, sehr hell, sehr frostig kühl. Und man sah die dunklen Tannenkronen warten, totenstill ausgebreitet. Und flüchtig nur ein stattliches Gesumme in der großen Spannung — aber sogleich alles wieder still, in der großen Spannung der Stille.

Und durch dies Paradies von Düften schwebte unser Denken unhörbar suchend, in einem Bann der Weihe befangen, — umherirrend in lauem, wohlriechendem Dämmerlicht.

So war es wiederum Lenz.

Jetzt aber trug ich meinen Körper leicht, der Glanz, der in meinem Wesen läuternd lohte, ließ mich die Schwere meiner Glieder nicht empfinden, meine Weltenform war reiner, heller, stärker.

Und durch den dichten Dunst war die Flamme meines Geistes hell hindurchgeschlagen, und die Dinge sahen mich jetzt deutlich an, durch mein inneres Licht verklärt.

Und ich sprach:

Digitized by Google

„Wie ist alles anders geworden. Mein ganzes Wesen ist anders geworden. Jetzt fühle ich alles besser."

„Was hilft doch alles Sprechen und Denken, alles Umherschweifen in Gedanken — und all das Wenden und Wiederwenden der Betrachtungen, — wenn es nicht licht wird im Innern. Du hättest mich schlagen können mit Worten, gleichwie mit Hämmern, solch eine Seele läßt sich nicht schmieden ohne die innere Glut des Empfindens."

„Und wie gut warst du, mein liebes Kind, so gut. Denn jetzt weiß ich, wie du damals empfandest. Und ich weiß auch, daß ich dir damals geringer erscheinen mußte, geringer, als du selbst es bist. Denn das ist besser. Und dennoch stellte ich mich stolz. Du aber hast dich nur ein wenig schmerzlich-still zurückgehalten und littest doch so großen, großen Kummer!"

„Aber sei du jetzt nicht mehr scheu, denn ich empfinde gleich dir." —

Und sie, die Augen von mir wendend, blickte auf das Moos und die Stämme und sprach mit leiser Befriedigung:

„Das brauchtest du nicht zu sagen, das von mir. Es hat mich niemals darnach verlangt, daß du anders sein solltest. Ich glaubte, du wüßtest es am Ende besser. Aber ich konnte es mir niemals anders denken. Und darum auch mußte ich schweigen, wenn du anders fühltest als ich."

Und ich, in stärkerer Erregung, so daß meine Lippen zu zittern begannen und meine Stimme mir so recht nicht gehorchen wollte:

„Aber jetzt nicht mehr, nicht mehr. Ich verstehe das alles noch nicht, nicht in Worten. Aber dies weiß ich jetzt, wenngleich ich es nicht verstehe. Zwischen dir und mir ist nichts Häßliches. Ich liebte dich nicht genugsam, — jetzt aber wohl."

Und dann, da sie noch immer schwieg:

„Jetzt glaubst du dies doch. Vertraue mir. Ich habe dich jetzt so lieb wie du mich. —"

Und sie, leise:

„Ich glaube dir schon, mein Junge, daß du dies empfindest. Aber ob es so viel ist, ich weiß es nicht, denn mir scheint, daß das nicht möglich wäre."

„Aber nun, da du so sprichst, will ich mich nicht länger zurückhalten, die Fühlhörnchen strecken sich jetzt ganz heraus."

„Ich will dir etwas erzählen. Höre nur, höre, wie ich dir vertraue."

Ihre Stimme klang still träumerisch, in kurzen Pausen, wie ein dürres Blatt, das in leichtem Winde weiterraschelt. Sie sprach, als sei sie allein.

„Am Meer lag ich in der Nacht, wachend. Du hattest am Abend in meinem großen Zimmer gesessen mit der Lampe, und nachdem du gegangen warst, konnte ich nicht einschlafen. Und meine Fenster dröhnten und kleine lose Bindfäden wapperten, und es klatschte mit heftigen Stößen gegen meine Fenster."

„Und immerfort die See, — immerfort das dumpfe Schlagen, das eintönige Rollen der See und er war in einer kleinen Kammer, die an die meine grenzte."

Digitized by Google

„Da nahm ich mein Lichtchen, ging sehr ruhig bis zu seinem Kämmerchen, meine Hand um das zitternde Lichtchen geschlungen."

„Und er schlief, — mit einem Arm auf der Decke, die kleine Manschette gelöst, den runden Puls auf dem weißen Laken. Den Kopf der Wand zugekehrt."

„Ich sah mir ganz behutsam seine Kleider an, die achtlos auf einen Stuhl geworfen waren, — ich nahm sie und legte sie zusammen, — er schlief weiter."

„Dann stand ich auf und neigte meinen Kopf zu seinem Kopf und streifte sein Haar. Ich küßte ihn nicht. Ich hörte seinen Atem. Er wußte nicht um meine Nähe."

„Da kniete ich nieder und war mir eines allergrößten Glückes bewußt, das zu ungeheuer war, um bleiben zu können, — und alles Leben, das wilde Wühlen der See, die große Brandung, und all das Dröhnen fuhr fort da draußen, — und hier war die größte, stille Reinheit, hier in unserem Kämmerlein, — er schlafend, — ich auf den Knien —"

Wie eine große, weiße Blume, die die zarten, zarten Blätter langsam entfaltet, in einer linden, totenstillen Dämmerung, so war dies.

Nur in so hoher Spannung der Weihe kann solch Wunder geschehen. In so großer Ruhe, in so vollkommener, linder Sanftheit. Weh um die weiße Zartheit dieses seltsam-blühenden Wunders — bei einem gar zu hellen Lichtschein, einem allzu kühlen Lufthauch. Bewache den Atem deiner Lippen, behüte dein geringstes Regen — auf daß nichts achtlos geschändet werde.

Ihr Fall

(aus „Wie Stürme segnen")

Während ihres fünften Besuches bei Joob traf sie Ritsaart dort an. Das erste Sommergewitter drohte, und die starke elektrische Spannung der Sphäre versetzte Hedwig allzeit in einen leichten, klaren Zustand der Unbekümmertheit. Sie fühlte Mut und Beredsamkeit und den festen Willen, das Leben zu genießen. Es war eine köstliche Stunde, die die vier zusammen verlebten. Jansje blieb bei ihnen und bereitete Schokolade, während sie alle Brot und Früchte aßen. Der Donner dröhnte und knallte ringsumher, daß die Fenster klirrten, der Sturzregen prasselte gegen die Scheiben, und in dem unordentlichen Zimmer, das abwechselnd dämmerig dunkel und von jähen Blitzen bläulich-weiß erleuchtet war, sprachen sie gemeinsam über erhabene Dinge und verstanden einander. Wie von Wein berauscht fühlte sich Hedwig, betäubt durch den Zauber dieses neuen, freien, hochgeistigen Zusammenseins, der vertraulichen Seelenberührung mit dem so Besonderen und Eigenartigen, auch mit dem armen, abgearbeiteten Mädchen, das von den durch ihre Väter Beraubten abstammte. Welch eine Erhabenheit, welch eine Verbrüderung! Sie küßte das Kind, das sie still gewähren ließ.

Gerard war gerade tags zuvor auf zwei Tage mit seinem Vater verreist. Sie erzählte dies ohne irgendwelchen Nebengedanken. Aber als Ritsaart

Digitized by Google

sie daraufhin anblickte, begriff sie, was sie gesagt hatte. Sie dachte: „Ist dies Zufall oder eine Fügung?“ Allein, sie ließ es geschehen, ohne Widerstand, von ihrem neuen Mut zum Leben und Genießen gänzlich erfüllt. Und als Ritsaart ihr beim Abschiednehmen leise zuflüsterte: „Auf heute abend“, da nickte sie entschlossen und ohne Zaudern.

An jenem Tage lebte sie so wunderlich wie nie zuvor. Sie wußte, wenn sie darüber nachdachte, daß jetzt das geschehen würde, was sie, weil sie es als eine Sünde und einen Frevel erachtete, bisher niemals geduldet hatte. Sie wußte nicht nur, daß es dräuend nahte, sondern daß es sicherlich kommen würde, wenn sie sich nicht widersetzte. Und in ihr war auch nicht der leiseste Schatten eines Widerstandes. Sie war unfähig, klar über die Dinge zu denken. Sie lächelte, ging an jenem Tage wie immer still ihrer Wege und freute sich darüber, daß sie so glücklich war. „Wenn ich im Begriff wäre, etwas Böses zu tun, würde Gott mich dann nicht warnen?“ So dachte sie während eines flüchtigen Augenblicks. Niemals aber ruhten ihre Gedanken bei dem aus, was bevorstand. Es war wie ein kleiner Fleck im inneren Auge, der vor jeglicher Beobachtung hinwegflieht.

Sie überdachte ihr Leben, aber sie hatte so sehr unter übermäßiger Reue und Gewissensbissen gelitten, daß sie jetzt nur noch Dankbarkeit dafür empfand, daß sie keinerlei Reue fühlte. Es war viel Häßliches in ihrem Leben, aber auch so viel Schönes. Und niemals hatte sie das Böse gewollt. Sie wollte sich Gottes Führung anvertrauen; wollte diese sie in die Irre leiten, so würde sie hinnehmen, was ihr auferlegt ward. Sie vermochte nichts anderes zu fühlen, als das, was sie fühlte.

Also übernahm sie in diesen wenigen Augenblicken des Aufblühens Joobs forschere Lebensansichten; allein, dies war gefährlich ihrer wankenden Kräfte wegen.

Der Abend brach herein, und sie gedachte jenes ersten Kampfes, als sie das kleine Briefchen in der Pforte gefunden hatte. Damals bemerkte sie in sich selber nichts, was sie zum Kommen antrieb, jetzt bemerkte sie nichts, was sie zum Widerstand reizte. Sie war glücklich, und wie tief sie auch ihre Seele ergründete, sie fand kein warnendes Vorgefühl, keine Neigung auszuweichen, keinen Halt des bestimmten Empfindens einer dumpfen Ahnung gegenüber, daß etwas sehr Schlimmes und Sündiges bevorstehe.

Und der folgende Tag fand sie strahlend und verherrlicht. Nicht mehr als sehr vereinzelte Sekunden, gleich dunklem Wetterleuchten, waren es gewesen, in denen sie sich selber eine Gefallene und Verlorene dünkte. Aber der Morgen war heiter und wunderbar klar. Wie köstlich war das Frühstück mit Ritsaart, und ihre stille Geschäftigkeit mit der Sorge um ihn, und der Glanz in ihrer beider Augen. Die kleinsten Sorgen waren wie riesengroße Genüsse. Dabei ein wohltuendes Leben in dem glanzvollen Augenblick und das Fehlen jeglicher Erinnerung an Einzelheiten. Sie dachte durchaus nicht über den Zustand nach, noch auch über das, was geschehen war. Sie war nur innig glücklich, und das Geschehene war für sie unbestimmt und verschwommen, war etwas Großes, Wunderbares, Erhabenes. Und hätte sie auch der innigste Vertraute darnach ge-

Digitized by Google

fragt, sie würde, wie Leonora, ausweichend geantwortet haben. Etwas Ungeheures und Blendendes war über sie gekommen, etwas wie eine leuchtende Wolke, und jetzt war sie ein anderes Wesen. Das war alles, was sie, auch vor sich selber, in Worte zu fassen vermocht hatte.

Diese Seelenruhe währte so lange, bis äußere Dinge sie an das Unregelmäßige, Ungeeichte ihrer Verbindung gemahnten. Hedwig erschrak, als Ritsaart weggehen wollte. Sie wollte mit. Gehörten sie denn nicht für immer zusammen? Und sie begriff nicht, daß Ritsaart gerade jetzt Schwierigkeiten machte und fragte, ob sie denn Gerard nicht abwarten müsse. Jetzt schien er die Meinung der Menschen zu fürchten, und er weigerte sich, Arm in Arm mit ihr zu gehen.

Kaum hatte Hedwig Ritsaarts kleine, durch Vorsicht gebotene Handlungen bemerkt, als ihr hohes Glück auch schon einzustürzen begann.

„Was ist das jetzt, mein Lieb?“ fragte sie, „wirst du jetzt ängstlich? Und findest du denn doch, daß wir etwas Böses getan haben? Hast du mir denn nur etwas vorgeredet? Hast du mir nicht gesagt, daß zwischen uns keine Sünde möglich sei?“

„Aber, Liebste, wie kannst du nur denken, daß ich mich darin so plötzlich wandeln sollte? So denke ich einmal und für immer. Nur eine Verbindung wie die unsrige ist unschuldig. Jede andere ist schuldiger, wenngleich sie von der ganzen Welt gutgeheißen wird.“

„Aber warum willst du denn jetzt verbergen und geheimhalten?“

„Wozu ist es nötig, anderen ein Ärgernis zu bereiten? Was haben wir davon? Ist es für uns nicht genug, daß wir beide darum wissen? Was sollten wir uns um Äußerlichkeiten kümmern und um Schaustellungen? Um den Schein von einem Etwas, das wir in Wirklichkeit schon besitzen?“

Und darauf Hedwig ernsthaft: „Ritsaart, sag mal, erzählst du's Joob?“

„Aber nein, das ist eine Sache zwischen uns beiden, die geht keinen Menschen etwas an. Nie, niemals sollten andere sich um das kümmern, was nur zwei allein angeht.“

„Aber glaubst du denn Ritsaart, daß Joob dies die wahre Ehe nennen würde?“

Und darauf Ritsaart, verstimmt, da kein Liebender die Berufung auf das Urteil eines Dritten gerne duldet: „Was tut denn das zur Sache? Joob ist kein unfehlbarer Richter. Du mußt nicht allem, was er sagt, ein solches Gewicht beilegen. Er liebt Extreme und Paradoxe, und es kann geschehen, daß er dem, was er heute behauptet hat, morgen schnurgerade widerspricht.“

Ritsaart fühlte sich beunruhigt durch das Bewußtsein, daß er Gerard gegenüber nicht offen und großherzig handelte. Daheim lag ein Brief von ihm an Gerard, halb vollendet, in dem er schrieb, daß Hedwig durch ihre Neigung ihm, Ritsaart, angehöre, wenngleich sie eines Anderen Namen trage, und daß Gerards Ehe ihm daher nichts gelte und von ihm als nicht bestehend erachtet werde. Aber durch die Unsicherheit und das Schwanken, durch die Furcht, eine plötzliche Trennung zwischen Hedwig und sich selber heraufzubeschwören, hatte er die Versendung dieses Briefes hinausgeschoben, bis es zu spät war. Sollte er ihn noch jetzt vollenden?

Gerard kehrte heim und Ritsaart kam nach wie vor, im unklaren

Digitized by Google

darüber, was geschehen würde, wenn Gerard alles wüßte, und stets mehr befürchtend, daß er Hedwig verlieren könne. Jetzt kam er jeden Abend zu ihnen, und zwischen den beiden Männern entstand eine größere Herzlichkeit denn je zuvor. Gerard war glücklich, da er Hedwigs lebhaftere Art und ihre freudigeren Blicke gewahrte. Äußerlich schien alles ungestörter und leichter zu gehen, aber eine heimliche Spannung nahm dennoch zu, und weder Hedwig noch Ritsaart vermochten diese Haltung ohne Selbstverachtung zu bewahren.

Täglich schwerer ward es Hedwig. Durch die heftige Erregung, die sie in Ritsaarts Nähe empfand, war sie viel zu verblendet und zu verwirrt, um sich ihrer Lage so recht bewußt zu werden. Aber ließ er sie allein, oder bemerkte sie sein selbständiges Leben oder ihre eigene Gebundenheit, dann kamen wilde, schmerzliche Gedanken in ihr auf. Dann zweifelte sie an all den schönen und erhabenen Betrachtungen über ihre Verbindung, und sie sah ihn, Ritsaart, in einem häßlicheren Lichte. Dann dünkte sie sich nicht mehr glücklich wie eine, die die wahre Ehe eingegangen war und eine beinahe verirrte schöne Seele gerettet hatte, sondern nannte sich erbarmungslos die Geliebte eines Ausschweifenden.

Sie ging zu Joob und bat ihn um Rat in ihrer Beklommenheit.

Sie kniete neben seinem Bette nieder, das Antlitz in den Händen vergraben, den Kopf über einen Stuhl geneigt.

„Ich komme, mir Rat zu holen, Joob."

Joob machte phantastische Zeichnungen mit Tinte und farbiger Kreide, so gut seine zitternden Hände es ihm nur eben gestatteten. Er sah nicht allzu teilnehmend aus.

„Ach, das nutzt alles nichts, mein Kind, du tust ja doch, was du nicht lassen kannst."

„O Gott, wenn ich doch nur wüßte, wenn ich doch nur ganz sicher wüßte, was gut ist."

„Sag nur lieber, wenn ich alles wüßte. Ja, dann wäre das Leben keine Kunst."

„Aber, Joob, wie kann Gott es denn von uns verlangen, daß wir weiterleben, während wir doch nicht sicher sind?"

„Ich glaube nicht, Hedwig, daß Gott mehr von uns verlangt, als daß wir so gut wie möglich weiterleben. Tu du das nur."

„Ja, aber in der einen Stunde scheint mir dies besser, und in der andern jenes. In der einen Stunde meine ich, daß ich mit Ritsaart auf und davon gehen und in der andern, daß ich bei Gerard zu Hause bleiben muß und Ritsaart nie mehr wiedersehen darf."

„So, so, du weißt also ganz gewiß, daß es eines von beiden sein soll; das ist schon recht viel. Nun also, wähle denn eines von beiden und sage: »Gott helfe mir«."

„Aber wenn ich dann verkehrt wähle?"

„Dann gerade muß Gott dir helfen. Sonst ist es nicht nötig."

„Und wird Gott mich dann nicht strafen?"

„Gewiß wird er das tun, weil du verkehrt gewählt hast. Das muß er ja tun. Unverstand ist nun einmal strafwürdig."

„Aber das ist doch grausam und ungerecht."

Digitized by Google

„Da hör einer an! Wer wagt es nicht alles von ungerecht zu sprechen. Das kommt nur daher, weil du nicht siehst, daß die Strafe ein Vorrecht und eine Gnade ist. Wählst du richtig, dann ist es ein Zeichen dafür, daß du keine Strafe mehr brauchst; wählst du verkehrt, dann mußt du dich nach deiner Strafe sehnen."

„Aber kann ich mir denn nicht das ewige Heil verscherzen durch eine verkehrte Wahl?"

„Wenn das möglich wäre, dann würde es für keinen Menschen ein ewiges Heil geben, denn niemand wählt allzeit richtig. Wenn du etwas tust, weil du es nicht besser weißt, dann wirst du vielleicht schwer dafür büßen; aber du wirst sicherlich deswegen nicht zugrunde gehen, wenn du nur ehrlich das Gute gewollt hast und deine Strafe willig erleidest. Ich spreche aus Erfahrung. Ich liege hier jetzt schon seit Jahren so hilflos, weil ich mich während ein paar Stunden wie ein Dummkopf betragen habe. Und was für ein Glück habe ich erlangt, gerade d u r c h das Unglück!"

„Aber, Joob, das kann doch nicht stimmen. Mein Vater war so brav und gut, und jetzt ist er ein harter, schlechter Mensch. Ist er denn jetzt nicht verloren?"

„Ich glaube es nicht. Was gut an ihm war, ist auch wohl jetzt noch da, wenn du auch nichts mehr davon merkst. Das bleibt sicherlich für alle Zeiten bewahrt. Aber der alte, harte, schlechte Mann büßt jetzt für seine Torheit, daß er die Hand nicht von der Flasche lassen könnte."

„Ach, wenn ich an das alles doch nur so recht fest glauben könnte, wie Sie, Joob."

„Das ist nicht nötig, aber du mußt zuversichtlich und beherzt sein. Du mußt dich nicht vor Strafe fürchten. Du mußt die Folgen auf dich nehmen, um so eher wirst du weise und glücklich sein. Laß mich dir einen Rat geben: schau auf das Beispiel meines alten Vorvaters und Schirmherrn und versuche nicht besser zu sein, als du bist. Aus Angst, siehst du, aus erbärmlicher Angst vor der Strafe wagen die Menschen nicht so zu sein, wie sie sind, nicht das zu nehmen, wonach sie begehren und nicht das zu tun, was sie tun möchten. Hiobs Freunde, das waren solche jämmerlichen Wichte, die wollten Jehova nicht beleidigen und sagten: »Natürlich hast du gesündigt, Hiob, ganz sicherlich. Wolltest du etwa behaupten, daß der Herr Unschuldige bestraft?« Hiob aber antwortete: »Nein und dreimal nein, ich habe n i c h t gesündigt und der Herr straft ganz einfach den, den er strafen will.« Siehst du, Hiob hatte Mut und war ehrlich und fürchtete sich nicht, das auszusprechen, was er dachte. Und nachdem er geendet, sagte der Herr: »Du hast gut gesprochen, Hiob, du bist ein Stümper und ein Eselsfüllen, aber du bist aufrichtig.« Und die braven, gottesfürchtigen Freunde wurden wie unartige Kinder mit einem Verweis nach Hause geschickt."

„Ich danke Ihnen sehr, Joob. Ich begreife zwar nur noch halb, was Sie sagen, aber ich fühle mich weniger beklommen und unsicher. Ich fühle mich so, als ob ... als ob ... als ob ich mich jetzt mit mehr Sicherheit Gottes Willen zu überlassen wage, weil er schon dafür sorgen wird, daß das aus mir wird, was ... was der Mühe wert ist, aus mir zu werden."

„Jawohl. So kannst du es ausdrücken, — — —" sagte Joob.

Lange Zeit kniete Hedwig vor seinem Bette. Dann sprach sie mit freudigerer Stimme:

Digitized by Google

„Das ist seltsam, jetzt werden Sie gewiß denken, daß ich das »Davonlaufen« wähle. Denn dann wäre ich doch so, daß ich das zu nehmen wagte, wonach es mich verlangt, und daß ich den Mut hätte, das zu tun, was ich tun will. Aber gerade jetzt, gerade jetzt glaube ich viel eher, daß ich daheim bleiben und Ritsaart nie mehr wiedersehen soll. Das ist seltsam. Wie kommt das?“

Joob antwortete hierauf nichts und fuhr in seiner wunderlichen Zeichenarbeit fort, während er hin und wieder den Kopf schüttelte. Er machte seltsame Landschaften mit wilden, roten Himmeln und merkwürdigen, buntfarbigen Pflanzen und Tieren.

Elastischen Schrittes und mit klarerem Blick trat Hedwig den Heimweg an. Sie fühlte sich seit langer Zeit zum erstenmal wieder imstande zu beten. Darauf setzte sie sich an den Schreibtisch, ernst und ohne Tränen, und schrieb den folgenden Brief:

„Liebling, lieber Mann, ich will Dich heute zum letztenmal noch so nennen. Ich habe gebetet und weiß jetzt ganz bestimmt, was ich in dieser entsetzlichen Ungewißheit zu tun habe. Wir haben einander gefunden, und ich werde dafür ewig dankbar bleiben, aber es war zu spät und ich darf Gerard nicht verlassen. Aber es kann auch so nicht bleiben, wie es jetzt ist, darum dürfen wir einander niemals wiedersehen. Lebe wohl, ich werde unserer Liebe und meines Gelöbnisses stets eingedenk sein. Schreibe mir nicht mehr. Mach es mir nicht schwerer. Gott segne Dich. Ich hoffe, daß Du unseren Bund heilig halten wirst und daß ich bald sterben darf.

Hedwig.“

Diesen Brief nahm sie in die Hand, las ihn nochmals durch und ließ ihn dann offen daliegen. Während der Mahlzeit war sie still und ruhig. Aber Gerard bemerkte in ihren Augen einen klaren Frieden, der ihn erfreute. Nach der Mahlzeit führte sie ihn vor den Brief und sagte: „Lies das.“

Gerard las, anfänglich mit unsicherem Blick und die Stirn runzelnd. Er glaubte, daß das Schreiben an ihn gerichtet sei und verstand nicht. Dann aber ließ die Spannung in seinen Zügen nach und er blickte Hedwig zärtlich und mitleidig an.

„Warum tust du das, Kindchen?“ fragte er leise.

„Weil es sein muß“, antwortete Hedwig.

Und darauf Gerard, während er mit halb geschlossenen Augen von ihr wegstarrte und die Zähne zusammenbiß vor verhaltenem Schmerz: „Liebst du ihn denn so sehr?“

Hedwig nickte. Sie schwiegen eine Weile.

„Wolltest du ihm dies heute abend geben?“ hub Gerard dann wieder an.

Hedwig nickte. Darauf sagte Gerard entschlossen: „Nein, hörst du, du bist ein gutes, braves Kind, und ich habe tiefes, tiefes Mitleid mit dir. Dieses aber braucht nicht zu sein. Dies darfst du nicht tun. Ich will es nicht.“

In Hedwigs Augen blitzte flüchtig eine jählings erwachende Hoffnung auf. Sollte das Opfer nicht gefordert werden? — Allein das Fünkchen verglomm alsbald wieder.

„Ach, Frankie, was nützt das alles? Ich gehe dabei zugrunde. Ich kann es so doch nicht ertragen. Willst du denn, daß ich mit ihm auf und davon gehe?“

Digitized by Google

Verstört blickte Gerard drein.

„Schäm dich, wie kannst du so etwas sagen!“

„Aber ich würde es *tun*, Frankie, wahrhaftig, ich würde es tun.“

Da lächelte Gerard und trat als Wortführer für seinen Nebenbuhler ein, da er von jeglichem Vermuten des wahren Sachverhaltes so gänzlich entfernt war.

„Nein Kindchen, das würdest du nicht tun. Ich begreife ja sehr wohl, wie solch eine erhabene Freundschaft möglich ist. Wie köstlich war es nicht während der letzten Tage. Du warst glücklich und ich auch. Du darfst ihn so oft sehen, wie du nur willst. Ich vertraue dir ja völlig. Warum sollte denn das nicht gehen?“

Da begann Hedwig von neuem zu zweifeln und blickte Gerard scharf an mit den Augen eines hungrigen Kindes und fragte leise und langsam: „Glaubst du wirklich . . . daß das möglich wäre?“

„Natürlich, Kindchen, natürlich . . . Dafür stehst du ja doch wohl hoch genug . . . Du möchtest dich doch nicht mit ganz alltäglichen Frauen gleichgestellt wissen — die schon verloren sind, wenn ein Mann sie nur angesehen hat. Du bist doch . . .“

Da fühlte Gerard, während er sie anschaute, ganz plötzlich, daß sein Blick und seine Gedanken nicht die feste, klare Beantwortung fanden, die er erwartet hatte. Etwas in ihr gab nach, wich aus, verbarg sich. Beider Augen öffneten sich weiter, angstvoll ineinander suchend. Er, indes er sich tödlich fürchtete vor dem, was er finden, sie voller Kummer über den Schmerz, den sie ihm bereiten würde. Sie schüttelte langsam den Kopf und faltete die Hände und sprach leise, voll tiefsten Mitleidens:

„Nein, Frankie, mein armer, armer Frankie, das bin ich nicht. Du irrst dich. Ich bin verheiratet, ich bin jetzt mit Ritsaart verheiratet, — ganz und völlig. Jetzt weiß ich, was die Ehe ist.“

Gerard blieb vollkommen unbeweglich. Er rührte kein Glied, verzog keine Miene. Seine Augen starrten, sahen Hedwig aber allem Anschein nach nicht mehr. Sie wurde je länger desto ängstlicher.

„Frankie!“ rief sie. Sie dachte an Wahnsinnigwerden, an eine Ohnmacht. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Zugleich aber mußte sie wieder daran denken, daß er so dastand, wie sie eines Abends einen Helden hatte auf der Bühne stehen sehen, und dies fand sie abscheulich von sich selber. Jetzt faßte sie Gerards Kopf und seine Hände und streichelte sie. Er rührte sich nicht, sondern gab ruhig nach, wie eine Gliederpuppe.

„Schön! schön! schön!“ sagte er plötzlich leichthin, etwa wie ein Lehrer den Plan eines kleinen Knaben gutheißt. Geradesweges, ohne Hedwig zu beachten, ging er hinunter und ließ sie in dem Studierzimmer zurück, während er die Tür hinter sich schloß.

Eine Weile verharrte Hedwig dort, indem sie auf einen Stuhl niedersank und den Kopf in die Hände barg. Zum Weinen kam sie nicht. Sie fühlte sich jetzt ganz und völlig wie eine Unwürdige und Verworfene, wie eine Ehebrecherin, eine gefallene Frau.

Darauf nahm sie den Brief und ging damit hinunter.

Gerard hatte das Gaslicht angezündet und saß am Tisch in einem Lehnstuhl. die Arme gekreuzt. Vor ihm lag eine Pistole.

„Was tust du?“ fragte Hedwig erschreckt.

„Ich warte“, antwortete Gerard, in das Gaslicht starrend. Es war

Digitized by Google

eine grelle Flamme, an einem Seitenarm der Gaskrone. Die erkünstelte Gleichgültigkeit des flammen, fahlen, grell beschienenen Antlitzes war entsetzlich anzusehen.

„Worauf?“ fragte Hedwig.

„Auf deinen . . . Freund“, sagte Gerard.

„Wirst du ihn erschießen?“

„Ja.“

Nachdem sie eine Weile gezaudert hatte, begann Hedwig zu schreien: „Oh! Oh! Oh!“ und eilte schleunigst an die Haustür. Gerard aber lief hinter ihr her, zerrte sie mit rauher Hand zurück und verschloß die Tür. Hedwig verlor jede Selbstbeherrschung und rief und schrie immerfort: „So erschieße mich doch! — Erschieße mich doch lieber!“

„Vielleicht auch das!“ sagte Gerard.

Aus der Küche erklang lebhaftes Sprechen und Stuhlrücken. Die Dienstboten überlegten sich allem Anschein nach, ob dieses Geschrei wohl schlimm genug sei, um ihre Einmischung zu rechtfertigen.

„Geh hinauf“, sagte Gerard, noch stets in der Spannung seiner Wut befangen, aber durch diese nicht hochtragische Störung doch bereits ein wenig abgelenkt. Hedwig weinte und schrie noch immer wie eine Verzweifelte, gänzlich außerstande, die einmal freigewordene Erregung wieder einzudämmen. Während die beiden Mädchen gerade aus der Küche und in den Korridor traten, ging sie hinauf, immerfort rufend: „Er wird meinen Mann töten! — Er wird meinen Mann töten!“

„Gehen Sie nur ruhig wieder in die Küche“, sagte Gerard zu den Mädchen. „Es ist nichts, die gnädige Frau hat sich bloß ein wenig erschreckt.“

Diese platte Erklärung und die ernüchternde Dazwischenkunft wandelten Gerards Zustand mit einem Schlage. Er sah jetzt alles wieder klein und alltäglich, nicht düster und großartig, wie noch kurz zuvor. Er dachte an den blutigen Auftritt, den er hatte heraufbeschwören wollen, und an die entsetzlichen und unerträglichen Folgen. Die Polizei, das Geschwätz in der Stadt, die Notizen in den Tageszeitungen. Das alles stimmte mit seinem ruhigen, friedlichen, sittsamen Leben so gar nicht überein. Als er wieder eintrat, erschien ihm die Pistole auf dem Teetisch doch gar zu unwahrscheinlich. Ein Mord in seinem Hause. Ein Mord in der Oranjestraat, bei dem jungen Rechtsanwalt Wybrands. Es war nicht möglich.

Oben hörte er Hedwig aus ihrem gemeinsamen Schlafzimmer treten und ins Badezimmer gehen. Er stellte sich unten an der Treppe auf und horchte. Der Wasserhahn wurde geöffnet und das Wasser rauschte.

Was hatte das zu bedeuten? Er ging wieder hinein. Nach einer Weile horchte er wieder. Es war alles still. Jetzt wurde an der Haustür geklingelt. Gerard ging ins Wohnzimmer, schloß die Pistole weg und eilte die Treppe hinauf. Hedwig war nicht zu finden; das Badezimmer verschlossen. Durch die matten Scheiben der Tür sah Gerard, daß es drinnen dunkel war. Dies beängstigte ihn sehr. Sollte Hedwig jetzt baden wollen? Und im Dunkeln? Und als er rief und klopfte, ohne eine Antwort zu bekommen, war er fest davon überzeugt, daß hier etwas Unheilvolles im Gange sei, und er schlug die Scheibe ein. Ein starker Leuchtgasgeruch drang ihm entgegen, und jetzt ward ihm Hedwigs Vorhaben klar.

Digitized by Google

Er schloß die Tür von innen auf, indem er mit der Hand durch die zerbrochene Scheibe faßte. Und als er jemanden hinaufkommen hörte, rief er: „Kein Licht! Kein Licht mitbringen! Es ist Gas ausgeströmt.“ Sein wilder Zorn hatte sich jetzt gänzlich gelegt, und er handelte energisch und mit Überlegung. Erst drehte er die Gashähne zu und öffnete das Fenster. Darauf trat er an das Bad und tastete nach Hedwig. Er fühlte in dem lauen Wasser ihren Körper, mit einem Hemd bekleidet, und hörte ihren Atem leise röchelnd gehen, gleich als schliefe sie ruhig. Rasch hob er sie aus dem Wasser; der Kopf hing schlaff auf seine Schulter herab. Als er mit ihr aus dem dunklen Badezimmer trat, sah er Ritsaart oben an der Treppe stehen. Der fragte entsetzt: „Was ist geschehen?“

Gerard schwieg, während er den Kopf abwendete und seine Wut und seinen Widerwillen verbiß. Er trug Hedwig ins Schlafzimmer und legte sie aufs Bett. Ritsaart folgte ihm.

„Was haben Sie hier zu suchen!“ fuhr Gerard ihn an. Aber als Ritsaart schweigend die Tür schloß und Licht anzündete, ließ er ihn gewähren im Hinblick auf den unheilvollen Augenblick und die drohende Gefahr.

„Lebt sie?“ fragte Ritsaart flüsternd.

„Ja“, antwortete Gerard kurz.

Da sahen die Männer, daß ihr langes, nasses Badehemd mit einem gleichmäßigen, hellen Weinrot gefärbt war.

„Was ist das Rote? — Sie blutet“, sagte Ritsaart.

„Hier“, sagte Gerard, ihre Hände emporhebend. Blut troff von ihren Fingern.

„Zudrücken! Die Pulse! Zudrücken!“ sagte Ritsaart. „Dann werde ich ihr währenddessen das nasse Hemd ausziehen.“

„Sie?“ fragte Gerard, während er ihn einen Augenblick mit flammenden Augen ansah.

„Zudrücken, Mensch! Soll sie denn sterben?“ rief Ritsaart.

Die Wunden waren nicht tief, nur Schrammen, die von einem nicht sehr scharfen Instrument herrühren mußten. Die Männer verbanden sie mit Tüchern. Das Bluten ließ nach.

„Haben Sie einen Arzt rufen lassen?“ fragte Ritsaart, „aber schnell doch, schnell doch! Rufen Sie ein Mädchen, lassen Sie einen Arzt holen, aber schnell!“

Ritsaart nahm sein Taschenmesser und begann, das nasse Linnen loszutrennen.

Einen Augenblick packte Gerard Ritsaarts Puls mit all seiner Kraft und stieß kaum hörbar die Worte hervor: „Was denken ... Sie ... eigentlich ...!“

Aber weiter kam er nicht. Ein paar Sekunden blickten die Männer einander in die Augen. Ritsaart begriff durch Gerards wütenden und verzweifelten Ausdruck, was geschehen sein mußte. Er empfand tiefes Mitleid, aber nicht im allergeringsten die Neigung, ihm auszuweichen. Da plötzlich ward Gerard sich der Sachlage bewußt, ließ Ritsaart los und schloß die Augen. Nach kurzem Zögern und einem raschen Blick auf Hedwig, die sich leise regte und tief aufseufzte, richtete er sich hoch auf und verließ das Zimmer, die Hände vors Gesicht geschlagen, um nicht zu sehen.

Nachdem Gerard eines der Dienstmädchen hinauf und das andere zum Arzt geschickt hatte, blieb er unten im Wohnzimmer sitzen, die Hände schlaff herabhängend, und starrte wohl eine halbe Stunde lang auf den Teppich,

Digitized by Google

bis der Arzt, der sich um Hedwig bemüht hatte, zu ihm kam, um ihm zu berichten, daß sie das Bewußtsein wieder erlangt und daß sie nach ihm gefragt habe. Da erwachte er aus seinem dumpfen Brüten, versuchte eine zwanglose Haltung anzunehmen, und sagte gemessen: „Ich wünsche meine Frau nicht zu sehen."

Einige Zeit darauf hörte man ihn das Haus verlassen. Auf dem Tisch hatte er einen Brief niedergelegt, dessen Adresse Ritsaarts und Hedwigs Namen trug, und der folgenden Inhaltes war:

„Der Unterzeichnete ersucht Frau Hedwig Wybrands, geborene Marga de Fontayne, und Herrn Ritsaart van Bergh van Aalst, diese Wohnung so rasch wie möglich zu verlassen, ohne ihren Aufenthalt bekanntzugeben. In drei Tagen wird der Unterzeichnete zurückkehren, und er wünscht alsdann keinerlei Spuren ihrer Anwesenheit mehr vorzufinden.

Gerard Wybrands."

Während dieser drei Tage kämpfte Gerard mit Mordgedanken. Am meisten störte es ihn, daß er sich durch eine gewisse Entnüchterung, eine unerwartete Ablenkung und Abkühlung davon hatte zurückhalten lassen, nicht aber durch edle Erwägungen oder liebevolle Sanftmut, oder weil er zu großherzigem Verzeihen geneigt war. Er vermochte dies nicht zu empfinden, nicht einmal dann, wenn er an Hedwigs Zukunft dachte, die sicherlich, wie er vermutete, eine jämmerliche sein würde.

Als er nach drei Tagen wiederkehrte, teilte man ihm an der Haustüre mit, daß die gnädige Frau noch zu Bett läge und innerhalb einer Woche nicht imstande sein würde zu reisen. Gerard ging zurück und begab sich zu seinem Vater, ohne die Schwelle überschritten zu haben. Ohne Umschweife oder Erklärungen teilte er ihm mit, daß er seine Frau nicht wiederzusehen wünsche und für einige Wochen auf Reisen gehe. Einen Brief von Hedwig, den sie in der Wohnung seines Vaters hatte abgeben lassen, schickte er uneröffnet zurück.

Als er wiederkam, waren Ritsaart und Hedwig nach England abgereist.

Hedwigs Reue setzte beinahe gleichzeitig mit der klaren Erkenntnis ein, daß sie Gerard nun nie mehr wiedersehen würde, daß sie völlig frei sei. Von Stund an verließ dieser Gedanke sie nicht mehr; hin und wieder ward er durch die Brandung ihrer Leidenschaft für Ritsaart von ihr fortgerissen, oft auch übertäubt durch weltliche Genüsse und starke Schönheitseindrücke, des öfteren aber auch zu rastloser, ermattender Folterung, bei Tage und bei Nacht, gesteigert.

Rundschau

Der Impressionismus

Allgemeineres

Das interessante, an klugen, geistvollen, erfahrunggebornen Bemerkungen nicht arme Studienbuch von Richard Hamann „Der Impressionismus in Leben und Kunst" (Köln, Du Mont-Schauberg) scheint mir an dem einen zu kranken, daß es den Impressionismus allzu wichtig nimmt; daß es, obschon seine Bedingtheit erkennend, doch ganz in seinem Bann steht; daß es selbst in gewissem Sinne impressionistisch ist. Schließlich ist doch nicht das positive oder negative Vorzeichen unsrer Beschäftigung mit einer Sache für unser Erfülltsein von ihr charakteristisch, sondern das Maß

Digitized by Google

dieser Beschäftigung, gleichviel, wie sie gewandt ist. Und jener weise griechische Lebenskritiker hatte sehr recht, als er dem wütenden eifernden Gottleugner vorwarf, er kranke genau so an Gott wie der begeisterte Gottfreund, und nur der, dem Gott ganz gleichgültig sei, der sich kaum etwas unter dem Wort „Gott" vorstellen könne, sei ein wahrer Atheist. Dies ist mein erster Einwand, dem der zweite sogleich und organisch folgt: daß der Verfasser auf Grund dieser impressionistischen Beanlagung gelegentlich auch Dinge impressionistisch ansieht und Erscheinungen seiner Theorie zuliebe umdeutet, die zumindest nicht mehr kennzeichnend sind. Ich glaube ihm nicht, was er in seinem Vorwort betont, daß ihm die Tatsachen immer erst zur Theorie geworden sind, sondern bin überzeugt, daß einige Male die Theorie vorher da war. „Er verkümmert sich, seiner Idee zuliebe, die Fülle der Phänomene", wie Goethe über Schelling sagt. Hamann erweitert sich die Fülle der Phänomene anderseits auch beliebig seiner Theorie zuliebe und findet noch Spuren des Impressionismus, wo meines Erachtens bloße Zufälligkeiten ihr Spiel haben. Ein dritter Einwand, mir der wichtigste: dies Buch ist, was Neues und Neuestes angeht, zu sehr im Anblick der Saison, nicht des Jahrhunderts, geschrieben. Man sieht in den Dingen, die es beschäftigen, die Wechsel der letzten Berliner Winter gespiegelt: Ausstellungen, Bücher, Theater, Musik. Wofür aber ist das charakteristisch? Etwa für die Produktion, die es geleistet? Nein: nur für den Geschmack, der es willig und begierig aufnahm. Und der wieder ist für das Bessere und Beste unsrer Zeit uncharakteristisch und nichtssagend. Auch erscheint mir das Buch für die intensive Beschäftigung mit dem Modernsten etwas zu kühl und leidenschaftslos. Da müßte Abwehr und Sehnsucht nach Ganzheit stärker hervorbrechen, wenn man nicht zeitweise an ihrem genügenden Vorhandensein zweifeln sollte.

Mir scheinen sich die Bedenklichkeiten in dieser ernsten und mit großem Fleiß unternommenen Untersuchung daraus zu ergeben, daß Hamann den Impressionismus im Grunde doch für einen Stil, für eine Mitte, ein Selbständiges hält, während das Impressionistische wahrscheinlich immer nur Teil ist (und zwar ein sehr notwendiges!), das sich in Spuren überall, wo Leben und Kunst ist, findet, das aber nirgends, wo es allein vorhanden ist, etwas sein oder bilden kann. Das Impressionistische liegt ganz im Bereich der Mittel; und Wandlungen in den Mitteln bedingen keine Veränderungen des Stils, der etwas über den Mitteln ist und dessen Abfolge anderen Gesetzen unterliegt. Freilich steht der Sprachgebrauch, der oft schon geringe Schwankungen der Ausdrucksmittel als Stilschwankungen ansieht, Hamann zur Seite und gegen mich. Ich glaube aber, daß reiner Impressionismus — reine Herrschaft der Mittel, das heißt völlige Stillosigkeit sein würde.

Hamann sieht den Impressionismus als Altersstil von Kulturen und Menschen an. Doch ist mir das interessanter Beobachtungen volle Kapitel über den Impressionismus als Altersstil Rembrandts, Goethes, Beethovens nicht ganz überzeugend. Bezüglich Goethes, bei dem ich mich nicht für so inkompetent halten möchte wie bei Rembrandt und Beethoven, scheint mir, daß man dieselbe lebendige Eindrücklichkeit in allen jungen Arbeiten finden kann.

Es ist nicht zu verwundern, daß

Digitized by Google

man gegenüber einem solchen, Gegenwärtigstes behandelnden Werk zunächst zur Darlegung seiner Einwände kommt. Ich möchte über ihnen nicht versäumen, gleichzeitig auf das große Verdienst der Hamannschen Arbeit hinzuweisen. Es ist in ihr nicht nur mit Glück der Versuch gemacht, vage Anschauungen und Begriffe, die heute umgehen, festzulegen und deutlich zu umreißen, sondern auch zu einer synthetischen Anschauung dieser Zeit in ihrer äußeren Kultur und allen ihren geistigen Gebieten aufzusteigen. Es ist ein Weg durch das dichte Gestrüpp von Tagesmeinungen und Tagesproduktion geschlagen und auch auf größere Höhen hinauf Ausblick geschaffen.

Wilhelm von Scholz

„Vernunft wird Unsinn"

Wer noch nichts von „sprachlichem Kunstgewerbe" gehört hat, wisse nunmehr von diesem neuesten Trieb am Stamme moderner künstlerischer Kultur. Hans Weidenmüller in Leipzig hat sich den Verfall der deutschen Sprache so zu Herzen genommen, daß er ihr eine „Werkstatt für neue deutsche Wortkunst" errichtet hat. Die im Verlag der „Hilfe" erschienene Propagandaschrift heißt: „Vom sprachlichen Kunstgewerbe". Der Fabrikant schreibt in seinen Katalogen entsetzliches Deutsch, Juristen und Behörden mißhandeln unsre Sprache, und selbst der gebildete Privatmann versteht es nicht, seinen Hochzeits- und Geburtsanzeigen jenes lebendige Klingen und jenen eindrucksvollen Rhythmus zu geben, der zum lauten Lesen und zum langen Behalten lockt und den Weidenmüller so schmerzlich vermißt. Helfen soll da eben der „sprachliche Kunstgewerbler". „Oder sollte" — fragt Hans Weidenmüller — „ein Gastgeber, dem ein Riemerschmid Festräume schuf, schlechter zu seiner Feier laden, als mit Karten, deren Wortlaut Hermann Bang formte oder Emil Strauß?" Was sagen Bang und Strauß zu dieser ihnen zugedachten Würde?

Allerdings, Weidenmüller meint, so im Nebenamte könnte der Dichter das nicht tun. Denn er hätte doch mancherlei dafür zu lernen und müsse wohl oder übel sein halb vollendetes Gedicht eintrocknen und verstauben lassen. Der Schatten Schultze-Naumburgs zieht im Hintergrunde vorüber, der Schatten des Malers, der seiner Schaffenslust in Häusern und Möbeln ein würdigeres Ziel sah als in bemalten Leinwänden. Nun wohl, der Dichter lasse Dramen und Romane ungeschrieben und werde „sprachlicher Kunstgewerbler"! Das liegt doch nahe. Freilich bedarf es der „Fachstudien". „Denn schon die feine Fassung einer Einladung zu einem häuslichen Konzert erfordert mancherlei Erkundigung über Ort und Zeit und über Eigenart von Wirt und Gästen. Wenn gar ein Fabrikant einen Milchentrahmer-Prospekt verlangt, dann hilft das schönste Sprachbild von fetter Kuh auf bunter Frühlingsweide wenig ... dann muß man eben die Maschine gründlich besehen und am Grundrisse verstehen lernen, um darnach ihre Vorzüge zum schnellen Begreifen und Bestaunen klar zu beschreiben. Denn der Geschäftsmann wird nur den Kunstgewerbler zur sprachlichen Beratung rufen, der seine Arbeit ohne lange Aufklärung selbständig leisten kann, so daß der Kaufmann alle Zeit und Anstrengung, die ihn die Abfassung der Drucksache gekostet hätte, mit größerem Gewinn auf seine eigentlich-kaufmännischen Geschäfte verwenden kann. Will gar der Kunst-

Von der Sprac

Digitized by Google

gewerbler dem Juristen bei Verordnungen und Gesetzentwürfen als sprachlicher Fachmann unentbehrlich werden, dann muß er vorerst selber ein gutes Stück Juristerei studieren." Hans Weidenmüllern erscheint das alles so selbstverständlich, daß er schreibt: „Überflüssig muß es werden, vom sprachlichen Kunstgewerbe im besonderen zu reden, weil die fachmännische Erledigung sprachlicher Aufgaben ganz selbstverständlich und ganz notwendig zu dem Begriffe des modernen Kunstgewerbes gehört." Punktum.

Warum ich das alles hier bloßstelle? Nicht um der gutgemeinten Arbeit Weidenmüllers wegen, sondern weil dieser etwas abliegende Einzelfall eine ernste Gefahr, die unserer gewerblichen Entwickelung überhaupt droht, der Beobachtung und Kritik in Reinkultur darbietet. Die Gefahr der Denkentwöhnung, der Spezialisierung aller Werkarbeit, des Auseinanderreißens von Gedanke und Tat. Diese Gefahr liegt schon in der Stellung, die der nicht *selbst* werktätige Künstler, der Nur-Entwerfer, zu unserm Gewerbe einnimmt. Wir haben ihn nötig gehabt als Erzieher, wir haben ihn sehr vielen Orts *noch* nötig, aber wir müssen, wie das hier Avenarius gelegentlich der vorjährigen Dresdner Gartenbauausstellung besprach, schließlich auch einmal erwachsen, um auf eigenen Füßen ohne die von außen her gängelnde Künstlerhand gehen zu können. Als Anreger, als Entdecker von Neuland wird auch der Nur-Entwerfer den Gewerben *immer* unentbehrlich sein, aber da, wo wir uns seßhaft gemacht haben, müssen wir selber reden und selber Hütten bauen. Also: dahin *müssen* wir kommen, wenn wir auch leider lange, lange noch nicht so weit *sind*.

Bei Weidenmüller liegt der Fall aber noch viel schwerer, als bei der in körperlichem Stoff arbeitenden Gewerbekunst. Er findet — wie's andere vor ihm fanden — daß die „Handhabung" der Sprache im argen liegt. Weisen wir nur im Vorübergehenden darauf hin, daß es damit jetzt zusehends besser wird, nehmen wir ganz Weidenmüllers Voraussetzungen an. Logisch wäre dann jedenfalls zu fordern: Sorgt, daß man den richtigen Gebrauch dieses Kulturorgans wieder lerne. Aber nein, Weidenmüller will uns gänzlich entmannen, zu Spracheunuchen machen. Und für die neue Formung der Muttersprache destilliert er in seiner Retorte aus allerhand unzutreffenden Analogien den Homunculus des „sprachlichen Kunstgewerblers". Wie denkt sich das Weidenmüller: Kultur ohne die Fähigkeit der Sprachgestaltung? Der Kultur will er aber auch dienen mit seiner Werkstatt, die uns entwöhnen soll, sogar den Freund zu einem besseren Mittagessen selber einzuladen? Und wo zieht er seine Grenzen? Will er auch dem Zeitungsschreiber den sprachlichen Kunstgewerbler an die Seite stellen?

Vom Technischen will ich nicht reden. Das hat auch kaum Eile, denn „neue deutsche Wortkunst" scheint doch vorderhand noch recht teuer zu sein. Oder wie will Weidenmüller das ungeheure Erziehungskapital sonst verzinsen, das in einen Universalsprachenmann hineingesteckt werden muß? Außer den vier Fakultäten müßte er ja alle freien Künste, die Technik aller Industrien, den Handel und noch einiges andere studiert haben mit heißem Bemühn.

Etwas anderes ist es immerhin mit der Beratung bei der typographischen Anordnung von Druck-

Digitized by Google

sachen, obwohl auch hier die Entwickelung zur Erziehung des Druckers führen muß. Übrigens ist Weidenmüller als Graphiker und Typograph nicht übel, jedenfalls weit besser an seinem Platze denn als Sprachkünstler. „Neue deutsche Wortkunst“ und „sprachliches Kunstgewerbe“ sind, mit Verlaub zu sagen auch als Begriffsbildungen Unsinn. Auch empfehlen wir Weidenmüller, seinen Klienten die Drucksachen grammatisch besser abzufassen als seine Broschüre. Beispielsweise: das Verbum, zu dem mehrere Subjekte gehören, in der Pluralform zu konjugieren.

Johannes Buschmann

Befreiung und Freiheit

Es gibt eine Stimmung, Jugendstimmung, welche an den „Schranken“, also in der Kunst an den Regeln und bisherigen Gebräuchen, an Vorbildern und Beispielen, an den Kunstformen, an den Autoritäten rüttelt, und den Fall dieser Schranken als Erlösung begrüßt. Das ist die relative Freiheit, die „Freiheit von“, die Befreiung. Aus ihr kann, je nach Umständen, das heißt je nach den vorhandenen Persönlichkeiten, neuartig Erfreuliches, ja sogar Großes entstehen. Es kann, aber muß nicht notwendig; denn sind nur kleine Leute da, so nützt die Befreiung nicht das mindeste. Nachdem dann ein Geschlecht einige Jahre lang sich des Zustandes der Befreiung gefreut, ereignet sich folgendes: die Begabten schauen sich sehnsüchtig nach neuen „Schranken“ um, welche zwar den alten beileibe nicht gleichen dürften, aber dem Zustande der Überzeugungsanarchie und Schaffenszielloſigkeit ein Ende bereiten sollten. Das ist ganz unvermeidlich, deshalb, weil die absolute Freiheit, also die Erlaubnis oder Nötigung, gänzlich unbeschränkt zu schaffen, dem Talentvollen weder förderlich noch willkommen ist. Es gibt vielmehr gar nichts Verräterischeres und Schwierigeres als die Aufgabe, ins leere Freie hinaus zu schaffen; denn damit tritt ja an den Schaffenden die Voraufgabe heran, erst die Gesetze, die Formen, die Maße und Gewichte zu erfinden, denen er sich in seinem Schaffen wird fügen wollen. Man meint gewöhnlich, das wäre lauter Gewinn, weil doch Formen und Gesetze von innen heraus geboren würden, nicht von außen an den Künstler treten müßten. Klingt das zunächst überzeugend, so kann es bei näherem Zusehen doch nicht überzeugen. Ich halte vielmehr diese Vorarbeit für eine zwar mitunter, aber nicht immer, nötige und nicht wünschenswerte Belastung der Lebensaufgabe eines Künstlers und Dichters. Auch aus der Geschichte der Künste und der Poesie ist zu ersehen, daß gerade die größten Genies, und vor allem die fruchtbarsten Geister sich gerne und schmiegsam mit den überkommenen Schranken abfanden, sie erweiternd, aber nur im äußersten Notfall „sprengend“. Und nicht die Reformatoren, sondern die in den Reformatorenspuren, also in den neu gefundenen, aber nun bereits vertrauten Formen und Gesetzen schaffenden Großen pflegen den höchsten Gipfel der Künste zu erreichen. Überhaupt gibt es ja auf die Dauer gar keine absolute Freiheit; sie ist ein ganz illusorischer Zustand, der sich nie verwirklicht. Denn wo alle Regeln und Formen zerschlagen sind, da tritt sehr bald ein neuer, viel schlimmerer Despot dem Künstler entgegen: das unvernünftige und ewig wechselnde, weil von keiner festen Überzeugung und sicheren Einsicht

Digitized by Google

geleitete Urteil der öffentlichen Meinung, also der Unberufenen. „Du darfst frei schaffen, was und wie du willst, aber wehe dir, wenn du nicht genau so schaffst, wie es mir gefällt und zwar gerade heute gefällt.“ So lautet dann das Gesetz. Der akademische Schulmeisterstock ist von tausend Privatschulmeisterstöcklein abgelöst worden. Wir haben das ja erlebt; wir besitzen wirklich heutzutage in Deutschland die vermeintliche absolute Freiheit für den Künstler und Dichter, zugleich mit der engherzigsten Ablehnung alles dessen, was jeweilen nicht in den Kram paßt.

Ganz blöde aber wird es, wenn unter dem Stichwort „Freiheit“ eine Kunst sich von ihren Grundlagen, von einer ihrer wesentlichen Bedingungen „befreien“ möchte. In der Poesie z. B. Vers und Reim als eine „Fessel“ aufzufassen, das kann nur einem gänzlich Poesielosen geschehen, denn noch nie hat ein Dichter Vers und Reim als „Fessel“ empfunden. Carl Spitteler

„Deutsche Poetik“

„Deutsche Poetik“ von Franz Engl. (Wien, Manz.)

Eine geradezu überwältigende Flut von dichterischen Formen und Mitteln strömt uns aus diesen 250 Seiten entgegen, und wir fragen uns, ob es denn ersprießlich sei, das Gebiet der Dichtung so zu zerstückeln. Die Arbeit, die seit Aristoteles und Horaz daran verschwendet worden ist, gebietet gewiß Ehrfurcht; aber welcher Schüler — und für den Unterricht ist dies Hilfsbuch bestimmt — trägt auf seinen jungen Schultern, ohne darunter zusammenzubrechen, nur die acht Abteilungen des „Gleichklangs“, die hier unter 6. II. 1. a. γ aufgeführt werden und also heißen: Epizeuxis, Epanodus, Anaphora, Epiphora, Zyklus, Epanalepsis, Epanastrophe, Symploke? Dann muß er wohl auch für jede griechische Bezeichnung ein deutsches Beispiel auswendig lernen, um hinter die Unterschiede zu kommen? Alle diese Differenzierungen aber führen noch lange nicht zu dem, was wir „moderne Dichtung“ nennen. Engl versteht darunter Freytags „Soll und Haben“, Lessings „Minna von Barnhelm“ und Schillers „Lied von der Glocke“ (S. 100). Überhaupt verfällt er in den Fehler, der ja auch den Geschichtsunterricht durchsetzt, daß er übers „Junge Deutschland“ kaum hinausgreift. Tut er es, dann zieht er ärmliche, konventionelle Begabungen eher heran als die Persönlichkeiten. Gewiß durfte ein Platen gerade in einer Poetik nicht übergangen werden, aber Theodor Körner zwanzigmal aufzurufen und von Gottfried Keller, Conr. Ferd. Meyer und Theod. Storm gar kein lyrisches Kunstwerk anzuführen, von Hebbel, der Droste-Hülshoff und Liliencron je ein einziges — das heißt nicht nur die Gegenwart verhüllen, das heißt ein ganzes großes Jahrhundert überschlagen. — Es mag schwierig und vielleicht unmöglich sein, auf so beschränktem Raume feste Begriffsbestimmungen für die Dichtungsgattungen zu schaffen, wo viel umfangreichere Arbeiten längst das Fließende aller Grenzen dargelegt haben; wäre es aber da nicht besser, Axiome zu meiden, da sie doch nicht standhalten? „Die Lyrik ist stets subjektiv“ (S. 145), vernehmen wir, wie eine unumstößliche Wahrheit; als ob sie nicht ebenso gut objektivieren dürfte wie Epik und Dramatik! Ist Mörikes „Verlassenes Mägdlein“ nicht durchweg „Rollenlyrik“? Wenn schon ein Schüler, der es nicht zum Handwerk braucht, lernen soll, diese

Digitized by Google

tausendgliedrige Puppe auseinanderzunehmen und zusammenzusetzen, wie denkt sich der fleißige Bearbeiter das Hirn eines Dichters, das nach neuen Formen verlangt, und eines Beurteilers, der die Leser in die Welt dieses Dichters einführen will? Man kommt gottlob mit einem geringeren Ballaste aus, so daß diesen Poetiken nur der wissenschaftliche Wert eines Museums gewahrt bleibt. Niemals werden sie die Lust zum Dichten wecken, niemals die Freude an der Dichtung heben. Wer unser Volk zu seinen großen Künstlern geleiten will, muß einer ganz andern Pädagogik mächtig sein. Sie ist schon seit einem Jahrzehnt an der Arbeit, und Tausende verdanken ihr unvergeßliche Stunden des Genusses. Ferdinand Gregori

Kalender

Das Kalendermachen wird heuer so eifrig betrieben, als ob da eine Mode im Spiel wäre. Von allen Seiten kommen im letzten Jahresviertel Kalender als Hefte, zuweilen aber auch als Bände, und überbieten sich in freundlichem Dreinschaun. Dem Käufer fällt sicher die Wahl schwer, und wer über diese Weihnachtslegion etwas für den Druck sagen soll, weiß auch nicht recht, wo anfangen. Von den Kalendern, die seit Großvätertagen und länger das platte Land bereisen, kann man nicht erst reden, sonst gäb's kein Durchkommen, und doch täte ihnen ein kritisch ratendes Wort oft gut. Diese Kalender kommen zu Leuten, zu denen sie oft als die einzigen Bücher kommen, sie haben also Einfluß, und auch Einfluß verpflichtet. Aber schon beginnt die neue Bewegung sich auch des Volkskalenders zu bemächtigen. Der Westfälische Volkskalender „De Kiepenkerl" (Fredebeul & Koenen, Essen, 50 Pf., auf besserem Papier 80 Pf.) will der niederdeutschen Sprache im Kampf gegen das niederhobelnde Stadtdeutsch beistehn, bringt also im wesentlichen Beiträge in westfälischem Platt. Dazu kommen kräftige Federzeichnungen eines heimatlichen Malers, die leider von gar nicht heimatlichen und recht störenden, sogenannten modernen Linien umrandet sind. Auch der „Kalender für das Erzgebirge und das übrige Sachsen" (Arwed Strauch, Leipzig, 1 Mark) will Heimatkunde beleben. Er ist ein Kunstwerk, und die Volkskalender, die vorwärts wollen, können von seiner künstlerischen Arbeit lernen. Jeder Volkskalender müßte Heimatschutz treiben. Hans Müller-Brauels niedersächsisches Kalenderbuch „Der Heidjer", das nun schon zum sechsten Male erschienen ist (Max Jänecke, Hannover, 1 Mark), bewahrt die erdkräftige Eigenart, die ihm von je besonders aus der Liebe zu den Erzeugnissen alter heimatlicher Volkskunst erwachsen ist. Über das Heimatkünstlerische hinaus ins Gebiet allgemeiner Kunst- und Denkmalpflege geht der Kalender „Hessenkunst", den Christian Rauch jetzt zum vierten Male herausgeben kann (Marburg, A. Ebel, 1,50 Mark). Er tut sich um in Gegenwart und Vergangenheit all der Kunst, die im Hessenlande eigen wuchs und aus der Fremde her eine Heimstatt fand; der junge Maler Walter Wäntig aus Zittau bringt in zahlreichen bemerkenswerten Zeichnungen und Bildwiedergaben hessische Volkstypen und Landschaften vors Auge. „Hessenkunst" wendet sich freilich schon mehr an den verfeinerten Geschmack, für den auch sonst sehr eifrig Kalender ausgesonnen und zurechtgemacht werden.

Digitized by Google

Kalender sind heut nicht mehr bloß Nothelfer fürs Gedächtnis, wirtschaftliche Jahrbücher für den Landmann und winterliche Zeitvertreiber, sie sind zu schönen und oft vornehmen Geschenkbüchern geworden und stellen nun Propagandamittel sowohl für den Geschäftsmann wie für den Kulturarbeiter dar. Der „Verlagskalender“ von Eugen Diederichs und der „Insel-Almanach“ drücken mit sorgfältig gewählten Ausschnitten aus, was ihre Verlagsanstalten erstreben. Dann sind da „Zeitschriftenkalender“. Da bringt der umfangreiche „Almanach von Velhagen & Klasings Monatsheften“ gute Unterhaltungsliteratur in Prosa und Vers, aber er sollte dem überladenen Durcheinander ferner bleiben, sollte auch in den Bilddrucken weniger die Namen und mehr die Güte entscheiden lassen; und mehr, als hier geschehen ist, sollte auch die Gelegenheit gesucht werden, den Kulturaufgaben des deutschen Heims zu nützen. Vom „Simplizissimus-Kalender“ könnten wir diesmal nicht viel Gutes sagen. Der Verlagskalender von Alfred Janssen, Hamburg — „Janssens Jahrbuch“ — hat ein Büchlein hamburgischer Heimatkunst zuwege gebracht. Der von dem verstorbenen Georg Barlösius mit Bildern versehene „Berliner Kalender“, vom Verein für die Geschichte Berlins herausgegeben (M. Oldenbourg, Berlin, 1 Mark), ist zum Aufhängen im Zimmer eingerichtet, aber zu dürr-nüchtern in Bild und Wort, auch in dem Aufdruckbild. Die Bildchen von alten Häusern, die einst volkstümlichen Ruf hatten und nun verschwunden sind, interessieren nur eine Weile; wertvoller wäre ein Berliner Kalender, der sich bemühte, das Verständnis für weltstädtisches Kulturleben und bauliche Gegenwartsgeschichte zu vertiefen. Der „Leipziger Kalender“ (G. Merseburger, Leipzig, 2 Mark), ein Buch von fast 300 Seiten, sieht die Gegenwartsaufgabe doch wenigstens, opfert aber manch gutes Stück Raum an Nichtigkeiten weg und sollte sorgen, daß alle Beiträge, die er druckt, in jeder Beziehung eine gute Höhe hielten, so etwa wie die Arbeiten über die Leipziger Theatervorgänge. Er hat in früheren Jahren schon künstlerisch mehr bedeutet.

Kalender, die den Stadtmenschen in die freie Natur hinausmahnen können, gibt jetzt der Verlag von F. W. Grunow, Leipzig, (je 2.50 Mark) heraus. Sie sind auch dem Außern nach ganz wohl als Zimmerzier zu ertragen, vor allem auch um der Jugend willen. Der „Waldkalender“ ist wenigstens der Absicht nach anzuerkennen; es fehlt den Bildern aber in Zeichnung und Farbe an Naturwahrheit; der Text sollte immer auf der Nebenseite der Bilder stehen, statt, wie jetzt, auf deren Rückseite. Den viel besser gelungenen „Vogelkalender“ gewinnt man lieb. Auch dem Wild und den Fischen ist je ein besonderes Heft gewidmet. Die angekündigten „Nagetier-“ und „Feldfruchtkalender“ liegen uns noch nicht vor. Von der Schönheit der Natur erzählt auch — in vielen guten Bildern, die von lebenden Künstlern für diesen Zweck gezeichnet wurden — der neue Kalender „Kunst und Leben“ (Fritz Heyder, Berlin, 3 Mark. Er zeigt einen Fortschritt in den Bemühungen, den Abreiß- und Notizblock-Kalender für kunsterzieherische Zwecke zu benutzen, deshalb, weil er nicht Kunstkenntnisse, sondern Kunst-

Digitized by Google

freude verschaffen will, die zur Freude an der Natur und am Leben selber leitet. Der Vierbaumsche „Goethe-Kalender“ kommt jetzt zum vierten Male (Dieterichsche Verlagsb., Leipzig, 1 Mark) — auch er will zur Lebensfreude hinhelfen, so daß wir auf dem Wege zur innersten Natur eines höchstentwickelten Menschen lernen, was dem Menschen als mögliches Ziel gegeben ist. Diesmal führt der Kalender zu „Goethe im Gespräch“. Zwölf Goethe-Köpfe von Karl Bauer sollen anreizen, aus dem Antlitz zu lesen, was Goethe als Knabe, Jüngling, Mann und Greis bedeutet hat. F. D.

Berliner Theater

Höher kann nun doch wohl die Stilverwirrung und die Ziellosigkeit auf unserm Theater nicht gut steigen. Neuromantik und Naturalismus, Ideendrama und dramatisierter Polizeibericht, heroische Tragödie und kleingeistigste Elendsschinderei, blaß-müde Stimmungsschwelgerei und rotbrünstige Theatralik — das sind nur ein paar Schöpfproben aus dem Brei, der da tagtäglich neu zusammengerührt wird. Manchmal stoßen die unverträglichen, schreienden Gegensätze so hart aufeinander, daß man förmlich einen körperlichen Schmerz empfindet. So neulich, als es dicht bei- und dicht nacheinander im Neuen Theater „Israel“, ein lärmend-tendenziöses Effektstück von Henri Bernstein, und in den Kammerspielen des Deutschen Theaters ein japanisches, ganz auf Maeterlinckſche Mollakkorde gestimmtes Stilleben von Theodor Wolff gab, eines jener blumenzarten Dramoletts, in denen wir Europäer uns nach den Goncourts und nach Lafcadio Hearn das träumerische Seelenleben der Japaner zu konstruieren pflegen, während ihr eigenes, einheimisches Drama, das historische so gut wie das moderne, ganz andere, rauhere und steilere Pfade geht.

Schon der Titel dieses Stückes „Niemand weiß es“ steht sozusagen mit dem Zeigefinger am Munde da und gebietet Schweigen. Von Rechts wegen dürfte während des ganzen Abends kein Mäuschen sich rühren, kein Atemzug gehen. Denn das bißchen, was da oben auf den Brettern „geschieht“, hat herzlich wenig zu bedeuten. Auch auf psychologische Entwicklung und Motivierung soll man sich um Gottes willen nicht spannen. Ob die kleine Tajo sich aus übergroßer Liebe vor der brennenden Leidenschaft des jungen Malers in die kühlere Ehepflicht des alten Fürsten flüchtet, gleichsam um sich selbst auszulöschen; ob sie aus dieser Kältezone wieder zurückgeschnellt wird, so heftig und so plötzlich, daß ihr Erster in der Notwehr den Zweiten erstechen muß; ob sie es dann trotzdem verschmäht, mit dem Mörder auf und davonzugehen; ob sie sich endlich — wie es vor zwölf Jahren im Königlichen Schauspielhause geschah — bei dem Anblick des in Fesseln Gelegten gleichfalls ersticht oder ob sie ihre Tage weiterträumt — darauf kommt wenig oder gar nichts an. Der Duft der Stimmung, der sich herumwebt, der Schleier des Geheimnisses, der das Warum und Wozu dieser Ehebruchsgeschichte umhüllt, sie sind es, die das Wesen dieser japanelnden Nachempfinderei ausmachen. Liebe — ja, was ist Liebe? Eine liebende Frau — ja, woraus entspringen ihre Gefühle, wohin zielen, wohin schweifen sie? Niemand weiß es. Und wer es sagen wollte, zerstörte mit dem ersten deutenden und begründenden Wort allen Zauber dieser geheimnisbangen, undurchdringlichen Dinge.

Theater

Digitized by Google

Unsichtbare Zaubernetze sollen uns einspinnen, eine rätselhafte Musik — niemand weiß, woher sie tönt — soll unsere trunkenen Sinne entrücken. Und wenn sie in ein fernes, fremdes Land getragen sind, das mit „Drama", „Bühne", „Theater" und derlei derben Wirklichkeiten nicht das geringste mehr zu schaffen hat, dann soll vor unserem zweiten Gesicht ein von allem Irdischen losgelöstes Bild entstehen, das Geschehen und Erleben über sich selbst erhöht, vor dem alles Fragen nach dem Woher, Weshalb, Wohin, Wozu von selbst verstummt. Maeterlinck gelingt es manchmal, uns leise Schauer wenigstens dieser unirdischen Sphäre fühlen zu lassen; Theodor Wolff hat alles nur aus zweiter Hand: weder seine Phantasie noch seine ihr nachtastende Gestaltungssucht sind stark genug, die Schemen zum Leben zu rufen. Ein Nebelmeer löst schließlich alle Formen auf; je zarter, sanfter, stiller, duftiger die Worte und Wendungen werden, desto gründlicher offenbart sich die dramatische Ohnmacht. Und wenn sich nun gar die „Kammerspiele", beim Sinne ihres Namens und beim Zweck ihrer Gründung gerufen, dazu bewegen lassen, diesem schwächlichen Spiel einen ganzen Abend zu opfern, so erneut sich einem die schmerzliche Frage, die hier gleich bei der Eröffnung dieses zweiten Reinhardtischen Hauses aufgeworfen worden ist: ob nicht eine solche rein „intime Bühne", statt an der Verfeinerung und Kultivierung unseres Theaters zu arbeiten, vielmehr nur die Verwirrung und Zersetzung unseres Theaterlebens gefördert hat.

Henri Bernstein mit seiner erstaunlichen Begabung für Spannung, Gipfelung, kühne, überraschende Lösung und die lang nachhallende Explosionskraft eines letzten, triumphierenden Effekts, könnte einer unserer stärksten und willkommensten Theaterschriftsteller sein, wenn er es sich nur abgewöhnen wollte, daneben auch noch den Dichter, Psychologen, Menschheitsproblematiker und Menschheitserzieher zu spielen. Sieht er denn nicht, daß er damit sein Erstgeburtsrecht, sein heute fast einzig dastehendes Theatertemperament für ein Linsengericht verkauft, zu dem ihm noch dazu der Löffel fehlt? Charakter- und Sittlichkeitsphrasen aus diesem Munde sind von vornherein diskreditiert. Wenn sein aristokratischer Antisemit aus jüdischem Geblüt, nichts ahnend von dieser seiner väterlichen Abstammung, seinen Erzeuger beleidigt und also vor die Notwendigkeit eines Duells mit seinem Vater gestellt wird, so ist das für einen Theatermann wie Bernstein Stoffs genug, daraus einen wirksamen Dreiakter zu machen, der die Instinkte eines breiten Publikums für einen Abend vollauf befriedigt. Wozu da noch das Aufgebot großer Menschheits- und Weltanschauungsphrasen? Wozu da noch der Luxus ethischer Gedanken und sentimentaler Gefühle, die doch nicht auf seinem Acker gewachsen sind und die, ganz unnötig für seinen ein für allemal gebuchten Wert, seine innere, dichterische Armut enthüllen? Was er kann, was sein eigen ist, woran er sich genügen lassen sollte, zeige ihm sein mittlerer Akt, der Akt fiebernder Spannung und atemversetzender Erwartung, ehe das „Geheimnis" sich lüftet. Sollte es Mode werden, daß nun auch noch solche geborenen Rechenkünstler der Bühne wie er aus Vornehmtuerei unter die literarischen Leisetreter gehen, so wäre das nur eine Hemmung mehr für die endliche, bitter notwendige Klärung unsers dramatischen Marktes.

Friedrich Düsel

Digitized by Google

Hamburger Theater

Daß wir noch immer nur zu leicht der alten Schwäche erliegen, das Ausländische als solches dem Einheimischen vorzuziehen, dafür bot die Aufführung von Sophus Michaëlis „Revolutionshochzeit“ erneut ein betrübliches Beispiel. Nicht als ob ich in die Entrüstung derer einstimmen wollte, die sich an dem undeutschen Inhalt stießen, und bei den Schimpfworten auf die Deutschen außer acht ließen, daß sie, aus dem Munde eines Jakobiners kommend, auch in den Augen des Autors, nur den Redenden, nicht etwa die Beredeten charakterisieren sollten. Aber welche Werte ließen die Importierung dieses dänischen Dramas geboten erscheinen? Mängel und Schwächen, die es verboten, hat es in Fülle. Man sollte meinen, Sophus Michaëlis hätte in seiner Revolutionshochzeit den Ton dahin verlegt, wo er im Worte liegt, um so mit seinem Stück zu einer künstlerischen Besonderheit zu gelangen. Er verschob ihn jedoch widersinnigerweise auf die letzte Hälfte und vermehrte so die Unzahl „Eheirrungen“ behandelnder Dramen um ein weiteres, das den üblichen an Belanglosigkeit nichts nachgibt. Denn der Versuch, einen bedeutsamen Hintergrund zu schaffen, bleibt auf die Angabe unter dem Personenverzeichnis „Schloß Trionville in der Nähe von Condé, Monat Floréal des Jahres 2 (1793)“, einige Unflätigkeiten eines jakobinischen Kommissars und eine beiseite gehaltene Lob- und Preisrede auf die Revolution beschränkt. Was er sonst bietet, ist nichts als der Liebesroman einer elternlosen Marquise, die sich in ihrem Gatten geirrt hat. Da ihr diese Erkenntnis zwischen Traualtar und Brautbett kommt und der Rechte allsogleich zur Stelle ist, so ist der für das nach gallischem Muster gearbeitete Stück unentbehrliche pikante Einschlag da. Der junge Gatte wird von den Truppen des Konvents am Hochzeitstage gefangengenommen und als Emigrant kurzerhand zum Tode verurteilt. Exekutiert werden soll er am nächsten Morgen. Ernest bleibt eine lange schöne Nacht. Vergeblich sucht die Gattin, ihn zu einem fröhlichen Auskosten und heldenhaftem Sterben zu überreden. Ernest jammert um sein junges Leben und ruft einmal ums andere nach der Mutter. Alaine, angewidert von der Jämmerlichkeit des Gatten, läßt Marc-Arron, den Jakobiner, denselben, der für den Aufschub der Urteilsvollstreckung war und als einziger bei der wüsten Verhandlung die Form wahrte, rufen und bittet für den noch immer Klagenden. Sobald die Marquise seine Hand berührt, ist Marc-Arron willenlos. Als Alaine ihm den höchsten Preis zusagt, den eine Frau zu zahlen hat, willigt er in die Flucht, wohl wissend, daß er sein Leben verwirkt. Er wechselt mit dem jungen Gatten die Kleidung. Der läßt mit Freude alles im Stich und läuft, so schnell er kann, davon. Nun aber, wo die Gefahr beseitigt ist, will Alaine plötzlich den selbst festgesetzten Preis nicht zahlen. Marc-Arron wartet in größter Ruhe. Als die Herrin auf Trionville zur vollen Einsicht darüber kommt, was er aufs Spiel gesetzt hat, gesteht sie ihm, zur Überraschung aller, daß sie, wie er seinen Tod, längst gewußt hat, daß sie ihn liebe, und der Vorhang fällt über zwei Glückliche. Obwohl Marc-Arron mit vollem Bewußtsein der Folgen gehandelt hat, ist am Morgen nach der

Digitized by Google

wildschönen Nacht sein Stolz dahin. Er tut es Ernest nach und bittet wie der von ihm tief Verachtete um das liebe Leben. Immerhin nur für kurze Zeit. Die Demütigung durch einen gemeinen Soldaten bringt ihn wieder zu sich. Nun will er sterben. Als Alaine ihm einen geheimen Gang zeigt, an den sie merkwürdigerweise vorher nicht gedacht hat, weigert er sich standhaft zu fliehen. Auch die Begnadigung, die man ihm bringt, weist er mit Heldengebärde zurück. Er kommandiert selbst Feuer und stirbt in den Armen der Schloßherrin, die er um diesen Preis besaß. Da hat man den Roman mit welthistorischem Hintergrund, an dem weder der Hintergrund gut noch der Roman spannend und glaublich ist.

Und dergleichen Unfaßbarkeiten entziehen unserer eigenen Literatur Licht und Luft! Hans Franck

Goethes Faust auf der Bühne

behandelt ein Aufsatz Wolfgang Golthers in den „Bayreuther Blättern", der als charakteristische Äußerung aus dem Wagner-Kreise über das neuerdings so viel erörterte Problem von allgemeinem Interesse ist. Natürlich vertritt Golther vor allem die Anschauungen des Bayreuther Meisters über den Gegenstand, wie sie in den Ausführungen über „Schauspieler und Sänger" aus dem Jahre 1872 (Ges. Schriften, Bd. 9) vorliegen. Wagner pries da den „Faust" als „die konsequenteste Ausbildung des originalen deutschen Schauspiels, wurzelnd in dem plastischen Geiste des deutschen Theaters", bezeichnete „eine vollkommene stilgerechte Aufführung des Werks" als „die höchste Aufgabe unseres Theaters", ihre glückliche Lösung als den „besten Beweis künstlerischer Erhebung und Gesundung" und forderte den Vortrag der Verse in „deutschester Natürlichkeit". Wenn nun Golther Wagners Klage zitiert, daß „unsere durch eine undeutsche Rhetorik verdorbenen Schauspieler" die letztere Forderung nicht zu erfüllen vermöchten, muß man ihn erinnern, daß sich diese Kritik eben auf die Schauspielverhältnisse anfangs der siebziger Jahre bezog, nicht auf die heutigen. Gewiß läßt der Versvortrag auch unserer heutigen Darsteller im Durchschnitt viel zu wünschen übrig, aber der böse Feind ist jetzt kaum mehr die hohle Rhetorik der Epigonenzeit, viel eher müssen jetzt die verwirrenden und verwildernden Nachwirkungen der extrem naturalistischen Periode dafür gelten, die den Vers im Vortrag zu Prosa zerhackte, um ihn „natürlicher" zu machen, und einer stillosen persönlichen Willkür die Tore öffnete. Auch dem Urteil Wagners, daß „kein Theaterstück der Welt eine solche szenische Kraft und Anschaulichkeit aufweist", als der zweite Teil des Goetheschen „Faust", dürften sich heute außer Golther nur wenige in verba magistri schwörende Leute anschließen. Man erkennt ja klar, was Wagner und seinen Jüngern an diesem zweiten Teile besonders sympathisch war und ist: in stilistischem Betracht das mystisch Märchenhafte, symbolisch Dekorative und dem musikalischen Empfinden sich Nähernde, dem seelisch-geistigen Gehalte nach das Religiöse, die Erlösung durchs Ewigweibliche. Aber der zweite Faust ist eben trotz alledem kein Musik-, sondern ein Wortdrama, daher auch als solches zu werten und, bei aller Notwendigkeit musikalischer Einzelillustration, im Schauspielsinne aufzuführen. Wie außerordentlich schwierig und wenig

Digitized by Google

dankbar das ist, haben sehr verschiedene, zum Teil sehr anerkennenswerte Inszenierungsversuche gelehrt; Golther aber gibt im Anschluß an jenen überschwänglichen Ausspruch Wagners ungerechtfertigterweise nur einer mangelhaften Reproduktion die Schuld.

Von einer würdigen Aufführung des ersten Teils der Tragödie fordert er namentlich die Verwirklichung zweier seiner Meinung nach äußerst wichtiger, doch bisher unterdrückter Momente: der sichtbaren Gegenwart des Herrn im Himmelsprolog, durch welche der „ernste Humor" dieses Vorspiels erst zum Ausdruck gelangen könne, ferner des heftigen Ärgers Mephistos über Fausts Begegnung und Verkehr mit Gretchen, weil er den Doktor mit ganz anderen, minderwertigen Schätzchen habe zusammenbringen wollen. Was die erstere Forderung anlangt, so bedenkt Golther, ganz abgesehen von den bekannten zensurellen Schwierigkeiten, nicht die reinkünstlerischen einer hinreichend würdigen und illusionwahrenden Veranschaulichung des thronenden Gottvaters und der Vermeidung ernüchternder, ja opernhaft lächerlicher Wirkungen in der Wiedergabe seiner nächsten Umgebung. Golther beruft sich zwar auf das geistliche Schauspiel des Mittelalters und auf die bildende Kunst: aber der naive Geschmack des mittelalterlichen Publikums ist heute nicht mehr vorauszusetzen, auch ist es nicht dasselbe, ob man eine solche Darstellung auf einem Gemälde sieht oder sie als dramatische Realität miterlebt. Plausibler erscheint vielleicht manchen auf den ersten Blick die andere Forderung Golthers, die auch schon von Kuno Fischer in seinen Goethe-Schriften erhoben wurde. Die Bemerkung Mephistos „Über die hab ich keine Gewalt", seine zähen Bedenken, daß es „mit dem schönen Kinde ein für allemal nicht geschwind gehe", sein Fluchen über die klerikale Konfiskation des ersten Schmuckes und sein ärgerliches Gehaben, als Faust die schleunige Beschaffung eines zweiten verlangt: all das mag die Auffassung nahelegen, daß Gretchen andern Plänen Mephistos ganz unverhofft und höchst fatal in die Quere kommt. Nichtsdestoweniger läßt sich leicht erkennen, daß es sich auch hier um einen Irrtum handelt. Hat nicht die Deutung alle zwingenden Gründe für sich, daß Mephisto durch einen zur Schau getragenen scheinbaren Ärger über Fausts Interesse für eine unschuldig Reine, dem Bösen angeblich Unzugängliche das Verlangen des Verliebten nur bestärken und steigern will? Nach den üblen Erfahrungen in Auerbachs Keller weiß er ja, daß gewöhnliches Amüsement den Faust nicht im geringsten fesseln kann, und auf dieses Gefesseltwerden des Doktors muß es ihm doch dem Pakte zufolge ankommen: womit aber könnte er ihm Gretchen reizvoller machen als mit der ärgerlichen Betonung ihrer Unnahbarkeit, dann — schon wohlweislich einlenkend — ihrer Schwerzugänglichkeit? Und ließe sich annehmen, daß Mephisto, dem doch so „vieles bewußt" ist, von der Begegnung mit Gretchen überrascht wird? Vielmehr muß man sich doch denken, daß er Faust zur rechten Stunde unmerklich an die Kirche dirigiert hat, denn nach dem Programm im Himmelsprolog will und soll er ihn doch „führen"; ferner auch, daß er die Wegnahme des ersten Schmuckes selbst bewirkt, um durch das neue Hindernis Fausts Begierde noch mehr zu entflammen und zugleich das betrübte

Digitized by Google

Gretchen durch das zweite, noch weit reichere Geschenk desto sicherer zu betören!

Die „Faust"-Aufführung des Münchner Künstlertheaters stellt Golther der diesjährigen Weimarer Inszenierung gegenüber, welche sich der reichstmöglichen Ausstattungsmittel bediente, und meint, das Rechte liege wohl „in der Mitte" zwischen diesen Extremen: worunter man sich kaum etwas anderes vorstellen kann, als eben die mäßige Ausstattung der bisherigen Durchschnitts-Aufführungen. Ein Lebendigwerden des „Faust" als „Gesamtkunstwerk" hält er aber nur dann für möglich, wenn das Werk als Festspiel, als Ausnahme-Aufführung nach dem Muster der Bayreuther Festspiele verwirklicht würde. In Wahrheit sind wohl die Schwierigkeiten teils viel geringer, teils viel größer, als Golther glaubt. Soweit das Gedicht sich den Gesetzen und Möglichkeiten der praktischen Bühnenkunst fügt, wäre es bei glücklicher Regie und Darstellung wohl auch in unseren regulären Theatern durchaus entsprechend zu verwirklichen. Und soweit es sich über jene Gesetze und Möglichkeiten hinwegsetzt, wird auch ein Festspielunternehmen nicht leichter und besser damit fertig werden.

Hanns von Gumppenberg

Zu den „Schönheits"-abenden

Nun hat auch „der Reichstag" Gelegenheit gehabt, die Nacktheit in der Öffentlichkeit eines Berliner „Schönheitsabends" sozusagen offiziell kennen zu lernen. Mit welchem Erfolg, wird die Verhandlung über die Interpellation Roeren lehren. Die Schönheitsabende sind inzwischen auch in andern Orten abgehalten worden.

Was geht denn da eigentlich vor? Im großen ganzen nicht mehr als ein schwächlicher Versuch, die natürliche Schönheit des Menschenkörpers durch eine möglichst weitgeführte Entblößung zur Schau zu stellen. Es gibt da eine „bewegte" und eine „gestellte" Nacktheit. Dazu einigermaßen fade Lichtbilder nach Naturaufnahmen, nach „lebenden" Bildern also und nach unterschiedlichen, sehr schiedlichen Kunstwerken. Als ästhetisch wertvoll kamen für mich lediglich die Anläufe zu einer nackten Bewegungsplastik in Betracht. Ich meine damit weniger die etwas süßlichen und eintönigen Tänze des Fräuleins Olga Desmond, die zudem das Spiel der Glieder durch eine Gewandung verhüllte, die vom Herkömmlichen nicht gar so verschieden war. Auch wahrlich nicht solche greuliche Darstellungen, wie die zu Schuberts „Tod und das Mädchen". Sondern vor allem andern die Versuche des Herrn Salge, als Bogenspanner usw., aus der schönen Bewegung die schöne Stellung zu gewinnen, sozusagen eine natürliche Aufklärung über die Entstehung einer plastisch gelungenen Pose zu geben. Die sind wirklich sehr erfreulich zu sehen. Man verfolgt, wie der Schwerpunkt verlegt wird, wie die Körperverhältnisse sich der Veränderung anpassen, wie der Muskel, der ruhend lag, sich strafft, und wie die Linien im neuen Rhythmus einen neuen Einklang suchen und finden. Das bedeutet ein ästhetisches Miterleben zweckmäßig und schön abgewogener Bewegung von hohem Reiz. Schon die athletisch bedingte Plastik unsrer Ringkämpfer kann unter diesem Gesichtspunkt eine Schönheitsquelle sein, wenn die Ringer nicht gar zu plumpe Burschen, und wenn sie nackt sind. Wieviel mehr eine

Digitized by Google

Bewegungsplastik aus uralten künstlerischen Motiven. Dergleichen kann die wirkliche Plastik nicht geben, weil sie immer nur einen Zustand vermittelt und die vorausgegangenen wie die folgenden Zustände ahnen lassen muß. Aber der lebendige Menschenkörper, der gut gestaltet und geschult ist, der kann es, weil er weniger kann und zu können braucht, als das plastische Kunstwerk. Alles Bemühen aber, Plastik zu stellen, „Das Idyll", „Die Liebe", „Das Meer" „verkörpern" zu wollen, läuft auf einen mehr oder minder anspruchsvollen Dilettantismus hinaus, berührt sich mit dem Panoptikum und mit den „lebenden Porzellanen" unserer Varietés. Schrecklich, daß Herr Vanselow den Mangel an richtiger „Marmorierung" seiner nackten Gruppen auch noch entschuldigen mußte!

Aber ich rede da immer von Nacktheit, wie wenn die beiden Menschen auf der Bühne herumgelaufen oder gestanden wären gleich Adam und Eva. Der Leser beruhige sich. Die Herrschaften blieben immer noch etwas bekleidet.

Und gerade das war es, was mich verdroß, und was die ganze „Schönheits"-Suche in meinen Augen als eine schwächliche, ja, ich möchte einfach sagen: als eine unsittliche Sache erscheinen läßt. Das Exempel ist simpel genug: ein völlig nackter Mensch steht der Unschuld und der Schönheit der Natur um tausend Schritte näher als derjenige, der seine Lenden verhüllt, weil er oder weil „man" die völlige Entblößung als unanständig empfände. Das gepuderte Lendentüchlein, das die Dame unter ihren Schleiern trug, die schwarze Badehose, durch die der braune Körper des Bogenspanners für das Auge in zwei Hälften auseinandergerissen wurde, wirkten so schamhaft anstößig, wie irgendeine Entblößung. Denn das gilt es gründlich zu unterscheiden: Nacktheit und Entblößtheit. Deshalb sprach ich eben von einer hier „möglichst weit getriebenen Entblößung", die aber eigentlich nicht Nacktheit ist und darum auch nicht den Schutz der — sagen wir schlicht bürgerlich: den Schutz der Anständigkeit des Nackten beanspruchen kann.

E. Kalkschmidt

Also kämen wir wieder zu unsrer alten Annahme: auf diesem Wege geht's nicht. Aber die Gefahren der Scheu vor dem Nackten, der Verzärtelung und Verweichlichung unsres Gefühls beim Anblick von Nacktem, über dieses Wegverführen von der Natur geradeswegs zu unsittlichen Gedanken hin, ist hier mehr als einmal gesprochen worden. Auch davon, wie gegen die Gefahren des Nackten „abzuhärten" sei. Auf Polsterstühlen mit posierenden und womöglich noch gepuderten zu sieben Achteln Ausgezogenen geht's nicht: es ist nichts mit den „Schönheitsabenden".

Musik

Vom „Wirksamen" in den Konzertprogrammen

Das Konzertprogramm ist in neuerer Zeit ein vielumstrittenes Problem der öffentlichen Musikpflege geworden. Früher huldigte man dem Grundsatz variatio delectat. Wenn die einzelnen Nummern nur an sich künstlerischen Wert hatten, war noch unsern Vätern völlig Genüge getan. Die Gegenwart aber betont beim Konzert nicht so sehr das Moment der „Zerstreuung" als das der „Sammlung" und meint, daß, wenn man lauter gute Sachen in einen Topf wirft, daraus noch lange kein genießbares Ganzes sich ergeben müsse. Sie verlangt eine klug wägende Abstimmung der

Digitized by Google

Vortragsfolge. Nehmen wir heut einmal an, die Güte der einzelnen Stücke sei gegeben, und fragen wir: wie müssen sie geordnet sein, daß das Konzertprogramm auch als Ganzes wirksam sei?

Wir wissen, daß Kunstwerke nebeneinander sich unter Umständen gegenseitig totschlagen, aber auch gegenseitig heben können. Und wie es für ein Bild nicht gleichgültig ist, mit welchen Bildern zusammen es in der Galerie hängt, so spielt auch die Zusammenstellung der Tonstücke im Rahmen eines Programms keine nebensächliche Rolle. Gegensätze und Ähnlichkeiten können in gleicher Weise Hebel und Hemmnisse des Genusses sein. Das Tuttifruttiprinzip ist bereits glücklich überwunden. Und für die Gestaltung der Programme im einzelnen dürften folgende Leitsätze allgemein anerkannt werden.

1. Das Programm soll sich gegen das Ende zu steigern.

Dieser Satz zielt nicht auf bloße Effekthascherei ab, sondern ist in der Psychologie des Publikums begründet. Je länger man zuhört, desto mehr Nervenkraft wird verbraucht, desto stärkerer äußerer Anreize bedarf also der Hörer, um „auf der Höhe der Stimmung" zu bleiben. Man schließt demnach mit jenem Werk ab, das den unmittelbarsten, leichtesten und wirksamsten Genuß gewährt. „Ende gut, alles gut."

Ist der Abschluß einmal gefunden, so ordnen sich die übrigen Nummern sinngemäß nach den nämlichen Gesichtspunkten. Diejenigen, die dem Publikum die größte geistige Mitarbeit zumuten, werden etwa ins zweite Drittel des Programms gestellt. Nur große symphonische Werke legt man lieber gleich an den Anfang, wie das z. B. Beethoven mit Bezug auf die „Eroica" sogar ausdrücklich verlangt hat. Sonst wählt man zum Beginn Tonstücke (Ouvertüren, Präludien, Arien, Lieder), die das Einspielen oder Einsingen begünstigen, am besten Sachen, die das Publikum anregen, ohne viel Kopfzerbrechen zu bewirken. Dadurch geraten die Hörer, die den Saal unruhig und zerstreut betreten haben, allgemach in Stimmung und werden auch für schwerere Kost empfänglich. Künstler, die dem Publikum noch nicht bekannt sind, gewinnen in solchen hors d'oeuvres die Fühlung und erwerben sich die Autorität zum Vortrag unbekannter und schwieriger Nummern. Jungen Künstlern aber würde ich raten, Stücke zu meiden, die man zu oft von den ersten Meistern gehört hat, als daß man nicht anspruchsvoll und kritisch wäre. Sie werden am klügsten zu Sachen greifen, die dem Publikum nicht ganz fremd, aber auch nicht (ja nicht!) zu bekannt sind. Mit Neuheiten anzufangen bleibt ein Wagnis, das nur ein unmittelbar packendes Kunstwerk oder ein außerordentlicher Künstler rechtfertigt. Hat sich der Sänger oder Spieler auf bekanntem Gelände das Vertrauen der Hörer gewonnen, so darf er seine Leute auch auf beschwerlicheren Pfaden führen. Beschwerlich in dem hier gemeinten Sinne ist aber alles, was mehr durch die gedankliche als durch die rein sinnliche Schönheit wirkt. Im allgemeinen greift das Rhythmische mehr an die Nerven als das Melodische, das Fließende mehr als das Stockende, die geschlossene mehr als die freie Form, das Rasche, Feurige mehr als das Bedächtige, das Massige und Laute mehr als das Einfache und Leise.

2. Der Konzertgeber muß Einheit in die Mannigfaltigkeit und Mannigfaltigkeit in das Einheitliche bringen.

Digitized by Google

Ohne die Frage zu erörtern, welche Art des Programms die bessere sei, sprechen wir von der gemischten Form zuerst. Sie ist nicht nur in geschichtlicher Hinsicht die ältere, sie ist auch in der Praxis noch immer die herrschende. Sie folgt aus dem Prinzip, welches als Endziel des Konzertes die Unterhaltung ansieht, und trägt die Gefahr der Buntscheckigkeit in sich. Veranstalter von Wohltätigkeitskonzerten meinen oft eine besondere Wirkung durch recht lange und mannigfache Programme zu erreichen. Welch ein Irrtum! Man nehme nicht zu viele Solokräfte (in der Regel nicht mehr als drei), trachte aber aus ihnen so viel Wirkung zu ziehen, als möglich. Die Sängerin kann mit dem Sänger Duette singen, der Pianist begleitet den Geiger usw. Also: intensive, nicht extensive Konzertwirtschaft.

Das Einheitsprogramm besteht entweder darin, daß man nur Werke derselben Gattung (Liederabend) oder desselben Komponisten (Bachabend) aufführt, oder daß die Auswahl in den Dienst eines besonderen Gedankens tritt (die Tageszeiten in der Musik). Bei diesem Prinzip ist eine andere, entgegengesetzte Gefahr zu vermeiden: die Eintönigkeit, welche gefährlicher ist als ihr Gegenteil. Es gehört nämlich mehr Geist dazu, die Buntheit oder doch Zusammenhanglosigkeit als einen Nachteil zu empfinden, denn: die Einheitlichkeit und Bezogenheit als einen Vorzug zu genießen. Die Nachteile sind aber nicht bei allen Arten des Einheitsprogrammes gleich, sie erheischen eine gesonderte Betrachtung. Die Einheit der Gattung unterliegt den geringsten Bedenken. Lieder-, Klavier-, Geigen-, Chor-, Quartettabende usw. sind längst eingebürgert, weil sie in sich genug Möglichkeiten der inneren und äußeren Abwechslung darbieten. Man kann den Wechsel auch noch dadurch erhöhen, daß man die beteiligten Kräfte auch einzeln verwendet. Der Begleiter des Sängers spielt ein Klavierstück; der Primarius des Streichquartetts ein Solo. Dies ist freilich eine Konzession an die Hörenden, aber eine unbedenkliche, wenn sie mit Takt durchgeführt wird, d. h. wenn diese Zwischennummern sich als solche kennzeichnen, wenn sie die Hauptnummern nicht erdrücken oder durch einen rein virtuosen Charakter die künstlerische Stimmung zerreißen. Will man das virtuose Element nicht missen, so stelle man's an den Schluß. Ein Solostück von Paganini zwischen Streichquartetten von Beethoven und Brahms gespielt ist unsäglich geschmacklos. Als Kehraus am Schluß ist es möglich. Wem der Appell an die „Bestie" im Menschen nicht behagt, der kann ja den Saal vorher verlassen.

3. Das Programm soll die Wirkung des Gegensatzes nicht vernachlässigen.

Zu den wirksamsten Mitteln der Steigerung und Vermannigfaltigung eines Programmes gehört der Gegensatz. Um sich der Steigerung bewußt zu werden, ist es gut, die Stimmungslinie zwischendurch eine Strecke in der Ebene, ja durch eine Mulde oder über einen Seitenweg herumzuführen. Wo etwa ein dem Programme zugrunde gelegter Gedanke das nicht verbietet, empfiehlt sich der heitere Schluß auch in einem ernsten Konzerte. Das Publikum liebt es, mit freundlichen Eindrücken entlassen zu werden, und meist besteht kein künstlerischer Grund, daß man diesem in dem Frohsinnsbedürfnis der Menschennatur begründeten Verlan-

Digitized by Google

gen nicht entsprechen könnte. Je lustiger, übermütiger ein Stück, desto mehr gehört es an den Schluß. Denn der Hörer erholt sich wohl gern nach einer „schweren“ Nummer in einer „leichten“, läßt sich aber nicht so leicht in ernste Stimmungen zurückbringen, wenn das initium fidelitatis einmal erfolgt ist. Da man aber auch die mittleren Abteilungen des Programms wenigstens zum Teil gefällig abschließen möchte, wählt man hierfür Sachen, die, im Bereich des Anmutigen, Niedlichen, vielleicht sogar des Neckischen gehalten, das ernste Gewölk wie Sonnenstrahlen auf einen Augenblick durchbrechen, ohne darum die Gewitterstimmung für später gänzlich zu verscheuchen.

Freilich gibt es auch unvereinbare Gegensätze. Man kann neben Mozart Bach stellen, aber nicht Gluck neben Offenbach, weil die Parodie das Pathos aufhebt.

Die in neuester Zeit beliebten Komponisten- oder Einerabende bieten mancherlei Schwierigkeiten, besonders bei engen Persönlichkeiten, die bloß über ein oder zwei eigene Töne verfügen. Sich auf den Isolierschemel stellen, kann leicht zum Schaden ausschlagen, und der Künstler, der neben anderen verliert, spricht sich damit selbst ein Urteil. Ich habe es zweckmäßig gefunden, entweder zwei Künstler gleichen Ranges, von denen der andere gleichsam die komplementäre Farbe zum ersten hinzubringt, zusammenzufassen und jedem eine Abteilung zu widmen. Oder in der ersten, größeren Abteilung einem Künstler das Wort zu geben und daran in der zweiten ein gemischtes Programm zu fügen. Das richtet sich ganz nach der Beschaffenheit der Hörerschaft. Musikvereine, die ihr festes, herangebildetes Publikum haben, können diesem natürlich mehr zumuten, als Geschäftskonzerte, die auf ein Zufallspublikum angewiesen sind.

Die moderne Anschauung verpönt das Vermengen von Groß- und Kleinkunst und verzichtet auf viele Symphonieabende, worin Gesangs- und Instrumentalvirtuosen zwischen mächtigen Tonschöpfungen Lieder und Genrestückchen zum besten geben. Darauf hat man dann ein ästhetisches Polizeigesetz gemacht: hinaus mit den Solisten aus den Symphoniekonzerten. Dieses Gesetz scheint mir in dieser Fassung allzu drakonisch, sein richtiger Kern ist wohl der, daß in einem Raum, wo Symphonien wirksam erklingen, die kleinen Kammerformen schlecht zur Geltung kommen. Aber es gibt Gesänge und Spielstücke genug, die auch im weiten Raume wirken und selbst neben großen Orchestersachen durchaus keine üble Figur machen. Ist gegen solche Nummern billigerweise ein ernster Einwand da? Auch würde ihr Ausschluß einen blühenden Zweig der Musikliteratur, die Gesänge mit Orchester, ganz aus dem Konzertleben verdrängen.

Richard Batka

Aktuelle Musik

Aus einem Bamberger Konzertreferat vom Dezember: „»Die große Fahrt«, Tongemälde über die denkwürdige Fahrt des Grafen Zeppelin am 4. und 5. August 1908 von M. Klaehre. Letzteres Stück, bestehend aus einer Reihe bekannter, hübscher, geschickt aneinandergefügter Volksweisen, in welche das Knattern der Motore, der Gewittersturm und schließlich die Explosion des Zeppelinschen Luftschiffes sehr gefällig eingeflochten sind, bildete den Clou des Abends.“

Digitized by Google

„Graphik geht nicht"

Vor ein paar Jahren „ging" sie mal eine Weile lang. Besonders Radierungen wurden „gefragt", und in einer Menge von Einzelblättern und Sammelmappen zeigte sich als Folge der erhöhten Nachfrage das erhöhte Angebot. Das war erfreulich, denn es gibt kaum eine Art der Produktion, die so viele feine Kunstwerte so schnell in der ganzen Nation in Umlauf bringen könnte, wie die der Graphik. Nun wird aus München von einer „vollkommenen Baisse" geschrieben, „dergestalt, daß Unmengen von köstlichen Blättern in den Mappen der Kunsthändler langsam verschimmeln". Nur ein paar staatliche und private Sammlungen kauften noch solche Blätter, „ein Beweis dafür, daß das »Volk« dem Gegenstande gänzlich ablehnend gegenübersteht".

Das „Volk" will eben vor allem Farbe haben. Mit seiner Illusionsfähigkeit steht's schwach, der greift das Bunte unter die Arme, und außerdem ist es ja auch rein fürs Auge eine erfreuliche Sache. Zumal, wenn es mit dieses Organs Übung so bescheiden steht, daß es gelegentlich ein liebendes Streicheln empfindet, wo eines Kenners Auge sich mit der Faust geschlagen oder mit Sirup bestrichen fühlt.

Und dann: man will „Wandschmuck". Unsere „kunsterzieherische" Bewegung hat vom ersten Anfang an immer auf guten Wandschmuck hingewiesen, mußte das auch; denn hier war sozusagen die Bresche für die Kunst ins Haus. Aber man ist beim Werben um gute Bilder selbst zu sehr, mit Verlaub zu sagen, an den Wänden hängengeblieben.

Zunächst: selbst diese Wände betrachten wir zu einseitig unterm Blickwinkel der Dekoration — ich werde mich hüten, auf ein Blatt, das mir eine schöne Stimmung in die Seele bringt, deshalb über meinem Schreibtisch zu verzichten, weil da vielleicht etwas Gelbes oder Grünes dekorativer wäre, als dieses Schwarzweiße, das den ausruhenden Geist zu Rembrandts Faust oder Dürers Hieronymus führt. Auch schmücken kann ja übrigens Graphik am rechten Platz. Im allgemeinen hängen wir aber bekanntlich nicht etwa zu wenig Bilder an die Wände, sondern zu viel.

Zweitens: Alle Erscheinungen, auch die, von welcher wir ausgingen, deuten darauf, daß wir uns endlich mit aller Entschiedenheit des Gedankens entwöhnen müßten, Werke der malenden und zeichnenden Kunst kämen für unsern Besitz nur so weit in Frage, wie unsre Wände reichen. Ich darf wohl an meinen Aufsatz über „Bildereien" (Kw. XIX, 10) erinnern, der die Aufgabe näher besprach. Wir erleben jetzt in unserm Verhältnis zur bildenden Kunst eine große Zeit, eben jetzt stehen wir beim Bilderwesen da, wo wir beim Bücherwesen bei Erfindung der Buchdruckerkunst standen. Größtenteils aus rein äußerlichen Gründen hat der nationale Schatz von tiefer Innenkultur bisher für das Volksganze noch nicht ausgenutzt werden können, der in der gesamten bildenden Kunst niedergelegt ist. Dank der photomechanischen Verfahren kann er's jetzt in unvergleichlich höherem Grade, als bisher. Und so muß das Anlegen von Haus-, Schul-, Volks-Bildereien eine Sache werden, die sich so sehr von selbst versteht, wie das Anlegen von Büchersammlungen. Die Kultur durchs Auge hat es früher in sehr vielen Beziehungen besser gehabt,

Digitized by Google

als jetzt, und es ist sehr die Frage, ob ihr nicht die Beschränktheit auf ganz weniges aber intimst Gekanntes in vieler Beziehung besser tat, als der jetzige Großbetrieb. Aber den haben wir einmal, und wer ohne ihn auskommen wollte, gliche dem Kleinhandwerker, der umgeben von Fabriken ihnen Konkurrenz machen will, womöglich gar, ohne seinerseits von ihren Erleichterungen Nutzen zu ziehn. Wir müssen „durch". Wir müssen, da wir frühere Besitze verloren haben, aus den neuen Möglichkeiten holen, was sie uns bieten. Sonst haben wir eben nichts. Und was uns die neuen Reproduktionstechniken aus unsrer Väter und unsrer Brüder Werk an Erdachtem, Erfühltem, Erschautem jetzt ins Haus bringen können, ist überreich an Innerlichem, Großem, Herrlichem.

Also: arbeiten wir für Bildereien! Dann wird mit der Zeit auch wieder „Graphik gehn". Nicht als Mode, sondern aus sachlichem Bedürfnis heraus, weil aus hundertfach erzogener Fähigkeit zum Graphik-Sehn und zum Kunst-Miterleben. A

Angewandte Kunst

Sparen

Die allbekannten Ergebnisse unsrer Finanzwirtschaft haben mit dem Ruf nach dem Sparen auch den Ruf nach billigeren Staatsbauten gezeitigt, und nun erheben sich bereits Stimmen mit einem Wehe, was wird das Schlechtes geben, wenn der Staat künftig billiger baut. Wir meinen: ob Schlechtes oder Gutes, mit dem Billig oder Teuer hat das nicht in dem Sinne zu tun, wie man's meint. Für Gediegenheit muß das nötige Geld beschafft werden, das ist gewiß, aber für Luxus brauchen wir keines, weil wir keinen Luxus brauchen. Das ist ja die alte törichte Verwechslung aus der Gründerzeit: Luxus gehöre zum Wesen der Kunst. In Wahrheit ist gerade dem Ästhetischen zu allen Zeiten nichts gefährlicher gewesen, als eben der Luxus, mit anderm Worte: der Überfluß. Denn so gewiß es ist, daß wir als die beste künstlerische Lösung die empfinden, die eine Wirkung mit dem geringstmöglichen Aufwande von Mitteln erreicht, so gewiß wirkt der Überfluß an Mitteln als solcher nicht kunstfördernd. Viel eher hilft er dazu, daß das Letzte und Höchste der einzelnen Aufgabe aus dem Auge verloren wird und daß man bei den Mitteln als solchen „steckenbleibt": bei den Reizen eines kostbaren Materials, eines reichen Schmucks, einer üppigen Ausstattung. Manche unsrer edelsten Bauten stammen aus unsrer ärmsten Zeit, und wenn ein späteres Geschlecht ihren architektonischen Ausdruck den „Hungerstil" genannt hat, so tut das heute ihrer Wertschätzung abseits von gewissen Kreisen ums Schloß und um Berlin W herum längst keinen Abbruch mehr. Der Zwang, mit bescheidenen Mitteln zu schaffen, kann geradezu eine segensreiche Zucht für unsre Baukunst werden. Allerdings unter zwei Bedingungen allein. Erstens: daß ihr zwar nicht die Mittel zum Überfluß, wohl aber die zur schlichten Gediegenheit gewährt werden. Zweitens: daß sie sich den Einfluß der eben bezeichneten Kreise vom Leibe hält, denn der würde bei der Sucht ihrer Bewohner nach Reichtum unzweifelhaft zum Reichscheinenwollen drängen, also zur Imitation und damit zum Schwindel, das ist: zur Verneinung und Aufhebung aller Kunst. A

Digitized by Google

Zum Luftschiffhallen-Wettbewerb. Eine Mahnung so lange noch Zeit ist

In den Tagen vom 26. November bis 2. Dezember 1908 waren im Rathause zu Friedrichshafen a. B. die Entwürfe zu den Zeppelin-Luftschiffhallen ausgestellt. Nur Fachleute wurden zur Besichtigung zugelassen. Wer die Entwürfe gesehen hat, wird mit Befriedigung konstatiert haben, wieviel Kraft in unsrer Technik, und wieviel Rasse in unsrer zeitgenössischen Architektur steckten. Namentlich auf dem Gebiete des Eisenbetonbaues waren Arbeiten da, gewölbte Hallen (45 × 160 Meter) von solcher Kraft und Wucht, daß sie sich bekannten klassischen Bauwerken wohl an die Seite stellen könnten. Daß sich an manchem Entwurf unsre Besten versucht hatten, darüber konnte man nicht im Zweifel sein.

Für den ästhetischen Beschauer fiel auf, namentlich: daß bei den preisgekrönten Entwürfen jener mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf der Brückenbauanstalt Flender in Duisburg, sowie der angekaufte Entwurf des Ingenieurs Meier in Berlin jedweder ästhetischen Ausbildung ermangelten. Deutlich trat hervor, daß hier die leitende, die fühlende Hand des Architekten fehlte.

Wenn es im Preisgerichtsprotokoll heißt, daß in erster Linie praktische Gesichtspunkte maßgaben, so versteht sich das für jeden Verständigen von selbst. Allein, daß sich praktische Brauchbarkeit und ästhetische Rücksichten glänzend vereinen lassen, bei fast gleichen oder doch annähernd gleichen Kosten, dafür liefert der mit dem zweiten Preise ausgezeichnete Entwurf der Gutehoffnungshütte unter Mitarbeit von Möhring-Berlin den schlagendsten Beweis. Auch der mit dem dritten Preis ausgezeichnete Entwurf tut das.

Man sollte meinen, wenn man jetzt fast eine Million Mark zur Erstellung eines solchen Bauwerkes ausgibt, dann spielten einige 10000 Mark keine große Rolle mehr. Ein solches Bauwerk, ein Nationalbauwerk, sollte nie und nimmer ohne ästhetische Rücksichten erstellt werden, das wäre unserer jungen Architektur die Faust aufs Auge. Die Besten vor, heißt hier die Losung. Das ist ein Kulturstaat sich, der Allgemeinheit schuldig, unserer deutschen Landschaft, die jahrzehntelang verunstaltet wurde. Kommt noch hinzu: der Landschaft des Bodensees. Wer die Örtlichkeit kennt: die sanften Höhenzüge, das leicht gewellte Gelände, der mag sich's ausmalen.

Nachdem die Preisträger jetzt unter sich zu einer engeren Konkurrenz aufgefordert sind, glaube ich im Namen aller ästhetisch Gebildeten fordern zu dürfen: Es möge dafür gesorgt werden, daß die ästhetische Gestaltung der Aufgabe mehr gepflegt werden möge unter Zuziehung erster, tüchtiger Baukünstler. Hier ist besondere Gefahr im Anzug. Denn die ersten ausgeführten Luftschiffhallen werden in höherem Grade als die späteren als Vorbilder wirken. H. Thurm

Heimatpflege

Werkstatt-Häuser für Geistesarbeiter

Selbst Schiller vertrug keinen Hauslärm beim Arbeiten. Einer der Unzähligen nach ihm, die durch die Geräusche im eigenen engen Heim am ungestörten Schaffen schwer behindert wurden, entfloh zuweilen schier verzweifelt in die Werkstatt eines befreundeten Malers im großen Atelier-Haus am Waldrande. Da war es wunderbar still,

Digitized by Google

denn das sehr massiv gebaute Haus enthielt eben nur Malerwerkstätten, in denen geräuschlose Arbeit waltet. Nur ab und zu schritt jemand kaum vernehmbar über den mattenbelegten Flur, — dann wieder lautlose Stille, in der die Gedanken und Vorstellungen klar und voll hervortreten und sich frei zusammenfügen konnten. Kann man solche Atelier-Häuser nicht auch für Geistesarbeiter bauen? Dem Unternehmer würde es nicht fehlen an Mietern für diese stillen Schaffensstätten, in denen vielleicht manches Werk zu höherer Vollendung gediehe, als es bei Küchen-, Kinder- und Klavierlärm vermag.

Wolrad Eigenbrodt

Vom märkischen Museum

Im ältesten Berlin, dicht an dem kleinen buckeligen Köllnischen Park, steht die Gebäudegruppe, die der Stadtbaurat Wilhelm Hoffmann als Museum der märkischen Kunst, Kultur und Natur aufgeführt hat. Der Platz ist in diesem Sinn geschichtlich gut gewählt; man trifft dort, in den Gassen hinter dem Spittelmarkt noch am ehesten einiges, was an das alte bürgerliche Berlin erinnert. Aber mehr als diese Gemeinsamkeit, daß es lang her ist, daß man so baute, haben Museum und Stadtgegend nicht. Das Museum ist märkisch, Berlin aber hat nichts vom Märkischen, das alte nicht und das neue nicht. Nun ragt, in die Nachbarschaft von einigen in ihren Zwecken höchst modernen und rationalistischen Geschäftshäusern ein Stück trotzigen Mittelalters der märkischen Kleinstadt auf, des Klosters vom stillen Kiefernsee. Prenzlau, Chorin gehen an der Erinnerung vorbei: schwerer Backsteinbau, in seinen letzten Früchten von merkwürdigem leichten Maßwerk unsicher umspielt.

Das Äußere des Baues ruft dem Berliner zu: Gedenke, daß du ein Märker bist. Es erzieht zu einem geschichtlichen Sehen. Der Zweck eines solchen aufs Provinzielle gestellten Museums ist ja zum geringeren Teil auf wissenschaftliche Studien gerichtet: Heimatliebe, Heimatsinn sollen geweckt werden. Der Unterricht beginnt im Freien. Wer hineingeht, wartet nicht gleichgültig beim Herumlaufen, ob er gerade was findet; er sucht etwas. Er sucht nach einer Vorstellung vom Wesen dieser Landschaft, dieser Menschengeschichte. Da ist es gut, daß ihn kein gleichgültiges Monumentalwerk üblichen Stils empfängt. Das Gebäudebild gibt seinem inneren Auge Richtung.

Wir loben aber den Bau nicht, weil er historische Formen verwendet; liegt doch darin noch häufig genug die Versuchung zum Tadel. Wir loben ihn, weil er gut ist. Er beweist, daß es beim Architekten zum wenigsten darauf ankommt, ob er krampfhaft geschichtliche Bauformen verwendet oder mutig vermeidet, sondern wie er einen Grundriß anlegt und drüber die Baumassen wachsen läßt und gliedert. Der Grundriß hat eine höchst glückliche Unregelmäßigkeit; das liegt am Bauplatz, mit der Straßenkreuzung. Hoffmann hat das Museum in Bauten von verschiedenem Charakter auseinandergenommen, sie geschickt zusammengelagert und den ganzen eckigen, vorspringenden, wechselvollen Komplex unter den beherrschenden Eindruck eines einfachen schweren Turms gestellt.

Die eine Hälfte Backstein und gotischer Grundcharakter, die andre Verputz mit den Formen einfacher Renaissance. Das Zusammentreten

Digitized by Google

gibt dem Hof eine reizvolle Eigenart. Vielleicht wäre es für die gotischen Teile noch wirkungsvoller gewesen, hätte man die Backsteine in dem größeren Format (wie etwa beim Kloster Chorin) gestrichen; das gibt einfachere Fläche und schwerere Massigkeit. Gerade unsre heutigen Backsteinmaße scheinen ästhetisch die unglücklichsten zu sein.

Die innere Architektur hat einige reizvolle Lösungen, Treppen, Gewölbe, Durchblicke zu Höfen; man ist kein Philister gewesen, sondern hat sich im Grundriß einer munteren Mannigfaltigkeit befleißigt. Bloß im Farbton der Zimmer scheint mir verschiedentlich falsch gegriffen; das Bemühen, neutral zu sein, die Wände in einem höchst bescheidenen Grau vor Keramiken usw. verschwinden zu lassen, trifft daneben, denn solcherlei alte, kräftige, manchmal bunte Kunst will Widerhall im Raum.

Doch ich rede nicht vom Ausgestellten. Es gibt noch manchen leeren Kasten, und manche alten Heiligen frieren in Einsamkeit. Auch hat, scheint es, noch nicht jedes seinen ihm zustehenden Platz gefunden: ein Sakramentshäuschen hat kaum den Anspruch auf die Stelle des Altars. Aber der Nichtmärker ist erstaunt über den Reichtum an alter Kunst, der doch aus diesem Lande herauszuholen ist. Es läßt sich natürlich nicht mit dem Westen und Südwesten vergleichen; aber, wenn die Forschung dieser Dinge sich stärker annimmt, gibt es vielleicht für manchen von uns umzulernen. Sowohl an Metallarbeiten wie an allerhand Zeichenkunst und Schnitzwerk sind schöne Sachen da. Th. Heuß

Wintersport und Winterlandschaft

Naturschönheit

Seit etwa drei Jahren hören und sehen wir in unsern deutschen Großstädten die Anpreisungen des Wintersports. Ein ganzer Industriezweig hat sich herausgebildet, um den Bedarf an Schneeschuhen, Schlitten und anderen Geräten, sowie an Bekleidungsgegenständen aller Art in sachgemäßer Weise zu decken. Die Eisenbahnen im Gebirge haben einen Verkehr zu bewältigen, der an manchen Tagen den stärksten sommerlichen Andrang übertrifft, und die Unterkunftsverhältnisse müssen allerwärts den veränderten Ansprüchen nach Erwärmung und Beleuchtung angepaßt werden.

Von ärztlicher Seite wird die Bewegung in freier Winterluft als bestes Heilmittel gegen die Schädigungen des Großstadtlebens eifrig empfohlen, nachdem man eingesehen hat, daß die alten Vorurteile gegen Schnee und Kälte ziemlich grundlos waren. In rein sportlicher Beziehung schließlich bieten Schlitteln und Schneeschuhfahren eine natürliche Ergänzung zu den mancherlei Bewegungsspielen und Reiseformen in der warmen Jahreszeit. Dabei haben die internationalen Wintersportverbände erfreulicherweise durch eine vornehme Gestaltung ihrer Wettbewerbsbedingungen dafür Sorge getragen, daß Ski- und Schlittenrennen nicht zu Zerrbildern wirklicher Körperkultur oder zu Kampfstätten bezahlter Berufsfahrer werden können, wie z. B. heute die Radfahrbahnen.

Diese Einführung des norwegischen Schneeschuhes hat aber neben ihrer rein sportlichen und wirtschaftlichen Seite weiterhin noch die Folge gehabt, daß die eigenartige Schönheit der verschneiten Winterlandschaft nunmehr erst wirklich erschlossen worden ist. Wenn sich bisher nur wenige „Sonderlinge“ unter übermäßigen Anstren-

Digitized by Google

gungen und Beschwerden aus dem Bannkreise der Kulturanlagen hinauswagen konnten, so trägt uns der Schneeschuh heute nach kurzer Übung mühelos in die Weite. Bei der geringen Anstrengung bleibt auch die Eindrucksfähigkeit gegenüber der glitzernden Pracht des Landschaftsbildes gewahrt, und wir haben Muße genug, um den Zauber des tiefverschneiten Waldes oder die Großzügigkeit des winterlichen Gebirges andachtsvoll zu betrachten.

Schnee wirkt immer einfach und groß. Die Vielfarbigkeit und die Vielgestaltigkeit der Landschaft verschwinden gleicherweise unter der weißen weichen Decke; die Einzelheiten im Raume verschmelzen sich zu flächenartiger Gesamtwirkung und ihre Färbung richtet sich angesichts des weißen Grundtones allein nach dem bunten stündlich wechselnden Abglanze des Winterhimmels.

Zwei Arten von winterlichen Bildern kann man unterscheiden: Erstlich die tiefverschneite Landschaft, über die der flockige Belag weich und gleichmäßig herniedergewirbelt ist. Alle wagrechten Stellen an Dächern, Gesimsen, Geländern, an Buschwerk und Baumästen erscheinen mit hohen weißen Hauben und Streifen geschmückt, während senkrechte Gegenstände, wie Mauern und Pfähle, Baumstämme und Felswände in ihren bunten oder dunklen Naturfarben wirksam darunter hervortreten. Eine solche Gegend nimmt sich im gelblichen Schimmer der Weihnachtssonne und in der lautlosen Stille ihrer weichen Ummantelung überaus festlich aus und erscheint uns zugleich wie vom Zauber tiefsten Friedens umwoben. Ernst und herb dagegen mutet uns das zweite Bild an, dem wir gewöhnlich in den höchsten Lagen unserer deutschen Mittelgebirge und vor allen andern im Riesengebirge begegnen. Nebel und Kältestürme führen dort das Regiment, sie peitschen den Schnee in rasender Flucht über die baumlosen Hochflächen dahin und überziehen alles, was steht und liegt, mit schuppenartigen graugrünen Gebilden von Rauhreif und Anraum. Bricht sich dann sonnige Klarheit einmal zu kurzer Herrschaft Bahn, so blickt man meilenweit über eine Landschaft hinaus, in der auch nicht der kleinste dunkle Fleck erscheint, sondern die in ihren eisumkleideten Formen blendend weiß daliegt. So lernen wir hier im Reiche des Winters Naturbilder kennen, wie sie geschlossener in Farbe und Formen kaum anderwärts wiederkehren dürften; sie verkörpern für uns heute nicht nur den Begriff des Großzügigen und Erhabenen, sondern wirken auch darum besonders eindrucksvoll, weil sie uns in ihrer ganzen Erscheinung bisher ziemlich unbekannt waren.

Gustav Kuhfahl-Dresden

Handel und Gewerbe

Warenkritik

Warum haben wir keine Warenkritik in den Zeitungen? Keine sachverständige Besprechung der vom Handel gelieferten Waren in den Lokalzeitungen?

Der Sachkundige lächelt über die Frage, die ihm kindlich scheint. Kritik ist Propaganda oder Warnung, und sie will das auch sein. Wenn ich einen Maler lobe, so reize ich die Kunstfreunde (soweit sie mir gewogen sind), seine Bilder mit besonderer Aufmerksamkeit zu beschauen, so verschaffe ich ihm Liebhaber, die seine Bilder auch wohl einmal kaufen. Tadle ich einen Künstler, so kann das für ihn neben der künstlerischen auch eine

Digitized by Google

geschäftliche Schädigung bedeuten. Ist dies einmal recht begriffen, so fällt sofort das Hauptargument gegen eine kritische Würdigung der gewerblichen Erzeugnisse, der öffentlichen Geschäfte, deren Lager und Auslagen weg. Aber nur theoretisch. Denn praktisch stellt sich einem derartigen Unternehmen das entgegen, was man „Annoncenpolitik“ nennt. Die getadelte oder übergangene Firma droht der betreffenden Zeitung mit der Entziehung des Inserates, und vom Verleger her drückt sich dem kühnen Kritikus ein Daumen auf die Feder.

Es wäre also zunächst einmal notwendig, daß die Fabrikanten und Kaufleute sich zu jener Höhe der Sachlichkeit gewöhnten, auf der man eine Kritik verträgt, auch wenn sie einem wehe tut, nicht nur der Seele, auch dem Geldbeutel wehe tut.

Auf der andern Seite mahnt, was eine öffentliche ernsthafte Kritik unsrer Warenproduktion und unsres Warenhandels verlangt: es gibt Forderungen, die ganz ohne Rücksicht auf die Schwierigkeit ihrer Verwirklichung einmal zuerst und dann wieder und wieder gestellt werden müssen, bis man sich an sie gewöhnt hat und sie schließlich durch die öffentliche Meinung erzwingt.

Man darf getrost sagen: ein fröhliches Bewegen kann in die Qualitätsverbesserung und die künstlerische Reife der deutschen Waren erst kommen, wenn die öffentliche Kritik ohne irgendwelches Bedenken und ohne kapitalistische Hinderung offen und freimütig ihre Meinung über jeden auf den Markt gestellten Gegenstand wird sagen können. („Heilig sei mir der Mann, der Feigen vom Dornbusche sammelt.“) Welch ethischer und sachlicher Fortschritt wäre es, wenn etwa von technischen Neuheiten wirklich nur das gelobt würde, was solche Unterstützung rückhaltlos verdient, und nicht an erster Stelle das, wofür ein fettes Inserat dem Eingeweihten die Erklärung gibt. Die Leute brauchten deshalb mit ihrem Inserieren durchaus nicht aufzuhören: wie die Theater ja auch nicht die Anzeigen zurückziehen, ob eins ihrer Stücke „verrissen“ wird oder nicht. Sicherlich, die deutsche Arbeit gewönne durch eine öffentliche Kritik viel, sehr viel; einen nicht geringeren Vorteil hätte das Publikum. Ich glaube sogar: der Wert der zahllosen Bilder-, Konzert- und Theaterkritiken würde trotz all unsrer „Geistreichen“ in gar keinem Verhältnis stehen zu dem einer taktfesten Warenkritik.

Die Frage wird akut, weil die kunstgewerbliche Bewegung nur dann wirklich Tat werden kann, wenn sich die Fabrikation der neuen Bewegung mit Herz und Hand ergibt. Die dann entstehenden Produkte verlangen aber unbedingt nach einer kritischen Äußerung. Zurzeit ist es indes noch so, daß die meisten Tageszeitungen (und auf die kommt es sehr an) nur äußerst ungern kunstgewerbliche Besprechungen aufnehmen, besonders dann, wenn dies und jenes geschäftliche Unternehmen davon auch nur berührt werden könnte. Hier muß ein Wandel vom Publikum erzwungen werden. Ich wünsche den Redakteuren mehr Selbständigkeit, den Verlegern mehr Einsicht und mehr Pflichtgefühl, den Fabrikanten wahrhaftes Wollen und die Erkenntnis: daß das Schaffen und Verkaufen von Waren an dem ökonomischen Charakter und dem sittlichen Werte des Vaterlandes mitbilden, daß darum die Prüfung und die Feststellung des Befundes durch berufene Sachkenner zu den

Digitized by Google

Selbsterhaltungspflichten der Gesellschaft gehören. Robert Breuer

Kongreßglossen

Das Wort vom „Schimpfen und Kaufen“ gilt sehr von den Kongressen, die heutigestags ja eine ziemliche Rolle im öffentlichen Leben spielen. Man schilt darüber, aber man besucht sie — und beides mit Recht. Die Aussprache mit Gleichinteressierten oder Gleichstrebenden, mehr noch das persönliche Kennenlernen und endlich die Gelegenheit, neue Teilnehmer und Mitstreber zu werben, wären schon Gründe genug für das Abhalten von Kongressen, auch wenn die Propaganda nach außen hin nicht noch dazukäme. Die Anstrengung von Sitzungen, die den ganzen Tag währen, die Überfülle zu behandelnder Gegenstände, die Qual der Zehn- oder Fünfminutenreden mit ihrem Umspringen von einem Gegenstand zum andern, oder aber ewigem Wiederholen derselben Dinge, die krampfhaft unterdrückte oder niemals endende Diskussion, — das sind die Übel, deretwegen oft gerade bedeutende Leute den Kongressen fernbleiben. Oder wegen deren sie, falls sie doch kommen, den Verhandlungen so viel wie möglich ausweichen.

Ließe sich nicht manches in der Technik der Kongreßkunst ändern? In den erstgenannten Punkten ist ja schon einiger Fortschritt da. Man „sitzt“ jetzt weniger lange und man beschränkt die Themen. Aber nach wie vor bleibt der Jammer der Diskussionen. Gäbe es nicht auch da ein abgekürztes Verfahren? Wenn die Debatte allzulange dauert, pflegt man „Schluß der Debatte“ zu beantragen und Generalredner zu ernennen. Könnte man dies nicht gleich von Anfang an tun?

Noch erblickt man darin eine Beseitigung der Redefreiheit. In Wirklichkeit wäre es vielleicht umgekehrt. Das Bemühen der meisten Kongreßvorsitzenden pflegt zu sein, weit auseinandergehende Differenzen, das Aneinanderplatzen von Weltanschauungen am Kongreßgebiet um jeden Preis zu verhindern. Man macht zu diesem Zweck von der Minutenglocke ausgiebigsten Gebrauch. Und versichert auf jedem Kongreß, daß es bei den verschiedensten Weltanschauungen eine „gemeinsame Basis“ für die „vorliegende praktische Frage“ gäbe. Nur pflegt diese Basis so schmal zu werden, daß niemand darauf stehen kann, daß jeder wieder auf seine Seite zurückfällt. Wäre es nicht besser, mit der frommen Lüge des gemeinsamen Bodens aufzuräumen und lieber rückhaltslos jede Grundanschauung zu Worte kommen und ausreden zu lassen, aber: nicht durch unzählige Einzelredner, sondern indem jede Partei — und Parteien gibt es nun einmal immer und überall — ihren Vertrauensmann oder ihre „Vertrauensfrau“ als Generalredner aufstellen, denen dann weder zeitliche noch sachliche Grenzen gesetzt werden dürften? Könnte dann nicht ein weiteres Klarsehen der Probleme und ein tieferes Hineinleuchten in die Fragen erhofft werden? Und würde solch ein Kongreß nicht auch mehr Anziehung auf wirklich bedeutende Menschen ausüben, als Schauplatz, auf dem es möglich ist, eine Weltanschauung im Hinblick auf eine bestimmte Sache frei zu entwickeln? Und damit, statt ein imaginäres Stück gemeinsamen Besitzes aller vorauszusetzen, vielleicht ein neues Stück Boden für die eine oder andere Weltanschauung zu erobern? Könnten nicht so Kongresse zu einem Turnierplatz von

Digitized by Google

Geistesfürsten werden? Die große Mehrzahl der Besucher aber würde sich dann vielleicht weniger aus solchen, die sich gerne selber reden hören, zusammensetzen, als aus solchen, die gerne andere hören. Das wäre schwerlich zum Schaden der Sache, wenn als Redner nur Berufene die Auserwählten wären.

L. Kulka

Vom Bureau zur Vertiefung des Familienlebens

Uns wird das folgende Zirkular eingesandt:

„Sehr geehrte Frau!

Gestatten Sie uns, Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse in Ihrer Familie zu übersenden.

Wir haben aus ähnlichem Anlasse eine hochfeine echt goldene Brosche mit echter Perle und Steinen anfertigen lassen, welche auf der Rückseite die Inschrift trägt: „Zur Erinnerung an mein Jüngstes“. Wir senden Ihnen dieses hübsche Schmuckstück gerne frei zur Ansicht zu und stellen nur die Bedingung, es unfrankiert zurückzusenden, wenn dasselbe nicht Ihren Beifall findet. Diese Brosche, deren Wert über 16 Mark beträgt, liefern wir im Interesse unserer Bestrebungen zu etwa $^3/_4$ des reellen Wertes. Diese Brosche wird auf unsere Anregung in den feinsten Kreisen getragen.

Hochachtungsvoll

Direktor Otto Reckentin

Bureau für Vertiefung des Familienlebens

Berlin SW., Charlottenstraße 97.“

Söhne großer Väter

Es ist sonderbar mit dem modernen Italiener: Als bewußter Künstler ist er ein dezidierter Nichtkönner. Wer die italienischen Städte durchreist, um moderne Baukunst, Bildhauerei und Malerei zu studieren, weiß schauervolle Beispiele davon in Massen. Aber alles, was dieser selbe Nichtkönner ohne Kunstabsicht aus Not oder unreflektierter Freude macht, hat „Schmiß“, Grazie und Form. Diese einsam liegenden Gehöfte, diese verlorenen Landstädte, diese alten Felsennester und Fischerdörfer (sofern nicht der Staat seine schrecklichen Vorbilder eines moderneren Stils, Doganen, Befestigungswerke, Regierungsbauten und dergleichen hineingebaut hat), dieses vollendet ritterliche und formvolle, beherrschte Benehmen selbst einsam lebender Bauern, kurz überhaupt das Unbewußte, das ist es, was auch das heutige und nicht nur das antiquarische Italien lohnend macht.

Der moderne Italiener ist eben der Erbe eines großen Vaters.

Im Grunde genommen ist der moderne Mensch überhaupt in derselben Lage. Wir kommen alle aus dem sogenannten „dunklen“ Mittelalter, das, sein Haupt in der „Renaissance“ erhebend, die letzte umfassende Kulturperiode des Abendlandes gewesen ist.

Aber bei uns im Norden, wo der Aufschwung nicht so stark war, ist auch weniger davon übriggeblieben, — weniger angeborenes und unbewußtes Kunst- und Formgefühl. Weshalb man den angenehmen Erfolg einer hohen Kultur für das ganze Volksgehaben in Italien besser studieren und genießen kann, als bei uns.

Arthur Bonus

Vom Ausland

Bildung und Schule

Die sittliche Erziehung vom ärztlichen und hygienischen Standpunkt aus

Jeder Arzt, der an ein Krankenbett tritt, findet hier zwei Auf-

Digitized by Google

gaben. Die eine liegt auf dem rein körperlichen Gebiet: er hat den Krankheitsprozeß zu erkennen und ihn auf Grund seines anatomischen und klinischen Wissens zu beurteilen.

Die zweite muß der Arzt in der Einwirkung auf die Psyche des Kranken suchen. Hier erst zeigt sich der wahre Arzt und der Unterschied zwischen dem Seelenkünstler und dem Handwerker.

Die Selbsterkenntnis muß niemand mehr berücksichtigen als der Arzt, wenn er das Vertrauen seiner Patienten erwerben und erhalten will. Diese Selbsterkenntnis führt uns aber, ach so oft, rasch an die Grenzen unsres menschlichen Könnens.

Wie oft müssen wir unsre Ohnmacht eingestehen gegen schwere unheilvolle Krankheiten, die nach kürzerer oder längerer Zeit mit Gewißheit zum Tode führen! In ganz schweren Fällen kann der psychische Einfluß dem Kranken allein noch etwas nützen; in vorübergehender schwerer Krankheit trägt er an der Linderung der Leiden den wesentlichsten Anteil.

Außer dem Arzte, der durch sein Wesen und seine Worte den Leidenden aufrichten muß, muß der Patient für diese Regungen zugänglich sein, soll das beabsichtigte Ziel erreichbar sein. Hier lehrt die Praxis mehr, als alle Lehrbücher und alle naturwissenschaftliche Erkenntnis. Der Begriff Gottvertrauen oder die moralische Abgeklärtheit enthüllt sich klar und deutlich in schwerer Krankheit, je nach der Gefühlsrichtung und dem Bildungsgrad des Menschen. Neben der moralischen Stärke des Einzelindividuums liegt die Kraft des Willens. Diese ist meist für den Arzt noch bedeutungsvoller, als jene. Nur andeutungsweise sei darauf hingewiesen, daß mancherlei folgenschwere Erkrankungen, die im Taumel sinnlicher Freuden den Menschen beschleichen, direkt verhütet werden können, ja ausgeschlossen sind bei Menschen mit gefestigter Moral.

Der Wille, mit dem der Arzt rechnen kann, ist von fast ausschlaggebender Bedeutung bei allen denjenigen Krankheitserscheinungen, welche wir als funktionelle Neurosen bezeichnen. Das sind Nervenkrankheiten, für die keine auffälligen anatomischen Ursachen bekannt sind, die vielmehr nur durch Unfähigkeit der willkürlichen Einwirkung auf die Nervensubstanz bedingt sind. Diese Erkrankungsformen sind nicht weniger wichtig als z. B. eine schwere Infektionskrankheit; denn sie schädigen das Erwerbsleben des einzelnen und die Daseinsbedingungen einer Familie fast schwerer, als eine heftige, rasch verlaufende rein körperliche Erkrankung.

Eine seelische Einwirkung auf Gemüt und Willen des Hilfesuchenden kann selbst der beste Arzt nur dort gewinnen, wo sich diese Saite eben anschlagen läßt. Diese Vorbedingungen zu schaffen, ist also Aufgabe der Erziehung. Die Schule bemüht sich zwar neben dem Denken auch auf das Wollen und Fühlen der Kinder zu wirken. Unter der erdrückenden Masse des Wissensstoffes und unter der geisttötenden Gewalt der Schablone wird aber wenig dabei erreicht. Das Denken, oder wohl richtiger gesagt, die Kunst des Memorierens, verhilft in der Schule weit besser zum ersten Platz unter soundso viel Kindern, als ein gut gemeintes ernstliches Wollen, als ein lebhaftes Empfinden und ein feines Fühlen. Die Stählung des Willens will

Digitized by Google

die Schule erreichen durch das kategorische Müssen. Wie oft wird gerade dadurch der Wille schwer und für alle Zeiten unrettbar geschädigt, wird unter dem Druck der Disziplin jede selbständige Initiative im Keime erstickt. Am schlimmsten kommt das Fühlen der Kinder weg. Man betrachte nur die meisten Schulhäuser: es wohnt darin zu oft eine gleichgültige Strenge, statt mitfühlende Liebe. Im Unterrichtsbetrieb ist es selbst beim besten Willen des Lehrers kaum möglich, das Selbstgefühl der Kinder zu heben. Unter der jagenden Hast, mit der der Lehrer seinem von der vorgesetzten Behörde vorgesteckten — meist zu hohen — Lehrziel nachstrebt, muß das zarte Pflänzlein des Gefühls geschädigt werden. Das Verlangen nach gleichmäßiger Behandlung aller muß hier Schritt auf Schritt verletzen.

Sehen wir ab von den vielen Fällen, wo die Schule dem Wollen und Fühlen schadet. Selbst dort, wo sie sich mit Verständnis ihrer Aufgabe widmen will, wird sie nur Stückwerk leisten können, weil die Kleinen nur zu kurze Zeit in der Schule sind und das Kind sich eben dort niemals gibt, wie auf der Straße oder im Hause. Die Erziehung in der Familie soll hier den Grund legen und soll mit aufmerksamem Auge das Kind während der Schulzeit verfolgen, um eventuellen Schädigungen vorzubeugen.

In leider sehr, sehr vielen Fällen ist aber die Erziehung im Elternhause unter dem Drucke äußerer wirtschaftlicher Verhältnisse nicht imstande, die Unterlassungen oder Schädigungen der Schule auszugleichen. Es fehlt das Verständnis für den Wert der Gefühls- und Willensbildung, weil es den Eltern selbst weder von der Schule, noch vom Elternhaus mitgegeben worden ist.

Scheinbar schweifen diese Ausführungen vom ärztlichen Gebiete ab. In Wahrheit behandeln sie den Grund für vielerlei und vielgestaltige Leiden des Körpers und der Seele. Die nervöse Erregung kleiner Kinder führt z. B. zum morgendlichen Erbrechen, zur Appetitlosigkeit, zur Blutarmut und bereitet den Boden für allerlei weitere schwere Erkrankung. Die Befreiung vom psychischen Druck der Schule wirkt da geradezu heilend. In der Sturm- und Drangperiode der körperlichen Entwicklung treten mehr die rein nervösen und psychischen Krankheitszustände in die Erscheinung: das weitverbreitete Kopfweh (das glücklicherweise meist nicht sehr schwer wiegt), die Stimmungsanomalien, der Verlust des kindlichen Frohsinns, der nervenzerrüttende Ehrgeiz, der den Menschen in jungen Jahren überlastet und zum arbeitsschwachen Neurastheniker macht und schließlich die Grübelsucht, welche das Selbstvertrauen — die Wurzel für ein ersprießliches Wirken im Leben — raubt und ihren traurigsten Ausdruck findet in den erschreckenden Zahlen der Schülerselbstmorde.

So bietet eine sittliche Erziehung eine ganze Reihe ärztlicher Gesichtspunkte für das Schulleben und für unser späteres Dasein, ja es entscheidet eine zweckmäßige Erziehung des Wollens und Fühlens über den Verlauf späterer Erkrankungen. Darin liegt auch das hygienische Moment unsrer Frage.

Den Stürmen des Lebens ist nur gewachsen, wem ein festes Wollen und sittlicher Ernst innewohnen. Für ihn sind eine ganze

Digitized by Google

Reihe von Nervenleiden nicht da. Die große Gruppe der hysterischen Störungen entwickelt sich zum weitaus größeren Teil aus falschen Einflüssen der Erziehung.

Im Training der Sportsleute kommen die direkten Beziehungen eines starken Willens auf die Förderung und Stählung der Muskelkräfte zum Ausdruck.

Die sittlichen Werte der Gefühlssphäre haben keinen so unmittelbaren Einfluß auf die gesundheitliche Entwicklung des Körpers, wie die Übung des Sportes. Hier liegt der Nutzen mehr auf der Seite der Verhütung. Schon oben wurde kurz darauf hingewiesen, wie durch die Bezähmung des Trieblebens schweren körperlichen Schädigungen vorgebeugt werden kann, teils durch Meidung der Selbstbefleckung, teils durch Unterlassung des außerehelichen und verfrühten Geschlechtsgenusses.

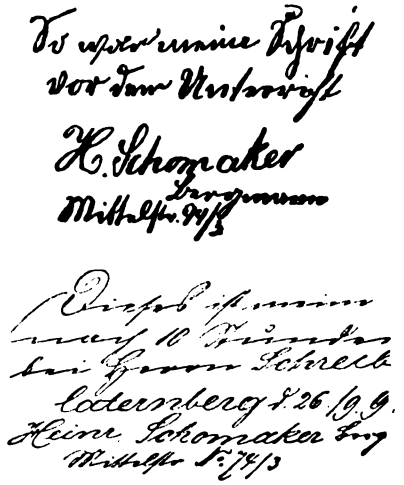
Nicht minder wirksam wird eine sittliche Erziehung ihr hygienisches Ziel erreichen, wenn sie abhält von dem übermäßigen Gebrauch der Genußgifte. Einer sittlich vernünftigen Lebensführung wird es überhaupt erst möglich, die Grundsätze der Hygiene für zweckmäßige Ernährung richtig anzuwenden. Die Reinlichkeit, die Wurzel aller Gesundheitspflege, ist eng verbunden mit ästhetischem Empfinden.

Eine richtige Gesundheitspflege muß deshalb im Körper auch den Geist berücksichtigen und muß in Betracht ziehen, daß im werdenden jugendlichen Organismus neben der Ausbildung der Muskulatur die sittlichen Qualitäten des Fühlens und des Wollens der Pflege bedürfen. Diese schwächen die Leiden und Gefahren des Lebens ab und erhöhen die Widerstandsfähigkeit gegen eine Reihe von nervösen und körperlichen Erkrankungen.

Daraus ergeben sich wichtige Wechselbeziehungen zwischen der Gesundheit des Körpers und der Ausbildung der moralischen Eigenart. Paul Stephani-Mannheim

Schönschreiben

Wie oft haben wir schon Reklamen gleich dieser gesehn:



Wäre der Bergmann Schomaker nicht davon überzeugt, daß er seine Handschrift verbessert hätte, während sie ihm verdorben ward, er gäbe nicht stolz dieses Muster seiner neuen Kunst. Und wäre sein Lehrer nicht davon überzeugt, er ließe Schomakers Handschrift nicht faksimilieren. Schomaker kann unbesorgt sein, seine biedre Natur wird durchkommen; nach einer Weile hat er seine alte ehrliche Handschrift wieder zurück und nur sein Lehrgeld bleibt bezahlt. Aber was ist das für ein schauerlicher Begriff von Schönschreiben, daß man die völlige Ausmerzung alles Kräftigen, alles Charakteristischen noch heute bei einer Menge von Menschen als Schreib-Ideal ansieht! Zumal im Kaufmannsstande strebt man ihm noch immer mit heißem Bemühen nach!

Digitized by Google

Ratgeber-Kritik

Gegen einzelne Empfehlungen oder Nicht-Empfehlungen des Literarischen Ratgebers setzt selbstverständlich schon jetzt die Antikritik oder die Klage wegen „Totschweigens“ seitens sehr vieler ein, die ihre Interessen verletzt fühlen. Ich sage das ohne jeden ironisierenden Ton; wir bestreiten weder, daß neben den gekränkten Nurgeschäftsleuten auch Männer und Frauen gegen uns klagen, die mit ihren Vorwürfen über Verkennung besten Glaubens sind, noch auch, daß bei dieser für die notgedrungene Kürze der Zeit fast ungeheuerlich schwierigen Arbeit Irrtümer und Versehen vorgekommen sein können. Zu deren Verbesserung ist der nächste Ratgeber da. In besonderen Fällen aber werden wir gern auch noch im Kunstwart „Genugtuung“ geben. Nur wollen wir auch damit erst warten, bis eine Prüfung unserer Arbeit durch Berufene auf allen ihren Gebieten einen umfassenden Überblick ermöglicht.

Daß man sich auch an der Anonymität der Beiträge da und dort stößt, wundert uns nach unsrer wiederholten Erklärung der Namenlosigkeit. Wie soll z. B. ein Aufsatz, zu dem fünf Männer ihre Urteile zusammengearbeitet haben, da keiner alle hier besprochenen Bücher kennt, wie soll er denn unterzeichnet werden? Mit allen Namen? Jeder haftet doch nur für sein Urteil! Aber wir wollen über die gar nicht ganz einfache Frage der Namenlosigkeit demnächst im Zusammenhange sprechen.

Der Ratgeber-Ausschuß des Dürerbundes (Adr.: Dürerbund [Ratgebersache] Dresden-Blasewitz) ist übrigens nicht nur den „Interessenten“, sondern auch und ganz besonders den nicht unmittelbar Beteiligten für jeden sachlichen Hinweis durchaus dankbar. Im einzelnen antworten kann er nicht, aber er wird alles Material sorgfältig sammeln und vor Erscheinen des neuen Ratgebers den Mitarbeitern vorlegen.

Ein „Kunstwartzimmer“

haben wir jetzt in Berlin bei der dortigen Expedition des Kunstwarts (W., Kurfürstenstr. 8, part.) aufgetan. Es besteht für die Besucher nicht nur kein Kaufzwang, sondern wir wünschen ihnen, selbstverständlich bei freiem Eintritt, dadurch jede Befangenheit und jedes Verbindlichkeitsgefühl ganz sicher zu nehmen: daß wir das Zimmer ausdrücklich nicht zum Verkauf bestimmen. Im Gegenteil: wir bitten, etwaige Käufe in den Sortimentsbuchhandlungen vorzunehmen, mit denen der Besucher in Verbindung steht. Das Zimmer soll nur Gelegenheit geben, die Kunstwart-Veröffentlichungen zu sehen, im Originale kennen zu lernen, und, soweit dies in der Kürze eben geht, auf ihren Wert und auf die Bedürfnisse des etwaigen Käufers hin zu prüfen. Jetzt nach dem Erscheinen der „Kunstwart-Arbeit“ ist das Verlangen nach solch einer Ansichts-Stelle besonders rege geworden.

Goethe

So führen uns die Dichtungen Goethes immer zurück auf den großen Menschen, der in ihnen zu uns redet. Jedes seiner Werke weist hin auf die Persönlichkeit, die in allen gegenwärtig ist. Er lehrt uns, Menschen und Dinge unbefangen, rein, unabhängig von ihrem Verhältnis zu unserer Person auf uns wirken zu lassen, das Leben in seiner Fülle und Harmonie aus ihm selber zu verstehen, seinen Wert zu genießen und jedem

Digitized by Google

Schicksal, jedem Verlust neues frohmütiges, folgerichtiges Handeln entgegenzustellen. Seine Kraft zu überwinden, zu vergessen, sich zu erneuern teilt sich nicht nur in Schriften uns mit, sondern sie wirkt aus allem was uns Kunde von diesem Leben gibt. Und kein Scheltwort, das von Briefen und biographischen Bemühungen weg auf die Dichtungen hinweist, wird dies Verhältnis umzukehren und Leben, Natur und Entwicklung Goethes zu Mitteln, seine Werke zu verstehen, herabzudrücken imstande sein. Denn was der Mensch in der Arbeit seines Lebens schließlich gewollt hat, das ist es auch, was, wann sein Tag vorübergegangen ist, uns zu sich hinzieht und unsern Blick letztlich festhält.

Wilhelm Dilthey

Unsre Bilder und Noten

Winter!

Wer München in etwas weiteren Ringen kennt, als den nächsten ums Hofbräu und um den Glaspalast herum, der ist bei seinen Vorstadt-Schlenderungen durch die Au oder durch Giesing auch schon dorthin gekommen, wo man sich beim ersten Besuche fragt: träumst oder wachst du? Hier geht es einem mit München wie es dem Manne bei Andersens Galoschen des Glücks mit Kopenhagen geht. Nur, daß es selbst vor zwei Jahrhunderten im innern München kaum so kraus und wirr, klein und verwinkelt, querköpfig und bunt, kaum so märchenstücktheaterromantisch ausgesehen haben wird, wie in diesem hingewürfelten Spiel Häuserbunt, das infolge besonderer Stiftungsverhältnisse sich zwischen geraden Zeilen hoher Mietkasernen erhalten und bis vor kurzem auch fortgepflanzt hat. Charles Vetter, den unsre Leser schon von einem höchst neuzeitlichen Thema, von einer eindrucksvollen Bahnhofsschilderung her kennen (Kw. XVIII, 2), ist den malerischen Reizen solch eines Fleckchens (in der Quellengasse) nachgegangen. Architektonisch ist es noch lange nicht das wunderlichste in diesen seltsamen „Großstadt"-Winkeln. Der Schnee tut das Seinige, um all die Farben besonders fein zusammenzuhalten. Mit außerordentlicher Sicherheit sind die paar Staffagefigürchen eingesetzt, daß alles als ein friedliches Stückchen anno dazumal im Heute steht.

Unsre Reproduktion hat vielleicht eine kleine Bedeutung in der Geschichte der Reproduktionstechnik. Sie ist gleich nach der Erfindung des Lumièreverfahrens nach einer Lumièreplatte gemacht worden, um zu sehen, ob solche auch für Farbendrucke zu brauchen seien. Wie der Erfolg beweist, tun sie das.

Der Zweifarbendruck nach Teutwart Schmitson zeigt uns diesen Vorläufer der Freilichtmalerei, der besonders durch die Jahrhundertausstellung lange nach seinem Tode zu hohen Ehren gekommen ist, bei seinem mit Recht berühmtesten Werke. Auch auf unsrer Reproduktion

Digitized by Google

sieht man, wie meisterlich das Malerische hier gelöst und wie unübertrefflich die Winterlandschaft geschildert ist, so wenig man von ihr sieht; der Schnee im Gehalm auf dem Boden und die winterliche Luft. Zugleich aber ist das Werk ein Meisterstück von Tiermalerei. Wie die Pferde sich im Freien stellen, den Kopf mit dem Winde, wie sie sich zusammendrängen, um sich gegenseitig zu schützen, ganz ruhig, wenn sie den rechten Platz gefunden haben (das zur Linken hat ihn noch nicht), das ist aus sicherstem Beobachten geschöpft. Und Schmitson ist nicht in der Schilderung steckengeblieben. Anderseits ist er aber auch nicht in irgendein „Idealisieren“ verfallen; seine Tiere sind Pferde, keine „Rosse“. Und doch wirkt das Bild in seinem einfach geschlossenen Massenbau mit natürlichsten Formen und ohne jegliche Kunstfärberei zugleich über das Individuelle und Einzelne hinaus typisch und geradezu monumental.

Dann zeigen wir den Lesern drei Aufnahmen von Gustav Kuhfahl zu seinem Rundschaubeitrage über Wintersport und Winterlandschaft, die sämtlich aus dem Riesengebirge stammen. Wir haben ja im Kunstwart seit langer Zeit zu Winterreisen angeregt, wir können nur immer den Rat wiederholen: man mache sich doch das Vaterland auch im Winter zu eigen; wer es nur sommerlich kennt, kennt es nur halb. Es ist eine an Herrlichkeiten, die an Wunder grenzen, ganz überreiche Schönheitswelt, die sich mit Gold und Azur über unser Land legt, wenn der Norden südwärts zieht. Kuhfahl ist es wie wenigen gelungen, uns einige dieser Zauber zu bannen.

Als sechste und stattlichste Beilage bringt dieses Heft den neuen Kunstwartkalender, den diesmal Otto Bauriedl gestaltet hat. Wer Beziehungen zum Kalendergedanken wünscht, wird sie finden: vorn die Jugend, die Blumen pflückt, hinten die uralte Größe, die ehrfurchtgebietend aufsteigt ins Ewige, dazwischen das grüne Leben, wie es treibt und gedeiht. Aber solcher Beziehungen braucht es ja kaum, viele werden sich gern ein Jahr über einfach an der heiteren Ruhe dieses lieblichen Landschaftsbildes als eines solchen erfreuen. Hoffentlich gelingt der Steindruck gut — nun ich diese Zeilen schreiben muß, sind die Auflagedrucke noch nicht fertig. Das Original ist eine der schönsten Berglandschaften der jungen Münchner Malerei, die in Bauriedl einen ihrer allerglücklichsten Vertreter hat.

Unsre Notenbeilage führt einen neuen Mann, Robert Winterberg, in die größere deutsche Öffentlichkeit ein und präludiert einem größeren Aufsatz über die Jungwiener Musik, der als Seitenstück zu Böhms Charakteristik der Jungwiener Literatur gedacht ist. In dem vorliegenden Liede, das sich im übrigen selbst kommentiert, klingt die weiche Schubertsche Liedmelodie weiter. Doch ist das — wie ein Blick in seinen bei

Digitized by Google

Hofmeister in Leipzig erschienenen Liederband lehrt — nur eine Seite seines mannigfaltigen Talentes. Ein melodischer „Kristall“ ist die erste Strophe. Scheinbar nur so leicht, im Volkston vor sich hingesungen, erkennt sie der prüfende Blick als ein wohlgewachsenes organisches Gebilde. Die Überleitung zur zweiten Strophe („Es ist ein Traum zerronnen“) macht hingegen bloß den Eindruck einer musikalischen Redensart. Aber gleich regt sich die Triebkraft der Phantasie mit der schönen Modulation von D-Moll nach Des-Dur aufs neue und die Schlußstrophe gibt den Empfindungsinhalt gesteigert und bereichert wieder, ohne nur eine Note an der Musik zu ändern. — Wir fügen im Hinblick auf das bevorstehende Graunjubiläum ein unbekanntes Violinstück („Arioso“) dieses Altmeisters in einer Bearbeitung von Rudolf Melzer in Berlin bei und bringen, um in der Epoche zu bleiben, für unsere Pianisten einen „Ulanenmarsch“ König Friedrichs des Großen, den Hans Schaub in Berlin für Klavier gesetzt hat. Beide Einrichtungen sind eigens für den Kunstwart getroffen. Es steckt eine merkwürdige Kraft und Gesundheit in diesen alten Märschen. Und dabei sind sie ausgezeichnete Gebrauchsmusik gewesen. Man beachte, wie eine gewisse Steifheit des Rhythmus durch die in Sekundenschritten gemessen hinfließenden Passagen gemildert wird und wie beides mit den choreographischen Eigentümlichkeiten des alten Parademarsches innigst zusammenhängt. Die Kultur des 18. Jahrhunderts hat sogar den Krieg in eine ästhetische Form gebracht. In wohlausgerichteter Front, wie auf dem Übungsfelde rückten die Kolonnen der Grenadiere mit klingendem Spiel an den Feind. Erst die Entwickelung der Feuerwaffen hat dem alten Schlachtenideal des „Waffentanzes“ ein Ende gemacht. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz; für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I.

Digitized by Google

TEUTWART SCHMITSON

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

KUHFAHL (PHOT.)

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

GUSTAV KUHFAHL (PHOT.)

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

GUSTAV KUHFAHL (PHOT.)

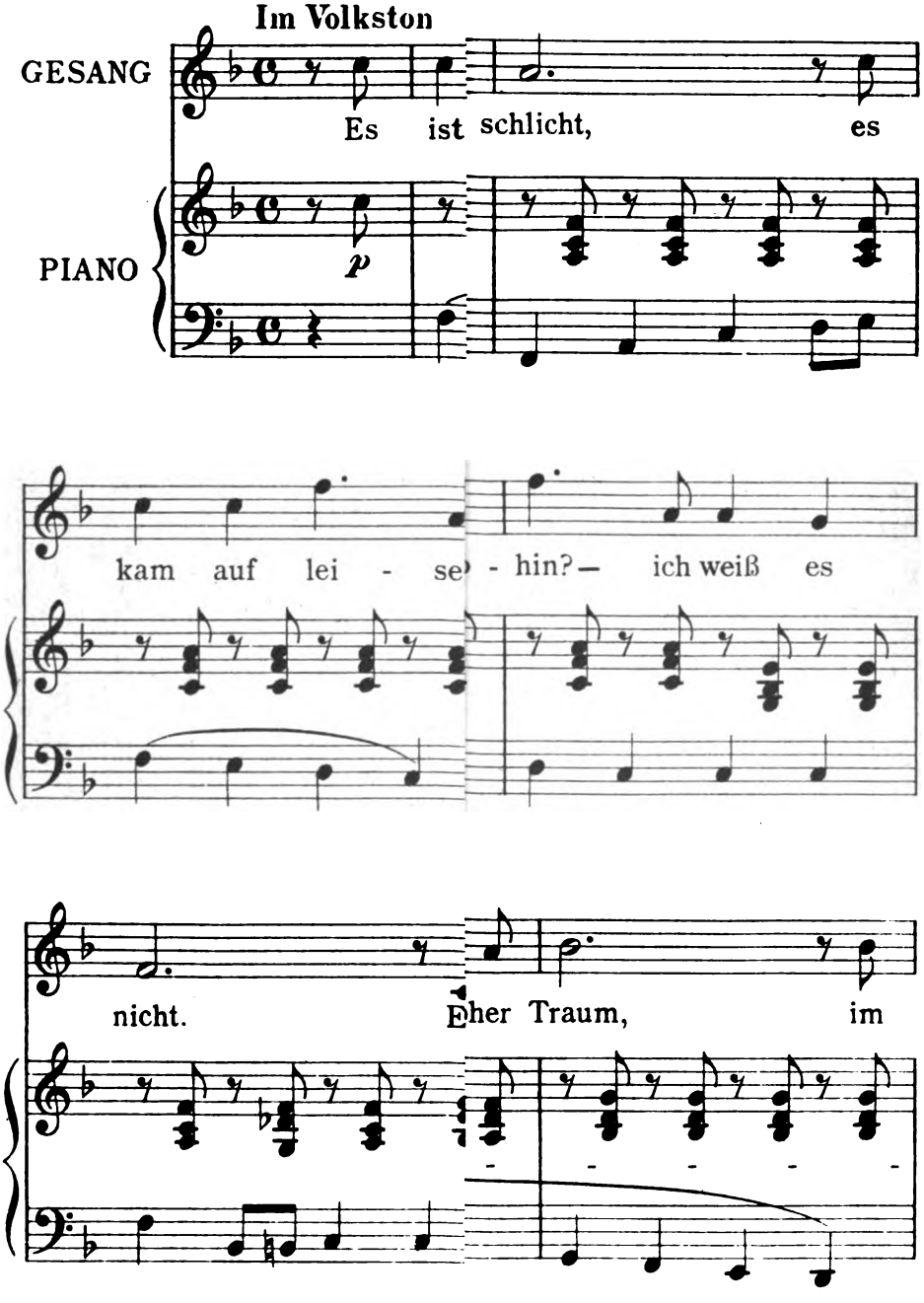
KW

Digitized by Google

Digitized by Google

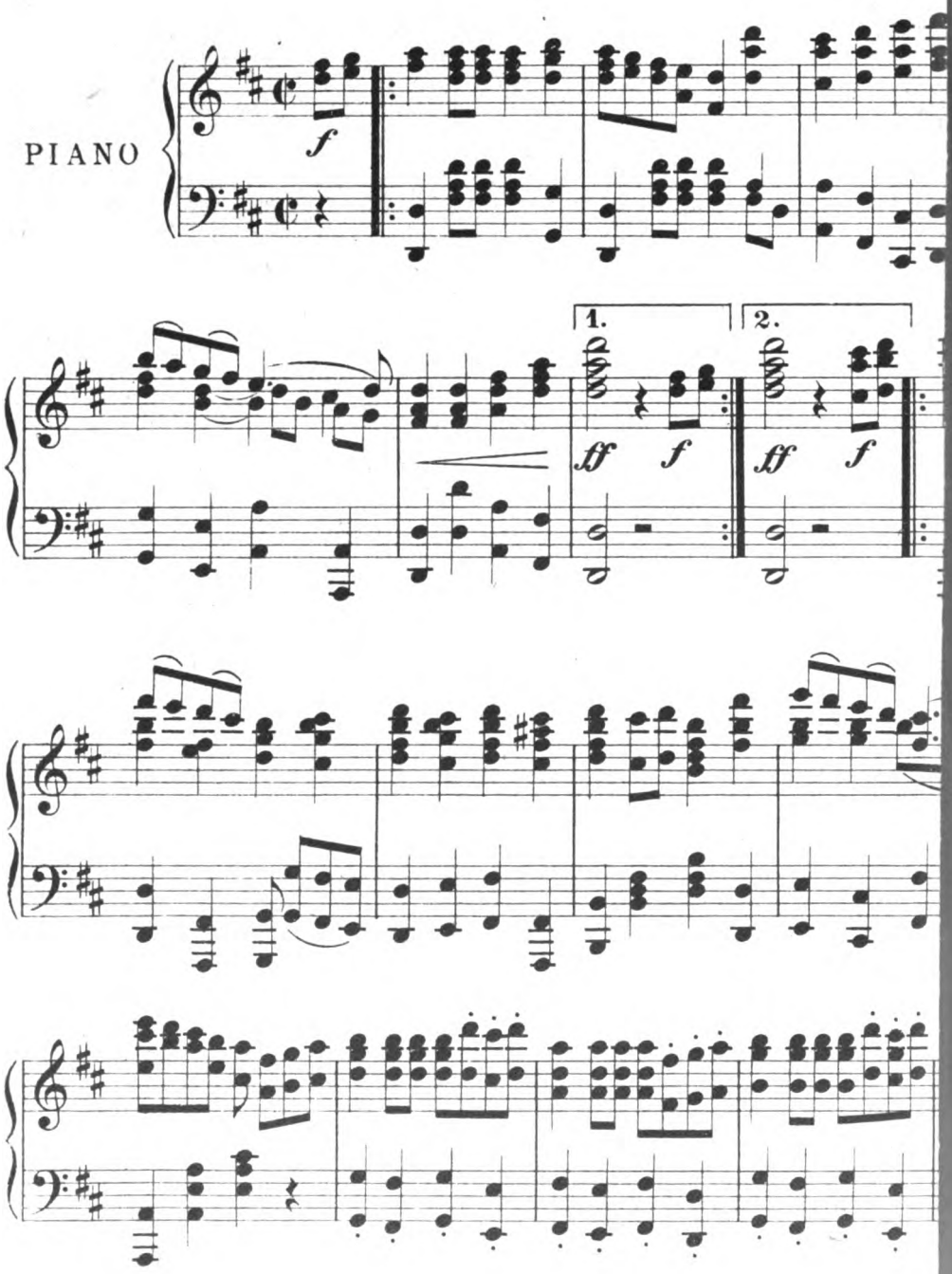
Otto König:

IST EIN LIED GEKOMMEN*)



*) Verlag von Friedrich Hofmeister in Le

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

CARLOS GRETHE

KW

Digitized by Google

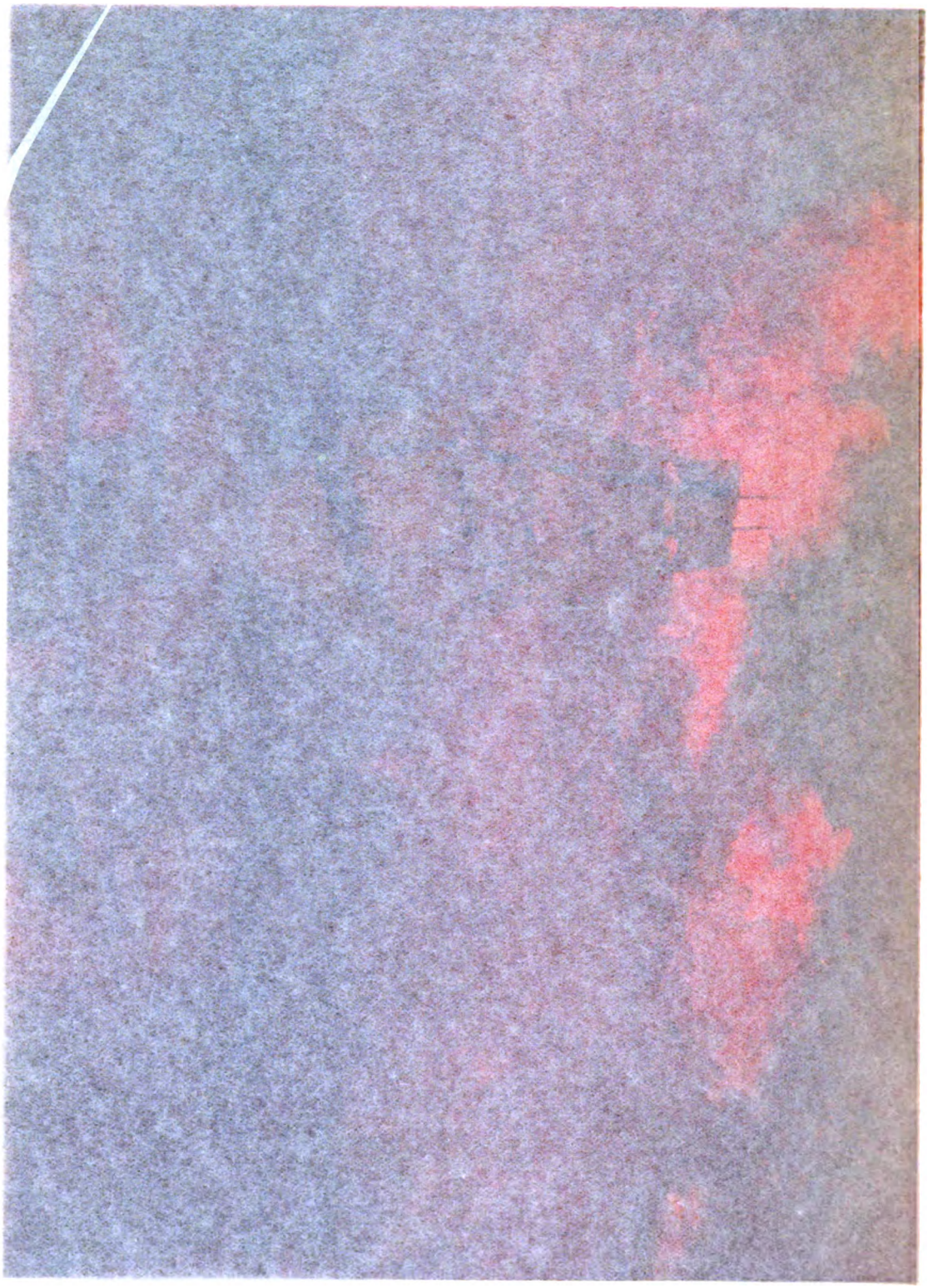
Groß-Berlin

von Heinz Nationale Frage

Zweierlei gab der alten Stadt die Form: Mauer, Wall und Graben, die sie wehrhaft machten, und der Marktplatz, der sie nährhaft machte. Die Mauer schützte vor dem Feind, der Marktplatz lockte die Freunde und Nachbarn an, zu fröhlichem und einträglichen Handel. Der prächtige Dom, das stolze Rathaus, schöne Brunnen, später auch wohl Standbilder, schmückten ihn. Er war nicht nur Kaufladen und Kontor, sondern auch das Prunkgemach der Stadt. Wer ihn betrat, sollte sich des reizvollen Bildes freuen und sich's in seinem Rahmen wohl sein lassen. Mit den andern Plätzen und nun gar erst mit den Gassen trieb man keine Raumverschwendung. Festungswerke drücken immer auf das Mauerwerk, das sie umschließen, aber ein allzu großer Kreis läßt sich schwer verteidigen. Und da die Winter kalt und die Heizanlagen nicht die besten waren, liebten die Bürger es auch deshalb, recht nahe aneinander zu rücken. Von dieser alten Stadt und ihrer besonderen Schönheit können wir nicht allzuviel in die Gegenwart hinübertragen. Nur die Kunst, Plätze würdevoll oder lieblich auszufüllen, die Gebäude fein gegeneinander abzustimmen; etwaige Flußufer malerisch zu gestalten, ohne diese Absicht fühlen zu lassen, nur das können unsre Städtebauer und Architekten den Altvordern absehen. Italien bietet den Technikern, Deutschland den Dichtern unter ihnen reichere Anregung.

Die neue Stadt muß ein ganz anderes Gebild sein; sie ist das eigentliche, bevorzugte Heim des Menschen geworden, der immer nur urlaubsweise aufs Land geht, sonst aber durchaus auf sie angewiesen ist. Das Gärtchen hinterm Hause, das Kohlfeld vorm Tore, das den Großvätern frische Luft und Gelegenheit zu körperlicher Ausarbeitung bot — der Enkel weiß nichts mehr davon. Seine Stadt entbehrt auch zumeist des starken Mittelpunktes. Berlin z. B. zerfällt, wie jeder Kenner weiß, in sechs oder sieben ziemlich selbständige Städte, die sich wohl an der Peripherie berühren, deren sogar in der Wesensart verschiedene Bewohner aber sehr selten zusammentreffen. Sie haben nicht einmal dieselben Erholungsstätten; nicht einmal Sonntags sehen sie sich und fühlen sich als Bürger eines Gemeinwesens. Die moderne Stadt bedarf also zahlreicher Plätze und Luftkessel für den Arbeitstag, zahlreicher Parke und öffentlicher Gärten für den Feierabend. Und nun erst, wieviel grünen Wald, wieviel freies Feld hat sie für die Feiertage ihrer Bevölkerung nötig! Die moderne Stadt muß daneben Schmuck und Schönheit über ihr ganzes Weichbild verstreuen; keinem Platze, keiner Straßenflucht soll man es ansehen können, daß sie allein der grauen Nützlichkeit dienen. Es ist das wie mit dem nächtlichen Lichtergewimmel in der großen Stadt. All diese phantastischen Lampen- und Laternenschwärme in ihrer bewegten Buntheit; dies märchenhafte Durcheinander von gelben

Digitized by Google



Digitized by Google

Groß-Berlin

Auch eine nationale Frage

Zweierlei gab der alten Stadt die Form: Mauer, Wall und Graben, die sie wehrhaft machten, und der Marktplatz, der sie nährhaft machte. Die Mauer schützte vor dem Feind, der Marktplatz lockte die Freunde und Nachbarn an, zu fröhlichem und einträglichen Handel. Der prächtige Dom, das stolze Rathaus, schöne Brunnen, später auch wohl Standbilder, schmückten ihn. Er war nicht nur Kaufladen und Kontor, sondern auch das Prunkgemach der Stadt. Wer ihn betrat, sollte sich des reizvollen Bildes freuen und sich's in seinem Rahmen wohl sein lassen. Mit den andern Plätzen und nun gar erst mit den Gassen trieb man keine Raumverschwendung. Festungswerke drücken immer auf das Mauerwerk, das sie umschließen, aber ein allzu großer Kreis läßt sich schwer verteidigen. Und da die Winter kalt und die Heizanlagen nicht die besten waren, liebten die Bürger es auch deshalb, recht nahe aneinander zu rücken. Von dieser alten Stadt und ihrer besonderen Schönheit können wir nicht allzuviel in die Gegenwart hinübertragen. Nur die Kunst, Plätze würdevoll oder lieblich auszufüllen, die Gebäude fein gegeneinander abzustimmen; etwaige Flußufer malerisch zu gestalten, ohne diese Absicht fühlen zu lassen, nur das können unsre Städtebauer und Architekten den Altvordern absehen. Italien bietet den Technikern, Deutschland den Dichtern unter ihnen reichere Anregung.

Die neue Stadt muß ein ganz anderes Gebild sein; sie ist das eigentliche, bevorzugte Heim des Menschen geworden, der immer nur urlaubsweise aufs Land geht, sonst aber durchaus auf sie angewiesen ist. Das Gärtchen hinterm Hause, das Kohlfeld vorm Tore, das den Großvätern frische Luft und Gelegenheit zu körperlicher Ausarbeitung bot — der Enkel weiß nichts mehr davon. Seine Stadt entbehrt auch zumeist des starken Mittelpunktes. Berlin z. B. zerfällt, wie jeder Kenner weiß, in sechs oder sieben ziemlich selbständige Städte, die sich wohl an der Peripherie berühren, deren sogar in der Wesensart verschiedene Bewohner aber sehr selten zusammentreffen. Sie haben nicht einmal dieselben Erholungsstätten; nicht einmal Sonntags sehen sie sich und fühlen sich als Bürger *eines* Gemeinwesens. Die moderne Stadt bedarf also zahlreicher Plätze und Luftkessel für den Arbeitstag, zahlreicher Parke und öffentlicher Gärten für den Feierabend. Und nun erst, wieviel grünen Wald, wieviel freies Feld hat sie für die Feiertage ihrer Bevölkerung nötig! Die moderne Stadt muß daneben Schmuck und Schönheit über ihr ganzes Weichbild verstreuen; keinem Platze, keiner Straßenflucht soll man es ansehen können, daß sie allein der grauen Nützlichkeit dienen. Es ist das wie mit dem nächtlichen Lichtergewimmel in der großen Stadt. All diese phantastischen Lampen- und Laternenschwärme in ihrer bewegten Buntheit; dies märchenhafte Durcheinander von gelben

Digitized by Google

und weißen Sonnen, roten, grünen, blauen Irrwischen auf der Erde, farbigen Sterngirlanden an den Dachfirsten dient höchst prosaischen Zwecken. Dennoch wirkt es auf den ziellos seines Weges dahinbummelnden Fremdling wie wilde Poesie. Poesie sollten dem Wanderer auch unsere Häuserreihen sein — die Gassen mittelalterlicher Städte beweisen ja, daß das möglich ist.

Aber wer vermöchte von Schönheit zu sprechen, wenn er die Hauptstadt des Reiches bei Tage durchmißt?

Fehler der Vergangenheit — es sind fast alles Fehler der jüngsten Vergangenheit! — lassen sich kaum oder doch nur mit schier unerschwinglichen Opfern wieder gutmachen. Neu-Berlin, das sich um die Altstadt schlingt, und die Mehrzahl der großen Vororte ist von Leuten aufgemauert worden, denen der Begriff der Städtebaukunst so fern lag und liegt, wie einem Papua die Astronomie. Für die Terrainspekulanten, die unsere Kartoffelfelder und Roggenäcker „der Bebauung erschlossen", handelte es sich darum, möglichst viele Baublocks aus ihnen herauszuschneiden. Keiner von ihnen hat sich je darum gekümmert, daß die ungezählten Hunderttausende, denen sie sozusagen Heime schufen, auch frische Luft und freundliche Spazierwege zum gedeihlichen Leben nötig hatten. Weshalb sollten die Magistrate der von der Terrainspekulation aus dem märkischen Sande gestampften Stadtviertel und Ortschaften klüger und weitsichtiger als die Geldmacher sein? Und was ging der anschwellende „Wasserkopf" Berlin die Regierung an? Man ließ alles gehen, wie es wollte. Galt ja auch jeder obrigkeitliche Wink, jeder Eingriff der Behörde als reaktionäre Versündigung gegen die heilige Bürgerfreiheit, unter welchem Decknamen damals die Ausbeutungsfreiheit kursierte. So kam es, daß der große Vorort Schöneberg (Gott verzeihe ihm seinen Namen, der die dreisteste Falschmeldung bedeutet) zum Teil sogar vergaß, seine Hauptstraßen mit Querstraßen zu durchlüften. Es hätte ja Bauland gekostet! Plätze zu verlangen wagten selbst die Maßlosesten und Zudringlichsten unter den Gegnern der Terrainspekulation nicht. Und während so die nächste Umgebung der Hauptstadt vermauert wurde, mitleidlos vermauert, mit lauter vier- und fünfstöckigen Schwindsuchtshöhlen, erprobten kühne Unternehmer die gleiche Art der Städtebaukunst an den entfernter liegenden Gebieten. Ein Rittergut nach dem andern ward aufgeteilt, ein Stück Wald nach dem andern abgeholzt, eine Wiese nach der andern mit Mietkasernen bepflanzt. Dies ist der Wald- und Wiesengürtel Berlins. Es fällt schwer, nicht bitter zu werden, wenn man sich die grauenhafte Verwüstung vergegenwärtigt, der unsere Maßgebenden schweigend jahrzehntelang zugeschaut haben. Der sie noch heute nur zuschauen. Ja, an der sie sich in ergreifender „Ahnungslosigkeit" beteiligen. Der Grunewald, ohne den das Berlin der Zukunft einfach undenkbar ist, weil ohne ihn keine frische Luft mehr ins Stadtinnere dringen kann, der Grunewald wird rasend schnell „der Bebauung erschlossen" oder sonst den Ozonhungrigen entzogen. Von den Seen und Flüssen drängt man hier wie im Osten die Bevölkerung zurück, indem man das Ufergelände an Private verkauft. Die holdselige wendische Spree, um die uns jeder Gast beneidet, und die ihresgleichen nicht in Europa, nicht

Digitized by Google

in Amerika hat, dieser unsäglich liebliche Tieflandfluß, eine Perlenschnur von Seen, ist bis Schmöckwitz, ja bis Zeuthen hinauf fast vollkommen den Privaten überantwortet. Was heute von ihren Ufern noch unbebaut liegt, wird in Kürze verkauft und abgesperrt sein. Wie im Westen, so im Norden, Osten und Südosten, so im Süden. Überall dasselbe, trostlose Elend!

Aber jetzt endlich, so heißt es, jetzt endlich soll es anders werden. Die Stadt Berlin hat einen „Wettbewerb um einen Grundplan für die Bebauung von Groß-Berlin" ausgeschrieben und eine stattliche Summe dafür ausgeworfen. An der im wesentlichen verpfuschten Innenstadt, mit ihren langweiligen Stuckfassaden, ihrer zu einem schmutzigen Kanal herabgedrückten Spree, ihren verbauten Aussichten und mißverständlich „geschmückten" Plätzen ist kaum noch viel gutzumachen. So will man denn denen, die nach uns kommen, wenigstens das Land da draußen retten.

Dem Ergebnis des Wettbewerbes sehen nicht nur die Stadtväter, die der tüchtige Herr Reicke führt, mit Spannung entgegen. Auch die Kenner der Berliner Umgebung freuen sich der kommenden Preisarbeiten. Ich weiß nicht, ob der selige Herkules für eine der nach ihm benannten Großtaten 30,000 Mark ausgezahlt erhalten hat; ich weiß nur, daß der Held, der das Groß-Berlin der Zukunft in Ordnung bringt, dann den zehnfachen Betrag empfangen müßte. Auch wenn er seine Herkulesarbeit nur auf dem Papier fertigbrächte.

Denn die Sache ist die, daß wir im wesentlichen zu spät kommen. Alles Gebiet um Berlin herum, mit Ausnahme der fiskalischen Besitzungen und der städtischen Rieselfelder, gehört Spekulanten, die es zum Teil schon teuer erworben haben und natürlich doppelt oder dreimal so teuer weiter verkaufen wollen. Als Baugrund, selbstverständlich — denn für andere Zwecke zahlt man so übertriebene Preise nicht. Die jetzigen Besitzer haben sich auf die herrschenden Bauordnungen eingerichtet und das Land bereits wacker mit Häusergruppen, Villenkolonien, kleinen Städten bepflastert. Jeder kam am besten dadurch vorwärts, daß er allein für sich arbeitete und auf den strebsamen Nachbar nicht die mindeste Rücksicht nahm. Und nun liegt die Musterkarte ausgebreitet, ein rechter Haufen Unglück. Nirgends auch nur die arme Spur eines gemeinsamen Planes, nirgends auch nur so viel Großzügigkeit, wie es das eigene, schäbige Interesse verlangt. Diesen durcheinander geworfenen, oft in verlorene Winkel gestopften Hausmassen fehlen die Verbindungen und die Verbindungsmöglichkeiten mit der Stadt. Es fehlen die aneinander schließenden Straßen, die rasch nach Berlin, der Arbeitsstätte, hineinführen; es fehlen die freien Plätze, es fehlt die lockende Freiheit von Wald und Feld. Wo sie heute noch zu sein scheint, da wird sie in längstens zehn Jahren verschwunden sein. Denn unaufhörlich wird Stück um Stück des märkischen Waldes losgeschlagen. Keine Woche vergeht, die nicht neue Lücken reißt und das Volk von Berlin weiter von seinem Paradiese zurücktreibt.

Was will das werden? Was kann da ein Preisausschreiben nützen, sei es auch noch so klug ersonnen, noch so reich bedacht? Hätte es wenigstens das Ergebnis, daß alle Welt auf den Jammer aufmerksam

Digitized by Google

wird, daß in letzter Stunde die Hilfe der Gesetzgebung erzwungen wird! Groß-Berlin ist wahrlich nicht nur eine Angelegenheit derer, die zurzeit in ihm wohnen oder dereinst wohnen werden. Es geht vielmehr darum, ob die Hauptstadt des Reiches für alle Zukunft hilflos der Einmauerung ausgeliefert werden soll. Die Hauptstadt des Reiches, die jedem deutschen Bürger als sein persönliches Eigentum ans Herz gewachsen sein müßte, für die jeder von uns vor dem In- und Auslande sich mitverantwortlich fühlen sollte. Lassen wir alle früher gemachten Fehler auf sich beruhen und verhindern wir dafür neue, die noch verhindert werden können! Daß die Riesenstadt zwischen Spree und Havel nicht die letzte und am meisten verunglückte unter den Weltstädten genannt werden muß, dafür zu sorgen ist nachgerade nationale Ehrensache geworden. Und ich wüßte nicht, wen sie näher anginge als uns um den Kunstwart. Wie der Adel, so verpflichtet auch das Wollen, das allein den Adel erlangen hilft.

Richard Nordhausen

Praktisch wichtig erscheint auch uns zunächst, daß die Regierung mit der Genehmigung aller Bebauungspläne, für die nicht ein unabweisliches Bedürfnis nachgewiesen werden kann, vorerst zurückhält. Denn es ist klar, daß die Eigentümer des noch freien Bodens innerhalb Groß-Berlins alles daransetzen werden, um ihr Bauland so schnell wie möglich wenigstens auf dem Papier zu „erschließen", bevor durch die Ergebnisse des Wettbewerbs der kapitalistischen privaten Spekulation Grenzen gezogen werden. Deshalb hat der Dürerbund sich mit einer Eingabe an die preußische Provinzialregierung zu Potsdam gewandt. Hoffen wir, daß die Behörde sich den zwingenden Gründen der Petition nicht verschließen werde — beruhigen wir uns aber bei diesem Hoffen nicht. A

Die Schauspielerei als Beruf

Die meisten Menschen, die einen Beruf haben, sehnen sich nach einem anderen; nur wenige ganz glückliche oder einsichtsvolle schwanken nicht auf der Lebensschaukel. Und da die Berufung vielfach von den Eltern, Verwandten und Bekannten ausgeübt wird, der also Berufene auch zu jung und zu unentwickelt ist, um durch eine meisterliche Tat seinen Weg für alle Welt sichtbar selbst zu bestimmen, so glaubt er später Grund genug zu haben, die Tyrannei seiner Umgebung und seine eigene Unerfahrenheit eines Verbrechens wider den Geist zu bezichtigen. Er macht mit Vorliebe die Außenwelt, manchmal unter hochtönenden Allegorien wie „Schicksal" und „Unglück", für mißlungene Projekte verantwortlich, die sehr oft nur sein eigenes Ungeschick zum Scheitern gebracht hat. Und dies Ungeschick ist eine weit verbreitete, tief verwurzelte Eigenschaft; sie steht auch fast immer *über* den Berufen, oder von anderem Standpunkte: sie würde ihren Eigentümer durch *alle* Berufe begleiten, er möchte sonstwelchen wählen. Ist dagegen der junge Mensch mit irgendeiner Geschicklichkeit begabt, so wird er entweder bald wissen und zeigen, wohin er am besten taugt, oder er wird sich in *jedem* Berufe zurechtfinden, in den seine häuslichen Verhältnisse ihn treiben. Denn die Berufe unter-

Digitized by Google

scheiden sich in ihren Anforderungen gar nicht so scharf voneinander, wie man im allgemeinen annimmt. Das Handwerk segnet in jedem seiner Fächer jeden, der guten Willens ist und offene Augen und eine sichere Hand mitbringt. Auch im Beamten- und Kaufmannsstand, selbst in der Wissenschaft entscheiden bis über die mittlere Höhe der Laufbahn Fleiß und Anstelligkeit, und nur den Regierenden dieser drei Bezirke stellt die Führerin unsres Lebens besondere Aufgaben.

Einzig die Kunst ist eigensinnig. Sie straft ihre getreuesten Diener mit Gleichgültigkeit. Sie verlangt nicht nur, daß man ihre ungeschriebenen Gesetze kenne und achte, sondern auch, daß man sie zerschlage. Sie führt wenige in ihr Pantheon, und diese wenigen müssen liebend an ihr gefrevelt haben. Allein das Niedagewesene macht sie erbeben und macht sie fröhlich; man muß ihr ein Geheimnis abgerungen haben, das sie durch Jahrtausende geizig versteckt gehalten, und man muß sie in Keuschheit bezwingen, wie Siegfried Brunhilden bezwang: ohne ihren jungfräulichen Leib zu schänden. Wer die raffinierteste Ästhetik im kleinen Finger hätte, ja wer aus eigenem das ganze Schaffen Goethes wiederholen könnte, wäre armselig im Vergleich zum Dichter des winzigen Minneliedes: „Du bist mein, ich bin dein“. Und wenn er auch vor seinen Zeitgenossen in Ehren besteht, glücklich wird er sich nicht fühlen; auch er wird seinen Beruf für verfehlt halten, niemals wird der Nachruhm über seinem Grabe die Flügel ausbreiten.

Nirgends durchdringen Herrscher und Diener sich unentwirrbarer als in der Schauspielkunst. Wer ihr zustrebt, muß im Troß ebenso fröhlich mitlaufen wie vom fürstlichen Leitroß gebieterisch herabschauen können. Der größte Dichter muß ihm offenbar sein wie ein Wohnzimmer, in dem er sich bei Nacht zurechttastet; und über diesem Dichter, dem er Buchstaben für Buchstaben knechtisch folgt, muß er doch triumphierend seine eigene Persönlichkeit in einer Geste, einem Laut aufblitzen lassen; sonst lege er die Rolle aus der Hand! Keine Grenze darf dazwischen spürbar sein, sie würde sein Werk auflösen. Höchste Bewußtheit in naiver Form, das Auge nach innen und außen zugleich gerichtet, geschmeidiger ebenmäßiger Körper, eine Stimme, die rasen und rühren, zerfleischen und heilen kann, eine Macht über das Gefühl, die mit der Geschwindigkeit einer Viertelsekunde Gegensätze schafft und deutlich ausprägt, ein Gemüt, das sich wie im Rausche ganz ausgibt und doch nie sich verlieren darf . . . wieviel noch zeichnet den wahren Schauspieler aus, — der dann trotz allem zweifelt, ob sein Beruf ein Lebensberuf sei. Denn er empfindet seine Knebelung inniger als seine Freiheit; Dichter, Direktor, Regisseur, Kollegen schreiben ihm Taten oder Tatenlosigkeit vor, er klimmt nur an ihnen zur Höhe, er verblutet sich zu ihren Füßen; er ist zum Schweigen verurteilt, wo sein Herz voll ist von Kraft und Leidenschaft, er hat zweitausend Menschen hinzureißen, wo er selbst sich nur mit Mühe fortschleppt. Und weil er oft anstatt zu handeln zuschauen muß, bleiben viele seiner Stunden unausgefüllt; er schweift ab zu andern Beschäftigungen, gewinnt sie lieb und lieber und sieht seinen Beruf wie eine Not an.

Digitized by Google

Es gibt ganz gewiß unter Malern und Bildhauern, Dichtern und Musikern mehr Künstler, die ungetrübte Wirkungen ausüben, als unter den Schauspielern. Täglich kann man hören, daß ein Darsteller, der vielleicht am vornehmsten Theater eine gebietende Stellung hat, in der guten Gesellschaft mit dem Urteile abgetan wird: „er ist für mich gar kein Schauspieler; es fehlt ihm das und das". Dabei braucht keine Böswilligkeit im Spiele zu sein. Jeder, der seinen Abend dem Theaterbesuch opfert, maßt sich das Recht an, das Verhältnis von Dichter und Darsteller, das eben ein Kompromiß ist, selbst zu bestimmen. So viel Menschen aber auf der Bühne stehen, so vielerlei Arten von Kompromissen stehen da. Darum ist's für den feinsinnigen Zuschauer selten etwas Besseres als ein Chaos; eine „absolut" künstlerische Vorstellung ist überhaupt nicht denkbar.

Dieser Beruf nun, dem so verschwindend wenige vollauf genügen können, und der wiederum diesen wenigen nicht einmal genügt, gilt als die bequemste Rettung aus verfehlten Lebensrichtungen. Er ist vor allem die Fata morgana in der Wüste des Beamten- und Kaufmanns-Einerleis. Manche Äußerlichkeiten begünstigen dies sinnlose Andrängen. Jeder, der zum Theater will, findet irgendwo einen Lehrer. Eher verweigern die vereinigten Fleischhauer, Schornsteinfeger, Bäcker und Straßenkehrer einem Lehrling Aufnahme und Unterweisung als eine Schauspielerschule. Da lassen sich Leutchen Direktoren nennen, die niemals eine Bühne betreten, von den Erfordernissen des Berufes keine Ahnung haben und aller pädagogischen Anlagen bar sind. Sie beharren auf dem Standpunkte: jeder Mensch hat ein bißchen Schauspielerei an sich, vielleicht kommt's im Laufe zweier Unterrichtsjahre heraus; das Theater braucht ja auch Dienerspieler, und wenn's nicht für Berlin oder Wien reicht, so doch für Stallupönen. Außerdem sagt sich der Schulunternehmer: verweigere ich dem jungen Manne den Zutritt, so füttert er meinen Konkurrenten. Und der junge Mann ist plötzlich Schauspiel-Eleve und steht für seine Angehörigen auf der Leiter zum Weltenruhme und zu unerhörten Reichtümern. Was weiß er denn vom Wesen des Theaters! Man hat schöne Worte zu sprechen und bekommt dazu noch viel schönere Kostüme angezogen. Manchem ist sogar unverständlich, daß die Rollen wortwörtlich auswendig gelernt sein wollen: wofür sitzt denn der Souffleur in dem runden grauen Kasten? Sprechen und Lesen hat er in der Volksschule „absolviert"; ja, an Kaisers Geburtstag ist es ihm überdies einmal vergönnt gewesen, öffentlich zu deklamieren, was Vater und Mutter, ja der Lehrer himmlisch fanden; das geringfügige Lispeln wird sich geben, die etwas gedrückte Gestalt sich strecken, die ungleich blickenden Augen lassen sich durch seelisches Feuer ausgleichen, und zudem: haben nicht die größten Künstler ähnliche Mängel an sich? Der Herr Direktor verspricht, um alle Einwände zu entkräften, am Ende der Schulzeit ein richtiges Engagement an ein richtiges Theater, dessen Bühne womöglich heizbar ist; und so steht der Zahlung des Ausbildungshonorars nichts mehr im Wege. Es wird ein Vertrag geschlossen, der die Pflichten des Schülers und die Verpflichtungen seiner Eltern mit zweifelloser Klarheit festlegt.

Digitized by Google

Tritt man in solch eine Schulklasse unbefangen ein, so fällt mancherlei auf. Da sitzen etwa 35 Mädchen und 10 Jungen beieinander. Man verpflanzt sie im Geiste an eine Bühne. Dort ist das Verhältnis der Geschlechter aber umgekehrt. Sehen wir die Stücke an: in den „Räubern" lebt Amalia einsam zwischen 18 Männern; „Hamlet" verlangt 2 Damen und 25 Herren; mit wie wenig Frauen kommen die endlosen Theaterzettel des „Götz", „Wallenstein", „Tell" aus! Und tatsächlich ziehen die Bühnenleiter bei der Zusammenstellung ihres Personals diesen Punkt in Erwägung. Der Grund dafür, daß die Mädchen in der Überzahl sind, ist leicht einzusehen: ihnen stehen weit weniger Berufe offen als den Knaben. Eitelkeit und die Hoffnung auf eine gute eheliche Versorgung wirken nebenher; das Theater hat sich ja oftmals als vortrefflicher Heiratsmarkt bewährt. — Doch weiter! Die jungen Menschen machen zum großen Teil einen mitleidswürdigen Eindruck: sie sind schlecht genährt, und es scheint, als könne von ihnen nicht gerade die Fülle des Lebens auf Tausende überstrahlen. Auf den ersten Blick möchte man zwei Dritteln den Rat geben, ihren Plan fallen zu lassen; hat man aber einer Lese- und Redeübung beigewohnt, so ergeht der gute Rat im Geiste schon an neun Zehntel. Vom Honorar jedoch, das ein Zehntel der Schüler bezahlt, könnte der Direktor nicht leben, um so weniger, als er diesen wirklich Begabten meist Freiplätze eingeräumt hat: sie sollen der Ruhm der Akademie werden und in Zukunft neue tüchtigere Zahler anlocken. Es ist kein Sprech- und Lesefehler denkbar, der nicht in zweien solcher Lehrstunden aufträte. Nur ein paar Leuchten bringen es überhaupt fertig, allein mit dem Auge die Zeilen zu verfolgen, die übrigen helfen kindlich mit dem Zeigefinger nach.

Es erübrigt sich, das Bild in die Länge und Breite zu dehnen; auch will ich hier nicht die Leistungen derartiger Institute kritisieren. Am Schlusse des zweiten Schuljahres stellen sich die Eleven, wiederum unter beträchtlichen Geldopfern, der sogenannten Öffentlichkeit vor; sie treten in Dramenfragmenten auf und lassen sich von ihren Angehörigen beklatschen. Einige Theateragenten werden durch Freikarten ausgezeichnet, und einer von ihnen kommt vielleicht auch in Gesellschaft des Vorstadt-Direktors hin, der, wenn's gut geht, wirklich mit einem Schüler oder einer hübschen Schülerin einen Vertrag schließt. Dieser Vertrag bedeutet nun, so lange er noch nicht in Kraft ist, die Seligkeit für den jungen Schauspieler; wer genauer hineinsieht, begreift das nicht. Seit Jahren wird von der Vertretung der deutschen Bühnenmitglieder an der Vermenschlichung der Paragraphen gearbeitet, und einige Theater, besonders die großen, sind dadurch und durch ihre vorgesetzten Behörden oder durch Kartelle gezwungen worden, die und jene Korsaren-Bedingung zu mildern oder zu streichen. Dem Anfänger aber öffnen sich derlei Menschlichkeitstore nur in vereinzelten Fällen, und er muß oft schlimmere Dinge unterschreiben, als ich hier kurz skizziere. Es handelt sich meist um ein Engagement von sechsmonatiger Dauer, doch darf der Direktor aus allerhand Motiven während der ersten drei oder vier Wochen dem Mitgliede kündigen. Davon wird ausgiebiger Gebrauch gemacht. Sehr oft

Digitized by Google

geschieht die Kündigung am allerletzten Tage, so daß die Erwerbung eines anderen Engagements kaum noch im Bereich der Möglichkeit liegt; oft wird sie nur zu dem Zwecke vorgenommen, das Mitglied von 100 Mark auf 50 Mark für den Monat herabzudrücken. Ein schauspielerisches „Fach" wird nicht bezeichnet, das eingereichte Verzeichnis der gelernten Rollen ist belanglos, da das Repertoire des Theaters meist aus Possen, Schwänken, Operetten und leichten Lustspielen besteht, für die die Schauspielerschule wenig tun kann. Die jungen Leute müssen daher fleißig Statisten- und Choristendienste leisten, im Ballett mittanzen, und dürfen dann und wann für erkrankte Kollegen einspringen. Zum Memorieren derartiger Rollen, die leichtlich hundert Quartseiten geschriebenen Text umfassen, bleibt ihnen eine lange Nacht, manchmal nicht einmal diese. Die unumgängliche Probe für solche Husarenstückchen findet kurz vor der Vorstellung statt. Wehe dem armen Teufel, der sich zu weigern versucht oder der dann den Fluß der Aufführung hemmt! Er ist schon wegen seiner Jugend verpflichtet, jedes Wort und jede Stellung besser zu beherrschen, als die älteren Kollegen, die wochenlang daran gearbeitet haben. In der Regel hat dies gesundheitsmordende Schnellernen nicht den geringsten praktischen Erfolg. Die Kritik besucht solche Abende nicht, weil sie nur zu Premieren geht; der Direktor stellt fest, daß da und dort doch noch der Anfänger durchgeschaut habe, dem man große Aufgaben nicht anvertrauen dürfe; und der erkrankte Kollege erholt sich ja auch wieder und nimmt alte und neue gute Rollen in Alleinbesitz. So vergeht die erste Spielzeit unter Entbehrungen; selten wird die zweite freundlicher, denn die Agenten streichen solch ein „unbrauchbares" Mitglied, das sich nicht „durchgesetzt" hat, aus ihrer Liste; sie haben ja Auswahl in Hülle und Fülle.

Die Damen müssen laut Vertrag alle Kostüme selbst beschaffen, die Herren wenigstens die moderne Garderobe, die Perücken, Fußbekleidungen, Trikots und den Schmuck. Wenn man bedenkt, daß die Stücke fast durchweg kaum eine Woche vor der Aufführung besetzt und ausgeteilt werden, so kann man die Bedrängnis eines jungen Mädchens ermessen. Mir hat's das Herz oft abgedrückt, zu sehen, wie die anständigen Kolleginnen zwischen Probe und Vorstellung mit fieberhafter Hand ihre Toiletten für den Abend herrichteten. In der nichtigsten Rolle — und gerade darin — sollen sie äußerlich glänzen. Eine Liebhaberin, die allabendlich nicht vier oder fünf Umzüge bewerkstelligen kann, verscherzt das Interesse der Zuschauer und also auch die Gunst des Direktors. Da werden nun Sammetstreifen geschnitten und aufgenäht, um die Robe von gestern zu einer von heute zu machen; mit Schleifen und Schärpen modernisieren sie ein altes Straßenkleid; der Hut wird bald mit, bald ohne Feder getragen, das Paar Schuhe von Schwarz auf Gold lackiert, der Bluseneinsatz herausgetrennt oder wieder eingefügt, aus der Ophelia wird durch Raffen des Überkleides eine Prinzessin Natalie gezaubert. Diese Armseligkeit und diese Tränen! Des Morgens bereitet man sich eine Tasse dünnen Kaffees (wenn es die Wirtin erlaubt!) und taucht eine trockene Semmel ein; des Mittags darf

Digitized by Google

man nicht mehr als fünfzig Pfennige ausgeben, des Abends, nach der Vorstellung, fehlt wegen der Abermüdung der rechte Appetit auf Brot und Zwiebelfett. Ich nannte vorhin hundert Mark als Monatsgage, aber sie blüht nicht jedem. Die Einrichtung der Volontärposten greift immer mehr um sich; sie ist für Anfänger berechnet, und manche kommen nicht eher heraus, als bis ihre Angehörigen sie wieder in bürgerlichere Berufe zurückholen. Diese Stellungen werden überhaupt nicht bezahlt; sie verhelfen aber den Direktoren zu einer unentgeltlichen und eifrigen Komparserie. Kann nun ein Abiturient die Last des Volontärdaseins nicht tragen, so findet er in günstigem Falle auch einen freigebigeren Brotherrn, der ihm eine monatliche Unterstützung von fünfzig Mark bewilligt; sie währt eine Spielzeit lang, das heißt durch ein halbes Jahr. Im Sommer sind die Engagements schwieriger zu bekommen, die Anfänger bleiben am ehesten sitzen, und so beläuft sich ein ganzes Jahreseinkommen durchschnittlich auf etwa 300 Mark! Ich habe schon angeführt, was dafür zu leisten ist, und füge hinzu, daß die Reisen auch auf dies Konto kommen, daß der Agent fünf Prozent abzieht und die Pensionsanstalt der Genossenschaft Beiträge beansprucht. Es ist, ich will dies nicht verschweigen, Anfängerinnen geglückt, auch höhere Gagen — bis zu 150 Mark monatlich — zu beziehen, aber was will das sagen, wo ein einziges Kostüm das Sechsfache verschlingen kann? Denn jede pekuniäre Verbesserung kommt der Schneiderin zugute.

Nur eine eiserne Natur kann standhalten. Ich meine nicht in erster Reihe den festen Charakter, der vielen Versuchungen ausgesetzt ist, sondern die plumpe Gesundheit des Leibes. Es ist nicht jedermanns Sache, nachts zu lernen, wenig zu essen, von früh neun bis nachmittags vier Uhr zu probieren und abends von sechs bis elf in stickiger Luft zu schuften. Ich bin gezwungen gewesen, mich an Wintersonntagen in einem Keller aus- und anzukleiden, der keinen Ofen hatte. Noch heute wird die Bühne eines großstädtischen Theaters allein durch die offenen Gasflammen erwärmt, die zur Proben-Beleuchtung dienen und woran natürlich nach Möglichkeit gespart wird. Der immer aufwirbelnde Staub macht die Bühne zur Brutstätte der Infektionskrankheiten, die denn auch fort und fort ihren Umgang halten. Endlich die Abstecher! Nach der Probe packen die Schauspieler ihre Garderobe und Schmucksachen, hasten zur Bahn oder auch mal zum Leiterwagen, spielen an fremdem Orte ihr Stückchen herunter, fahren zurück und kommen vielleicht um drei oder vier Uhr morgens zu Bette. Fünf Stunden danach stehen sie wieder auf der Bühne, und inzwischen haben sie ihre Rolle repetiert oder neugelernt. Um das Wann und Wie kümmert sich eigentlich niemand recht.

Nun soll man zwar in der Kunst das Höchste erstreben — für den Tieferschauenden ist ja das Große und das Kleine einer künstlerischen Leistung wesensgleich —, aber es rächt sich, wenn man die bedeutenden Einkünfte von Josef Kainz an den eigenen Horizont malt. Die Zahl der Schauspieler, die am Wege sterben, hat noch niemand festgestellt; aber auch von denen, die beneidet werden, leben viele in sozialem Elend. Die Unsicherheit des Lebens ist in keinem Berufe größer als hier. Es geschieht sogar ab und zu in Berlin,

Digitized by Google

daß ein Direktor seine Zahlungen einstellt oder seine Verpflichtungen sonstwie kürzt. Nun erst in den kleinen und kleinsten Städten! Wie aufreibend ist ferner die Sorge für die nächste Spielzeit! Wo werde ich im Sommer, wo im künftigen Winter sein? Sucht gar ein Ehepaar gemeinsame Unterkunft, so verringert sich die Aussicht beträchtlich; findet es doch ein Engagement, so macht sich der Direktor die Zwangslage zunutze und zahlt statt zwei Gagen nur anderthalbe.

Ich schalte hier aus, welchen Erniedrigungen der junge und alte Schauspieler im Verkehr mit Vorgesetzten und Agenten ausgesetzt ist, so lange er nicht als Liebling einer ganzen Stadt gilt; ich rede nicht ausführlich über den Einfluß der Kritiken, deren Unfehlbarkeit wohl keiner zum Dogma erhebt — nur der Theaterleiter schwört auf sie, wo er ein lästiges Mitglied mit ihrer Hilfe kaltstellen oder wegschicken kann. Ich knüpfe an meinen Eingang an: Die Bevorzugten, die Genies des Standes finden kein volles Genügen daran, weil sie ihr Können nicht nach eigenem Gutdünken äußern dürfen, weil ihnen oft Faktoren entgegenarbeiten, die andere Ziele verfolgen, und weil sie meist neben innerlich fremden Kollegen stehen. Die Mittelmäßigen tragen schwer an ihren künstlerischen Mängeln. Immer und immer wird ihnen von der, von jener Seite und von ihrem eigenen Urteil ihre Minderwertigkeit klargemacht und vorgeworfen; jede größere Aufgabe, jedes größere Theater verschließt sich ihnen, und so ist ihr seelischer Zustand um nichts fröhlicher als der leibliche ihrer ärmsten Genossen, die nach Palmarum, dem Schlußsonntag der winterlichen Spielzeiten, die Unterstützungskassen in Anspruch nehmen. Ferdinand Gregori

Lose Blätter

Morgen!

„Morgen!“ sprach sie, Hand in Hand dem Lieben,
Und zu seinen Augen sprach ihr Auge:
„Morgen!“ Und sie sah ihn lächelnd schreiten
Hin durchs Gärtchen, hin die Straßen weiter
Und durch Feld ein Stückchen, nun am Schachte
In die Hütte. Und sie schloß die Lider,
Ihn im innern Licht noch jetzt zu sehn,
Wie er niederstieg mit den Genossen
Immer tiefer auf den langen Leitern,
Nun ein Fünkchenträger unter Fünkchen.
„Morgen!“ lächelten ihm nach die Lippen.

Aber durch der Tiefen schwarze Gänge
Schweifte losgebrochner Geister Hassens-
Gier nach Menschenglück. Die trank die Leuchten,
Die vom Tag herabgestiegnen, und die
Lüfte trank sie, die herabgestiegnen,
Und die Leben trank sie, die von droben,
Und zusammendonnernd Fels an Felsen
Wölbte in den Tiefen sie das Grab.

Digitized by Google

Doch die Erde, die zum Licht das Schöne
Lenzlich aufgesandt, die alte Mutter
Erde jammerte der toten Jugend,
Und sie streichelte mit erznen Lüften
Und sie salbte sie mit erznen Säften
Jedes Aderchen entlang: „Nun werde,
Mir Entsprossnes, wieder so, wie ich bin,
Bleibe doch, wie droben du gewesen!
Droben, wo nun Tag und Nächte weiter
Über Sommer hin und Winter wandeln
Und aus Jugenden die Alter werden."

Und mit ungehörtem Fluge kreisten
Droben ob der Ruhe-Nacht die Jahre.

Aber endlich in der schwarzen Stille
Ward ein fernes Ticken (das, der Toten-
Uhr vergleichbar, lang schon leise hallte),
Ward es lauter, näher kam's und nahe.
Licht brach ein, und neue Menschen sahen
Den Versteinten. Und als sie zum Tage
Ihn getragen, wankte her mit schwachem
Schritt in weißem Wirrhaar eine Greisin.
Und sie sah mit starrem Aug die eigne
Jugend wieder. Und sie lächelt irre.
„Morgen!" lächelt sie. Und ihre Lippen
Neigen zögernd sich und flüstern „Morgen!"
Zu den seinen hin. Dann schweigt sie wieder,
Und im Schlaf mitsammen schweigen beide.

F. Avenarius

Aus Wilhelm Meinholds „Bernsteinhexe"

[In unserm ersten Dezemberhefte hat Willy Rath dieses wahrhaft merkwürdige Kunstwerk gewürdigt. Doch möchten wir auch durch die Anschaulichkeit einiger Proben vom Werte dieses Buches überzeugen, das so lange vergessen war. Spricht doch hier einer, der gestalten kann in einer Kürze und darstellerischen Geschlossenheit, für die wir nach den Breiten und Umständlichkeiten der meisten modernen Erzähler besonders dankbar sind. Mir scheint, daß dieses Werk ebenbürtig neben den besten Kleistschen Novellen, etwa dem Michael Kohlhaas steht, und daß es auch in der Art seines höchst sicheren unaufhaltsamen Vorwärtsschreitens, in seinem dichterisch abgewogenen Rhythmus etwas enthält, was Kleist als erster gehabt hat, und nach ihm kaum einer so packend wie er. Wie die spukhafte Gewitterwolke des Verdachtes langsam wächst und lähmend alsbald alles überschattet, das ist ganz meisterlich dargestellt. Wie die Stimmung vorbereitet wird, z. B. durch den wacker spukenden Schuster auf dem Hochgericht, und durch den festen Hexenglauben des Chronisten selbst, das erscheint nicht minder künstlerisch. Übrigens liegt von der „Bernsteinhexe" außer der

Digitized by Google

neuen schönen Ausgabe im Insel-Verlag auch noch eine ältere ganz billige (40 Pf.) in der Reclamschen Bibliothek vor. Ihr und ihrer Einleitung von Robert Habs gebührt wohl vor allem das Verdienst, das vergessene Meisterwerk für uns erhalten zu haben. K]

[Wir geben zunächst die Episode des gelösten Spukes, die der Erzähler, Pastor im pommerschen Dorfe Coserow zur Zeit Gustav Adolfs, auf einer Reise nach Gützkow erlebt.]

Von dieser Reise will nur soviel vermelden: daß es alldorten fast viele Pferde aber wenig Käufer hatte. Dannenhero kaufete zwo schöne Rappen das Stück zu 20 Fl. item einen Wagen umb 5 Fl. item 25 Scheffel Roggen, so auch von Mecklenburg dahin geführet war umb 1 Fl. den Scheffel, da er in Wolgast fast gar nit mehr aufzugabeln ist, und alsdann wohl an die 3 Fl. und drüber gilt. Hätte darumb hier in Gützkow schöne Kaufmannschaft in Roggen halten können, so es meines Amts gewest, und ich auch nit befürchtet, daß die Schnapphanichen, woran es in dieser schweren Zeit fast überhand nimmt, mir mein Korn wieder abgenommen, und noch wohl dazu gemaltraitiret, und erwürget hätten, wie etzlichen geschehen. Denn insonderheit wurde solche Räuberei zu Gützkow zu dieser Zeit in der Strelliner Heiden mit großem Spök* getrieben, kam aber mit des gerechten Gottes Hilfe gerade an das liebe Tageslicht, als ich mit meinem Ackersknecht alldorten in den Jahrmarkt verreiset war, und will ich solliches hier noch bemelden. Vor etzlichen Monden war ein Kerl zu Gützkow aufs Rad gestoßen, weil er durch Verführung des leidigen Satans einen reisenden Handwerksmann erschlagen. Derselbige aber fing allsobald an so erschröcklich zu spöken, daß er zur Abend- und Nachtzeit mit seinem armen Sünderkittel von dem Rade herniedersprang, sobald ein Wagen vor dem Galgen vorüberfuhr, der an der Landstraßen nacher Wolgast zu stehet, und hinter den Leuten hersetzte; wo sie denn mit vielem Abscheu und Grauen die Rosse anklappten, so daß es einen großen Rumor auf dem Knüppeldamm schlug, welcher benebenst dem Galgen in ein klein Hölzlein führete, der Kraulin geheißen. Und war ein wunderlich Ding, daß in selbiger Nacht die Reisenden fast immer in der Strelliner Heiden geplündert oder erwürget wurden. Dannenhero ließ die Obrigkeit den Kerl von dem Rade heben und begrube ihn unter dem Galgen in Hoffnung, daß der Spök sich legen sölle. Aber es saß nach wie vorab bei Nachtzeiten schloweiß auf dem Rade, so daß niemand nicht mehr die Straße gen Wolgast fahren wollte. Da begab es sich denn, daß in benanntem Jahrmarkt gegen die Nachtzeit der junge Rüdiger von Nienkerken von Mellenthin auf Usedom belegen, so in Wittenberge und anderswo studiret, und nun wieder heimkehren wollte mit seinem Fuhrwerk, dieser Straßen zog. Hatte ihn kurz vorhero noch selbsten im Wirthhause gepersuadiret, daß er von wegen den Spök zur Nachtzeit in Gützkow verbleiben, und des nächsten Morgens mit mir fahren wölle, was er aber verwegerte. Als selbiger Junker nun die Straße gefahren kömmt, sieht er auch wieder allsobald den Spök auf dem Rade sitzen, und ist er kaum an dem Galgen fürüber, als das Gespenste herniederspringt, und ihm nachsetzet. Der Fuhrmann

* Spukerei

Digitized by Google

entsetzet sich mächtiglich, und macht es wie alle anderen, klappet die Pferde an, so fast scheu worden, und für Angst den Mist gelassen und beginnet mit großem Rumor über den Knüppeldamm zu jagen. Hierzwischen bemerkt aber der Junker beim Mondenschein, daß der Spök einen Pferdeapfel, über welchen er rennet, breit tritt, und nimmt sogleich bei sich ab, daß solches kein Gespenst sei. Rufet dannenhero den Fuhrmann, er sölle halten, und da dieser nit auf ihn höret, springet er von dem Wagen, zeucht seinen Stoßdegen, und eilt dem Spök auf den Leib. Als der Spök solches gewahr wird, will er umbkehren, aber der Junker schlägt ihne mit der Faust in das Genicke, daß er gleich zur Erden stürzet und ein laut Gejünse* erhebt. Summa: nachdem der Junker seinen Fuhrknecht gerufen, bringt er den Spök bald darauf wieder in die Stadt geschleppt und ergab es sich, daß selbiger ein Schuster war, Namens Schwelm. (Diesem Schelm hat der Teufel recht das W eingeflicket! —) So bin ich auch bei dem großen Auflauf mit mehren hinzugetreten, und habe den Kerl gesehen. Er zitterte, wie das Blatt einer Espen, und als man ihm hart zuredete: er sölle freiwillig bekennen, maßen er dann vielleicht sein Leben retten könne, so es sich anders fände, daß er niemand nit erwürget, bekannte er auch: daß er sich habe durch sein Weib ein arm Sünderkleid nähen lassen, solches angethan und sich zur Nacht und insonderheit, wann er in Erfahrung gebracht, daß ein Wagen in der Stadt sei, so nacher Wolgast wölle, vor dem Kerl auf das Rad gesetzet, wo es dann in der Tunkelheit und der Ferne nit zu sehen gewest, daß sie selbander dorten gesessen. Wäre nun ein Wagen angekommen, und er herabgesprungen und hinten nach geloffen, hätte sich alles sogleich entsetzet und sein Augenmerk nit mehr auf den Galgen, sondern blos auf ihn gehabt, forts die Pferde angeschlagen und mit großem Rumor und Gepolter über den Knüppeldamm gekutschiret. Solches hätten aber seine Gesellen in Strellin und Dammbecke gehöret, (zwo Dörfer, so fast drei Viertel Wegs entfernt seind) und sich fertig erhalten, den Reisenden, wenn sie nachgehends bis dahin gelanget, die Pferde abzuspannen und selbige zu plündern. Als man nachgehends den Kerl begraben, hätte er seinen Spök noch leichter gehabt &c. Dieses alles wäre die reine Wahrheit, und hätte er selbsten in seinem Leben niemand etwas abgenommen, noch ihn erwürget, dahero man ihm verzeihen wölle, dieweil er ganz unschuldig sei, und alles was an Raub und Mord fürgefallen, seine Gesellen allein verübet hätten. Ei du feiner Schelm, aber der Teufel hat dir das W nit umbsonst eingeflicket! Denn wie ich nachmals erfahren, ist er sammt seinen Gesellen, wie billig, wieder aufs Rad gestoßen.

[Es folgt das Kapitel, in dem der Verdacht gegen des Pastors Töchterlein, ungeachtet ihrer hohen Ehrung durch den anlangenden schwedischen König, sich im Dorfe verdichtet, indem ihre Guttaten ins Gegenteil ausgelegt werden. Der Hexenwahn, von dem lüsternen Amtshauptmann mit Hilfe der alten Lise Kolken kunstvoll genährt, geht um wie eine ansteckende Krankheit.]

Nunmehro aber nahm meine Noth von Tage zu Tage zu, angesehen der Teufel bald so lustig wurde, wie er nie nicht gewesen. Gläubete

* Gewimmer

Digitized by Google

schon, daß Gottes Ohren auf unser brünstig Gebet gemerket hätten, aber es gefiele ihm, uns noch härter heimbzusuchen. Denn etzliche Tage nach der Ankunft des durchlauchtigsten Königs G. A. kam das Geschreie, daß meiner Tochter ihre kleine Päte von dem leidigen Satan besessen sei und gar erbärmlich auf ihrem Lager haushalte, so daß sie niemand nit halten könne. Machte sich mein Töchterlein allsogleich auf nach ihrer kleinen Päte, kam aber allsogleich weinend zurücke: daß der alte Paasch sie gar nit zu ihr gelassen, sondern sie fast hart angeschnautzet und gesaget, sie sölle ihm nie wieder in sein Haus kommen, inmassen sein Kind es von dem Stuten* gekriegt, so sie ihm am Morgen verehret. Und es ist wahr, daß mein Töchterlein ihr einen Stuten geschenket, indeme die Magd den Tag vorher nacher Wolgast gewesen war, und ein Tüchlein voll Stutens mitgebracht. —

Solche Botschaft verdroß mich fast heftig und nachdeme ich meinen Priesterrock angezogen, machte ich mich auf den Wegk zum alten Paaschen, umb den leidigen Satan zu beschweren, und solchen Schimpf von meinem Kinde abzuwenden. Fand also den alten Mann auf der Dielen,** wie er an der Bodenleiter stund und weinete, und nachdem ich den Frieden Gottes gesprochen, fragete ihn allererst, ob er in Wahrheit gläube, daß seine kleine Marie es von dem Stuten gekriegt, so ihr mein Töchterlein verehret? Er sagete: ja! und als ich darauf zur Antwort gab: daß denn ich selbsten es auch hätte kriegen müssen item Pagels sein klein Mädchen, angesehen wir auch von den Stuten gessen, schwieg er stille, und sprach mit einem Seufzer: ob ich nit wölle in die Stube gehen und sehen, wie es stünd. Als ich dannenhero mit „dem Frieden Gottes“ hereintrat, stunden an die sechs Menschen umb der kleinen Marie ihr Bette, und hatte sie die Augen zu und war so steif wie ein Brett, weshalben Stoffer Wels (als er denn ein junger und wähliger Kerl ist) das Kindlein bei eim Bein ergriff und es von sich reckete, wie einen Zaunpfahl, damit ich sähe, wie der Teufel es plagete. Als ich nun ein Gebet anhube und Satanas merkete, daß ein Diener Christi angekommen, fing er an so schröcklich in dem Kindlein zu rumoren, daß es ein Jammer anzusehen war. Denn sie schlug also mit Händen und Füßen umb sich, daß sie kaum vier Kerls halten kunnten, item ging ihr das Bäucheken so uf und nieder, als wenn ein lebendiges Geschöpfe darinnen säß, so daß letzlich die alte Hexe Lise Kolken sich oben auf das Bäucheken setzete. Als es nun ein wenig besser wurd, und ich das Kindlein aufforderte, den Glauben zu beten, umb zu sehen ob es wirklich der Teufel sei so sie besessen*** wurd es noch ärger, denn zuvor, angesehen sie anhub mit den Zähnen zu knirschen, die Augen zu verkehren, und also gräulichen mit den Händen und Füssen zu schlagen, daß sie ihren Vater, so auch ein Bein hielt, fast mitten in die Stuben wurf, und darauf sich den Fuß gegen das Betthols zerquetschete, daß das Blut ihr herfürsprang, auch die alte Lise Kolken mit ihrem Bäucheken auf und niederflog, als ein Mensch, so

* Plattdeutsch, für Semmel ** Plattdeutsch, für Flur *** Man nahm nämlich in jener schrecklichen Zeit an, daß, wenn der Kranke die drei Artikel, und außerdem einige auf das Erlösungswerk bezügliche Bibelsprüche nachsprechen konnte, er nicht besessen sei, weil niemand Jesum einen Herrn heißen könne ohne durch den heiligen Geist! 1. Korr. 12, 3.

Digitized by Google

in einem Schockreep* sitzet. Und als ich hierauf nit müde wurd, sondern den Satan beschwore, aus ihr zu fahren, finge sie allererst an zu heulen, und darauf wie ein Hund zu bellen, item zu lachen und sprach endlich mit grober Baßstimmen, als sie ein alter Kerl führet: „ik wieke nich.“** Aber er hätte schon weichen sollen, wenn nicht Vater und Mutter mich bei Gottes Sacrament beschworen, ihr arm Kind in Frieden zu lassen, dieweil es ja nichts hülfe, sondern immer ärger mit ihr würd. Stunde also nothgedrungen von meinem Fürhaben ab, und vermahnete nur die Aeltern, daß sie, wie das cananäische Weib, sollten Hilfe suchen in wahrer Bußfertigkeit und unablässigem Gebet, auch mit ihr im beständigen Glauben seufzen: ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich mein, meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget, Matth. am 15ten. Dem Heiland würde dann alsbald das Herze brechen, daß er sich ihres Töchterleins erbarmete und dem Satan zu weichen beföhle. Item versprach ich am Sonntag mit der ganzen Gemein für ihr armes Töchterlein zu beten, und möchten sie selbige, wo irgend möglich selbsten zur Kirchen tragen, anerwogen ein brünstig Kirchengebet durch die Wolken drünge. Solliches versprachen sie auch zu thun, und ging ich nunmehro betrübt zu Hause, wo ich aber bald erfuhr, daß es etwas besser mit ihr worden wär, und war also wieder wahr, daß der Satan, außer dem Herrn Jesu, nichts mehr hasset, denn die Diener des Evangeliums. Aber harre, er bringet dich doch unter die Füße (Genes. am dritten) es wird dir nichtes helfen!

Bevorab aber noch der liebe Sonntag kam, merkete ich, daß mir männiglich aus dem Wege ging, sowohl im Dorfe als im Kapsel, wo ich etzliche Kranken heimbsuchete. Insonderheit als ich in Ueckeritze zu dem jungen Tittelwitz wollte, arrivirete es mir, wie folget: Elas Pieper, der Bauer, stund in seinem Hofe und klöbete Holz, wurf aber allsobald, als er mein ansichtig wurde, die Axt aus der Faust, daß sie in die Erde fuhr, und wollte in seinen Schweinestall laufen, indem er ein Kreuze schlug. Winkete ihm also, daß er bleiben sölle und warumb er für mir, als seinem Beichtvater liefe? Ob er vielleicht auch gläube, daß mein Töchterlein ihre kleine Päte behext? Ille:*** ja so gläube er, dieweil es der ganze Kapsel gläube. Ego: warumb sie ihr denn vorhero so viel Guts gethan und in der schröcklichsten Hungersnoth sie wie ein Schwesterlein gehalten? Ille: sie hätte wohl schon mehr verwirket denn dieses. Ego: was sie denn verwirket hätte? Ille: das bliebe sich gleich. Ego: er sölle es mir sagen, oder ich müßte es dem Richter klagen. Ille: das sölle ich nur thun, worauf er trotziglich seiner Straßen ging. — Und kann man nunmehro leichtlich gießen, daß ich nichtes versäumete, überall Kundschaft einzuziehen, was man meinete daß mein Töchterlein verwirket; aber es wollte mir niemand nichtes sagen, und hätte ich mich zu Tode grämen mügen über solchen bösen Leumund. Auch kam in dieser ganzen Wochen kein Kind zu meinem Töchterlein in die Schule, und als ich Ursachs halber die Magd ausschickete, brachte sie Botschaft, daß die Kinderken krank wären, oder auch die Aelteren sie zu ihrem Handwerk gebrauchten. Judicirete also und judicirete, doch half es mir allens nicht, bis der liebe Sonntag in das Land kam, wo ich gläubete, ein groß Nachtmahl zu haben, angesehen sich schon viele zu Gottes Tisch im vorab gemeldet. Doch kam es mir gleich seltsam

* Plattdeutsch, für Schaukel ** Ich weiche nicht *** Jener

Digitized by Google

für, daß ich niemand, wie sie doch sonsten zu thun pflegeten, auf dem Kirchhof stehen sahe: meinete aber, sie wären in die Häuser getreten. Aber als ich endlich mit meim Töchterlein in die Kirche kam, waren nur bei sechs Menschen versammlet, unter welchen die alte Lise Kolken und sahe die vermaledeyete Hexe nit allsobald mein Töchterlein mir folgen, als sie ein Kreuze schlug und wieder zur Thurmthüren hinaus rannte, worauf die übrigen fünf, benebst meinem einigen Fürsteher Claus Bulken (denn für den alten Seden hatte ich annoch keinen wieder angenommen) ihr folgeten. Ich entsatzte mich, daß mir das Blut geranne, und ich also zu zittern begunnte, daß ich mit der Achsel an den Beichtstuhl fiel. Fragete mein Töchterlein also, welcher ich noch nichtes gesaget hatte, umb sie zu verschonen: „Vater was fehlet den Leuten, sind sie vielleicht auch besessen?“ worauf ich wieder bei mir kam und auf den Kirchhof ging, umb nachzusehen. Aber sie waren alle wegk, bis auf meinen Fürsteher Claus Bulken, welcher an der Linden stand, und für sich ein Liedlein pfiff. Trat also hinzu und fragete, was den Leuten angekommen, worauf er zur Antwort gabe: das wisse er nicht. Und als ich abermals fragete, warumb er selbsten denn auch gelaufen wär, sagte er: was er hätte allein in der Kirchen thun sollen, dieweil der Bedelt* doch nit hätte gehen können. Beschwure ihn also mir die Wahrheit zu sagen: welch gräulicher Verdacht gegen mich in die Gemein gekommen?* aber er antwortete: ich würd es bald schon selbsten erfahren, und sprang über die Mauer, und ging in der alten Lise ihr Haus, so dicht am Kirchhofe steht.

Mein Töchterlein hatte eine Kälbersuppen zum Mittag, vor die ich sonst allens stehen lasse, aber ich kunnte keinen Löffel voll in den Hals bringen, sondern saß und hatte mein Haupt gestützet und sanne, ob ich es ihr sagen wöllte oder nicht. Hierzwischen kam die alte Magd herein, ganz reisig und mit einem Tuch voll Zeug in der Hand und bat weinende, daß ich ihr den Abschied geben wölle. Mein arm Kind wurde blaß, wie ein Leich und fragete verwundert, was ihr angekommen? Aber sie antwortete blos: „nicks!“** und wischete sich mit der Schürzen die Augen. Als ich die Sprache wieder gewunnen, so mir schier vergangen war, dieweil ich sahe, daß dies alte, treue Mensch mir auch abtrünnig worden, hub ich an, sie zu examiniren: warumb sie fort wölle, da sie doch so lange bei mir verharret, auch in der großen Hungersnoth uns nicht verlassen wöllen, besondern getreulich ausgehalten, ja mich selbsten mit ihrem Glauben gedemüthiget und ritterlich auszuhalten vermahnet, was ich ihr nie vergessen würd, so lange ich lebte. Hierauf finge sie an nur noch heftiger zu weinen und zu schluchzen und brachte endlich herfür: daß sie annoch eine alte Mutter bei 80 Jahren in der Liepen wohnende hätte, und wölle sie hin, selbige bis an ihr Ende zu pflegen. Worauf mein Töchterlein aufsprunge und weinend zur Antwort gab: „ach, alte Ilse, derumb willtu nicht wegk, denn dein Mütterlein ist ja bei deinem Bruder; sage mir doch, warumb du mich verlassen wilt, und was ich gegen dich verwirket, damit ich es wieder gut machen kann?“ Aber sie verbarg ihr Gesicht in der Schürzen und schluchzete nur, ohne ein Wörtlein herfürzubringen, wannenhero mein Töchterlein ihr die Schürzen wegkziehen

* Klingbeutel ** nichts

Digitized by Google

und ihr die Wangen streicheln wollte umb sie zum Reden zu bringen. Aber als sie solliches merkete, schlug sie mein arm Kind auf die Finger und rief: pfui! spiee auch vor ihr aus und ging allsobald aus der Thüren. Solliches hatte sie nie nit gethan, da mein Töchterlein noch ein klein Mädken war, und entsatzten wir beide uns also, daß wir kein Wörtlein sprechen kunnten.

Währete aber nit lange, so erhob mein arm Kind ein groß Geschrei, und warf sich über die Bank und lamentirete immerdar rufend: „was ist geschehn, was ist geschehn?“ Gläubete also, daß ich ihr sagen müßte, was ich in Kundschaft gezogen, nämlich, daß man sie vor eine Hexe ansäh, worauf sie anfinge zu lächeln, anstatt noch mehr zu weinen, und aus der Thüren lief, umb die Magd einzuhohlen, so bereits aus dem Hause gangen war, wie wir gesehen hatten. Kehrete aber nach einer Glockenstunden mit großem Geschrei zurücke: daß alle Leute im Dorfe vor ihr gelaufen, als sie sich hätte von der Magd Kundschaft einziehen wöllen, wo sie geblieben. Item hätten die kleinen Kinder geschricen, so sie in der Schulen gehabt, und sich vor ihr verkrochen, auch hätte ihr niemand nit ein Wörtlein geantwortet, sondern wie die Magd, vor ihr ausgespieen. Wäre jedoch auf dem Heimbwege gewahr worden, daß schon ein Boot auf dem Wasser sei, darauf eilends an das Ufer gelaufen, und der alten Ilsen aus vollen Kräften nachgeschrieen, so allbereits in dem Boot gesessen. Aber sie hätte sich an nichtes gekehrt, sich auch gar nit einmal nach ihr umbgesehen, sondern sie mit der Hand fortgewinket. — Und nunmehro fuhr sie fort zu weinen und zu schluchzen den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, daß ich elender war, denn zuvor in der großen Hungersnoth. Doch sollt es noch ärger kommen, wie man im folgenden Kapitel sehen wird.

[Maria wird als Hexe eingezogen und soll nun verhört werden. Das Buch selbst hat, wie auch Rath andeutete, einen lichten, etwas allzu lichten Abschluß.]

Nunmehro aber ging die Thüre auf, und mein arm Kind trat herein mit dem Büttel, aber rücklings* und ohne Schuhe, so sie draußen mußte stehen lassen. Es hatte sie der Kerl bei ihren langen Haaren gegriffen, und leitete sie also vor den Tisch, worauf sie sich erst umbkehren und die Richter ansehen mußte. Dabei hatte er ein groß Wort und war in alle Wege ein dreuster und muthwilliger Schalk, wie man bald weiters hören wird. Nachdeme nun Dn. Consul einen großen Seufzer gelassen und sie von Kopf bis zu den Füßen sich angesehen, fragete er erstlich, wie sie heiße, und wie alt sie wär, item ob sie wüßte, warumb sie hierher gefordert? Auf letzten Punkt gab sie zur Antwort: daß der Amtshaubtmann solches ja bereits ihrem Vater vermeldet, und wölle sie niemand Unrecht thun, gläube aber, daß der Amtshaubtmann selbsten ihr zu dem Geschrei einer Hexen verholfen, umb sie zu seinem

* Dies lächerliche Verfahren schlug man in der Regel bei dem ersten Verhör einer Hexe ein, weil man in dem Wahne stand, sie bezaubere sonst von vorneherein die Richter mit ihren Blicken. Hier wäre der Fall nun allerdings gedenkbar gewesen.

Digitized by Google

unkeuschen Willen zu bringen. Hierauf verzählete sie, wie er es vom Anfang an mit ihr getrieben, und sie durchaus zu einer Ausgeberschen verlanget. Da sie aber solches nit hätte thun wöllen, obgleich er selbsten unterschiedliche Malen zu ihrem Vater ins Haus gekommen, hätte er einsmals, als er aus der Thüren gegangen, für sich in den Bart gemummelt: „ich will sie doch wohl kriegen!“ wie solches ihr Ackersknecht Claus Nels im Pferdestall, wo er gestanden, mit angehöret. Und solches habe er allsobald zu vollenführen gesuchet, indeme er viel mit einem gottlosen Weibe, so Lise Kolken hieße und früher bei ihme im Dienst gestanden, conversiret. Selbige möchte wohl die Zauberstückchen gespielet haben, so man ihr andichte, sie wisse von keinem Zauber. Item verzählete sie: wie der Amtshaubtmann es gestern Abend mit ihr gemacht, als sie kaum angekommen, und wäre er nunmehro auch zum erstenmale frisch mit der Sprachen herfürgerückt, weil er gläube, sie in seiner Gewalt zu haben. Ja, er wäre selbsten diese Nacht wieder ins Gefängnis zu ihr kommen und hätte ihr abermals die Unzucht angetragen, und wölle er sie schon frei machen, wenn sie seinen Willen thäte. Da sie ihne aber abgestoßen, habe er mit ihr gerungen, wobei sie ein laut Geschrei erhoben, und ihne an der Nase gekratzet, wie annoch zu sehen wäre, worauf er sie verlassen. Darumb könne sie den Amtshaubtmann nicht vor ihren Richter anerkennen, und hoffe zu Gott, daß er sie retten würd aus der Hand ihrer Feinde, wie weiland er die keusche Susanna gerettet. —

Als sie hierauf mit lautem Schluchzen schwiege, sprang Dn. Consul auf, nachdem er dem Amtshaubtmann, wie wir alle, nach der Nasen gesehen, und allborten auch die Schramme befunden und rief wie verstürzet: „Sprech Er, umb Gotteswillen, sprech Er, was muß ich von Sr. Gestrengen hören?“ worauf der Amtshaubtmann, ohne sich zu verfärben, also zur Antwort gab: daß er zwar nicht nöthig habe vor Sr. Edlen zu sprechen, angesehen er das Oberhaupt vom Gericht wäre, und aus zahllosen indiciis herfürgehe, daß Rea eine boshafte Hexe sei, und darumb kein Zeugnüs gegen ihn oder männiglich ablegen könne; daß er aber dennoch sprechen wölle, umb dem Gericht keine Aergernüs zu geben. Alle Anschuldigungen, so diese Person gegen ihn herfürgebracht, wären erstunken und erlogen. Doch hätte er sie in alleweg vor eine Ausgeberische miethen wöllen, inmassen er umb eine solche sehr benöthigt gewest, da seine alte Dorte schon schwach würde. Auch hätte er sie zwar gestern gleich insgeheimb fürgenommen, umb sie im Guten zum Geständnüs, und dadurch zur Milderung ihrer Strafe zu persuadiren, angesehen ihn ihre große Jugend gejammert; hätte aber kein unartiges Wort zu ihr gesaget, noch wäre er in der Nacht zu ihr kommen, besondern die Schramme hätte ihm sein klein Schooßhündlein, Below geheißen, gekratzet, mit dem er heute Morgen gespielet. Solliches könne seine Dorte bezeugen, und hätte die schlaue Hexe dieses gleich benutzet, umb das Gericht uneinig zu machen und dadurch mit des Teufels Hilfe ihren Vortheil zu gebrauchen, alldieweil sie fast eine verschmitzte Creatur wäre, wie das Gericht auch bald weiters ersehen würde.

Nunmehro aber faßete ich mir auch ein Herze und stellete für, daß alles so wahr sei, wie es mein Töchterlein ausgesaget, und ich gestern Abend selbsten vor der Thüren mitangehöret, daß Se. Gestrengen ihr einen Antrag gethan und Narrentheidinge mit ihr zu treiben versucht,

Digitized by Google

item daß er sie schon in Coserow einmal hätte küssen wöllen, item, was Se. Gestrengen mir sonsten für Herzeleid, von wegen dem Mistkorn, zugefüget.

Aber der Amtshaubtmann überschriee mich allsobald und sprach: wenn ich ihne, als einen unschuldigen Mann in der Kirchen von der Kanzel verläumbdet, wie die ganze Gemeinde sein Zeuge wär, würd es mir ein Leichtes sein, solches auch hier für Gericht zu thun, unangesehen ferner, daß kein Vater für sein Kind ein Zeugnüs ablegen könne.

Aber Dn. Consul wurde ganz wie verstöret und schwiege und stützete darauf sein Haupt in tiefen Gedanken auf den Tisch. Hiezwischen fing aber der dreuste Büttel an, ihm zwischen den einen Arm durch an seinen Bart zu fingeriren und gläubete Dn. Consul wohl, es wäre eine Fliege, und schlug ohne empor zu schauen, mit der Hand darnach. Als er aber auf den Büttel seine Hand traf, fuhr er in die Höhe, und fragete ihn was er wölle? worauf der Kerl zur Antwort gab: O Em kröp da man ehne Luus de ick griepen wollde.*

Solche Dreustigkeit verdroß Se. Edlen also heftig, daß er dem Büttel eine Maultasche stach und ihm bei harter Strafe befohl, aus der Thüren zu reisen.

Hierauf wendete er sich an den Amtshaubtmann und schriee für Zorn: was, alle zehn Teufel, wie hält Se. Gestrengen den Büttel in Respeckt? Und überhaupt ist das allens ein seltsam Ding, woraus ich nicht klug werden kann. — Aber es antwortete der Amtshaubtmann: „nicht also? sollte Er nit klug daraus werden, wenn er an die Aale gedenkt?“ —

Hierauf wurde Dn. Consul mit eim Mal ganz blaß, daß er zu zittern begunnte, wie es mir fürkam, und er den Amtshaubtmann abseiten in ein ander Zimmer rief. Habe niemals erfahren können, was solches zu bedeuten gehabt, so er von den Aalen sagte. — —

Hierzwischen saß aber Dominus Camerarius Gebhard Wenzel und käuete eine Feder, und schauete dabei mit vielem Grimm bald auf mich, bald auf mein Töchterlein, doch ohne ein Wörtlein zu sagen, auch antwortete er dem Scriba nicht, der ihm oft etwas ins Ohr bliese, denn daß er brummete. Endlich kamen die zwo Herren wieder zur Thüren herein, und begunnte Dn. Consul, nachdem er sich mit dem Amtshaubtmann wieder gesetzet, mein arm Kind fast heftig anzufahren, daß sie Ein löblich Gericht zu turbiren versuchet, inmassen Se. Gestrengen ihme das Hündlein selbsten gezeiget, so ihm die Schramme gekratzet, und dieses auch von seiner alten Ausgeberschen bezeuget würde. (Ja, die wollte ihn auch wohl nicht verrathen, denn die alte Vettel hat es Jahre lang mit ihm gehalten, und auch einen gablichen** Jungen von ihm, wie man noch weiters erfahren wird!)

Item sagete er, daß so viel indicia ihrer Uebelthat fürhanden, daß es unmöglich sei, ihr Glauben zu stellen; sie sölle dannenhero Gott die Ehre geben und in allen Stücken aufrichtig bekennen, umb ihre Strafe zu mildern. Möchte alsdann noch, ihrer Jugend halben, mit dem Leben davon kommen &c.

Hierauf setzte er sich die Brille auf die Nasen und hube an sie bei vier

---

* O, Ihm kroch da nur eine Laus, die ich greifen wollte. ** Plattdeutsch, für halberwachsen

Digitized by Google

Stunden zu verhören aus eim Papier, so er in Händen hielte. Und waren solches etwan die Haubtstücke, so wir Bede davon behalten haben.

Quaestio.* Ob sie zaubern könne?

Responsio.** Nein, sie wisse von keinem Zauber nicht.

Q. Ob sie denn böten*** könne?

R. Wär ihr ingleichen unbekannt.

Q. Ob sie wohl mal auf dem Blocksberg gewest?

R. Der wäre vor sie zu weit, und kenne sie wenig Berge mehr, denn den Streckelberg, wo sie öftermalen gewest.

Q. Was sie denn dorten fürgenommen?

R. Sie hätte zur Sehe überschauet, oder sich Blümleins gepflücket, item sich auch wohl eine Schürze dürres Reiswerk gehohlet.

Q. Ob sie dorten wohl den Teufel angerufen?

R. Wäre ihr niemalen in den Sinn gekommen.

Q. Ob der Teufel ihr denn ohne Anrufen dorten erschienen?

R. Davor solle sie Gott bewahren.

Q. Also sie könne nit zaubern?

R. Nein!

Q. Was denn Stoffer Zuter seiner bunten Kuh angekommen, so plötzlich in ihrem Beisein verrecket?

R. Das wisse sie nicht, und wäre das eine seltsame Frag.

Q. Dann wäre es auch wohl eine seltsame Frag, warumb Käthe Berowschen ihr klein Ferkelken verrecket?

R. Allerdings; sie wundre sich, was man ihr zur Last lege.

Q. Also hätte sie dieses auch nit behexet?

R. Nein, da sei Gott vor.

Q. Warumb sie denn aber der alten Käthen, wenn sie unschuldig wär, ein Ferkelken wieder versprochen, wenn ihre Sau werfen würd?

R. Das hätte sie aus gutem Herzen gethan. Hierbei aber hube sie an, fast heftig zu weinen und sagte: sie sehe wohl, daß sie dieses alles der alten Lise Kolken verdanke, welche ihr oftmalen gedrohet, wenn sie ihr Unbegehren nicht hätte erfüllen wöllen, denn sie verlange allens, was ihren Augen fürkäme, zu eim Geschenk. Selbige wär auch zu den Leuten gangen, als das Vieh im Dorf bezaubert gewest, und hätte ihnen zugeredet, daß, wenn nur eine reine Jungfer dem Vieh ein paar Haare aus dem Schwanz griffe, es mit selbigem besser werden würde. So habe sie sich denn erbarmet und wäre hingangen, weilen sie sich eine reine Jungfer gefühlet, und hätt es auch etzliche Male geholfen, letzlich aber nicht mehr.

Q. Weme es denn geholfen?

R. Zabels rother Kuh, item Witthahnschen ihrem Schwein, auch der alten Lisen ihrer eignen Kuh.

Q. Warumb es denn nachmalen nit mehr geholfen?

R. Das wisse sie nit, vermeine aber, wiewohl sie niemand nit beschweren wölle, daß die alte Lise Kolken, so lange Jahre im gemeinen Geschrei als Hexe gewest, dieses alles angerichtet und unter ihrem Namen das Vieh bezaubert und auch wieder umgebötet, wie ihr geliebet, blos umb sie in das Elend zu stürzen.

---

* Frage ** Antwort *** entzaubern

Digitized by Google

Q. Warumb die alte Liſe denn auch ihre eigene Kuh bezaubert, item ihr eigen Ferkelken verrecken laſſen, wenn ſie den Rumor im Dorf gemacht und wirklich böten könne?

R. Das wiſſe ſie nicht; es möchte wohl einer ſein, (wobei ſie den Amtshaubtmann anſahe), der ihr allens doppelt erſtatte.

Q. Sie ſuche vergebens die Schuld von ſich zu wenden, denn ob ſie auch nicht dem alten Paaſschen, ja ihrem eignen Vater die Saat bezaubert, und durch den Teufel umbſtürzen laſſen, item die Raupen in ihres Vaters Baumgarten gemacht?

R. Die Frage wäre bald ſo ungeheuer, denn die That. Da ſäße ihr Vater, Se. Edlen müge ihne ſelbſten fragen, ob ſie ſich jemals als ein ruchlos Kind gegen ihn gezeiget.

Hier wollte ich aufſtehen und das Wort nehmen, aber Dn. Conſul ließ mich nit zu Worte kommen, ſondern fuhr fort zu examiniren, weshalben ich verſtürzet ſtille ſchwieg.

Q. Ob ſie denn auch leugne, daß ſie daran Schuld geweſt, daß die Witthahnſche einen Teufelsſpök zur Welt gebracht, ſo gleich ſich aufgenommen und durchs Fenſter gefahren, auch nachhero als die Wehemutter nachgeſehen, verſchwunden geweſen?

R. Ja wohl, ſie hätte eher denen Leuten Gutes gethan ihr Lebelang, denn ihnen geſchadet, und ſich oft ſelbſten in der grauſamen Hungersnoth den Biſſen vom Munde wegkgezogen, und ihn andern, inſonderheit den kleinen Kindleins abgetheilet. Solches müge ihr auf Befragen die ganze Gemeind bezeugen. Da nun aber die Zauberer und Hexen den Menſchen Böſes und nicht Gutes thäten, wie unſer Herr Jeſus Matth. am 12ten lehre, allwo die Phariſäer ihn auch geläſtert, daß er durch Beelzebub die Teufel austriebe; ſo möge Se. Edlen ſich abnehmen, ob ſie in Wahrheit eine Hexe ſein könne.

Q. Er werde ihr die Gotteslästerungen alsbald zeigen; er ſähe ſchon daß ſie ein groß Maul hätte, und ſölle ſie nur antworten, auf was ſie gefraget würd. Denn es käme nit darauf an, *was* ſie denen Armen für Gutes gethan, ſondern *womit* ſolches beſchehen. Möchte dahero anzeigen, wie ſie benebſt ihrem Vater plötzlich zu ſolchem Reichthumb gelanget, daß ſie in ſeidinen Kleidern einherſtolzire, da ſie vorhero doch ganz arm geweſt?

Hiebei ſchauete ſie auf mich und ſprach: Vater ſoll ichs ſagen? worauf ich antwurtete: ja mein Töchterlein, jetzunder mußt du alles fein aufrichtig ſagen, wenn wir dadurch auch wieder blutarme Leut würden. Sie bezeugete alſo, wie ſie zuerſt in unſerer großen Noth den Birnſtein gefunden, und was für ein Gewinn uns daraus herfürgegangen durch die beiden holländiſchen Kaufleut.

Q. Wie dieſe Kaufleut geheißen?

R. Dieterich von Pehnen und Jakob Kiekebuſch, wären aber, wie wir durch einen Schiffer in Erfahrung gezogen, in Stettin an der Peſt geſtorben.

Q. Warumb wir ſolchen Fund verſchwiegen?

R. Aus Furcht für unſerm Feind, dem Amtshaubtmann, ſo dem Anſchein nach uns zum Hungerstode verdammet, indeme er der Gemeind verboten, uns nichts mehr bei harter Pön zu verabreichen, und wölle er ihr ſchon einen beſſern Prieſter zuweiſen.

Hierauf ſahe Dn. Conſul wieder den Amtshaubtmann ſcharf ins An-

Digitized by Google

gesicht, welcher zur Antwort gab: daß er solches in alleweg gesaget, angesehen der Priester ihn fast abscheulich abgekanzelt; daß er aber auch gar wohl gewußt, es sei noch weit mit ihm vom Hungerstod.

Q. Woher so viel Birnstein in den Streckelberg käm? Sie sölle nur gestehn, daß ihr der Teufel solchen zugetragen.

R. Davon wisse sie nichts. Doch hätte es alldorten eine große Ader von Birnstein, wie sie männiglich noch heute zeigen könnte, und hätte sie ihn daraus gebrochen, das Loch aber wieder mit tännin Zweigen wohl verwahret, daß man es nit finden müge.

Q. Wann sie in den Berg gangen wäre, des Tags oder des Nachts?

Hierauf verfärbte sie sich und hielt einen Augenblick innen, gab aber allsobald zur Antwort: daß solches bald des Tages, bald in der Nacht beschehen sei.

Q. Warumb sie stöttere, sie sölle nur frei bekennen, daß ihre Straf geringer würd. Ob sie nit den alten Seden dorten dem Satan übergeben, daß er ihn durch die Luft geführet, und nur sein Hirn und Haare noch zum Theil oben in der Eichen geklebet?

R. Sie wisse nit, ob es sein Haar und Hirn gewest, auch nit, wie es dorten hinkommen. Weilen ein Grünspecht eines Morgens so jämmerlich geschrieen, wäre sie an den Baum getreten; item, der alte Paasch, so das Geschrei auch gehöret, wäre ihr allsobald gefolget, mit seiner Holzaxt.

Q. Ob der Grünspecht nit der Teufel gewesen, so den alten Seden selber gehohlet?

R. Das wisse sie nicht. Er müsse aber schon lange todt gewest sein, dieweil das Hirn und Blut, so der Junge vom Baum gehohlet, schon betrucknet gewesen.

Q. Wie und wann er denn zu Tode gekommen?

R. Das wisse der allmächtige Gott. Es hätte wohl Zutern sein klein Mädchen ausgesaget: daß sie eins Tages, als sie Nessel vor das Vieh an Seden seinem Zaun gepflücket, vernommen, daß der Kerl sein gluderäugigt Weib bedräuet: er wölle es dem Priester sagen, daß sie, wie er nunmehro gewißlich in Erfahrung gezogen, einen Geist habe, worauf der Kerl auch alsbald verschwunden sei. Doch wären solches Kinderreden, und wölle sie niemand nit damit beschweren.

Hierauf sahe abermalen Dn. Consul dem Haubtmann steif ins Angesicht, und sagte: die alte Lise Kolken müsse noch heute eingehohlet werden, worauf aber der Haubtmann keine Antwort gab, und er fortfuhre:

Q. Sie verbleibe also dabei, daß sie nichtes vom Teufel wisse?

R. Dabei verbleibe sie und werde sie verbleiben bis an ihr selig Ende.

Q. Und doch hätte sie sich, wie Zeugen gesehen, von ihm an hellem Tage in der Sehe umbtaufen lassen. (Hier verfärbete sie sich abereins und hielt ein wenig inne.)

Q. Warumb sie sich wiederumb verfärbe? sie sölle doch umb Gottes willen an ihre Seligkeit gedenken und die Wahrheit bekennen.

R. Sie hätte sich in der Sehe gebadet, angesehen der Tag sehr heiß gewesen, das sei die reine Wahrheit.

Q. Welche keusche Jungfer sich wohl in der Sehe habe? du leugst, oder willtu etwan auch leugnen, daß du den alten Paasch sein klein Mägdlein durch einen Stuten behext?

Digitized by Google

R. Ach wohl, ach wohl! Sie liebte das Kindlein wie ihr eigen Schwesterken, hätte sie nit blos mit allen andern umbsonst informiret, besondern auch in der großen Hungersnoth sich den Bissen oftmalen aus dem Munde gezogen und ihr denselben eingestecket. Wie sie darumb ihr solch Leid hätte zufügen mügen?

Q. Willtu noch immer leugnen? Ehrn Abraham wie verstockt ist sein Kind! — Schaue denn her, ist das keine Hexensalbe,* so der Büttel diese Nacht aus deinem Koffer gehohlet? Ist das keine Hexensalbe, he?

R. Wäre nur eine Salbe vor die Haut, so darnach fein weiß und weich werden sölle, wie der Apotheker in Wolgast ihr gesaget, bei dem sie solche gekaufet.

Q. Hierauf fuhr er kopfschüttelnd fort: Was? willtu denn auch endlich noch leugnen, daß du diesen verschienen Sonnabend den 10ten July, Nachts umb 12 Uhren, den Teufel deinen Buhlen auf dem Streckelberg mit gräulichen Worten angerufen, er dir darauf als ein großer und haarigter Riese erschienen und dich umbhalset hab, und geherzet?

Bei diesen Worten wurd sie blasser denn ein Leich, und fing an, also heftig zu wanken, daß sie sich an einen Stuhl halten mußte. Als ich elender Mensch, der ich wohl vor sie mich in den Tod geschworen, solches sah und hörete, vergingen mir die Sinnen, also daß ich von der Bank stürzete und Dn. Consul den Büttel wieder hineinrufen mußte, umb mir aufzuhelfen.

Als ich mich in etwas wieder vermündert** und der dreuste Kerl unsere gemeine Verstürzung sahe, schrie er greinende das Gericht an: Ist't rut, ist't rut, hett se gebichtet?*** worauf Dn. Consul ihme abermals die Thüre wies mit vielen Scheltworten, wie man sich selbsten abnehmen kann, und will dieser Bub genug dem Amtshaubtmann immer die Vetteln zugeführet haben, wie es heißt, denn sonsten, achte ich, wär er nicht so dreust gewesen.

Summa: ich wäre fast umbkommen in meim Elend, wenn ich nicht das Röslein gehabt, so mit des barmherzigen Gotts Hilf mich wacker hielt, als nunmehro das ganze Gericht aufsprange, und mein hinfällig Kind bei dem lebendigen Gott und ihrer Seelen Seligkeit beschwore, nit ferner zu leugnen, sondern sich über sich selbsten, wie über ihren Vater zu erbarmen, und die Wahrheit zu bekennen.

Hierauf thät sie einen großen Seufzer, und so blaß sie gewesen, so roth wurde sie; inmassen selbsten ihre Hand auf dem Stuhl wie ein Scharlaken anzusehen war, und sie die Augen nit von dem Boden hube.

R. Sie wölle auch jetzunder die reine Wahrheit bekennen, da sie wohl sähe, daß böse Leute sie des Nachts beschlichen. Sie hätte Birnstein vom Berge gehohlt, und bei der Arbeit nach ihrer Weiß, und umb sich das Grauen zu vertreiben, das lateinische carmen gerecitiret, so ihr Vater auf den durchlauchtigsten König Gustavum Adolphum gesetzet; als der junge Rübiger von Nienkerken, der oftermalen in ihres Vaters Haus

---

* Man glaubte, der Teufel gäbe den Hexen eine Salbe, um sich durch deren Gebrauch unsichtbar zu machen, in Tiere zu verwandeln, durch die Luft zu fahren usw. ** Plattdeutsch: d. i. ermuntert *** Ist's heraus, ist's heraus, hat sie gebeichtet?

Digitized by Google

kommen und ihr von Liebe vorgesaget, aus dem Busch getreten wäre, und da sie für Furcht aufgeschrieen, sie auf lateinisch angeredet und in seinen Arm genommen. Selbiger hätte einen großen Wulfspelz angehabt, damit die Leute ihn nit erkennen möchten, so sie ihme etwan begegneten und es seinem Herrn Vater wieder verzählen, daß er des Nachts auf dem Berg gewest.

Auf solch ihre Bekenntnüs wollte ich schier verzweifeln und schriee für Zorn: o du gottlos, ungehorsamb Kind, also hastu doch einen Buhlen? Habe ich dir nicht verbotten des Nachts auf den Berg zu steigen? was hastu des Nachts auf dem Berg zu thun? und hub an, also zu klagen und zu winseln und meine Hände zu ringen, daß es Dn. Consulem selbsten erbarmete, und er näher trat, umb mir Trost einzusprechen. Hierzwischen aber trat sie auch selbsten heran und hub an mit vielen Thränen sich zu vertheidigen: daß sie wider mein Verbot des Nachts auf den Berg gestiegen, umb so viel Birnstein zu gewinnen, daß sie mir heimblich zu meinem Geburtstag die Opera Sancti Augustini, so der Cantor in Wolgast verkaufen wölle, anschaffen müge. Und könne sie nicht davor, daß der Junker ihr eines Nachts aufgelauert, doch schwöre sie mir bei dem lebendigen Gott, daß dorten nichts Ungebührliches fürgefallen, und sie annoch eine reine Jungfer sei.

Und hiemit wurde nunmehro das erste Verhör beschlossen; denn nachdem Dn. Consul denen Schöppen etwas ins Ohr gemürmelt, rief er den Büttel wieder herein, und befahle ihm: auf Ream ein gut Augenmerk zu haben, item sie nunmehro nit mehr los im Gefängnüs zu belassen, sondern anzuschließen. Solches Wort stach mir abermals durch mein Herze, und beschwur ich Se. Edlen, angesehen meines Standes und meiner altadlichen Abkunft, mir nicht solchen Schimpf anzuthun und mein Töchterlein schließen zu lassen. Ich wölle mich vor Eim achtbaren Gericht mit meinem Kopf verbürgen, daß sie nit entrinnen würde, worauf Dn. Consul, nachdem er hinausgegangen und sich die Gefängnis angesehen, mir auch willfährig war, und dem Büttel befahl es mit ihr zu belassen, wie zeithero.

Rundschau

Allgemeineres

Mitleiden und Phantasie

Was jetzt in Süditalien an Elend zusammengeschüttelt und geschüttet worden, ist so ungeheuer, daß die Opfer aller gedichteten Trauerspiele aller Völker gegen diesen Jammer der Wirklichkeit nicht aufkämen. Die Opferzahl jahrelangen Ringens in hundert Gefechten des riesigsten Völkerkriegs hingeworfen an einen kleinen Fleck in ein paar Sekunden. Und doch: wir lesen davon, wir erregen uns darüber, wir bedauern und beklagen auch wohl — aber wir behalten allesamt durchaus unsre gute Fassung. Das Kind vorgestern, dem wir ein Droschkenrad über den Arm fahren sahen, das arme kleine Ding, dem dann die Hand so schlaff am blutigen Ärmel schlenkerte, das eine verletzte Kind machte uns einen tieferen Eindruck als die fünftel Million Vernichteter um Messina. „Sehn müßt ihr, sehn!“ Und doch gibt es noch Leute, welche an die unüberschätzbare Bedeutung der Phantasieerregung und damit der

Digitized by Google

Kunst nicht glauben wollen. Die nicht einmal begreifen wollen, daß alle Kunst und alles Dichten und Berichten nur in dem Maße uns unmittelbar beteiligt, in dem es unsre Phantasie anregt, unsre Gefühle zu wecken.

Was da im Süden geschehen ist, erfassen wir ja noch heute nicht. Beim ersten Telegramm: „wieder einmal Schlimmes um den Ätna herum!“ Beim zweiten: „o weh, was besonders Schlimmes!“ Ziffernangaben über die Toten — „sie werden wohl übertrieben sein!“ Nach und nach begreifen wir, daß sie nicht übertrieben sind. Nach und nach steigt aus Einzelbildern auch ein Schauer auf. Haushohes Wasser plötzlich hereinbrausend über Land. Von einem ganzen Seminar kein einziger Priester gerettet. Von einem ganzen Regiment kein einziger Soldat. Über den wimmernden Zehntausenden unter den Trümmern — Brand und Rauch, wo die Luft weht — Raub und Mord und standrechtliches Erschießen. Keine Wege zu den Unglücksstätten. Kein Licht. Kein Wasser. Kein Brot. Schließlich: Messina und Reggio Schutthaufen, aus denen der Leichengeruch zu Seuchen aufsteigt. Nicht nur dort, aus all den Dörfern und Städten weit ringsum. Zwei ganze Küsten, die uns als Paradiese erschienen, jetzt Höllengestade. Wir verstehen allmählich, daß wir Miterlebende des grauenhaftesten Ereignisses sind, nicht dieses Jahres, nein: aller Jahrtausende, von denen wir wissen.

Wir verstehen es, ja, erfassen es mit dem Verstande. Und es ist gut, daß auch das Mitleidenkönnen seine Grenzen hat. Es hat sie ja auch nicht nur für uns, es hat sie auch für die Anwesenden dort, denn es tritt ja der Wahnsinn ein, wo als Schutz der Selbsterhaltung die Abstumpfung ausbleibt. Der Mensch, der so unbegreiflich viel vertragen kann, wird wieder lachen, selbst wenn er das gesehen hat. Wieder lachen und tanzen auch „auf dem Vulkan“ und in der Anschaulichkeit der Augenblicksruhe alle Erinnerungen an das Gestern und alle Möglichkeiten des Morgen in den Wind schlagen. Sollte man Messina nicht wieder aufbauen, so erleben wir's vielleicht noch, daß man sein Trümmerfeld als große Sehenswürdigkeit anpreisen wird. A

Vom Ausdruckskampf der Sprache

Von der Sprac

Viel zu wenige wissen, welche Erquickung es ist, in einem guten deutschen Wörterbuch zu lesen. Man schlägt einen Band des Grimmschen Wörterbuches auf und erblickt z. B. das Wort: Gastrock. Wie kraftvoll und schön klingt dies Wort! Und welche Bilder aus dem Leben unsrer Vorväter enthüllt es uns mit einem Schlage! Der auf Wanderung, Ritt oder Fahrt bestaubte oder vom Regen durchnäßte Gast betritt Obdach suchend ein freundliches Haus, und sogleich wird ihm der für solche Besucher stets bereitgehaltene Gastrock gereicht, damit er warm, ansehnlich und geehrt am Tische des Hauswirtes und der Seinen erscheine, während sein eigenes Gewand vom Gesinde gesäubert und getrocknet wird. Damals waren die Gewänder weit, so daß sie leicht jedem paßten. Übrigens hält man in Schweden auf dem Lande noch jetzt besondere Mäntel bereit zum alleinigen Gebrauch der Gäste; also Gastmäntel. — Oder man lese in Friedrich Kluges ethymologischem Wörterbuch, ja auch nur in dem kleinen von Tetzner, das in Reclams Universalbibliothek für nur 60 Pfennige zu kaufen ist und uns doch schon eine

Digitized by Google

Fülle von überraschenden Auskünften über Bedeutung und Herkommen von Wörtern bietet, die wir wie die gangbare Münze täglich brauchen, ohne sie zu betrachten. Wie anders und lebensvoll blickt uns plötzlich z. B. das Wort Grummet an, nachdem wir erfahren, daß es zusammengezogen ist aus Grün und Mahd. Grüne Mahd! Wie mit Flügeln sind wir hinaus versetzt auf die weite Au, sehn über der Wiese die Sensen blitzen im Schwung kräftiger Männerarme und die Frauen mit den Rechen hantieren. — Nun lesen wir das Wort: hübsch. Jeder kennt seinen Sinn, aber viele erfahren erst jetzt, daß es dasselbe Wort ist wie hübisch, gleich höfisch, und daß es also früher einen andern Sinn hatte als heute. So begreift nun mancher mit Überraschung, warum in Thüringen die Vermieterin der Hausfrau eine Magd von garstigem Äußeren empfehlen kann als ein „hübsches Mädchen"; sie braucht dies Beiwort eben noch in dem alten Sinn von höfisch, will sagen: gesittet, anständig. Für den Sachsen im Königreich bedeutet das „hübsch" nicht nur eine ästhetische, sondern eine ethische Wertung: ein „hübscher Mann" ist ihm nicht nur ein höflicher, sondern auch ein gutgesinnter Mann. Solchen Bedeutungswandel im Laufe der Zeiten enthüllt uns kein Werk so feinsinnig und oft wunderbar fesselnd wie Hermann Pauls Deutsches Wörterbuch* (Preis geh. 10 M.), und keines regt und leitet uns so sehr an zur Beobachtung der lebendigen Sprache, an deren Entwickelung wir unbewußt selbst teilhaben. Seit seinem Erscheinen sind nun freilich auch schon über zehn Jahre vergangen, und der Kampf der mannigfach bereicherten und verzweigten Empfindungen und logischen Beziehungen gegen die Fesseln der für ihren Ausdruck nicht auslangenden Sprache hat im letzten Jahrzehnt, wie mir scheint, besonders viele Wandelungen im Wortschatz, in Verflachung wie Vertiefung des Wortgehaltes, ja selbst in Satzakzent und Modulation herbeigeführt.

Wäre es nicht wertvoll, wenn ein fester Ausschuß deutscher Sprachforscher solche Wandelungen in Schrift und Rede beobachtete und etwa jedes zehnte Jahr diese Beobachtungen veröffentlichte? Geschähe dies in der freilich nicht leicht zu findenden rechten Art und Form, so könnte uns damit, wie mir scheint, ein klares Bild des Ausdruckskampfes der tiefsten Bewegungen und feinsten Regungen unsrer Zeitseele gegeben werden.

Wolrad Eigenbrodt

* Erschienen bei Max Niemeyer in Halle a. S.

Literatur

Vom neuen Sudermann

Wer den Weg des Dramatikers Sudermann mit einigem Verständnis verfolgt hat, der mußte unterwegs, namentlich von diesseits der „Schmetterlingsschlacht" oder des „Fritzchen" ab die Hoffnung aufgeben, ein sudermännisches Drama von wahrem Wert zu erleben. Besagter Weg führte vom Hügel der mittleren Möglichkeiten rasch ins sumpfige Tal der hoffnungslosen Theatralik, die von anständiger Schauhöhe kein weiteres Sinken oder Steigen mehr erkennen ließ und höchstens noch die optische Täuschung bewirkte, als sei jedes neue Werk ein noch tieferer Schritt in den Sumpf.

Auch dem Erzähler Sudermann mochten über diesem Anblick keine sonderlich hohen Erwartungen mehr bewahrt werden. „Frau Sorge"

Digitized by Google

blieb zwar das beste seiner sämtlichen Werke, aber dies Jugendwerk und auch „Der Katzensteg“ samt „Es war“, die beide seinen Theaterstücken noch überlegen sind, gehörten dem fernen gesündern Schaffensabschnitt an. Darauf baute man nicht mehr.

Und nun hat er wieder, zum erstenmal seit vierzehn Jahren, einen Roman veröffentlicht: „Das hohe Lied“.* Es sei vorausgeschickt: wenn sein Verfasser noch nie ein episches Prosawerk gegeben hätte, so würde dieses wohl eine stärkere Überraschung zu seinen Gunsten bedeuten. Wie seine literarische Vergangenheit in Wirklichkeit aussieht, darf man immerhin eine angenehme Enttäuschung feststellen: „Das hohe Lied“ ist zwar im Kern nicht gehaltvoller als der zweite und der dritte Roman, aber denn doch besser, d. i. künstlerisch verhältnismäßig reiner als Sudermanns sämtliche Theaterarbeiten und sogar weit besser als die neueren unter diesen.

Es ist die sechshundertfünfunddreißigseitige Geschichte eines jungen Weibes, vom Ausgang der Kindheit bis zum endgültigen Unterkommen im bürgerlichen Leben. Dazwischen liegen böse Schicksale, aber wohlgepolstert mit angenehmen Erlebnissen.

Lilly Czepanek verliert mit vierzehn Jahren den Vater, nicht durch den Tod, aber immerhin ebensogut auf Nimmerwiedersehen: Kapellmeister Czepanek geht heimlich, schadenfroh aus der ehelichen Enge in die weite Welt — der Liebesabenteuer. Dabei läßt er, seltsamerweise, auch das einzige Exemplar seines Lebenswerks, des unveröffentlichten bedeutenden Oratoriums „Das hohe Lied“, für immer im Stich.

Die Zurückgebliebenen durchleben ein paar Jahre wachsender Trübsale. Über dem vergeblichen Hoffen und Harren auf den Treulosen, über den Entbehrungen und demütigenden Notarbeiten wird die Frau unheilbar irrsinnig. Das junge Mädchen steht nun besitzlos völlig allein, muß die begonnene Ausbildung zur Lehrerin abbrechen und wird vom Vormund als Labnerin in einer dürftigen Leihbibliothek untergebracht, bei einer ebenso filzigen wie verdrehten Alten mit zwei liebedurstigen Töchtern.

Trotz elender Kost und Prügeln entwickelt sich Lilly bald zu einer ungewöhnlichen Schönheit mit sonderlich bezaubernden Augen. Ein junger Offizier, ein vorm Abschied stehender Tunichtgut, entdeckt sie für die Männerwelt. Der Oberst seines Regiments, ein in Don Juans Künsten ergrauter Junggesell, erfährt mittelbar von dem neuen Stern und sucht ihn an seinen Privathimmel zu versetzen. Die echte Hilflosigkeit des Mädchens, die sich im gefährlichsten Augenblick zu einer Ohnmacht steigert, entwaffnet den ältlichen Kavalier. Er fühlt sich nun so ganz im Bann der jungen Schönheit, daß er ihr seine Hand anbietet. Nach einigem scheuen Zögern wird Lilly in der Tat Frau Oberst und Baronin dazu.

Ihr Gatte hat den Dienst aufgegeben; er führt sie auf Reisen und schließlich auf sein ostpreußisches Gut. In der ungleichen Ehe wird das Reine der jungen Seele noch vor ihrer vollen Erschließung verderbt. Von ihren beiden Haupttrieben, dem schwärmerisch-idealistischen und dem sinnlichen, wird der zweite hinfort der stärkere, in allem Entscheidenden siegreiche. Lilly betrügt den Gatten mit jenem Windbeutel, der sie „entdeckte“. Sie verrät sich und wird davongejagt.

* Verlag Cotta. (Mitte Dezember 1908: 21.—25. Auflage!)

Digitized by Google

Eine Zeitlang fristet sie in Berlin ihr Leben vom übriggebliebenen Schmuck — sie hat feinfühligermaßen nur den minder wertvollen mitgenommen — und versucht vergeblich, sich durch Lampenschirmmalerei selbständig zu machen. Dann wird ein Berliner Fabrikant ihr Berater und eine Weile später ihr Liebhaber. Als sie an seiner Seite ein paar Jahre hindurch das Leben der sozusagen oberen Halbwelt gelebt hat, lernt sie einen ehrenfesten Mann von ernstem Geist und jugendlich ungebrochenem Empfinden kennen. Alles Gute, das unterm Zertrümmerten noch in ihr schlummerte, wird wach; zum erstenmal fühlt sie sich von Liebe ganz ergriffen und emporgehoben.

Aber das neue Glück kommt zu spät, es kann nicht mehr von Dauer sein. Bei der Prüfung vor dem schlauen Erbonkel des Geliebten muß sie als vollkommene Halbweltlerin erscheinen; die Heirat wird vereitelt, der Retter ihr entfremdet. Sie will ins Wasser gehen, wagt es jedoch nicht, sondern läßt bloß das „Hohe Lied" ertrinken, die Partitur, die sie immer bei sich beherbergte. Lilly ist reif für die ideallose aber anständige Selbstversorgung. Sie heiratet den Kunstgußfabrikanten, den blindlings ergebenen Liebhaber von vordem . . .

Das titelgebende Motiv gewinnt für diese ganze Erzählung keine wahrhafte Bedeutung. Das „Hohe Lied" wird zu Beginn des Buches als etwas Wichtiges eingeführt und stirbt am Schluß gefällig eines symbolischen Todes. Die Spannung, die es lädt, wird dazwischen nirgends entladen; von der Vertiefung, der es zugleich und hauptsächlich dienen soll, merkt man nur die Absicht. Statt Mittelpunkt oder treibende Kraft des Werkes oder beständige Quelle wesentlicher Hemmungen in ihm zu sein, bleibt das „Hohe Lied" mit der Handlung nur äußerlich verknüpft.

Man könnte die paar Stellen, an denen es erwähnt wird, glatt streichen, ohne dem Roman etwas Wesentliches zu nehmen. Es ist nur Dekoration, nur ein Ausdruck des Willens zur literarischen Idee. Man denkt dabei an die alte Definition des Zarentums („le despotisme, modéré par l'assassinat") und möchte Sudermanns Weise nennen: Unterhaltungsromanhaftigkeit, gemäßigt durch Rücksicht auf die böse Kritik. So weist dieser zuerst-auffallende Zug auf eine konstitutionelle Schwäche der gesamten Arbeit hin.

Im Innersten von Lillys Charakter, ja schon im Aufnehmen des Entwicklungsgedankens hat die Geschichte einen dichterischen Kern, der bloß aus Sudermanns Wesen heraus nicht rein dichterisch hochgetrieben werden konnte. Wo das nicht gelang, da wurde dann, mit nachweislicher Sorgfalt und viel Geschicklichkeit, doch ein Schein organischen Wesens über das im Tiefsten nicht Verbundene gebreitet. Stolz wird an manchem verlockenden Punkt auf romanmäßige Ausbeutung der Fabel verzichtet. Dies muß dem Verfasser des „Hohen Liedes" als Verdienst angerechnet werden, sintemal bewußte Technik nicht ein bewußtes Machertum einzuschließen braucht.

Da Hermann Sudermann aber im übrigen nicht aus seiner Haut kann, gibt es unter dem organischen Schein Gewaltsamkeiten und grobstoffliche Reste. Zu den Gewaltsamkeiten gehört es schon, daß uns zugemutet wird, zu glauben, weder der Kapellmeister Czepanek, noch seine Frau und nachher seine Tochter hätten jemals sich bemüht, die kostbare Partitur des „Hohen Lie-

Digitized by Google

des“ künstlerisch oder auch nur materiell zu verwerten. Gewaltsam bis zur blanken Karikatur ist ferner die Charakteristik des Vormunds, der Leihbibliotheksfamilie, des Primaners und nachmaligen Hauslehrers, sowie die Begründung manches Ausschlaggebenden im Handeln der Heldin.

Lilly, das erfassen wir recht wohl, soll ein ausnehmend lebenswahrer Mensch sein, nicht engelsgut, nicht teufelsschlecht, sondern von Schicksals wegen schwebend und pendelnd zwischen diesen entgegengesetzten Naturerscheinungen. Doch unversehens gerät ihr Urheber immer wieder zu sehr, d. h. in einem für seine Absicht zu hohen Maße, in eine verteidigende Sympathie für sie, so daß wir den größten Teil des Romans hindurch nicht an das Niedere glauben können, das sie zu tun bekommt. Anderseits aber müssen wir allmählich denn doch einsehen, daß dieses Weibwesen gar zu bequemlich mit all dem Frieden schließt, was sonst die Welt der Dirne kennzeichnet. Und nun glauben wir nicht mehr recht an die innern Werte, die dasselbe Wesen in den späteren Teilen der Erzählung noch bewahrt haben soll.

Wäre nicht der zur Vornehmheit verpflichtende Titel, so hätte Sudermann sich vielleicht von vornherein sachlicher, überlegener über den problematischen Charakter gestellt, dessen Niedrigkeiten klarer gesehen, bekannt, dargestellt und die arg gelinden Züge edleren Strebens (vielmehr bloßen „Schwärmens“) minder ernst genommen. Oder aber, er hätte diese Lilly ehrlich kämpfen und wirklich leiden lassen, so daß wir unserseits uns ehrlich für sie interessieren könnten, einerlei, ob sie dann untergehen oder sich durchsetzen sollte.

In grober Stofflichkeit bleibt ein gut Teil des Buches stecken, weil die Idee, die dem Ganzen zugrunde liegt, so dünn und schwank ausfiel, daß die ausführliche Schilderung vielfach nicht durch Notwendigkeit gestützt wird. Es würde sich ja mathematisch schwer beweisen lassen, daß Romane oder auch andre Dichtungen von Rechts wegen nicht mehr Druckseiten haben dürften, als das Jahr Tage hat; aber schön wär es, könnte Breiteres überhaupt wirksam verboten werden. Und im gegenwärtigen Fall war über das übersinnlich-sinnliche Weibchen, nach dem Vorgang von Wassermanns asbestener Renate Fuchs und Heinrich Manns „Jagd nach Liebe“ nicht mehr so außerordentlich viel zu sagen erforderlich — die dichterische Forderung vorausgesetzt.

Tritt man mit dieser ästhetischen Mordwaffe nicht an die Grundlagen des neuen Sudermann heran, so darf man manches darin leben lassen und sogar loben: außer dem schon Berührten besonders die Charakteristik der vier unterschiedlichen Liebhaber, die ungeachtet einzelner Forciertheiten doch wie lebendige Menschen wirken, und trotz allem eine Reihe feiner Züge in der Zeichnung des Weiblich-Unentschiedenen an der Heldin. Ferner: hübsche Einzelerfindungen und eine resolut zupackende, manchmal etwas ostelbisch schnarrende, durchweg aber zuverlässige und anschauliche Schilderung der Wirklichkeit.

Man braucht nur etwa die im „Hohen Lied“ erzählten Bohèmeszenen mit dem verfehlten Zwischenspiel im „Blumenboot“ zu vergleichen, um zu begreifen, warum Sudermann im Roman immerhin wesentlich künstlerischer denn im Theaterstück erscheint. Seine Stärke ist viel eher das Beobachten, Be-

Digitized by Google

schreiben, Überreden des Erzählers, als das konzentrierende Gestalten, das im ernsten Drama nottut. Gerade weil er nicht von innen heraus mit der wunderseltenen Vollkraft des geborenen Dramatikers ausgerüstet ist, gerade deshalb verfällt er in der Bühnendichtung allemal mehr oder weniger der kraftvoll-scheinenden Theatralik, d. i. einem innerlich unsicheren, unschöpferischen Konzentrationsverfahren, worin das Wesentliche überwiegend nach äußerlichen Gesichtspunkten gefunden wird, wo also schief stilisiert und Unwesentliches dann künstlich gesteigert werden muß. Im Roman darf dieses nicht zu unterschätzende Temperament sich weit natürlicher geben. Und verfällt es doch auch hier einmal ins theatralisch Effektsuchende, wenig Typische, so kann es das immerhin genügend bemotivieren, so daß es nicht gerade als Unmögliches erscheint.

Unter dem frischen Eindruck des „Hohen Liedes" möchte man dem Verfasser gerne raten, behufs Wiederherstellung seines Dichterrufs einmal zehn Jahre lang kein Stück und dafür alle zwei Jahre einen möglichst schlichten Roman zu schreiben. Das wäre wohl vorläufig noch immer ein unerwünschter Rat. Könnte aber doch über kurz oder lang diesem Erfahrenen vom allerpraktischsten Standpunkt aus erwägenswert vorkommen.

Willy Rath

Theater

Berliner Theater

Zum dritten Male ringt jetzt der immer noch junge Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn um die Kunstform des Dramas und den Segen der lebendigen Bühne. Vor fünf Jahren war es sein Schauspiel „Mutter Landstraße", eine aus eigenstem Gefühl und Erleben gewonnene Neugestaltung des biblischen Themas vom verlornen Sohn, das den eingebornen Lyrismus des Poeten wenigstens in einigen Szenen, vor allem in der leidenschaftlichen, funkensprühenden Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, zur dramatischen Energie härtete. Vor zwei Jahren mühte er sich ohne jene weichmelodische Naturlyrik vergebens ab, allein aus dem Innern der Menschen den Konflikt ihrer Standesgebundenheit und ihrer Herzenssehnsucht zu tragischer Größe hinaufzuführen. Mit dieser „Goldnen Tür", dem realistisch-sozialen Drama von 1906 verglichen, mutet sein jüngstes, von den Kammerspielen des Deutschen Theaters aufgeführtes Versdrama „Der Graf von Gleichen" (Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin) fast wie ein Verzicht auf die dramatische Palme oder doch wie ein Rückfall in die lyrische Periode von 1904 an. Mit dem einen, scheinbar unwesentlichen Unterschied, daß es damals, aus der „Mutter Landstraße" wie die halb fröhliche, halb wehmütige Melodie eines deutschen Volksliedes, eines heimwehkranken und doch lustigen Wandersanges erklang, während wir jetzt in der Neugestaltung der Gleichen-Sage eher den Schritt einer alten historischen Ballade oder eines deutschen Heldenliedes zu hören glauben, das mit hochgezeiten der Freude beginnt und mit leide endet.

Nicht von ungefähr stellen sich diese Vergleiche mit unsrer naiven Volkspoesie ein. Das Gerade, Schlichte, Treuherzige ist das Bezeichnendste an diesem Werke; vom ersten bis zum letzten Wort atmen wir in deutscher Luft. Ehe man nach Problem, Konflikt, Komposition und dramatischer Wirkung fragt, ehe man sich überlegt: was ist Fremdes, was ist Eignes daran,

Digitized by Google

lange vorher kommt es einem aus der Ehrlichkeit dieser Arbeit, aus der Reinheit ihrer Mittel, aus der offenen Natürlichkeit dieses Dichterherzens wie ein heimatlich-trauter Handschlag entgegen. Ich nehme eine deutsche Sage an meine erwärmende Brust, scheint dieser Handschlag der Treue sagen zu wollen, seid getrost: sie wird bei mir nicht entarten! Ist es bloßer Zufall, wenn dieses so bescheiden klingende Versprechen uns heute so viel bedeutet? Wir denken an die Entstellung, die gerade in jüngster Zeit mehr als ein uns lieb und wert gewordener Sagenstoff sich hat gefallen lassen müssen, und aus der Selbstverständlichkeit wird uns schier ein außerordentliches Verdienst. Ja, wir dürfen bei Schmidtbonn noch um einen Schritt weiter gehen und behaupten: seine Dichtung hat erst den deutschen Herzpunkt in dieser Sage von der Doppelehe des deutschen Kreuzritters entdeckt und erlöst, dieser spätmittelalterlichen Sage, deren heimischer Ursprung und lautere Erfindungsmotive ja keineswegs über jeden Zweifel erhaben sind.

Nach der Überlieferung genügte ein päpstlicher Dispens, um die drei, den Grafen, seine rechtmäßige Gattin, die lange Jahre in Trauer seiner geharrt hat, und die morgenländische Geliebte, die er mitbringt, in friedlicher Ehe ihre Tage beschließen zu lassen; auch Goethe noch träumte in der ersten Sturm- und Drangfassung der „Stella“ den kühn alle Ordnung überfliegenden Traum von der einen Wohnung, dem einen Bett, dem einen Grab, das jener dreier Glück selig umfaßte. Und sicherlich: es gibt auch heute wieder ganze Schulen von Poeten und Propheten, die es für eine Tapferkeit halten würden, jenes Einzelschicksal, das großen und kleinen Geistern des 18. Jahrhunderts die Köpfe verwirrte, als allgemeines Ideal am Giebel der Zukunft aufzupflanzen. Schmidtbonns unverstelltes sittliches und künstlerisches Gewissen lehnt sich im Einklang mit dem seines Volkes gegen solche Lösung auf. Er sucht nicht nach der allein verantwortlichen menschlichen Schuld — er läßt vielmehr den Grafen am Grabe seines erträumten Doppelglückes die größere Hälfte seiner Verfehlung einem Schuldigeren zuwälzen, der über ihm thront und dessen Hand stärker ist als die seine. Er dient nicht der alten dramatischen Sühnetheorie, die dem Guten seinen gerechten Lohn, dem Bösen seine verdiente Strafe zuerteilt; aber der Ernst der Verantwortung, der sittliche Gehorsam gegen die Natürlichkeit des menschlichen Empfindens ist offenbar so fest in ihm gegründet, daß er gar nicht erst in die Versuchung kam, mit einem andern Ausgang als mit dem schmerzlich traurigen, bitter resignierenden zu rechnen, den er gewählt hat. Die Gräfin flieht in die Einsamkeit der Wälder, als sie aus ihrem wüsten Wahn, durch den Mord der Nebenbuhlerin die ungeteilte Liebe ihres Gemahls zurückzugewinnen, erwacht und seinem leblos erstarrten Schmerz ins Auge sieht. Der Graf, von dieser grausigen Tat verletzter Frauenehre belehrt, daß ein außerordentliches Schicksal und ein außerordentlicher Gefühlsüberschwang sich noch nicht das Recht gewinnt, heilige Ordnungen unsrer Kultur umzustoßen, steigt zu Roß, um fortan auf freud- und friedloser Wanderung nur noch den Waffen zu leben. Und neben ihm reitet der fremde Kriegsknecht, dessen rätselhafte Augen ihn im Kerker, kurz vor der Befreiung,

Digitized by Google

schon düster mahnten, dem er damals statt seiner selbst das Leben seiner Befreierin preisgab, der seitdem in Freud und Leid immer an seiner Seite war, den er nur zu rufen braucht, daß er sich seiner erbarme: der Tod. Man mag mit dieser allzu billigen Personifikation, die das Einzelerlebnis in die Sphäre des Ewigen und Allgemeingültigen hinaufheben will, rechten; man mag gegenüber dem Lyrisch-Balladenhaften das eigentlich Dramatische trotz dem machtvoll anschwellenden, klug und kräftig gesteigerten Doppelauftritt zwischen den beiden Frauen und dem Manne nicht energisch genug herausgearbeitet finden; der Charakter der Gräfin mag uns für die Zeit des ersten Kreuzzuges zu zerspalten und zu problematisch erscheinen — die geradgewachsene Ehrlichkeit des Ganzen bezwingt uns am Ende doch. Und wenn die äußere dramatische Wucht uns nicht erobert, rhetorischer Glanz der mehr pflanzenartig stillen als kunstvoll geschliffenen Sprache uns nicht blendet, so rührt dafür eine innige Naturseligkeit, ein kindlich reines Einssein mit Luft und Licht, Baum und Gras, Käfer und Vogel desto unmittelbarer an unser Gemüt. Je seltener solche Gabe in unserm gegenwärtigen dichterischen Schaffen, zumal in dem der Bühne, desto dankbarer, dünkt mich, sollten wir dafür sein. —

Dieser Bericht fällt in die Zwölften, in die Zeit zwischen Heiligabend und Dreikönigstag. Nach altem Brauch wird in dieser bedeutsamen Zeit vom Bauern der Wetterkalender des ganzen kommenden Jahres angelegt: der Witterung jedes einzelnen Tages entspricht der Reihe nach die der kommenden zwölf Monate. So die alte Losung. Ist dem so auch heute noch auf dem Theater, dann gnade Gott dem Jahre 1909! Denn was uns diesmal in der immer schon bösen Gattung der Weihnachts- und Silvesterstücke geboten worden, das spottet der Kalenderweisheit auch der Ältesten der Alten. Es lohnt sich kaum, davon zu reden. Auch von dem verhältnismäßig erträglichsten dieser Stücke nicht, von Raoul Auernheimers im Lustspielhaus aufgeführtem Schwank „Die glücklichste Zeit“, der seinen anfänglichen bescheidenen Komödienehrgeiz bald aufgibt, um mit dem Vorspann von ein paar Dutzend flinken Bonmots auf des lieben Philistervölkchens Verlobungssentimentalität desto schneller zum reichlich sättigenden Mahl der breiten Schwankseligkeit zu gelangen. Doch ist das immer noch erlesene Kost gegen die Ingredienzien, aus denen Richard Skowronnek und Richard Wilde dem — Lessingtheater den weihnachtlichen Plumpudding backen durften. Alle Albernheiten von heut und gestern geben sich da ein Stelldichein, um zum tausendundersten Male die angebliche Beschränktheit und Pharisäermoral der Kleinstadt — diesmal heißt sie „Bretzenburg — zu verulken. In der Arche Noah eines Theaters muß sich viel und vielerlei vertragen: gegen diesen Eindringling aber sollte sich der Geist des Hauses empören und ihn so bald wie möglich ins Freie befördern, ehe noch der bevorstehende große Ibsen-Zyklus der Gefahr dieser Nachbarschaft ausgesetzt wird. Friedrich Düsel

Bühnenverträge

Jedesmal, wenn eine meiner Schülerinnen ein Engagement angeboten bekommt, springt sie vor Freude deckenhoch, setzt ihre Unterschrift darunter und ist höchst erbost, wenn ihr Vater oder Vor-

Digitized by Google

mund die seine verweigert. Sie denkt ans schöne Komödiespielen, er an die merkwürdigen Paragraphen, die sein Kind oder Mündel fast rechtlos machen. Tatsächlich sind die Pflichten eines Bühnenmitgliedes ebenso uferlos wie die Rechte seines Brotherrn. Alles in allem genommen aber war es bis zur Schaffung des neuesten Vertrags, der im Dezember, vor seinem Inkrafttreten, mit ungewöhnlicher Leidenschaftlichkeit abgelehnt worden ist, noch ein gut Teil schlimmer um unser Verhältnis zur Bühnenleitung bestellt. Zwar die ganze Härte in der Bestrafung außerehelicher Mutterschaft tritt erst jetzt mit einer geradezu unsittlichen Brutalität hervor, die mit guter Zucht nichts mehr zu tun hat, und wir haben im gelobten Jahrhundert des Kindes und in der Zeit des beginnenden Mutterschutzes alle Ursache, darüber empört zu sein; wir dürften unseren Zeitgenossen nicht mehr in die Augen sehen, ließen wir in unserem gefühlsstarken Berufe diese Knechtschaft zu. Ferner: Noch immer gewährt uns das neue Formular nur einen Anspruch auf Gage, nicht auf Arbeit, die uns — so seltsam das in materialistischen Tagen klingen mag — das Wichtigere ist. Die Beschwerde, die das engagierte Mitglied wegen der Beschäftigungslosigkeit einbringen darf, erübrigt sich in den meisten, halbjährigen Engagements von selbst, da sie erst nach Verlauf von fünf Monaten statthaft ist. Daß man jede behördliche Vorladung seiner Direktion unterbreiten müsse, erscheint mir als ein ganz unnötiger Eingriff in die persönliche Freiheit des Schauspielers. Ist es ferner der ehrliche Wunsch der Leiter, in Zukunft nur Engagements nach vorhergegangenen Probegastspielen abzuschließen, so spreche man dem Mitgliede nicht ausdrücklich das Recht auf den dazu erforderlichen Urlaub ab, der ja ohnehin nur mit Verlust aller Bezüge gestattet werden soll. Geradezu atemraubend wirkt aber die ansehnliche Reihe der Entlassungsmöglichkeiten, die der Direktor haben würde, wenn er Engagements nach dem vorgeschlagenen Modus abschlösse. Wo es ehedem eine bescheidene Ordnungsstrafe tat: bei mangelhaftem Memorieren, kleinen Widersetzlichkeiten, Tratschereien über fremde Bühnen, bei Ungenauigkeiten im eingereichten Rollenverzeichnis, steht gleich der Engel mit dem feurigen Schwert da, um die undisziplinierten Menschenkinder aus ihrem armseligen Arbeitsparadiese ins vollkommene Elend zu treiben.

Vielleicht hätte die Vertreterversammlung keinen so stürmischen Verlauf genommen, vielleicht wären die parlamentarischen Formen besser gewahrt geblieben, wenn dieser neue, zur Annahme vorgelegte Vertrag nicht die aufreizende Überschrift getragen hätte: „Deutscher Bühnenverein und Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", d. h. Kartell der Direktoren im Verein mit der Mehrzahl der Schauspieler. Das konnten die nach freieren Bestimmungen lechzenden Vertreter der Gesamtheit nicht auf sich sitzen lassen; denn hier wäre für den Staat, der sich früher oder später mit dem Theaterrecht beschäftigen muß, eine für uns verhängnisvolle Unterlage entstanden. Und so mag es im Sinne der Allgemeinheit rätlicher sein, auf den Staat zu hoffen, als diesen Vertrag mit seinen schwammigen Paragraphen gelten zu lassen.

Freilich durfte die, wenn auch unbefriedigende, so doch sorgsame, opferfreudige und guten Glaubens

Digitized by Google

geleistete Arbeit des Präsidiums nicht bespien werden, wie es geschehen ist; freilich fallen nun manche schöne Errungenschaften dieses neuen und erledigten Vertrages mit in die große Versenkung: die Zeit der Vorproben bleibt unbezahlt wie bisher, die Schauspielerinnen haben nach wie vor alle modernen und historischen Kostüme selbst zu beschaffen, auch wenn sie weniger als 80 Mark Monatsgage beziehen; das Mitglied kann nach 14tägiger Krankheit entlassen werden, während jetzt eine 28- bis 42tägige Dienstuntauglichkeit vorgesehen war, und schließlich geht das Mitglied auch des bescheidenen Rechts auf Vertragsaufhebung verlustig, das ihm durch die Vertrauensmänner beider Korporationen zugebilligt werden sollte.

Möge die Ungerechtigkeit, die von allzu hitzigen Delegierten an ehrenhaften tüchtigen Männern begangen worden ist, darin Sühne finden, daß der Staat sich endlich der Verwahrlosung unserer rechtlichen Verhältnisse annimmt.

Ferdinand Gregori

Musik

Zur Konzertreform

Die sogenannte Hochflut der Musik ist wieder da, die warnenden Kanonenschüsse von den Zitadellen der Kritik haben nichts genützt, man wird in der Stadt überschwemmt von musikalischen Güssen und Genüssen, man plätschert mehr oder weniger vergnügt in den Wellen des täglich wachsenden Stromes. Und es kommen, es kommen die Wasser all. Jeder Widerstand wird hinweggeschwemmt, und der wilde Strom wird zum Meere. So könnte man das Bild mit klassischen Zitaten noch eine Weile lang fortführen, um dann schließlich doch mit der Resignation zu schließen: daß sich vorderhand nichts tun, nichts sperren und dämmen läßt. Wir müssen mit der Tatsache einer durch das Bedürfnis nicht gerechtfertigten Überfülle von Konzertdarbietungen in den Mittelpunkten des Kulturlebens rechnen.

Somit erhebt sich nun die Frage, ob es nicht wenigstens angeht, auf die gegebene Masse der Produktionen derart einzuwirken, daß sie einem edleren künstlerischen Ziel sich zuwende, und hier bieten sich dem Blick eines Konzertreformers in der Tat so manche lockende Möglichkeiten. Wir dürfen von der Einsicht der Künstler und von der Macht der Kritik hoffen, daß wenigstens ein Teil dieser Aufgaben endlich erfüllt werde.

Der Hauptvorwurf, den man gegen das heutige Konzertwesen richten muß, liegt in der Feststellung, daß es im Laufe einer Saison trotz der Unmenge von Konzerten immer nur ein kleiner Ausschnitt aus der Literatur ist, der in Umsatz gebracht wird, daß also immer wieder eine bestimmte, keineswegs ausgedehnte Reihe von Tonstücken immer wieder zu Gehör kommt. Jeder Geigendebütant hält sich verpflichtet, an der Chaconne und der Symphonie espagnole, die man längst von den größten Meistern des Instrumentes kennt, den Abstand zwischen deren Spiel und dem seinen recht deutlich bemerkbar zu machen. Jeder Wunderknabe erblickt einen Ehrenpunkt darin, mit dem Beethoven-, Mendelssohn- und Brahmskonzert Vergleiche herauszufordern, die selten zu seinen Gunsten ausfallen können. Von den Pianisten hat schon Liszt gesagt, sie seien wie die Schafe: wenn einer der Koryphäen mit einem neuen Stück vorspringt, so springen die andern nach. Und wirklich ist es nur der künstlerische

Digitized by Google

Herdentrieb, der die ganze klavierspielende Welt auf einige Favoritennummern festlegt. So kommt es dann, daß vier Fünftel der wertvollsten Literatur für das Instrument jahrzehntelang brachliegen, nie erklingen, nie wirken, weil manche Kreise eine Art Nationalunglück sehen, wenn gewisse Werke nicht mindestens ein dutzendmal auf den Programmen einer Saison stehen. Abhilfe zu schaffen vermöchte vielleicht die Presse, indem sie Sonaten, Konzerte, Suiten, Lieder, Chorwerke usw., die schon zweimal in der betreffenden Konzertperiode vorgetragen wurden, einfach boykottiert. Begründete Ausnahmen könnten natürlich zugelassen werden. Eine zu Beginn des Herbstes von der Kritik der Großstadtpresse erlassene Erklärung würde Wunder wirken und mit einem Schlag die Physiognomie unserer Konzertprogramme sehr zum Vorteil verändern.

Die Musikkritik dürfte diesen Schritt um so eher wagen, als auch sie mit zu dem gegenwärtigen unerfreulichen Zustand beigetragen hat. Dadurch, daß sie ihre Aufmerksamkeit mehr der Ausführung als den Werken widmet, und so in der öffentlichen Meinung den Schein bestärkt, als sei die Leistung des Virtuosen wichtiger als die Schöpfung des Komponisten. Die Komposition ist ja oft nur das Reck, an dem der Spieler seine technischen Turnkünste produzierte. In dem Augenblicke, wo das Werk von den öffentlichen Beurteilern in den Brennpunkt des Interesses gerückt wird, dürfte sich eine Programmreform in der angegebenen Richtung schon von selbst anbahnen.

Was unsre Liederabende betrifft, so vermißt man vor allem die Folgerungen aus dem Erdenwallen eines Hugo Wolf. Das geistige Erbe dieses Meisters verpflichtet uns zu beherztem Kampf gegen die Tuttifruttiprogramme, zu einer geschmackvolleren Auslese und Zusammenstellung der Vorträge, zu einer feineren Erfühlung der inneren Beziehungen der Gesänge, als sie dermalen üblich sind. Dem Wolfschen Ideal einer edleren Liebespflege rückwirkende Kraft zu geben, auch den Kult der älteren Meister unter diesen Gesichtspunkt zu stellen, die barbarische Willkür des Privilegiums zu überwinden: das ist hier die Aufgabe. Ein Liederabend soll ein mit künstlerischem Empfinden komponiertes Ganzes sein, nicht ein Ausweis über die Gesänge, die dem Konzertgeber zufälligerweise am besten „liegen“. Natürlich wird kein Vernünftiger wollen, daß der Sänger Nummern wähle, die seinen Mitteln und seinem Talent widerstreiten, aber um so mehr muß man wünschen, daß das Programm von dem persönlichen Effektbedürfnis der Interpreten nicht ausschließlich beherrscht werde. Wenn die Presse nur eine Spielzeit lang vorzugsweise Programmkritik statt Stimm- und Gesangskritik treiben wollte, würde wie im Handumdrehen Wandel geschafft.

Auf demselben Wege ließe sich auch leicht dem überhandnehmenden Unfug steuern, daß Frauen so gerne Männerlieder singen und umgekehrt. Wir brauchen einen § 175 gegen solche ästhetische Perversitäten. Er würde die singenden Herrschaften zwingen, sich besser in der ihrem Geschlechte angemessenen oder in der „geschlechtslosen“ Literatur umzusehen. Das allein brächte schon ganz neue Schichten von Gesängen an das Abendlicht.

Man ordnet die Lieder im Kon-

Digitized by Google

zert gewöhnlich nach Komponisten und diese nach ihrer Lebenszeit, ein sehr bequemes Verfahren, das freilich gegen die allerschlimmsten Mißgriffe schützt. Das Ideal ist damit aber nicht erreicht, denn dieses müßte darin bestehen, die Lieder ohne Rücksicht auf ihren Urheber in einen inneren Zusammenhang zu bringen, die Programme an sich schon zu durchdachten Kunstwerken zu machen. Das künstlerische Programm müßte sich vom Dilettantenprogramm unterscheiden etwa wie eine lyrische Anthologie der neuen guten Art von den Dutzendanthologien des Büchermarktes.

Seit „stilgerechte Programme" in Mode gekommen sind, ist der gute, zuerst im Kunstwart mit Nachdruck verfochtene Grundsatz leider weidlich veräußerlicht worden. Philharmonien geben „Shakespere-Abende", das heißt, sie führen Kompositionen auf, die von Shakespereschen Dramen angeregt sind, z. B. Berlioz' „Romeo und Julie", Liszts „Hamlet", Strauß' „Macbeth". Oder „Goethe-Abende", z. B. Schumann, Ouvertüre zu „Hermann und Dorothea"; Wagner, „Faustouvertüre"; Liszt, „Tasso". Das sind doch ganz äußerliche, im Grunde nur scheinbare Zusammenhänge. Mit demselben Recht könnte einer etwa nur Kompositionen aus derselben Tonart spielen wollen. Zum Glück sind diese Mißverständnisse eines nur oberflächlich erfaßten Prinzips heute schon wieder im Abnehmen.

Auch der vom Kunstwart ausgegangene Kampf gegen den Solistenunfug in den Orchesterkonzerten hat sich durch eine allzu buchstäbliche Ausführung aus Wohltat zur Plage verwandelt. Den Kapellmeistern und Unternehmern kam gelegen, was sie nur als Schlagwort erfaßten — jenen, weil sich nun wieder das Hauptinteresse auf sie konzentrierte, diesen, weil sie den teuren Solisten ersparten; darum fand die Kritik mit diesen Forderungen überraschend schnelles Gehör. Aber den Kämpfern handelte sich's gar nicht um die völlige Beseitigung der Solisten, sondern nur um deren Unterordnung unter die künstlerische Absicht des Gesamtprogramms. War diese gesichert, so bedeutete der Solist eine durchaus zulässige, ja wünschenswerte Abwechslung, die dann wieder dem Eindruck der Orchesterstücke zugute kam. Nun man aber die Solisten an vielen Orten ganz aus den Symphoniekonzerten hinausgescholten hat, was ist die Folge davon? Die Solisten geben eigene Abende mit Orchester und spielen, um den teuer gemieteten Instrumentenkörper auszunutzen, häufig drei „Konzerte" hintereinander. Es ist schauderhaft. Ein „Konzert" ist doch eine Komposition, bei der nicht die musikalische Wirkung die Hauptabsicht bildet, sondern die Gelegenheit, alle technischen Künste des Virtuosen aufzuzeigen. Es muß also den äußeren Gipfel eines Musikabends bilden und erheischt Kompositionen grundverschiedener Art zur Folie. Aber drei Gipfel auf einmal — das ist die unzweckmäßigste Vergeudung, da kann kein Publikum der Welt nachklettern, da steht einer dem andern im Wege.

Vielfach wird über ein Sinken der Teilnahme an großen Chorwerken, besonders Oratorien, geklagt. Das kann einen nicht wundern angesichts der Art, wie diese Werke meist aufgeführt werden. Diese Art mag vor einem halben Jahrhundert erträglich gewesen sein. Jetzt, wo der Ausdruck in der Musik eine so ungeahnte Indi-

Digitized by Google

vidualisierung erreicht hat, kommt man da mit dem langweiligen Psalmodieren der Solisten, mit dem gleichförmigen Chorgeplärr nicht mehr aus. Da heißt es mit mehr Persönlichkeit, Stimmung und, wo es hingehört, mit mehr Realistik ins Zeug gehen. Wo das schon jetzt geschieht, geht auch das Publikum mit. Die öde Liedertafelweis, in der z. B. jetzt im Jubeljahre Haydns „Die Jahreszeiten" abgeleiert werden, läßt keinen Menschen ahnen, welch köstlich lebendige Bilder aus dem Dorfleben der beseelende Geist eines intuitiven Leiters daraus schaffen kann.

Was wir von außen her an dem Konzertwesen unserer Tage bessern können, ist vorhin gesagt worden. Die Kritik hat es in der Hand. Aber mehr als von dieser Kunstpolizei erwarte ich mir von einer besseren Organisation des musikalischen Vereinswesens. Dieses wäre berufen, das Konzertwesen nach und nach den Geschäftsunternehmern ganz zu entreißen, durch kluge Kartelle sich aus der Abhängigkeit von den Agenturen zu deren Beherrschern aufzuschwingen, und es kann als Auftraggeber auch den Künstlern diktieren, was man von ihnen zu hören wünscht. Im Rahmen solcher gut organisierten, von künstlerisch denkenden Köpfen geleiteten Vereine könnte bald mit jenem nichtigen Konzertfirlefanz aufgeräumt werden, der besonders in Süddeutschland in Blüte steht, mit dem Beifallskoller, der womöglich schon vorschußweise, noch vor der Leistung, gespendet wird, bis zu dem Staffelerfolg der Hervorrufe, dem Zugaben- und Dakaporummel, der Blumenprotzerei usw. Die unglückliche Auffassung herrscht noch immer, daß ein Ausbleiben des Applauses für den Vortragenden schimpflich, daß also nur das konzertfähig sei, was Applaus treibt —, sie wirkt auch zurück auf die Zusammensetzung der Programme. Ich habe Programmzettel mit dem Vermerk bei einzelnen Nummern gesehen: „Um das Ausklingen der Stimmung nicht zu stören, wird gebeten, eventuellen Beifall zu unterlassen." Anderswo hat man durch solche Ankündigungen den Applaus nach den einzelnen Sätzen einer Symphonie unterdrückt. Das geht überall, wo man es mit einer als Verein oder durch Abonnement zusammengeschlossenen Kunstgemeinde zu tun hat, aber nicht vor einem durch die Sensation zufällig zusammengewürfelten, fluktuierenden Publikum. Im Vereinskreise lassen sich auch manche eingebürgerten unsinnigen Konzerthöflichkeiten, z. B. der „Empfang" des Solisten mit Applaus durch einfachen Beschluß beseitigen. Der Verzicht auf diese meist nur störenden Formalitäten — denn Ausdruck echten Empfindens sind sie ja selten — kann dann, weil er für alle gilt, nicht mehr als kränkend empfunden werden. Wenn unsere Musikvereine sich ihrer Macht erst bewußt sind, wenn sie sich dazu aufraffen, die Konzertsitten ihrer Veranstaltungen selbst festzustellen, statt den nach dem Reklamebedarf der Solisten zugeschnittenen Brauch auch auf Veranstaltungen zu übertragen, die ganz anderer Art sind, so wird auch wieder allerlei gewonnen. Indessen möchte ich die Bedeutung dieser Äußerlichkeiten nicht überschätzen. Die wichtigsten Ziele einer Konzertreform sind und bleiben natürlich: gute Programme und gute Aufführungen. R. Batka

Schwedische Musik

Im Karlsruher Hoftheater veranstaltete der Stockholmer Musik-

Digitized by Google

Verein unter der Leitung des bekannten Geigers und Dirigenten Tor Aulin ein großes Orchesterkonzert, das den Zweck hatte, für schwedische Musik in Deutschland Freunde zu gewinnen. Denn wenn sich auch die Deutschen in vorurteilslosester Weise mit der Kunst fremder Nationen vertraut zu machen suchen, so waren bisher doch neben den Italienern, Franzosen und Slawen nur Norweger und Finnländer wirklich häufiger im deutschen Konzertprogramm zu finden. Der Beweis, daß sich die Schweden neben diesen behaupten können, ist geglückt. Ich bin überzeugt, daß man, wenn erst ein deutscher Verleger sich entschließt, die besten dieser schwedischen Werke für Deutschland zu übernehmen, bald manches auch bei uns bekannt machen wird, was man jetzt nur nördlich vom Baltischen Meere zu hören bekommt. Dies ist das Wichtigste, daß ein deutscher Verleger zur Propaganda für diese Kunst gefunden wird. Auch Grieg ist ja bei uns darum so bekannt geworden, weil die Firma C. F. Peters sich mit Konsequenz für ihn eingesetzt hat.

Wir werden dann gewiß neben Liedern von Emil Sjögren und Peterson auch manche Orchesterkomposition der schwedischen Tonsetzer oft und gern hören. Daß diese so viele nationale Weisen verwenden, kann man ihnen gewiß nicht als Schwäche vorwerfen. Der Zusammenhang mit dem musikalischen Fühlen des Volkes ist doch die Hauptsache, wenn eine Kunst wirklich Leben behalten will.

Bedenklicher erscheint mir die Neigung zur Programmusik alten Stils. Wie die slawische, so verliert auch die schwedische Programmusik durch den Anschluß an detaillierte epische Programme ihre ursprüngliche, rein musikalische Wirkung. Daß die Schweden, um über dieses Stadium hinauszukommen, nicht von deutschen Vorbildern zu lernen brauchen, zeigte ein Werk, dessen Erscheinen in Deutschland wirklich ein musikalisches Ereignis genannt werden muß, die Sinfonie singulière von Franz Berwald. Dieser 1796 in Stockholm geborene, 1868 gestorbene Komponist, ist ein Charakterkopf ersten Ranges. Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschriebene Symphonie ist von einer Prägnanz der Themen, einer Kunst des Aufbaus, einer Kraft der Stimmung, einer Originalität der Dynamik und Harmonik, daß sie zu dem Allerbesten gehört, was wir seit Beethoven an Symphonien haben. Ein Haydnscher, ja Beethovenscher Humor, ins Nordische übersetzt, verbunden mit echtester Romantik. Ein Dichter! Er sei das Vorbild der schwedischen Komponisten.

Das Land hat ja eine musikalische Kultur. Wenn auch in der Hauptstadt der Import internationaler Größen schon das übliche deutsche Luxus-Konzertleben in Mode bringt, so ist das Land doch reich an wirklicher Kunstpflege. Klingt's nicht wie ein Märchen aus guter deutscher Vergangenheit oder aus einem weit abgelegenen Winkel unseres Landes, wenn Tor Aulin erzählte, daß er mit seinem Quartett, das als hervorragend gilt, in kleinen schwedischen Städten herumreist, und daß es dort möglich ist, in einem Städtchen von 2000 Einwohnern vor immerhin 300 Zuhörern Brahms- und Beethovenquartette zu spielen? Möge sich Schweden diese bei uns durch das Berlinertum in der Musik immer mehr ausgerottete musikalische Kultur erhalten und möge es uns

Digitized by Google

noch manchen Künstler senden wie Berwald und wie dessen Interpreten und Apostel Tor Aulin. Möge Berwald aber nun auch bei uns überall da heimisch werden, wo man noch Verständnis für künstlerische Persönlichkeit hat!

Georg Göhler

Opernleben

Der neue „Deutsche Bühnenspielplan" für 1907/8 bietet wiederum eine sehr lehrreiche statistische Übersicht. Bemerkenswert im Vergleich mit der vorausgehenden Saison ist der langsame Rückgang der Aufführungszahl der meisten Komponisten, zu denen leider auch Gluck, Mozart und Weber gehören. Dagegen steigt Wagner noch immer, 2016 Abende (Vorjahr: 1710). Von Verdi werden die späteren Werke immer öfter gegeben. Puccinis Ziffer ist hoch emporgeschnellt (328 gegen 180), d'Albert hat sich mit „Tiefland" zum meistgespielten lebenden Komponisten aufgeschwungen (511), er überholt sogar Bizet, dessen „Carmen" mit 479 (Vorjahr 524) die höchste Aufführungszahl einer einzelnen Oper überhaupt vermerkt. Erfreulich ist das Wachsen der Fideliofrequenz (219, Vorjahr 187), auch der kleine Zuwachs bei Boieldieu, Cornelius, Humperdinck, Kienzl, Smetana. Merkwürdig fest behaupten sich Gounods „Faust" und „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach. Rechnet man der Einfachheit wegen nur die Komponisten, die hundert Abende im Jahr überschreiten, und gruppiert nach Nationalitäten, so ergeben sich 4577 deutsche (Vorjahr 4500), 1165 französische (Vorjahr 2092) und 1774 italienische (Vorjahr 1817) Werke. Man sieht, wie die seit einiger Zeit zu beobachtende Entwelschung des Spielplanes schon merklich vorwärts geht. Aubers „Ehernes Pferd", Donizettis „Nachtwandlerin", Berlioz' „Cellini", Boieldieus „Rotkäppchen", Delibes „Der König hat's gesagt", Halevys „Blitz", Holsteins „Heideschacht", Smetanas „Kuß" fehlen nun schon durch zwei Spielzeiten im Repertoire. Die Versuche, Adams „Wenn ich König wär", Cherubinis „Wasserträger", Donizettis „Lukrezia", Marschners „Templer" und „Vamphr", Webers „Drei Pintos" nach einjähriger Pause wieder aufzunehmen, sind — mit Ausnahme der erstgenannten Oper — nach den Aufführungszahlen eben nicht ermutigend ausgefallen. Jedenfalls ist das Gesamtbild der abgelaufenen Spielzeit nicht unerfreulich. B

Der Streit um die Gemälde Angelo Janks

Bildende Kunst

für den Reichstag rückt zwei Fragen in den Vordergrund, von denen die eine sich auf die künstlerische Auffassung, die andere auf den äußeren Kunstbetrieb bezieht. Beide sind uralt. Was die erstere betrifft, so handelt es sich um den Gegensatz, der zwischen der künstlerischen Auffassung einer in der Überlieferung steckenden Laienwelt und dem fortschrittlichen Schaffen des Künstlers zu bestehen pflegt: sie fällt wie die meisten Mehrheitsurteile gegen den letzteren aus. Wenn es sich zum Überfluß noch um die Meinung einer in Kunstdingen so buntscheckig zusammengesetzten Menge handelt, wie sie die politische Körperschaft des Reichstages darstellen muß, so ist es gar nicht zu verwundern, daß sich das fast „einstimmige" Urteil gegen den fortschrittlichen Künstler wendet. Dem ist nicht abzuhelfen, auch nicht mit Grobheiten. Die Ablehnung bildet ein Dokument der kunstgeschichtlichen Entwicklung. Auch der

Digitized by Google

deutsche Reichstag vom Jahre 1908 wird und muß diejenige künstlerische Ausschmückung seines Heims erhalten, die seinem eigenen künstlerischen Verständnisse entspricht, sei es, daß er Werke eines Meisters oder einer Richtung bevorzugt oder daß er sie ablehnt; und der spätere Geschichtsschreiber der Kunstbewegung des Jahrzehnts, in dem wir leben, wird keinen Irrtum begehen, wenn er sein Urteil über das allgemeine künstlerische Verständnis dieser unserer Zeit auf den Grund der fast einstimmigen Ablehnung der Jankschen Monumentalgemälde durch den Reichstag aufbaut.

Anders liegt die Sache bei der zweiten Frage, dem Kunstbetriebe. Hier brauchen wir uns nicht mit einer Tatsache zu bescheiden, die wir nicht ändern können. Sondern gegen den Übelstand, daß man einem bedeutenden Künstler Werke in Auftrag gibt, die ihn jahrelang beschäftigen, um sie dann abzulehnen, gibt es wirksame Mittel, die wir im Interesse beider Teile anwenden sollten. Immer wieder und häufiger noch bei privaten Aufträgen, namentlich, wenn es sich um Bildnisse handelt, tritt ja der Fall ein, daß Künstler und Besteller (oder dessen Gattin) vor dem fertigen Kunstwerk uneins werden. Oft stimmt es mit der Ähnlichkeit nicht, manchmal erblickt auch der Laie nicht denjenigen Kunstgehalt in dem Werke, den er erwartet hat und nun mit seinem Gelde bezahlen soll. Wer wüßte nicht, zu welch unangenehmen Streitigkeiten das zu führen pflegt! Nicht selten wird sogar das Gericht angerufen, und dann läßt man jene „Sachverständigen“ aufmarschieren, mit deren Urteil natürlich die verlierende Partei niemals zufrieden ist. Auch das war zu allen Zeiten so. Allein im Gegensatz zu heute kannte man schon vor Jahrhunderten ein wirksames Mittel dagegen, auf das hier der weitere Kreis von Kunstliebhabern, die unsere Künstlerwelt mit Aufträgen beehren möchte, hingewiesen sei. Im 15. Jahrhundert pflegte man in Italien und anderswo über jeden größeren Auftrag einen eingehenden, rechtsgültigen Vertrag aufzusetzen, wie man dies heute doch nur ausnahmsweise tut, wenn es sich um große Monumentalwerke handelt. Eine wesentliche Bestimmung derartiger Verträge aber war die, daß Künstler und Besteller sich vor Beginn der Ausführung (und darauf kommt es an!) über einen Schiedsrichter einigten, dessen Urteil in dem Falle angerufen werden sollte, daß man sich bei der Abgabe des Werkes über dessen künstlerischen Wert usw. nicht einigen konnte. Dies Urteil war natürlich abschließend.

Es bedarf keiner langen Ausführungen, um den praktischen Nutzen eines solchen Verfahrens für beide Teile zu zeigen. Oft schon genügt die bloße Tatsache, daß eine schiedsrichterliche Instanz überhaupt da ist, zu der beide Teile das gleiche Vertrauen haben, um Streitigkeiten im Keime zu ersticken. Die Proben, die der Verfasser dieser Bemerkungen selbst anzustellen Gelegenheit hatte, zeugten alle von dem Vorteil einer derartigen vorhergehenden Verständigung zwischen Künstler und Besteller. Hier und da wird sich vielleicht künstlerisches Selbstbewußtsein dagegen sträuben. Allein, abgesehen davon, daß dies nur in Ausnahmefällen vorkommen dürfte, — die Aussicht auf einen größeren Auftrag wird dies kleine Gefühlshindernis leicht ganz aus dem Wege räumen, zumal es ja nicht schwer halten wird, einen gemein-

Digitized by Google

schaftlichen Schiedsrichter, dem jede Partei volles Vertrauen entgegenbringt, zu finden. Man versuche es nur, und Künstler und Besteller werden sich eine Menge von unnötigem Ärger ersparen. Wilhelm Rolfs

Auf noch etwas anderes möchten wir im Anschluß an diese Bemerkungen des Herrn Geheimrats Rolfs hinweisen: auf die Unmöglichkeit, weiteren Kreisen eine Vorstellung davon zu geben, um was es sich eigentlich handelte. Uns scheint, bei einem so ungewöhnlichen Verfahren hätte die Klugheit sowohl, wie die Billigkeit geboten, daß das Material zur Formung einer eigenen Meinung den Gebildeten nach Möglichkeit vorgelegt worden wäre. Das hätte sich hier ebensogut machen lassen, wie bei den Verhandlungsberichten usw., die man den Vertretern der Presse zugänglich macht. Wir haben illustrierte Zeitungen und Zeitungsbeilagen genug, in allen hätte man mit Vergnügen Abbildungen gebracht. Statt dessen waren ausreichende Photographien der Entwürfe und der Ausführungen als Vorlagen überhaupt nicht zu bekommen, weil die Reproduktionsrechte im Besitze — das Urheberrecht ist „bekanntlich" zum Schutze der Urheber da — nicht etwa des Malers, sondern des Reichsfiskus sind. Auch wir wollten zeigen, worum sich's handelt, aber Professor Jank konnte uns aus dem angegebenen Grunde nichts geben und das Bureau des Reichstags antwortete auf ein Ersuchen, „daß die Bilder von der Kommission noch nicht abgenommen sind und infolgedessen Ihrem Wunsche diesseits nicht näher getreten werden kann". Vielleicht im neuen Jahre einmal, nun die Sache „erledigt" ist. Und so gab es in der gesamten Presse ein Reden, Reden, Reden, wo nur ein Zeichen zu fruchtbarem Gespräch überhaupt die Unterlage hätte geben können. A

Chick

oder „Chic" oder „Chique" oder einfach „Schick" — wie schreibt man's gleich? Es soll ja vom deutschen „sich schicken" herkommen, aber auf Umwegen, denn deutsch wär's lange nicht fein genug. Gerade was ganz Extrafeines soll es ja besagen.

„Chick" äußert sich nicht nur lediglich als Form, sondern er geht auch auf in der Form. Was heute die Bezeichnung „Chick" trägt, die den Tagesgeschmack bildet, kann in ganz kurzer Zeit auf den „chicken" Geschmack entsetzend wirken. Jede Form kann einmal im Chick regieren, und allemal erscheint dann als „entsetzlich" die Form, die sich zu der modegestempelten in den Gegensatz stellt.

Einen Maßstab für gut und schlecht von Formen kennt der Chick nicht. Daß sie neu ist, das verschafft der Form Aufnahme, sei sie plump, schlank, gerade, krumm. Das heißt: der Chick kennt keine Entwicklung der Form aus der Sache. Chicke Formen tauchen auf und verschwinden ohne Zweck, ohne Halt, ohne Ziel, künstlich oder zufällig erzeugt. Der Chick läuft immer im Kreise herum.

Und an diesen Chick glaubt die übergroße Mehrheit der zivilisierten Welt. Sie glaubt an ihn, sie huldigt ihm, sie betet ihn an, sie opfert ihm Zeit und Geld, sie findet ein gut Teil Lebensaufgabe darin, chick zu sein.

Ja, es ist ein kleines Vergnügen dabei, auch für den, der nicht mitmacht: wenn er zum Beispiel doch von der Form, die ihn beim ersten Begegnen abstieß, allmählich eingenommen wird, weil er aus Gewöhnung nach und nach übersieht, was ihn zuerst abstieß. Aber ach: dieses Vergnügen genießt nur, wer nicht mehr sieht, als das Aller-

Digitized by Google

äußerlichste, eben die „chicke“ Erscheinung. Wer mehr sieht, wer unter dem Chick die natürliche Harmonie der Dinge verstümmelt sieht, dem ist das Vergnügen am Chick dahin. Er empfindet ja unter der Eleganz die Leblosigkeit. Und es wird ihm übel bei dem Gedanken: wie ein kleines bißchen äußerlicher Geschmack, das der Chick erfordert, die Menschheit immer wieder zu großen Kulturwidrigkeiten verführt. W. Schmidt

„Um 1800“

Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer Entwicklung. Herausgegeben von Paul Mebes. (München, F. Bruckmann A.-G.)

Das vorliegende Werk ist eine mit ganz hervorragend feinem Geschmack und Verständnis zusammengebrachte Sammlung von Bauten und handwerklichen Erzeugnissen aus der im Titel genannten Zeit. Über den Wert dieser künstlerischen Tradition für unser heutiges Kunstschaffen im Kunstwart Näheres sagen zu wollen, wäre wohl eine unnötige Wiederholung, denn diese ganze Bewegung setzte ja größtenteils im Kunstwart ein und wurde besonders in ihren ersten Jahren von hier aus geführt. Bis der Schauplatz sich von der Zeitschrift, die nur anregend wirken kann, auf ihren eigentlichen Werkplatz, die Arbeitsstätten des täglichen Lebens und die Fachliteratur verschob. Das Mebessche Werk und das Lambert und Stahlsche bedeuten wohl die besten Vorlagesammlungen in dieser sich rasch mehrenden Literatur.

Überblickt man heute all die zahlreichen Publikationen, so braucht man sich des frohen Gefühls nicht zu erwehren, daß alle die Ideen, die doch vor einigen Jahren bloße Anreger waren, längst über dieses Stadium hinausgewachsen sind, daß man es heute mit fest begründeten Anschauungen zu tun hat, die überall im Leben schon wirken und für die Ausbildung unsres Nachwuchses grundlegend werden. Der Grundsatz, architektonische Ausbildung nach historischen Gesichtspunkten zu ordnen, hat sich schon beinah aus den kleinsten Bauschulen verflüchtigt, und wo er noch auf dem Programm steht, wird er von den Studierenden nicht mehr ernst genommen. Aber auch die hypermodernen Eisenfresser, denen man nichts Schlimmeres antun konnte, als zu sagen, daß ein Stück ihres Werkes mit irgend etwas je Vorhergegangenem Ähnlichkeit hätte, fangen an, sich immer mehr zu mausern. Gerade in den letzten Jahren konnte man die Beobachtung machen, daß die entwicklungsfähigsten Naturen unter ihnen immer mehr zu unsrer natürlichen Tradition herüberneigten, während die altbewährten Führer auf dem speziellen Gebiet der Architektur nie ein Hehl daraus gemacht haben.

Das vorliegende Mebessche Werk bedeutet wieder einen Schritt vorwärts. Schon als Bilderbuch bietet es einen großen ästhetischen Genuß. Daß sich aus solchen Vorbildern immer etwas lernen läßt, dessen mögen recht viele Betrachter inne werden. Schultze-Naumburg

Heimatpflege

Nochmals das Braunschweiger Gewandhaus

Wie erinnerlich, hatte der Kunstwart (XXI, 24) vorgeschlagen, zur besseren Lösung des notwendigen Anbaus auch auswärtige Sachverständige um Rat zu fragen. Auf der letzten Tagung für Denkmalpflege teilte der Vertreter des Braunschweiger Denkmalausschusses mit, daß in der Tat die Herren Professor Theodor Fischer, München,

Digitized by Google

Geheimrat Hoffmann, Darmstadt, und Professor Clemen, Bonn zur Begutachtung des Lübkeschen Entwurfes aufgefordert seien. Diese Herren haben inzwischen ihre Meinung dahin zusammengefaßt, daß die notwendige absolute Unterordnung des Neubaues unter das Gewandhaus „angesichts der vom Architekten einmal gewählten historischen Formensprache nicht mehr möglich erscheine". Um den begangenen Fehler abzuschwächen, empfahlen sie, den Ausbau des Treppenhauses zum Turm zu unterlassen; ferner sei der Neubau möglichst deutlich als selbständiger Bau zu kennzeichnen, am besten durch Abwalmung seines Daches und unter Verzicht auf einen geplanten großen Giebel.

Dieser Vorschlag, der mit den Tatsachen rechnet und ohne Schwierigkeiten auszuführen wäre, erscheint auch uns als ästhetisch zulässig oder vielmehr als geboten. Die Braunschweiger Handelskammer als die Auftraggeberin hat nun aber eine erweiterte Kommission von zehn einheimischen Sachverständigen gebeten, über den Vorschlag der drei auswärtigen Herren endgültig zu entscheiden. Warum, das verstehen wir nicht. Daß eine sachlichere Begutachtung als durch die genannten Autoritäten möglich sei, wird man ja wohl auch in Braunschweig nicht glauben. Weshalb also der Umweg zu einem doch wohl ganz selbstverständlichen Beschlusse?

Von Eiche und Buche

Eigenwillen — Trotz — ungebändigte Kraft — unbeugsame Energie — dies und ähnliches finden wir in unsern alten Eichen verkörpert, in deren Anblick wir uns ehrfurchtsvoll versenken. Unmöglich kann so starke Charakterprägung nur an der Oberfläche liegen: sie muß aus der Tiefe stammen, aus Tiefen, die uns noch dunkel sind, in die aber vielleicht das stark- und scharfbewaffnete Auge des berufenen Forschers Licht bringen kann. In der Tat, wenn wir näher zusehen, wird uns schon klar, daß die starke Persönlichkeit des alten Eichbaums keineswegs nur aus seinem knorrigen Stamm und dem trutzigen Zackengeäste spricht. Schau nur einmal in eine in jetziger Winterzeit so durchsichtige Krone hinein oder betrachte sie gegen den dämmernden Abendhimmel; und wenn du den Blick an der Schönheit und unendlichen Mannigfaltigkeit des Ganzen geweidet hast, so richte dein Augenmerk auf das Einzelne. Wie ungebärdig stellen sich schon die jüngsten, vorjährigen Zweige. Wie schießt und spießt das eigenwillig durcheinander: lang, kurz, gerade, krumm, eng, weit, nach unten statt nach oben, nach innen statt nach außen — und die Knospen, die Dinger, die noch gar nichts sind, sondern erst was werden wollen: ein ungezogenes Volk sind sie doch schon! Die dicksten unter ihnen haben sich — natürlich hübsch regellos — an die Zweigspitzen hinangeschwungen, dort wird sich's am besten Luft und Licht trinken lassen, und im Sommer werden sie sich zu Langtrieben auswachsen. Die kleineren und kleinsten — denn das verschiedenste Kaliber gibt's — sitzen, wiederum ohne Regel, eng und weit an den Seiten und werden sich später als Kurztriebe dem Holze anschmiegen. Schade, daß keine grünen Blätter am Baume sind, denn an den braunen Büscheln der dürren ist ja nichts zu sehn. Doch! Aber viel bequemer an denen, die dir der Wind vor die Füße gestreut und der tauende Schnee erweicht und schön vor dir

Naturschönheit

Digitized by Google

ausgebreitet hat. Findest du zwei gleiche unter ihnen? Zwar das wird niemand erwarten, gibt es doch nicht einmal zwei gleiche Buchenblätter, obgleich die ja viel einfacher von Gestalt sind. Aber recht auffällig ist doch, wie so gern viele der vor dir liegenden Blätter den Typus ihrer tiefgeschwungenen Umrißlinie nach ihrem „Gutdünken“ abzuwandeln belieben. Wie oft tritt da der „einseitigste“ Eigenwille hervor: die Seitenzipfel dieses und jenes Blattes erlauben sich, alle vernünftige Symmetrie in den Wind schlagend, die ärgsten „Ausschreitungen“ — ganz wie der Alte selber! Nun: wenn solche Charakteristik eines Baumes ohne besondere Mühe bis zu den Blättern und jüngsten Zweigen und Knospen hinab zu verfolgen ist, so wird wohl mit Recht zu vermuten sein, daß der Charakter dem Alten noch tiefer im Blute sitzt: in der Zelle. Dort, aus dem Innersten heraus waltet er als eingeborenes Gesetz und demnach weder sinnlos noch eigenmächtig, wie es den Anschein hat. Möchte sich sonst wohl ein „Gebild gestalten“, wie es der ehrfurchtgebietende Eichbaum ist? Steht er nicht da wie ein Riesenmonument, großartig anzuschaun? Ist's nicht, als ob sein Anblick uns selber Stärke gäbe?

Vor meinem Tisch liegt auch ein Buchenzweig. Wie macht der doch alles ganz anders als der eichene! In harmonischem, fast symmetrischem Gleichmaß streckt er sich kräftig, freudig nach dem Licht. Beinahe gleiche Ebene untereinander haltend, sprießen wie im wohligen Behagen die kürzeren Seitentriebe mit den langen spitzen Knospen hervor, und so bildet und formt das in Zweig und Knospe herrschende Gesetz in den Jahresläufen die weit ausgreifenden Laubschirme, riesigen zusammengesetzten Farnwedeln vergleichbar. Es streckt und rundet aber auch die schlanken Stämme, sieh, wie streben sie voll froher Kraft kerzengerade zum Blauen hinauf! Pfeiler an Pfeiler reiht sich, und an ihnen empor gleitet der Blick in die schwindelnde Höhe, wo Ast und Zweig, demselben „Triebe“ folgend, die Spitzbogen des grünen Laubdaches wölben, durch das endlich kein Sonnenstrahl mehr dringen kann. So ragt dieser lebendige Säulenwald wie ein gotischer Dom, und wie in ihm umfängt uns ernste Andacht und das Gefühl unserer Kleinheit gegenüber seiner „schweigenden Majestät“.

Ich hörte einmal sagen: „Solange Deutschland ehrwürdige Eichenhaine und heilige Altbuchenwälder hat, wird es wohlstehn um seine Volkskraft und seine Ideale.“ Klingt das nach Phrase? Dann klingt es nur darnach. Eichenhaine und Altbuchenwälder haben wir nur, wo moderne Forstwirtschaft nicht den letzten Groschen Zins vom Waldboden erpreßt. Wo man wohl gar im Walde noch mehreres schätzt, als eine große Rohmaterial-Lieferungsanstalt für Zeitungspapier-Fabrikation. T

Handel und Gewerbe

„Die Technik der Täuschung“

Unter dieser Überschrift beschrieb jüngst Bruck in den Münchner „Neuesten“, wieviel Not es der armen Technik gemacht hat, mit Drucklettern Maschinenschrift so nachzuahmen, daß der Leser wirklich auf den Schwindel hineinfällt. Nämlich: Frau Reklame weiß, daß „Drucksachen“ von den Empfängern meist nicht beachtet werden, um den Abnehmerkreis zu erweitern ging sie also auf die geschriebenen Offertenbriefe zurück. In einen

Digitized by Google

geschriebenen Brief sieht man nach dem Öffnen meistens doch wenigstens hinein, und unaufdringlich wie die Reklame nun einmal sein muß, war das ihre erste Sorge, wie die erste des Geschäftsreisenden: daß man ihn überhaupt empfängt. Aber ach, wie erhebliche Kosten bereitete nun wieder das Briefschreiben, das Abschreiben von hundertmal demselben Briefe nur mit wechselnder Adresse, damit jeder Empfänger glaube, man wende sich vertrauensvoll mit diesem Briefe, den in Wahrheit hunderte bekommen, persönlich nur an ihn. Die Schreibmaschine allerdings war nicht nur erlaubt, sondern geboten: sie ist allgemein zugelassen und schreibt für alle lesbar. Also klapperten zunächst die Maschinen die Offertenbriefe herunter. Dann aber kamen die Drucker und Schriftgießer auf den Einfall: die Maschinenschrift mit der Druckschrift künstlich nachzuahmen, sie erhielten so vielleicht eine Gruppe von Aufträgen mehr, denn die Geschäftsleute sparten natürlich, wenn sich drucken ließ und „es" doch nicht wie gedruckt aussah, sondern wie geschrieben. Aber das war auch wieder nicht leicht, denn in der Technik der Schreibmaschine liegt allerlei, was das Imitieren durch den Satz und Druck so erschwert, daß der „Brief"-leser trotzdem schon beim ersten Anblick das dunkle Gefühl hat: das ist gedruckt, also in den Papierkorb damit. Was man nun alles versucht hat, um den Empfänger doch zu bemogeln, ist für uns unwesentlich. Schließlich ist man mit Steindruck und Strichätzung auf das photomechanische Vervielfältigen mit der Hand geschriebener Briefe gekommen. Hurra, jetzt glückt es schon: Briefe zu drucken, „die von 100 Menschen 99 für handgeschrieben halten!" „Es entwickelt sich also", schreibt der Verfasser, „im Dienste der Reklame eine regelrechte Technik der Täuschung." „Wo sie ihre Grenzen finden wird, wer will das sagen?"

Bruck sieht nichts Arges dabei, und wenn die Reklame keinen gefährlicheren Schwindel triebe, so wär's auch nicht schlimm. Wer unserm Leitaufsatz neulich (Kw. XXII, 4) zugestimmt hat, wird aber ihr Wesen auch aus diesem bescheiden tastenden Pferdefüßchen wieder erkennen.

Hohn

Gesellschaft

Der große Kampf ums persönliche Regiment ist in Preußen und im Reiche sicher noch nicht entschieden, „wer kann wissen, was kommt?" Aber eins scheint uns unbestreitbar: daß der Kaiser seit der großen Unterredung mit Bülow eine Zurückhaltung zeigt, die zum mindesten persönlichen Respekt verlangt. Was sollen nun demgegenüber die Spottbilder auf die Unbeliebtheit, auf das Verstummen, auf die Vereinsamung des Monarchen? Gegen welche Kraft kämpfen sie eigentlich? Satire *ist* doch Kampf — wir können die schärfste, die härteste, die schneidendste verstehen und haben sie oft genug als gutes Recht zumal unsrer Witzblätter verteidigt, wenn sie im Kampfe mit einer gegnerischen Kraft ausgeübt wurde. Mit dem Augenblicke aber, wo diese Kraft kapituliert, wo sie *uns*, ihren Gegnern nachgibt, hat der Spott kein Daseinsrecht mehr, wird aus der Satire der simple *Hohn*. In diesem Falle: Hohn auf einen, der, was man selber dringend *gefordert* hat, getan hat, deshalb, *weil* er's getan hat. „Fair" ist wohl etwas andres. Aber die Verhöhnung des Nachgebenden scheint auch sehr unpolitisch, wenn

Digitized by Google

wir sie vom politischen Standpunkt der Spottenden aus ansehn. Sie verschafft dem Kaiser bei den Feinfühligeren im Volk etwas Märtyrerhaftes, das immer die Sympathie stärkt. Je sicherer, je mehr man auf Majestätsbeleidigungsprozesse verzichtet, wie man das jetzt gottlob tut. A

Von der sozialen Wertschätzung der Arbeit

Zu den psychologisch interessanten Erscheinungen auf dem Gebiet der Wirtschaft, in denen sich zugleich ein artig Stückchen Menschennatur ausspricht, gehört die Tatsache, daß sich zu allen Zeiten an gewisse Arbeitsarten der Fluch der allgemeinen Verachtung geheftet hat, und daß das Volksbewußtsein nirgends so unterschiedliche Wertschätzungen trifft als gerade da, wo es nach der Logik seiner Moral am weitherzigsten sein sollte, nämlich in den Dingen der beruflichen Tätigkeit. Wer möchte es heute wohl glauben, daß einst das vielbesungene und sich so aristokratisch ausnehmende Schmiedehandwerk aufs ärgste verpönt war? Daß auch der Ackerbau, der sich nicht mit der Würde des freien Mannes zu vertragen schien und von den Sklaven und Weibern ausgeübt wurde, als im höchsten Grade verächtlich angesehen ward? Und nicht nur auf niedrigster Stufe der Kultur galten solche gesellschaftliche „Vorurteile“: man weiß, daß das bäuerliche Gewerbe bis auf den heutigen Tag beim Volk sehr unberechtigter Weise nur in recht bescheidenem Ansehen steht. Man weiß ferner, daß im Mittelalter gewisse Gewerbe, so z. B. das Abdecker-, Scharfrichter-, Glaser-Gewerbe als „unehrlich“ galten, und daß die „unehrlichen“ Handwerker von aller Zunft- und menschlichen Gemeinschaft bis auf das Konnubium ausgeschlossen waren. Verachtet ist im Mittelalter wie auch später alle an persönliche Dienstleistung gemahnende Arbeit, desgleichen das Handwerk der Schauspieler, der Tänzer, Gaukler usw. — welche Mißachtung sich ebenfalls bis auf unsre Tage erhalten hat: der Barbier, der Kellner, der Kammerdiener ist noch heutzutage kein in seiner „Standesehre“ ganz wiederhergestellter Mann, und wer in einem Hinterlande eine liebe, altfränkische Tante hat, wird bekräftigen können, daß man sich da vor dem besten Schauspieler noch zuweilen gerne dreimal bekreuzigt.

Heutzutage scheint, trotz aller sozialistischen Ideen, trotz Marx und seiner Gläubigenschar, überhaupt jede Art von Handarbeit für weite Kreise in einem übeln Geruch zu stehn, so wenig das offen zugestanden, so selten es auch nur bewußt werden mag. Tatsächlich drängt sich, wer das nur einigermaßen kann, in die „höheren“, die „geistigen“ Berufe hinein: die Überfüllung im Kaufmannsstande, in den Fächern der Techniken und freien Wissenschaften bestätigt das zur Genüge. Wie stolz ist doch heute der Handwerks- oder Bauersmann auf den Sohn, der's bis zum Lehrer gebracht oder gar „auf Geistlich studiert“ oder sonst ein erfolgreich „Gestudierter“ ist! Und man beobachte nur, wie geflissentlich die neuzeitlichen Meister des Handwerks, soweit sie noch übriggeblieben, das Beschämende ihres Gewerbes: das Handwerksmäßige, unter allerlei hochtrabenden Titeln zu verbergen suchen. Der Schreiner wird da „Möbelfabrikant“, der bescheidenste Anstreicher „Maler“, also sozusagen Künstler, der Schuster Besitzer eines

Digitized by Google

„Ateliers für Fußbekleidung“, und der Bauer nennt sich „Ökonom“. Es ist, als ob die Scheu vor der ehrwürdigen Arbeit der Hände epidemisch würde, als ob man mit der Beschmutzung der Hände auch seine „Ehre“ zu beflecken fürchtete.

Woher diese tiefwurzelnde Neigung, die Arbeit so verschieden einzuschätzen?

Man wird die Frage zunächst aus dem Geist der Zeiten heraus zu beantworten suchen und so wenigstens für das Altertum eine Erklärung schnell bei der Hand haben: diesem stand die persönliche Freiheit des herrschenden Mannes obenan auf der Tafel seiner Werte — alle Arbeit aber, sofern sie nicht, wie die männlichen Geschäfte der Jagd, des Krieges, des Raubes, der Politik, der schönen Künste und Wissenschaften zugleich dem Trieb nach Herrschaft diente und über den Zwang des Daseins sich erhob, war Freiheitsberaubung, und also unwert, unwürdig, unehrenhaft.

Mit dem Christentum aber, sollte man glauben, sei ein anderer Begriff von Freiheit in die Welt gekommen — innere Freiheit, Freiheit in der Beschränkung, Freiheit als Pflichterfüllung und Entsagung — und mit ihm habe sich über alle Arbeit ein Schimmer von dem Glanze der Heiligkeit ausgegossen.

Indessen das Unzulängliche des wirklichen Lebens reicht an die Ideale der großen Neuschöpfer von Sittlichkeit und Sitte niemals heran, und die menschliche Natur verleugnet sich auch nicht unter der Herrschaft dieser Ideale — selbst wenn sich diese Herrschaft schon nahezu zweitausend Jahre behauptet hat. Das Christentum hat die Stellung zur Arbeit in der Menschheit doch wohl nur theoretisch umgebildet. Zu tief sitzt dem Menschen der Trieb nach Unterscheidung, etwas muß er haben, auf das er herabsehen kann, und so kann er auch in der Welt die Arbeit nicht als gleichwertig gelten lassen, was, der Natur der Sache nach, gleichwertig ist.

Gleichwertig ist? Der Natur der Sache nach? Sind wirklich alle die Tätigkeiten, die wir unter dem Sammelnamen „Arbeit“ zusammenfassen, „der Natur der Sache nach“ gleichwertig? Sind wirklich keinerlei Qualitätsunterschiede zwischen der mechanischen Verrichtung des Fabrikarbeiters und der schöpferischen Tätigkeit des Organisators, des Staatsmannes, des Gelehrten, des Künstlers? Wenn nicht, dann wäre abgesehen von der geschichtlichen Zufälligkeit herrschender und gewesener Anschauungen, eine ungleiche und sehr mannigfaltig sich abstufende Wertschätzung der Arbeit doch am Platze? Und es müßte, im Interesse des Kulturfortschritts in der Gesellschaft, unsre ängstliche Sorge sein, diese Ungleichheit als die stärkste Triebfeder menschlichen Strebens aufrechtzuerhalten?

Fragen, die eine ganze Kette von „Problemen“ nach sich ziehen! Wer möchte behaupten, sie „lösen“ zu können?

Soviel scheint festzustehen: die Mannigfaltigkeit der Begabungen und Talente liegt im Plane der Natur; die Mannigfaltigkeit der Begabungen und Talente ruft Leistungen hervor, die nicht nur qualitativ unterschieden sind, sondern auch bleibendere und vielseitigere oder beschränktere Wirkung tun und endlich auch einen höheren oder geringeren Einsatz von Persönlichkeit erfordern — in jedem Betracht also wertverschieden sind. So daß die Wertunterscheidung der

Digitized by Google

Arbeit an und für sich „natürlich“ wäre.

Und in der Tat! Wer möchte nicht den modernen Chiliastentraum, der, um die Gleichheit aller menschlichen Arbeit zu dokumentieren, den Minister der Zukunft im Nebenamt die Reinigung der Straße besorgen sieht, für die Ausgeburt einer ebenso barbarisch fühlenden wie unzweckmäßig schaltenden Phantasie halten? Wer es für wünschenswert ansehen, daß zwischen der genialisch-künstlerischen Produktion oder der angestrengtesten und konzentriertesten Gehirn-Arbeit — und einem ebenso angestrengten Handlangerdienst keinerlei Unterschied mehr gemacht werde?

Wie der Mensch nach Unterscheidung strebt, so sind die Menschen auf Unterscheidungen angelegt.

So wird jede Arbeit ihren besonderen Grad von Ansehen wohl immer behalten. Und immer wird es auch wohl gewisse schmutzige Verrichtungen in der Gesellschaft geben, die, weil sie niedrig sind, auch erniedrigend sein werden und die, je allgemeiner das Streben der Menschen nicht nur nach der bestentlohnten, sondern auch nach der ausgesuchtesten Arbeit geht, von den wenigst qualifizierten Exemplaren der menschlichen Gattung, den Parias der Gesellschaft, den „Stumpfesten“, wie Nietzsche will, wird verrichtet werden müssen.

Allein dieses alles zugegeben, so ist damit noch nicht die gegenwärtige, an historischen Überlieferungen hängende soziale Wertschätzung der Arbeit, die auf eine Unterschätzung der Handarbeit hinausläuft, gerechtfertigt. Es war kein Geringerer als Goethe, der durch eines der Werke seines Alters das Evangelium von dem Wert und der Würde der handlichen Arbeit gegenüber der geistigen als vernehmliches Leitmotiv hindurchklingen ließ.

Sollte nicht auch unsrer von dem Ideal der „Geistesbildung“ hypnotisierten Zeit ein solches Evangelium not tun?

Adolf Teutenberg

Von Recht und Gnade

Im „Land“ wird folgender Fall einer Strafkammer aufgegriffen: Um zur Osterfeier beizutragen, entwendete der Hausdiener X aus einem eingefriedeten Garten eine Handvoll Holz. X wurde deshalb wegen schweren Diebstahls zu der Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt. Der Vorsitzende verwies den Angeklagten an die Gnadeninstanz.

Wir haben hier, scheint uns, ein geradezu klassisches Beispiel dafür, wie aus der „Starrheit des Rechtsstoffes“ und der „Gebundenheit des Rechtssprechers“ ein vollkommenes Unrecht in die Welt gesetzt wird, gemessen am lebendigen Begriff der sozialen Gerechtigkeit (vgl. Kw. XXII, 1). Um einem alten Brauch beizusteuern, nahm sich der Mann, ebenfalls nach altem Brauch, die Handvoll Holz, wo er sie gerade fand. Gewiß, er tat nicht recht daran, aber tat er ein so großes Unrecht, wie das Gesetz mit seiner Bestimmung und Bestrafung des „schweren Diebstahls“ es auffaßt? Oder vielmehr: die Richter selbst wider Willen es aufzufassen zwingt? Sollten wir nicht dazu kommen können, daß einer nicht nur aus Gnade erhalten kann, was sein Recht ist nach dem Rechte, das mit ihm geboren ist? „Von dem ist leider nie die Frage“, heißt es schon im Faust — es geht doch manches recht langsam vorwärts in der Welt.

Digitized by Google

„Reden Sie doch keine Torheit!"

Als der König von Italien nach Messina abfuhr, sprach ihm ein Deputierter von der Hoffnung, die Anwesenheit Seiner Majestät werde das Volk dort trösten. Da verließ den König die zurückhaltende Höflichkeit, die an ihm gerühmt wird, und sein Unwille brach in die Worte aus: „Reden Sie doch keine Torheit!" Die Widerlichkeit der byzantinischen Phrase mag selten so grotesk erschienen sein, wie im Angesicht so entsetzlichen nationalen Unglücks. Anderseits sprach der höfliche Abgeordnete in der Sprache Italiens, die mit überschwänglichen Worten freigebiger als die unsrige ist. Es wäre eine törichte Frage, ob in gleicher Lage auch ein deutscher Fürst so geantwortet hätte. Aber es wäre schön, wenn sich derartige Antworten auch bei uns für minder große Gelegenheiten einbürgerten, denn was bei uns an byzantinischem Geschwätz Monarchen und Prinzen zugemutet wird, das macht nachgerade nicht nur die Redner und die Zuhörer lächerlich, sondern die Angefeierten selber. Setzt sich ein König eine Viertelstunde auf einen Polsterstuhl und sagt dann: „ich erkläre diese Ausstellung für eröffnet", so wird ihm versichert, daß man durch diese Gnade beglückt sei, übernimmt er irgendein Protektorat, was ihn ebensowenig bemüht, so erklärt man sich hochbeglückt, ein Besuch irgendwo aber versetzt den Besuchten in den Zustand der Seligkeit. Dem jüngsten Prinzen wird geantwortet, als wenn sein pflichtschuldiges Interesse die höchste Auszeichnung und sein konventionelles „sehr schön!" das maßgeblichste Urteil wäre. Sie sind nicht alle so gescheit wie Viktor Emanuel, sie glauben's womöglich selber, dann aber ist es den Herren Ergebenen doch auch nur so lange recht, wie es sich zufällig mit ihren Wünschen vereinigt.

Wie's gemacht wird

Das folgende Inserat stand nicht nur in einigen der größten Zeitungen Berlins, sondern auch in einer Anzahl großer Provinzblätter:

Ruhm und Ehre

können sich Damen und Herren der Gesellschaft mit geringen Mitteln leicht erwerben. Ein hervorragender Schriftsteller will aus materiellen Gründen seine literar. wertvollen, ungedruckten Werke, Romane, Novellen, Gedichte, Ausarbeitungen usw. an schöngeistige Personen übertragen, die die betreffenden Geistesprodukte unter ihrem Namen in einem angesehenen Verlage, der ihnen nachgewiesen wird, veröffentlichen können. Gegenseitige ehrenwörtliche Diskretion ist Bedingung. Reflektanten wollen sich unter Z. O. 899 an die VOSSISCHE ZEITUNG, BERLIN C, Breitestr., wenden.

Japanisches

Vom Ausland

Nicht nur im Kriegführen, in Kunst und Mode ist Japan bekanntlich schon lange „Trumpf", man scheint auf bestem Wege, auf allen Gebieten anzunehmen: Was japanisch ist, ist gut. Wäre es da nicht doch am Platze, hier und dort die grüne Scheibe aufzuziehen? Ich meinerseits möchte das angesichts einer kleinen Broschüre über den Moralunterricht in japanischen Schulen, welche der Delegierte Japans auf dem Londoner Kongreß für Moralerziehung herausgab. In dieser Schrift sind die Grundlagen der offiziellen japanischen Moralanschauungen enthalten. Der kaiserliche Erlaß vom Jahr 1890 ist beigedruckt, auf welchen hin die Reform des Moralunterrichts erfolgt ist. Die Broschüre sagt von ihm: „Tatsächlich ist dieses kaiserliche Reskript die

Digitized by Google

Körperkultur

Quelle unserer nationalen Moral“ — jedenfalls etwas, was selbst unsre ehrgeizigsten und persönlichsten europäischen Herrscher nicht von ihren Erlassen behaupten können. Als die zwei Grundlagen dieser nationalen Moral werden ausdrücklich festgestellt „Loyalität und kindliche Pietät“. In dem Inhaltsverzeichnis der in allen Schulen, niederen und höheren, eingeführten Lehrbücher für Moralunterricht nehmen auch diese zwei Tugenden den obersten Platz ein, und es fehlen in keinem Jahrgang ein oder mehrere Kapitel mit der Überschrift „Seine Majestät“, wozu dann in den Oberklassen noch Kapitel „Das japanische Reich“ (Japanese Empire) hinzutreten. Tatsächlich wird als die dritte Haupttugend die nationale gelehrt, die Teilnahme an der Entwicklung des japanischen Reichs, die Pflicht, zu seinem Fortschritt beizutragen. „Ein guter Japaner“, heißt jedesmal das Schlußkapitel, der „gute Japaner“ ist, wie es scheint, das A und O der japanischen Moral. Die Worte „Menschheit“ oder „Nächstenliebe“ konnte ich nicht in jenem Inhaltsverzeichnis finden. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß diese Begriffe im japanischen Leben fehlen — sie spielen ja anderseits im europäischen Leben lange nicht die Rolle, die sie in den europäischen Büchern spielen. Darin scheinen uns leider die Japaner wirklich sehr über zu sein, daß sie ihre idealen Forderungen öfter zur Tat werden lassen. Aber ich glaube, wir können das rückhaltlos bewundern und sind doch nicht verpflichtet, nun etwa auch den Weg kaiserlicher Verordnung von Idealen auch für uns für gangbar und keinesfalls die japanischen Ideale als höher- oder so hochstehend als unsre Auffassung vom Wesen der Ideale anzusehn. L. K.

Von August Strindberg,

der Ende Januar seinen sechzigsten Geburtstag begeht, sprechen wir im nächsten Hefte.

Sport und Rekordfieber

Über Pseudo-Olympia und den „Marathonlauf“ habe ich hier (Kw. XXI, 23) meine abfällige Meinung gesagt. Darob bin ich belobt und getadelt, zum Teil aber auch — was schlimmer ist — falsch verstanden worden. Wenn ich wirklich dessen schuldig wäre, was einige herauslesen wollen: daß ich mich gegen ernsten Willenseinsatz, gegen hingebendes Üben ausgesprochen hätte, dann habe ich mich sehr unglücklich ausgedrückt. Auch in den sportlichen Übungen ist mir ein ganzes Wollen wert, auch da gilt mir der Satz, daß man das, was man tue, auch gut machen solle. Wenn z. B. in den Kieler Neuesten Nachrichten (vom 20. September 1908) ein junger Anonymus, dessen Denken und Sinnen ich schätze, vom echten Sportsmann schreibt: „Die Freude des Augenblicks während des Übens mit Gleichgesinnten läßt ihn die Mühe des Trainings verachten. Und diese Freude soll den Sportsmann adeln. Nur einer, der dies nie erfahren, kann hier Ehrgeiz oder blöde Eitelkeit finden“, so stimme ich dem aus eigener Erfahrung ganz bei. Muß ich noch einmal sagen, wo ich zu tadeln finde? Zunächst: wo das Gleichgewicht zwischen Geistigem und Körperlichem gestört, wo diesem ein Übergewicht über jenes eingeräumt, wo also das Maß im sportlichen Tun — ganz individuell — überschritten wird zum Schaden der Harmonie in der Entwickelung des Individ-

Digitized by Google

duums. Und sodann: wo im Vergleich der Leistungen der verschiedenen Völker den Maßen des Körperlichen, den sozusagen berufsmäßig hochgeschraubten Rekorden ein Rang eingeräumt wird, der — so falsch er wegen seiner Einseitigkeit auch an sich schon für die Abschätzung der rein körperlichen Tüchtigkeit sei — darüber hinaus auch noch ein kulturfeindliches Element in sich birgt, das allem Geistigen entgegenwirkt und zu einem wahren Sport-Übel werden kann. Ob die Blüte der Jugend sich an der Sonne fröhlich unbefangenen Sportlebens zum gesunden Reifen anschickt, ob so der Sport seinen Segen der Allgemeinheit spendete, das kann nicht mit Metermaß und Sekundenuhr entschieden werden, und dafür sind die Rekords belanglos. Und dabei muß ich bleiben. Wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen! „Vom grünen Tisch" soll ich nach den Worten eines Sportschriftstellers geurteilt haben, und doch kann ich ruhig versichern, daß ich den grünen Rasen von eigener Übung so gut kenne, wie das nur irgendeiner von sich behaupten darf. Auch jenseits des Kanals gibt es übrigens genug Leute, die die Hohlheit des weltrekordsüchtigen Sporttreibens erkennen. Das Neueste dieses Treibens war der New Yorker „Marathon"-Lauf, der in einer großen Halle eine Masse von Menschen einpferchte, die ihre Pfeifen rauchten, Bier, Wein und Whisky tranken und mit Johlen und Schreien einen Höllenlärm verübten. Dabei liefen die beiden Ersten vom Londoner Rennen, der Italiener und der Amerikaner, immer rundum und stürzten richtig am Schluß wieder — wie es sich gehört und die Menge es für ihr Geld verlangen kann — wie tot zu Boden. Die Londoner Zeitschrift „Saturday Review" brachte einen mit „Marathon-Mumpitz" (Marathon Mummery) überschriebenen Artikel, der in schärfster Entrüstung von einer Parodie des griechischen Sports spricht. Diesen empfehle ich den Entrüsteten zum Lesen, damit sie im „Training" bleiben: sie werden die Farbe wechseln, nach Luft schnappen und ihr Herz erschüttert fühlen wie ihr zusammenbrechendes Ideal: der Marathonläufer.

K. Möller

Der Schüler

Bildung und Schule

Als des jungen Goethe Götz von Berlichingen alle Welt in Entzücken setzte, sagte Herr Joh. Henr. Thym, der Schreiblehrer Goethes, mit Stolz und Zufriedenheit: „Er schreibt gut, er ist mein Schüler!"

Diese Geschichte habe ich erfunden, aber nicht ganz frei, sondern nach erlebten Beispielen. Man kann nämlich oft hören, daß ein Lehrer bei späteren genialen oder überhaupt bedeutenden Leistungen seiner Schüler mit der Miene des ägyptischen Pharao („Mein ist der Nil, und ich habe ihn gemacht!") erklärt: „Ja, ja, er war mein Schüler." Es ist für jeden Lehrer außerordentlich heilsam, ab und zu einige ganz elementare Gedanken über das Verhältnis von Lehrern und Schülern durchzudenken. Es handelt sich hier allermeist um ein Zufallsverhältnis. Man bekommt diesen oder jenen Lehrer — nicht wie Alexander den Aristoteles zum Lehrer erhielt, dessen Wahl allerdings auch nicht durch individuelle Rücksichten bestimmt war —, sondern wie wir Großen diesen oder jenen Briefträger zuerteilt bekommen. Es geht deswegen auch nicht an, ein besonderes Dankbarkeitsverhältnis zu konstruieren, wenn Lehrer oder Briefträger nur eben ihres Amtes

Digitized by Google

walten. So sollte es wenigstens der Lehrer empfinden. Die Macht des tüchtigen Lehrers ist freilich groß. Er kann Wissen leicht und gründlich übermitteln, er weiß den Kerngehalt des Stoffes fruchtbar zu machen, all seine bildenden Elemente zur Wirkung zu bringen und so seine Schüler zu vielseitiger Betätigung zu veranlassen, er beeinflußt Gemüt und Willen, weckt Schaffensfreude und Selbsterziehung. Dies alles in bewußter Tätigkeit. Die unbewußten Wirkungen der Lehrerpersönlichkeit, die oft sogar bei mangelhafter Lehrgeschicklichkeit ausstrahlen, sind in ihrer Anregungsfähigkeit oft noch wichtiger. Die Persönlichkeit suggeriert aus ihrem Wesen, aus ihrer Existenz Gedanken, Gefühle, Strebungen. Ja, selbst Lehrerschwächen können manchmal heilsamen Einfluß üben. In pietätvoller und dankbarer Erinnerung bewahren wir zuweilen das Andenken eines Lehrers, dessen Armseligkeit trotz alledem uns gefördert hat. Denn das ist der Kern: Innerlich gefördert will der Schüler werden. Was in ihm die Augen aufschlägt nach dunklem Schlafe, will wachgehalten und zu Leistungen angespornt werden. Stoffübermitteln ist wichtig, wichtiger ist, schöpferische Kräfte zu wecken und den Schüler zur Selbstbildung zu leiten. Glücklich der Schüler, der gerade den Lehrer findet, der ihm Segen bringen kann wie Frühlingssonne der jungen Saat. Glücklich der Lehrer, der von sich sagen kann: ich habe keine gute Kraft verkümmern lassen oder gar getötet; am glücklichsten der Lehrer, der das Bewußtsein haben darf, alles, was zum Lichte strebte, in seinem Wachstum gefördert zu haben. Und selbst dieser Lehrer, oder gerade dieser Lehrer wird wissen, daß er doch nur Handlangerdienste der schenkenden Natur leisten konnte. Gerade er wird wissen, daß alles Große, was nun wirklich von seinem Schüler einmal geleistet wird, jenseits aller Schulmeisterei eine Gabe guter Geister ist, ein Geschenk des „Genies", das dunkel stets in seinem Ursprung und Schaffen bleibt. In diesem Gefühl der Demut und Dankbarkeit vor einer Macht, die uns schenkt, was nicht lehr- und lernbar ist, sollten Lehrer und Schüler sich einigen.

Spanier-Münster

Ein Bücherei-Pfennig?

Von einem Bibliothekar wird uns geschrieben: „»Die Zuwendung großer Mittel an unsere Volksbüchereien bleibt mit allen Kräften zu erstreben, zu wünschen, zu fordern, bis unser Volk endlich versteht, wieviel Blut es durch seine Knickerigkeit von seinem eigenen Gehirne abhält.«

Diesen Schlußsatz in dem Aufsatze „In Sachen Scherls" (Kw. XXI, 21) möchte ich durch die Anregung ergänzen, daß die Beschaffung von Mitteln für Volksbüchereien auch bei uns durch den Staat gefördert werde, wie das in England geschieht. Dort ist es den Städten von mehr als 5000 Einwohnern erlaubt, bei dreiviertel Majorität eine Bibliothekssteuer zu beschließen. Schon im Jahre 1900 ergab diese Steuer in 160 Städten mit zusammen 10 Millionen Einwohnern 4,1 Millionen Mark, durch welche Beihilfe der Bevölkerung vorzügliche Volksbüchereien und Lesehallen nutzbar gemacht wurden.

In Deutschland könnten wir das nötige Geld vielleicht nach folgendem Vorschlage aufbringen. Jeder Steuerzahler bis zu einem Einkommen von 3000 Mark wäre für diesen Zweck mit einem Pfennig im Monat zu besteuern, die höheren

Digitized by Google

Einkommen dagegen stufenweise mit je einem Pfennig im Monat mehr. Die Art Belastung würde für die unbemittelten Klassen kaum bemerkbar, für die bemittelten sehr leicht zu tragen sein. Dieser „Bücherei-“ oder „Bildungspfennig“ würde aber mit Sicherheit genügen, um für jede größere Stadtgemeinde hinlängliche Mittel einzubringen.

Es wäre ein Teil als Grundstock für neu zu errichtende Bücherhallen, ein andrer Teil für Neuanschaffungen zum Ausbau des vorhandenen Bücherbestandes zu verwenden. M. v. K.“

Ratgeber-Verantwortung!

Wieviel Wichtiges der Dürerbund zu tun hat, Wichtigeres als der Ausbau seines literarischen Ratgebers ist nicht dabei. Der muß einerseits so mangelfrei wie möglich, er darf anderseits nicht im leisesten in seinem moralischen Ansehen erschüttert werden. Deshalb bitten wir um Kritik. Und erklären uns hierdurch zugleich bereit, gegen alle sachlichen Einwände, die uns einigermaßen wichtig erscheinen, uns öffentlich zu verantworten. Wo wir Fehler erkennen, werden wir das einfach zugeben. Wo wir Einwände nicht anerkennen, werden wir sagen, warum nicht. Aber wir werden auch antworten, wo man versucht, die sachliche Reinlichkeit unsrer Arbeit zu beschmutzen. Wenn dabei allerhand zur Sprache kommt, dessen öffentliche Erörterung den Herren Interessenten unangenehm ist, so wird auch das zur Klärung der Verhältnisse beitragen. Schon jetzt haben wir mit dem Ratgeber so lehrreiche Erfahrungen gemacht, daß wir sagen dürfen: hätten wir die Notwendigkeit eines ganz unabhängigen Führers zur Literatur nicht früher erkannt, die Art der Angriffe gekränkter Interessenten würde sie uns heute beweisen.

Diesmal sagen wir einiges Allgemeinere, damit wir's später nicht wiederholen müssen.

1. Ich erinnere an das, was unsern Ratgeber weit über alle Weihnachtskataloge hinaus wichtig macht. Er allein zieht nicht nur die Neuheiten des letzten Jahres, sondern die gesamte alte sowohl wie neue Literatur heran und wird dadurch zu einem Führer fast durch das ganze deutsche Schrifttum. Nicht nur den Zeiten, auch den Gebieten nach, denn er greift weit über die Fächer hinaus, die man bisher als allgemeinwichtig gelten ließ. Er kann unabhängig sein, denn als das Unternehmen eines großen gemeinnützigen Bundes auf Kosten einer Stiftung ist er den Versuchungen des Geschäftemachens entrückt. Daß man seine Wichtigkeit sofort allgemein empfand, beweist die unerhört starke Nachfrage schon auf die Ankündigung hin, die uns zwang, beim 100000. Exemplare der kleinen Ausgabe die Annahme der Bestellungen zu schließen. Auch die große ist sehr stark verlangt worden.

2. Die Anonymität der Ratgeberbeiträge ist, wie wir mitteilten, schon dadurch erzwungen worden, daß einige Abteilungen die Prüfungsergebnisse Verschiedener vereinigten. Es gibt nicht nur keine Spezialisten für alles, es gibt auch keine für ganze große Wissensgebiete. Umfragen und Anregungen spielten bei dieser Arbeit fast überall hin und her; wollte man „zeichnen“, so müßte der Referentenname an manchen Stellen hinter jedem Buchtitel wechseln. Aber auch aus innerlichen Gründen halten wir bei der Ratgeber-Arbeit, wie ich schon früher ausgeführt habe, die Anonymität für geboten. Wer nicht, wie

Digitized by Google

z. B. ich, durch ein Vierteljahrhundert öffentlichen Kampfes gegen die Furcht vor Angriffen abgehärtet ist, wer, wie z. B. die meisten unsrer Universitätsprofessoren, das öffentliche Verdächtigt- und Gescholtenwerden durch übergangene oder getadelte Autoren oder Verleger scheut, der spricht offener, wenn er sich nicht zu nennen braucht. Zu verantworten hat er sich deshalb für seine Meinung doch (davon sprach ich schon), und hält sie nicht Stich, so wird sie vom Ratgeber aufgegeben (das werden wir beweisen). Wer aber insbesondere mir zu imputieren versucht, es fehle mir am Mut meiner Meinung, der macht sich doch wohl ein bißchen lächerlich angesichts der Tatsache, daß ich persönlich im Kunstwart seit zwanzig Jahren ausnahmelos alle polemischen Auseinandersetzungen mit meinem A unterzeichnete und für die wenigen nicht gezeichneten fremder Hand die Verantwortlichkeit meinerseits übernahm. Im Kunstwart haben eben nur wir Berufsschriftsteller zu reden.

3. Ich bin Herausgeber des Ratgebers, nicht Verfasser seiner Beiträge. Ich hafte verantwortlich dafür, daß alles der Redaktion Mögliche geschieht, um unsachliche Einwirkungen auszuschließen. Wir haben uns nach teilweis recht schwierigen Erkundigungen an diejenigen Männer gewendet, deren Ruf unantastbarer Sachlichkeit ebenso wie der Ruf ihrer wissenschaftlichen Befähigung uns festzustehen schien — sie waren durchaus nicht immer, aber allerdings zumeist „Berühmtheiten“ unter unsern Hochschulprofessoren. Zum Teil haben diese Herren selbst, zum Teil haben von ihnen empfohlene andre dann in der Weise mit der Redaktion zusammengearbeitet, wie das im Vorwort des Ratgebers angedeutet ist. Selbstverständlich in ihren Aussprüchen vollkommen unabhängig auch von mir.

4. Nun lauten die so gewonnenen Urteile zum Teil ganz überraschend anders als die öffentlich üblichen. Aber wirklich nicht bloß infolge von Irrtümern. In dem natürlichen Nebel um große Namen und um große Worte und in dem künstlichen aus den Clique- und Reklameküchen her geistern allerhand Urteile, als wären sie was Festes, herum, wenn die wenigen, die was davon erkannt, längst über sie lachen. Aber wer zum ersten Male sagt, wie er denkt, dem geht's wie dem Kinde im Märchen, das die Kaiserpracht nicht bewundern will. Die Schneider der betreffenden Königsgewänder aus Luft und die Händler damit erklären sich mit edler Entrüstung andrer Meinung, und sehr viele aus dem Publikum zunächst auch. Nur ändert sich das bald.

In weiteren Aufsätzen also Besonderes zwanglos von Fall zu Fall. Der Dürerbund-Ratgeber ist ein Versuch mit hundert Mängeln. Aber wenn wir Kraft im Arme behalten, so wird er zur reinigenden Tat werden. Darauf können sich Freunde wie Feinde einer endlich, endlich einmal von Geschäftsinteressen losgelösten Wegweisung zu unserm Schrifttum so getrost wie aufs Einmaleins verlassen. A

Lebende Worte

Die Kunst der König des Lebens

Könige kann man vertreiben, aber Beamte und Handlanger nicht, die werden immer in gewisser Anzahl Bedürfnis sein, Brotwissenschaft und Handarbeit werden darum immer eine äußere Notwendigkeit ihres Bestehens haben, die Kunst nicht. Die Kunst ist dieser König des Lebens, der Gipfel der mensch-

Digitized by Google

lichen Kultur, die Blüte des Schönen, aber gerade deswegen überflüssig wie ein König, bei der höchsten inneren Notwendigkeit ihres Daseins (was man Beruf nennt) ohne alle äußere Notwendigkeit, in Zeiten, deren gesperrte Verhältnisse alles menschliche Begehren auf die Bedürfnisse des nächsten materiellen Lebens reduzieren. So droht über den Olymp der Kunst ein Proletariat hereinzubrechen, schrecklicher vielleicht als das in der industriellen Welt, weil in der Kunst eine weit edlere Bildung der Menschheit zu verderben ist als in der Industrie, und weil der Künstler sich nicht im äußersten Fall wie der Arbeiter helfen kann, sondern stumm die Wucht des bittersten Pauperismus tragen, anständig wie ein König sterben muß, weil er wie ein König gelebt hat.

Ferdinand Kürnberger (1848)

Unsre Bilder und Noten

Bei einem Bilde wie diesem hier von Carlos Grethe werden einige sagen: uns interessiert das Kolorit, andere: uns die Naturstimmung. Bei einem Meister wie Grethe gehen Mittel und Ausdruck so vollkommen zusammen, daß es von der besondern Empfänglichkeit des Beschauers für dies oder das abhängt, was ihm zunächst bewußt wird. Es ist aber nicht gesagt, daß dieses bewußt Werdende beim Kunstgenuß nun auch die Hauptrolle spiele. Ebensowenig wie sicher ist, daß dasjenige, was einem Maler beim Schaffen bewußt wird, auch der eigentliche Erreger seines Schaffens ist. Dieser eigentliche Erreger kann ganz hinten im Unbewußten sitzen und nur als seine ausführenden Organe die Mittel lenken, die dem Maler bewußt werden und die er deshalb für das Wesentliche halten mag. Kunst ist ja wie Natur „alles mit einem Male", nur zur Klärung unsrer Gedanken über sie analysieren wir. Und gleichviel, ob vor unserm Bilde das wundersame Farbenleben oder all die Gefühlsverbindungen von Luft und Meer und Kühle, von Feierabendpracht und Ruhe nach der Heimkehr zuerst bewußt werden, dem ruhig Genießenden geht schließlich doch alles ein, sogar das letzte Unbewußte, und er „hat" vor diesem Meisterwerke in der Tat „alles mit einem Male" als Ganzes.

Schlechterdings ein Meisterwerk scheint uns auch des Grafen Leopold von Kalckreuth Bildnis seiner Gattin in der Tür. Ein Meisterwerk des Intimen, von dem ich vermuten möchte, daß es einmal zu den wenigen „unsterblichen" Schöpfungen unsrer zeitgenössischen Kunst gezählt werden wird. Nicht, daß es meiner Meinung nach jemals ein groß Publikum haben werde. Es wird ihm vielleicht ähnlich wie Lionardos Mona Lisa gehen; die wird ja auch nur von wenigen genossen, diese wenigen aber genießen sie mit tiefer Bewunderung, und diese wenigen waren wohl da zu jeder Zeit. Und doch, der tiefe seelische Ausdruck auf Lionardos wie Kalckreuths Bild scheint vielleicht für den oberflächlich Prüfenden „Zufall". „Zufall" heißt in diesem Sinne ja eigentlich: er ist vielleicht ohne Absicht ins Bild gekommen. Aber er kam als der endliche natürliche Ausfluß einer Stimmung, welche die Sammlung langen Erlebens war. Das Licht wirkte gar so ruhig und schön, als diese Frau die Ateliertür zum Hinausgehen öffnete und noch einmal zurückhörend in ihr stehenblieb. Möglich, das gab den Anlaß, alles übrige hob sich aus den Unter-

Digitized by Google

gründen des Seins leise von selber herauf. Aber nur, weil es reif war, um blühen zu können.

Neben Werken wie diesen hat es ein junger Künstler schwer, zu bestehen; wer gegen ihn gerecht sein will, tut gut, alles Vergleichen von vornherein beiseite zu lassen. H. Otto gibt aber mit seiner frischen Radierung ein sehr erfreuliches Stück gesunder Kunst. Es ist kein Ernst in dem großen Regenschauer, und der Bauer nimmt ihn auch so wenig ernst, daß er nicht einmal die Pfeife ausgehen läßt — da hinten leuchtet ja schon der Regenbogen. Da hinten regnet's nicht, in der „Durchsichtigkeit" dieses schmalen nassen Streifens lag vielleicht hier die Anregung zum Bilde. Aber auch hier ist mehr, ist Seelisches dazugekommen mit einer fröhlichen Aprilwetterstimmung. A

Unsre Illustrationsbeilage zeigt zunächst den Treppenaufgang im Deutschen Bankgebäude zu Berlin. Alfred Messel hat hier durch einfache und überlieferte Motive: freigestellte Säulen, auf deren Gurten das flache Deckengewölbe ruht — eine sehr vornehme Raumwirkung erreicht, die freilich durch das edle Material wesentlich gesteigert wird. Doch wird niemand diese reiche Pracht als aufdringlich empfinden — ein Eindruck, den Berliner Bankhäuser sonst nicht gerade selten erwecken. Ebensowenig wie Messel ist Berlins Stadtbaumeister Wilhelm Hoffmann bemüht, unter allen Umständen „originell" zu sein, dafür findet er aber bei seiner ruhig-sachlichen Vertiefung in die jeweilige Aufgabe fast immer einen eigenen und sprechenden Ausdruck für sie. Theodor Heuß hat im vorigen Hefte Hoffmanns Märkischen Museumsbau gewürdigt, wir lassen heute fünf Abbildungen folgen und bitten, mit ihrer Hilfe Heußens Worten nochmals nachzugehen. Die Außenarchitektur erklärt sich von selbst, die beiden Räume zeigen, wie der Baumeister nach den Grundsätzen der modernen Museumspflege bestrebt war, die Schaustücke historisch sozusagen einzukleiden. Erst dann, wenn sämtliche Räume zugänglich sind, wird sich ein Urteil über die Zweckmäßigkeit des gesamten inneren Ausbaus gewinnen lassen. K

Unsere Notenbeilage bringt Proben aus den „Völkerstimmen in Liedern", dieser Auslese vom Besten deutscher und ausländischer Volksmusik. Sie sollen statt einer Selbstanzeige für sich selber sprechen. Die erste Seite auszufüllen benutzen wir ein kleines Liebeslied aus einer handschriftlichen Sammlung von vierstimmigen Bearbeitungen altdeutscher Lieder vom Leipziger Organisten H. E. Koch. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Eugen Kalkschmidt, Dresden-Loschwitz: für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

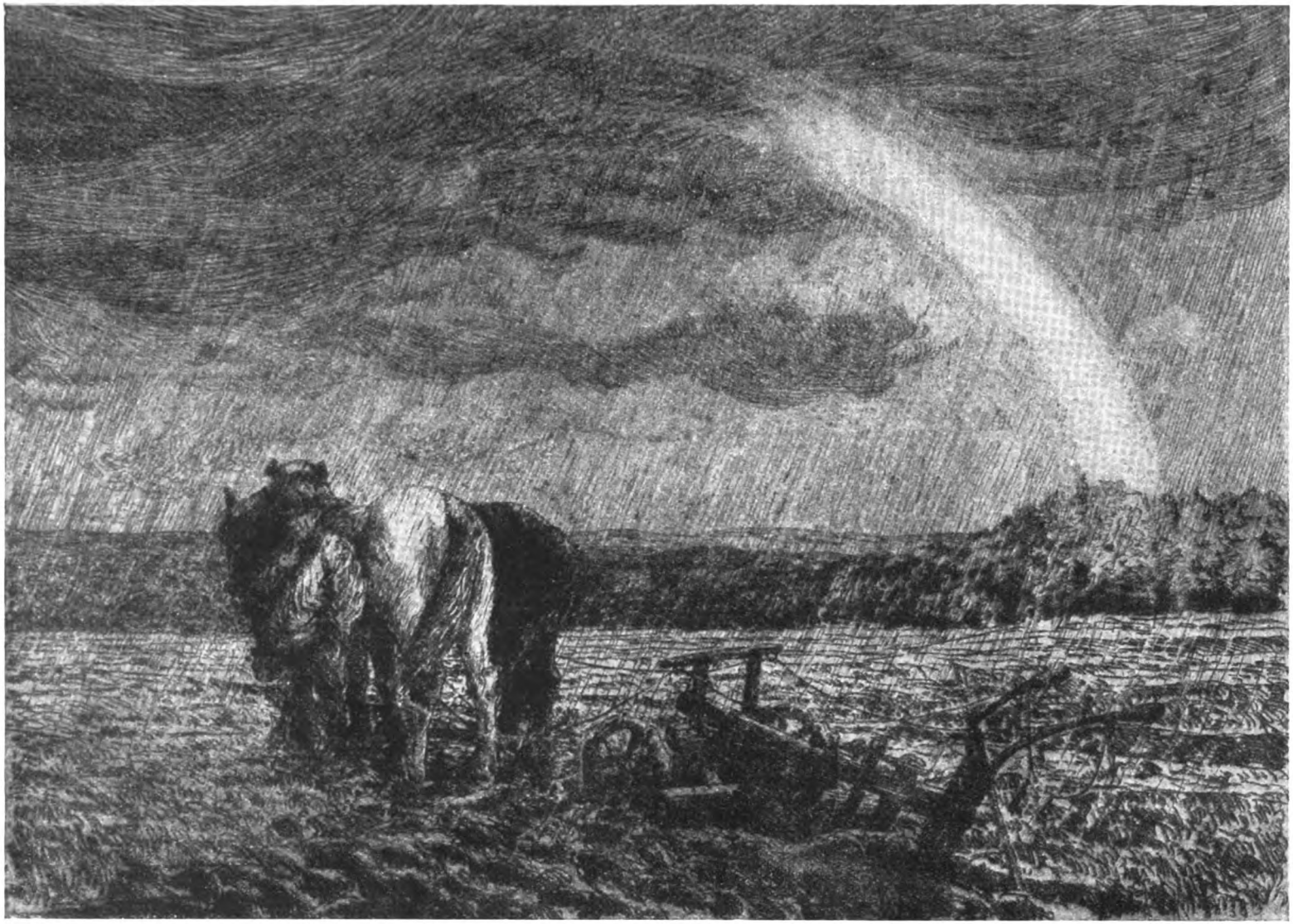
Digitized by Google

GRAF LEOPOLD VON KALCKREUTH

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



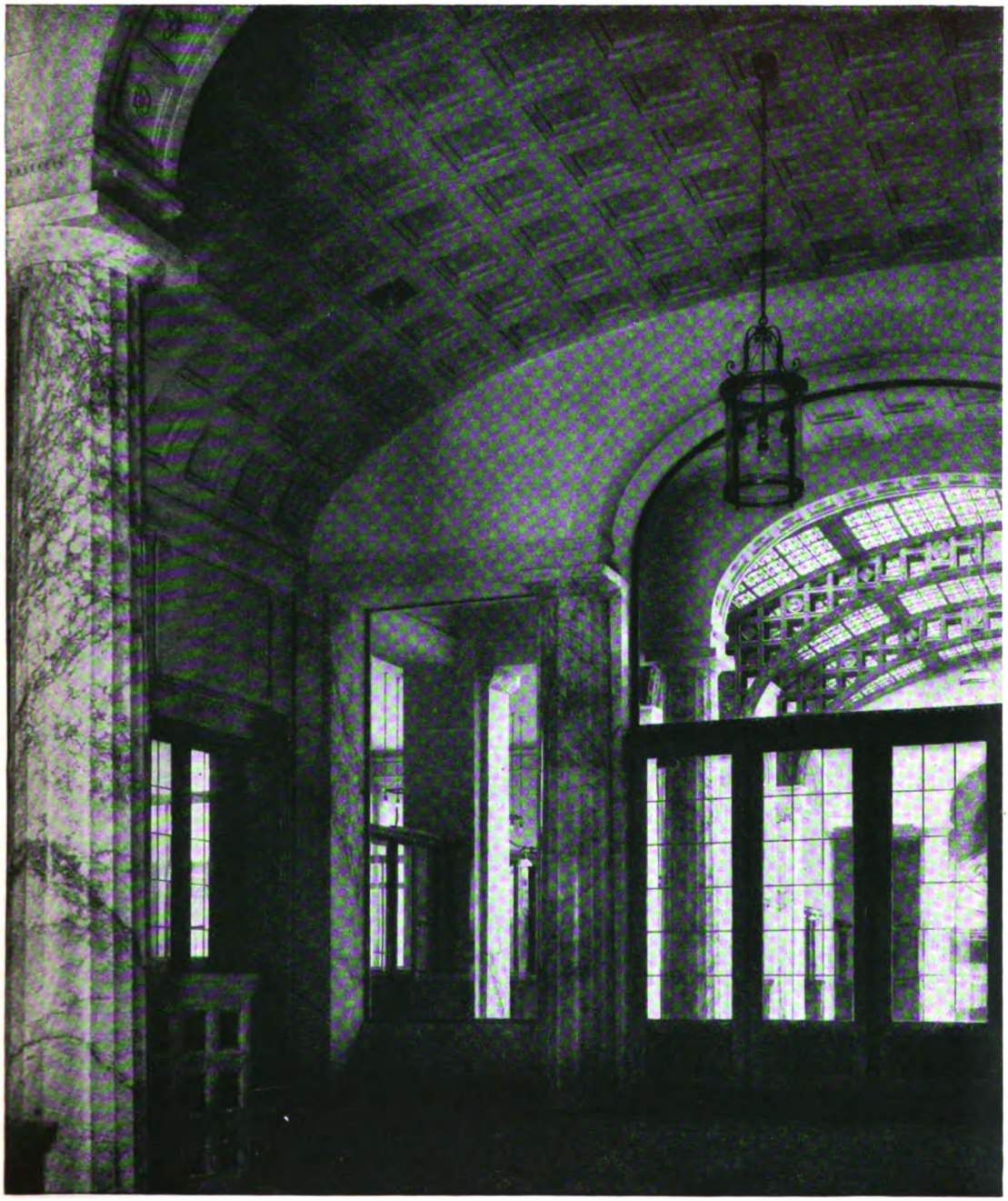
H. OTTO

KW

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



ALFRED MESSEL: AUFGANG ZUR DEUTSCHEN BANK, BERLIN

KW

Digitized by Google

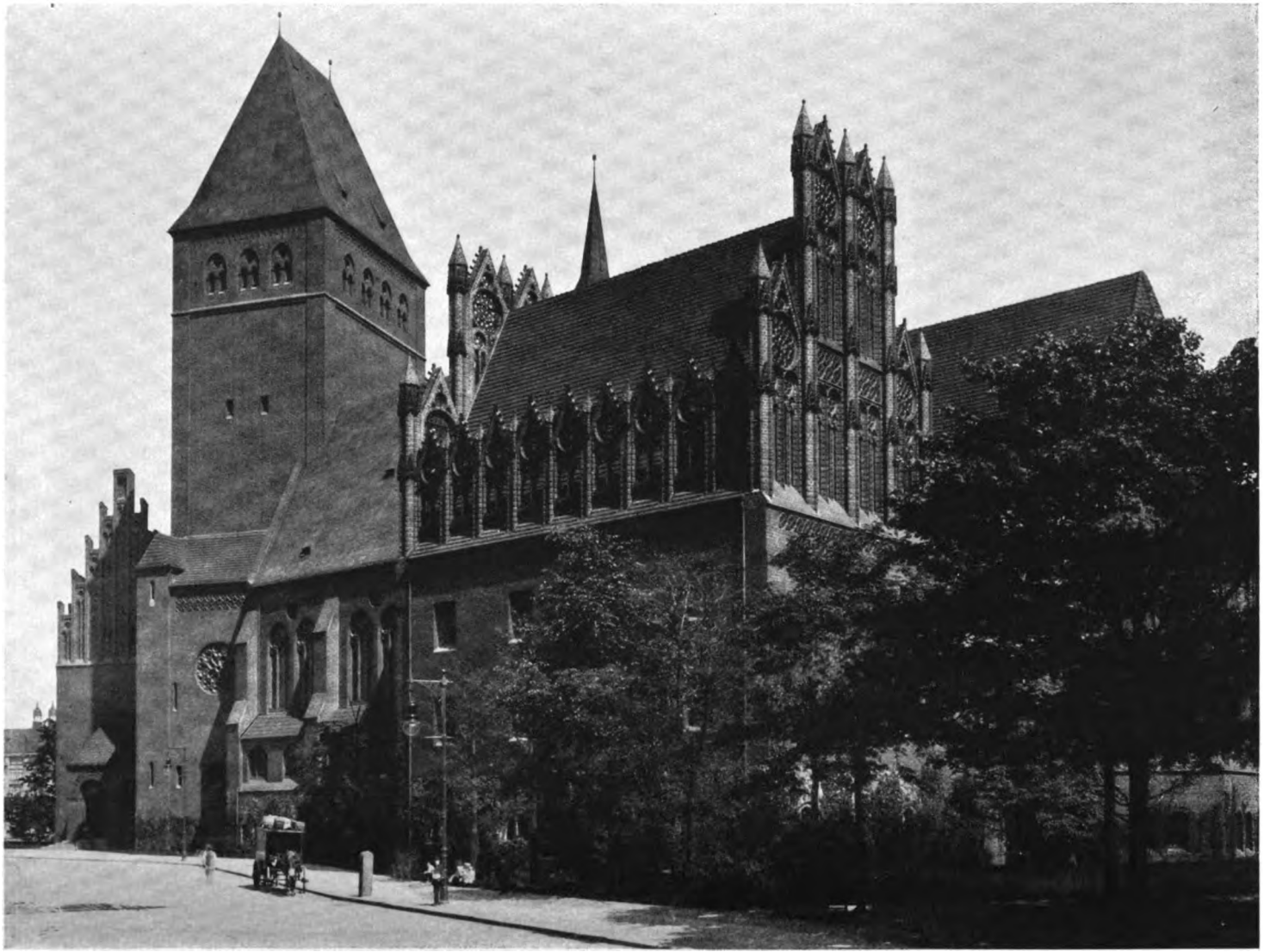


ABB. 1: WILHELM HOFFMANN: MÄRKISCHES MUSEUM, BERLIN

Digitized by Google

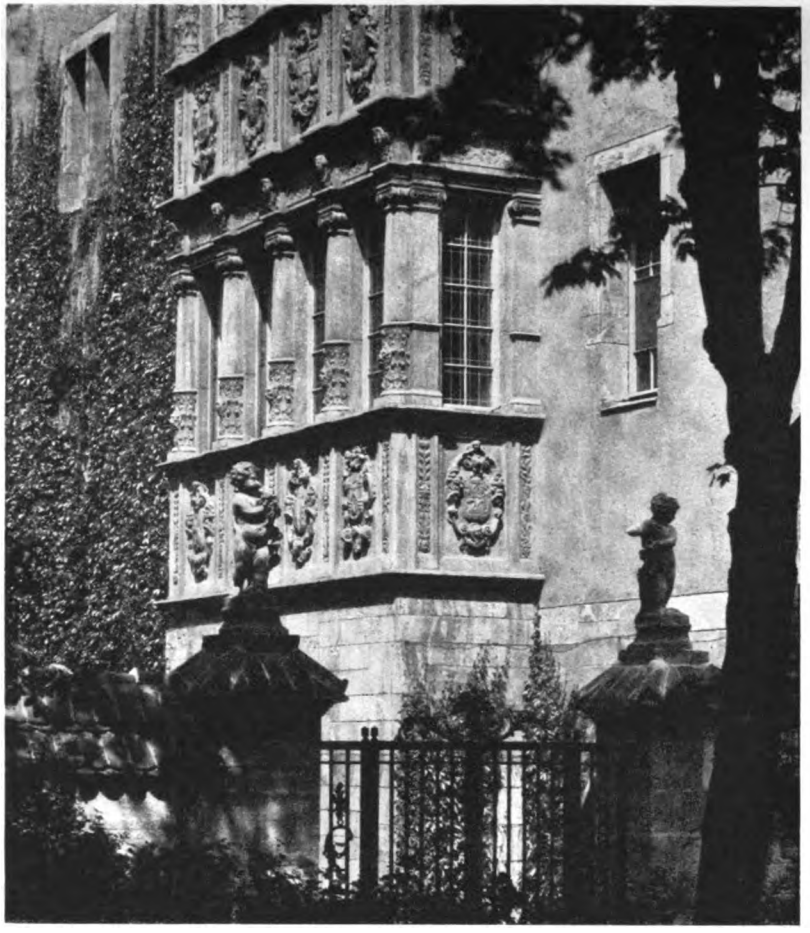
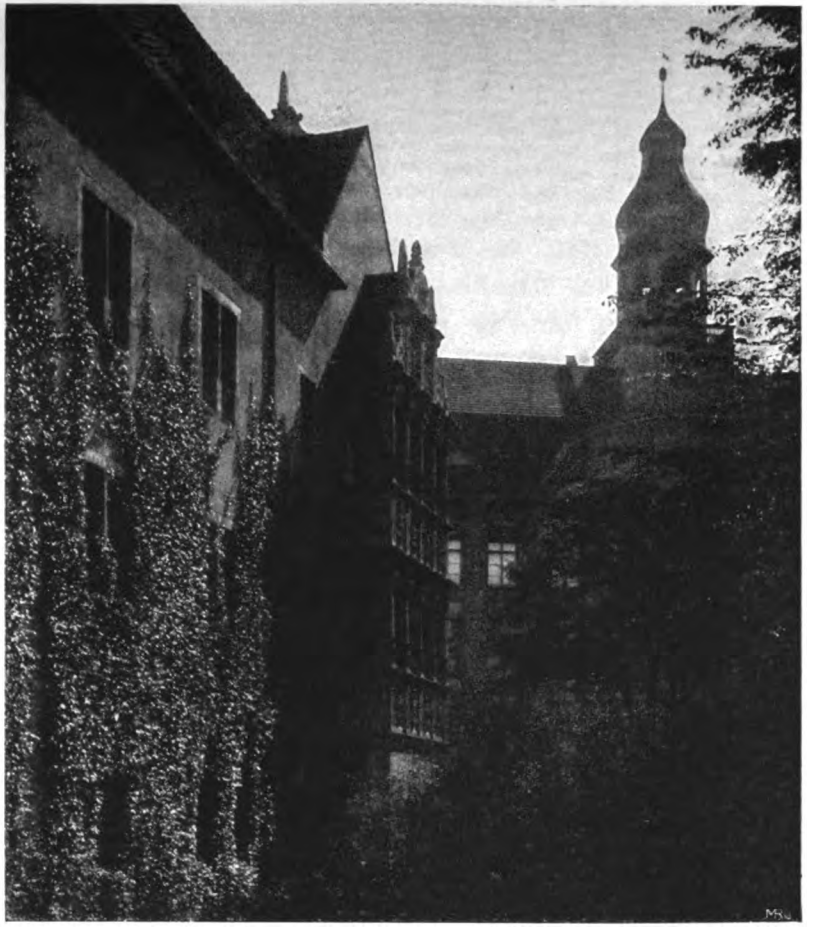


ABB. 2: ERKER AM MÄRKISCHEN MUSEUM



HOFANSICHT AUS DEM MÄRKISCHEN MUSEUM

KW

Digitized by Google

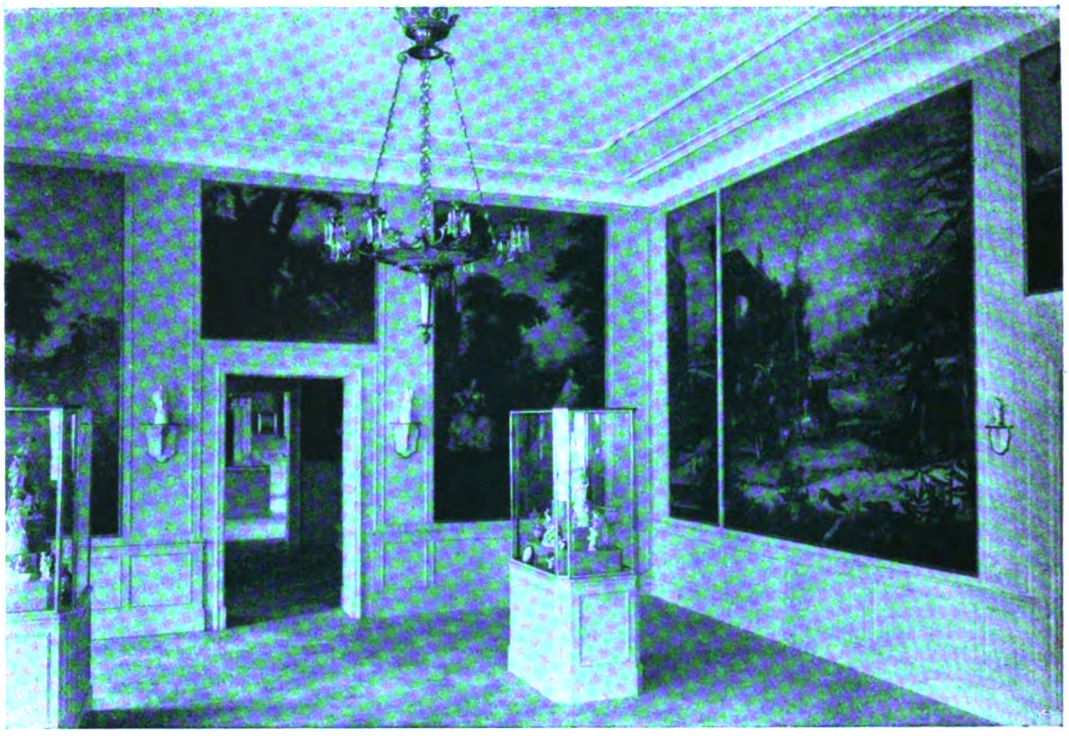


ABB. 4 u. 5: INNENRÄUME AUS DEM MÄRKISCHEN MUSEUM

KW

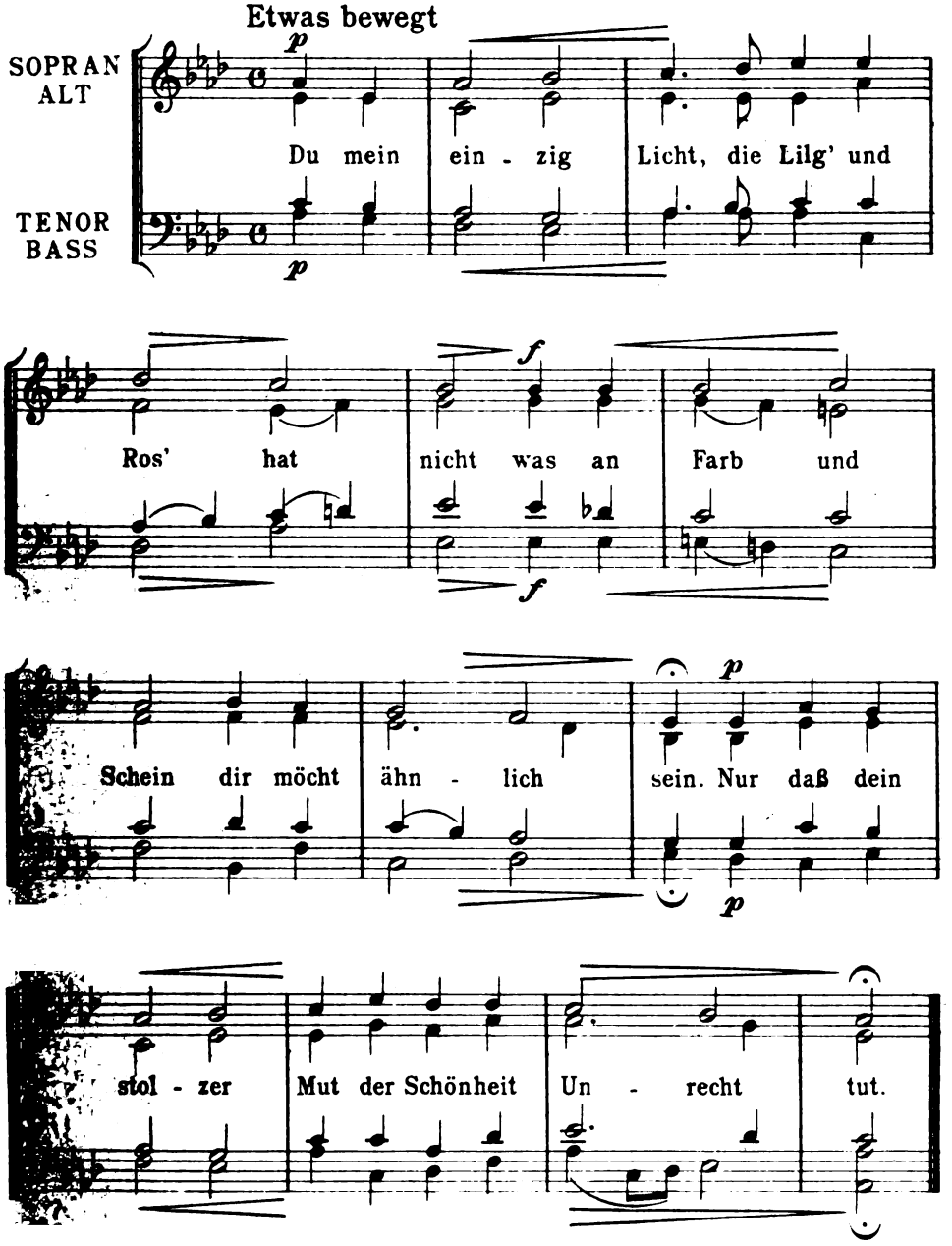
Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

Altdeutsches Liebeslied

(1640)

Gesetzt von H. E. KOCH

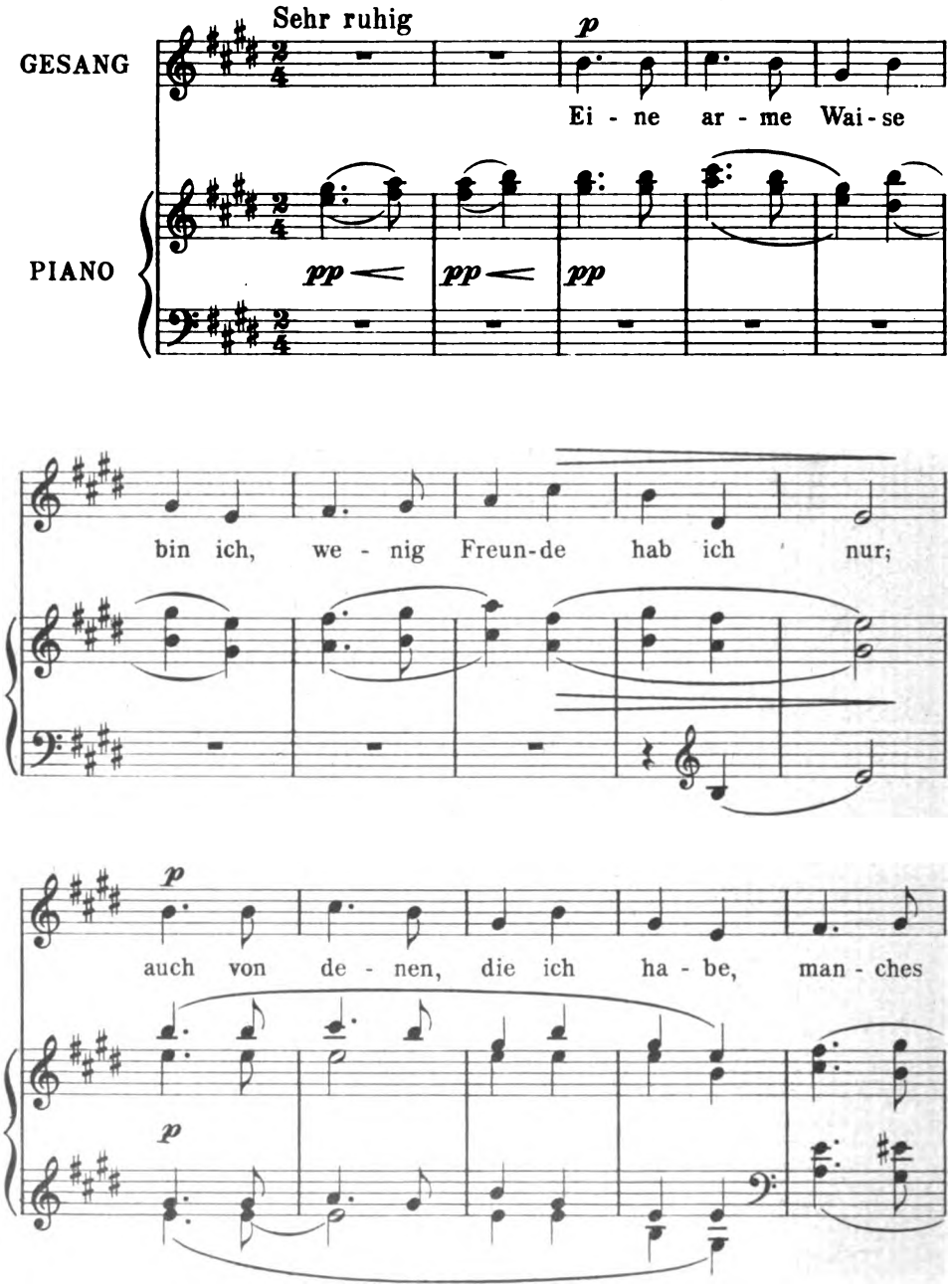


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

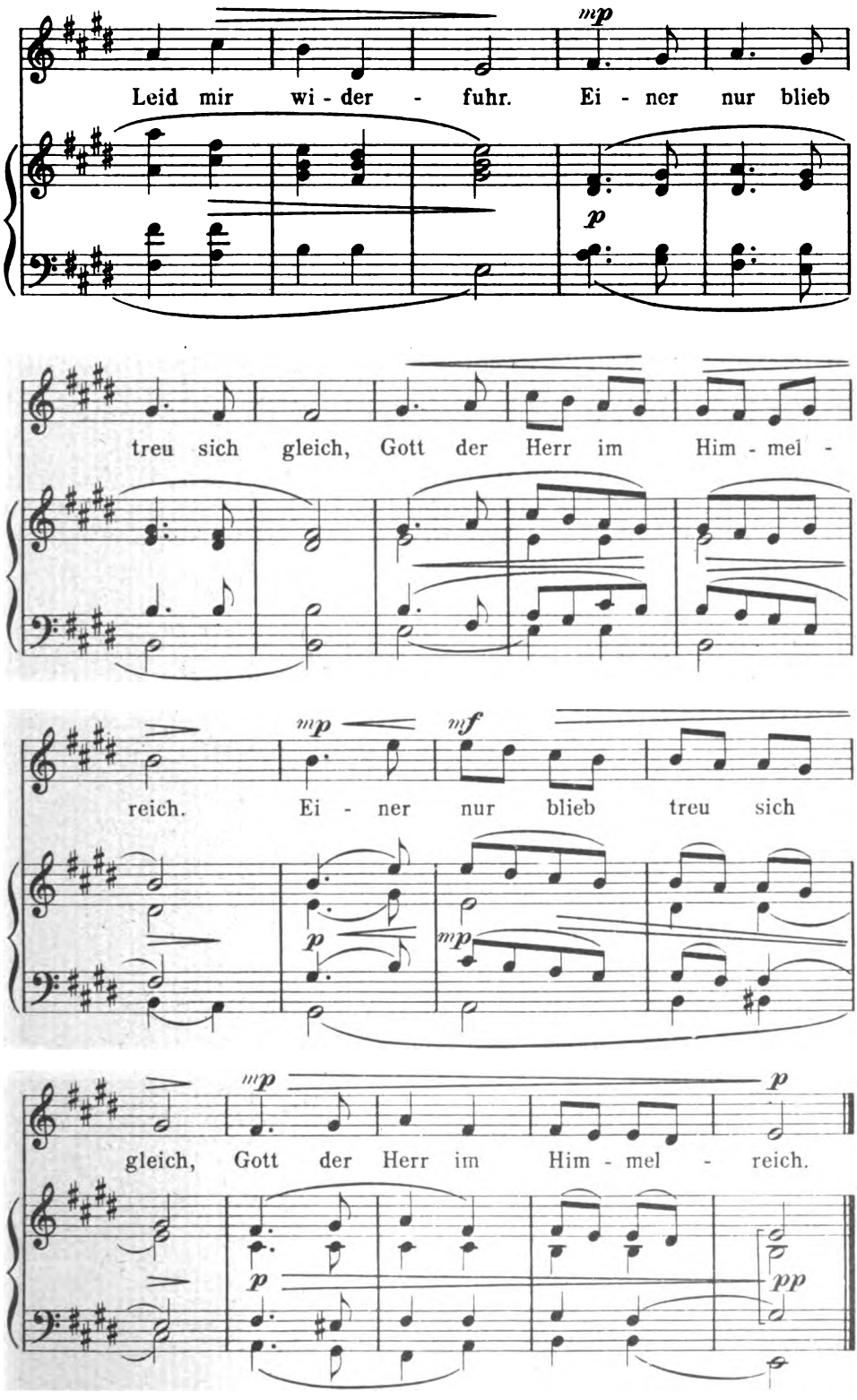
Digitized by Google

Die Waise

Deutsch und gesetzt von
ALFR. JUL. BORUTTAU



Digitized by Google

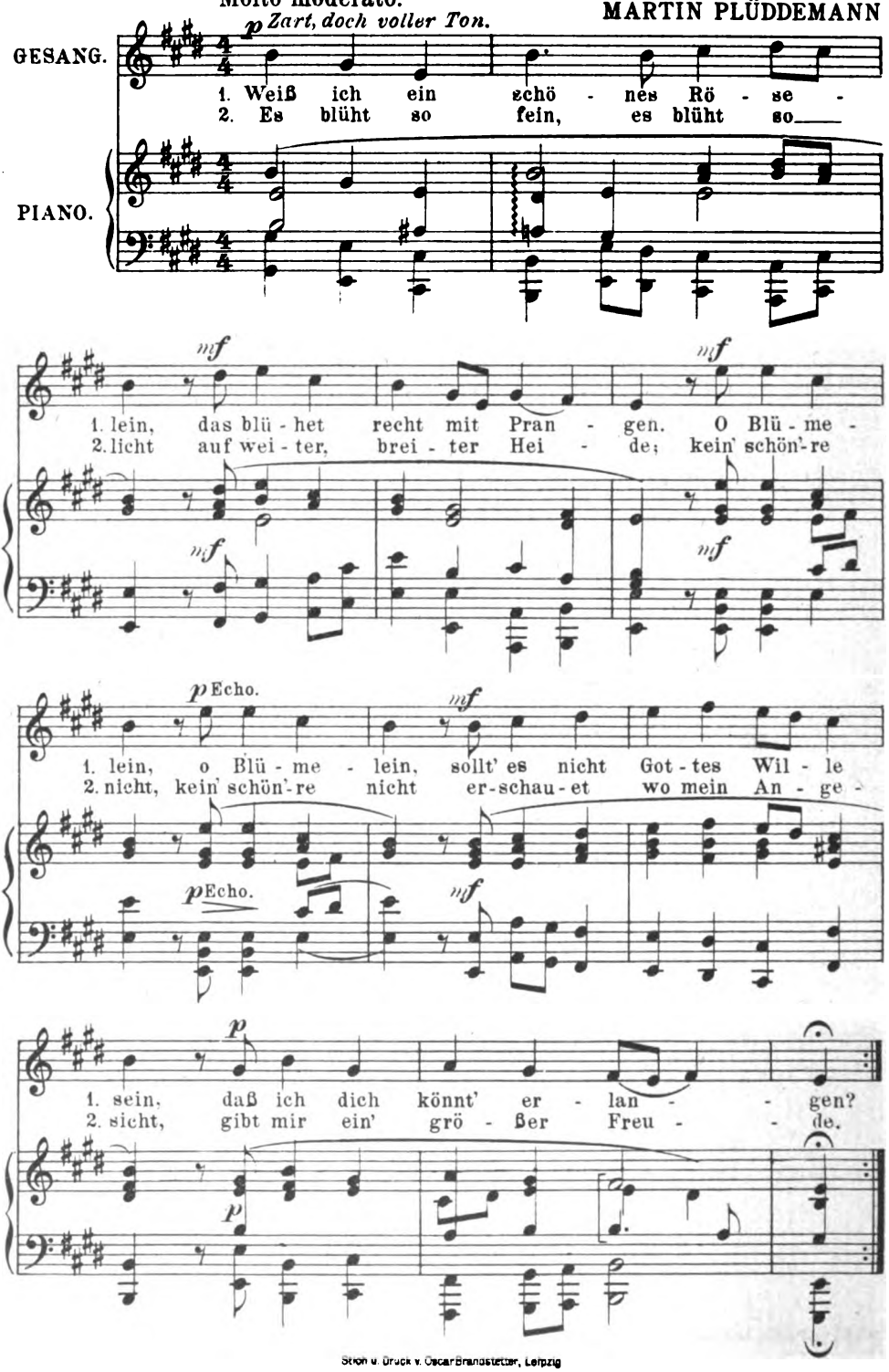


Digitized by Google

Weiss ich ein schönes Röselein.

Molto moderato.

Gesetzt von
MARTIN PLÜDDEMANN



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ADOLF STAEBLI

KW

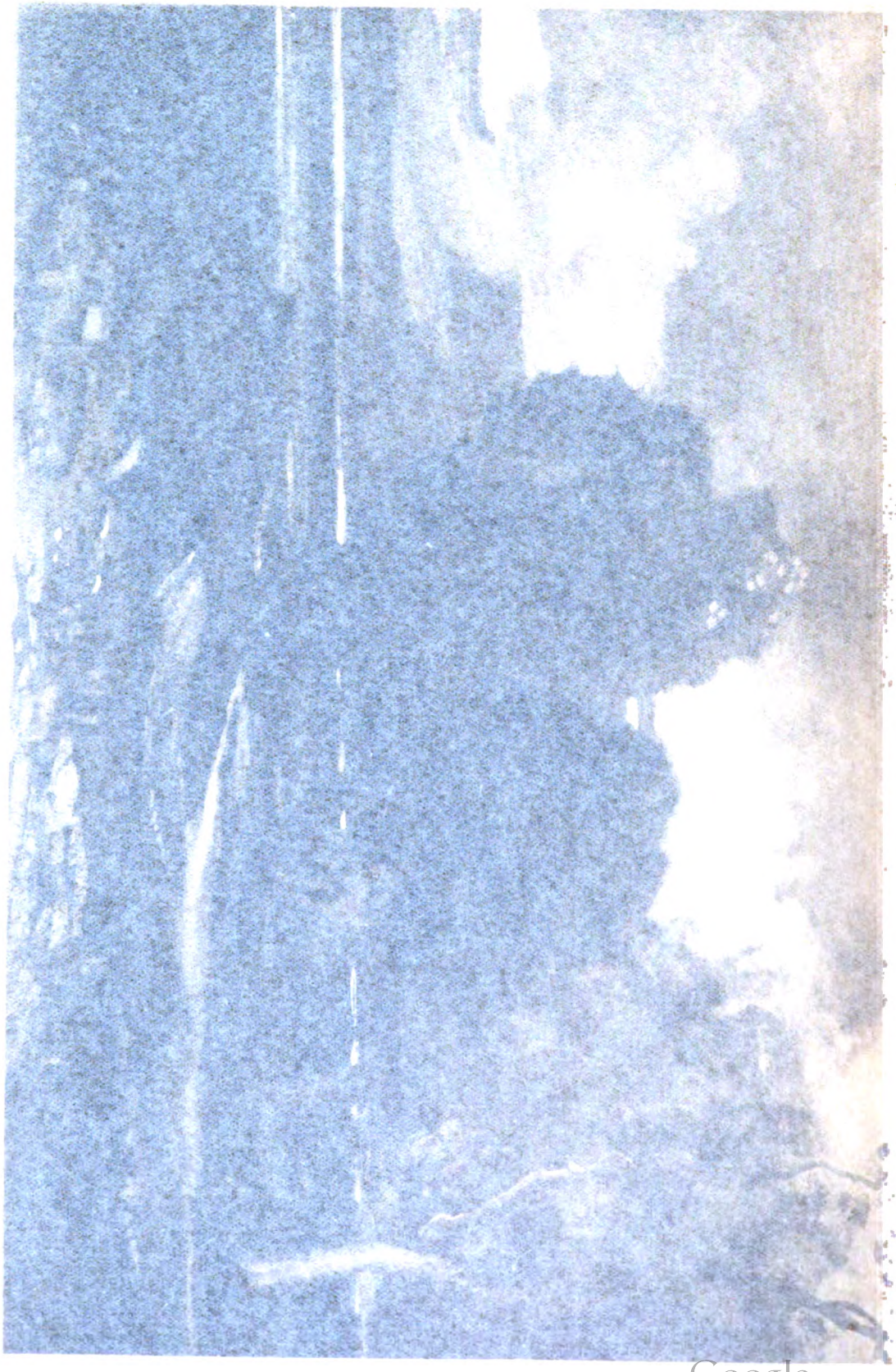
Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Februarheft 1909 Heft 9

Vom Subalternen

Als jetzt in Berlin die Kriminalisten tagten, ward darüber gesprochen, daß die Zahl der jährlichen Polizeistrafen in Deutschland kaum noch abzuschätzen sei. In Stuttgart hab es letzten Jahrs rund 40 000, in Köln 55 000 solcher Verdammungen niedrigsten Grades „gesetzt", aber Stuttgart und Köln sind ja noch lange nicht am eifrigsten tätig in dieser Branche. Fürs ganze Reich schätzte man den „Jahresertrag" an Polizeistrafen auf zehn Millionen Stück. Zehn Millionen Polizeistrafen in einem Jahr! Und wofür? Der Oberlandesgerichtsrat Rosenberg stellte die „Übertretungen" ein bißchen zusammen. Wegen Bettelns, auch wegen Bettelns aus Not, wenn der besondre Notfall nicht unmittelbar nachzuweisen sei. Wegen der kleinsten „Verstöße" gegen die Straßenpolizei-Ordnung. Wegen verzögerter An- oder Abmeldung eines Dienstmädchens. Strafmandate werden erlassen gegen Fremde, die von den hochwohlweislichen Vorschriften, die jeden Ortes andre sein können, keine Ahnung haben. Kommt ein Radfahrer an einem Tag durch zehn Orte, riskiert er unter Umständen zehnmal Strafe. Beispielsweis: wenn er einen Weg befährt, den man nur zu dieser Zeit nicht befahren darf, denn Unkenntnis polizeilicher Vorschriften schützt bekanntlich nicht. Der Droschkenkutscher kann belangt werden, wenn er zwar seine Legitimation bei sich hat, aber nicht die seines Rosses. Oder wenn er mal einschläft oder wenn er mal weggeht — auch wenn er's muß. Dann das Rasenbetreten. Dann die Bauverordnungen. Dann die Hausierverordnungen. Dann die Ladenverordnungen. Und die Wirtshausverordnungen. Und die Beleuchtungsvorschriften. Usw. Usw. Zehn Millionen Polizeistrafen, das bedeutet: durchschnittlich bekommt der Deutsche jedes dritte Jahr eine. Wenn man nämlich Verreiste, Kranke, Gefangene, Kinder einschließlich der Säuglinge beim Wettbewerb um diese Auszeichnungen mittun läßt. Steht man von ihnen ab, sieht man sogar auch von den Wohlhabenden ab, die wenigstens ihr Beruf nicht „gefährdet", beschränkt man sich auf die „kleinen Leute", deren Arbeit sie auf die Straße anweist — wie stellt sich's dann erst?

In England las ich einmal eine Satire, die schilderte den ersten Tag eines deutschen Ankömmlings dort. Schon in Dover beginnt sein Leiden: es gibt keine Bahnhofsuhren, was liegt kaum Beamte, man wiegt sein Gepäck nicht, man gibt ihm keinen Gepäckschein, und als er seine Fahrkarte nimmt, weiß er nicht, wie er fahren „darf", denn es steht nichts von [illegible] oder Personenzug, von Platzkartengebühr oder Fahrkartensteuer [illegible]. Der Mann wird unsicher: was darf er denn, wenn ihm nichts verboten ist, was hat er zu tun, wenn ihm nichts befohlen wird. Er faßt es nicht recht, daß er ganz unkontrolliert nach London fährt und sein Gepäck ohne weiteres am Zuge erhält. Glücklich in seinem Freund gekommen, will er, als strammer Radfahrer, wohl durch die Straßen



Digitized by Google

Vom Subalternen

Als jetzt in Berlin die Kriminalisten tagten, ward darüber gesprochen, daß die Zahl der jährlichen Polizeistrafen in Deutschland kaum noch abzuschätzen sei. In Stuttgart hab es letzten Jahrs rund 40 000, in Köln 53 000 solcher Verdammungen niedrigsten Grades „gesetzt", aber Stuttgart und Köln sind ja noch lange nicht am eifrigsten tätig in dieser Branche. Fürs ganze Reich schätzte man den „Jahresertrag" an Polizeistrafen auf zehn Millionen Stück. Zehn Millionen Polizeistrafen in einem Jahr! Und wofür? Der Oberlandesgerichtsrat Rosenberg stellte die „Übertretungen" ein bißchen zusammen. Wegen Bettelns, auch wegen Bettelns aus Not, wenn der besondre Notfall nicht unmittelbar nachzuweisen sei. Wegen der kleinsten „Verstöße" gegen die Straßenpolizei-Ordnung. Wegen verzögerter An- oder Abmeldung eines Dienstmädchens. Strafmandate werden erlassen gegen Fremde, die von den hochwohlweislichen Vorschriften, die jeden Ortes andre sein können, keine Ahnung haben. Kommt ein Radfahrer an einem Tag durch zehn Orte, riskiert er unter Umständen zehnmal Strafe. Beispielsweis: wenn er einen Weg befährt, den man nur zu dieser Zeit nicht befahren darf, denn Unkenntnis polizeilicher Vorschriften schützt bekanntlich nicht. Der Droschkenkutscher kann belangt werden, wenn er zwar seine Legitimation bei sich hat, aber nicht die seines Rosses. Oder wenn er mal einschläft oder wenn er mal weggeht — auch wenn er's muß. Dann das Rasenbetreten. Dann die Bauverordnungen. Dann die Hausierverordnungen. Dann die Ladenverordnungen. Und die Wirtshausverordnungen. Und die Beleuchtungsvorschriften. Usw. Usw. Zehn Millionen Polizeistrafen, das bedeutet: durchschnittlich bekommt der Deutsche jedes dritte Jahr eine. Wenn man nämlich Verreiste, Kranke, Gefangene, Kinder einschließlich der Säuglinge beim Wettbewerb um diese Auszeichnungen mittun läßt. Sieht man von ihnen ab, sieht man sogar auch von den Wohlhabenden ab, die wenigstens ihr Beruf nicht „gefährdet", beschränkt man sich auf die „kleinen Leute", deren Arbeit sie auf die Straße anweist — wie stellt sich's dann erst?

In England las ich einmal eine Satire, die schilderte den ersten Tag eines deutschen Ankömmlings dort. Schon in Dover beginnt sein Leiden: es gibt keine Bahnhofsperre, man sieht kaum Beamte, man wiegt sein Gepäck nicht, man gibt ihm keinen Gepäckschein, und als er seine Fahrkarte nimmt, weiß er nicht, wie er fahren „darf", denn es steht nichts von Eil- oder Personenzug, von Platzkartengebühr oder Fahrkartensteuer darauf. Der Mann wird unsicher: was darf er denn, wenn ihm nichts verboten ist, was hat er zu tun, wenn ihm nichts befohlen wird? Er faßt es nicht recht, daß er ganz unkontrolliert nach London fährt und sein Gepäck ohne weiteres am Zuge erhält. Glücklich zu seinem Freund gekommen, will er, als strammer Radfahrer, wohl durch die Straßen

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Februarheft 1909 Heft 9

Vom Subalternen

Als jetzt in Berlin die Kriminalisten tagten, ward darüber gesprochen, daß die Zahl der jährlichen Polizeistrafen in Deutschland kaum noch abzuschätzen sei. In Stuttgart hab es letzten Jahrs rund 40 000, in Köln 53 000 solcher Verdammungen niedrigsten Grades „gesetzt", aber Stuttgart und Köln sind ja noch lange nicht am eifrigsten tätig in dieser Branche. Fürs ganze Reich schätzte man den „Jahresertrag" an Polizeistrafen auf zehn Millionen Stück. Zehn Millionen Polizeistrafen in einem Jahr! Und wofür? Der Oberlandesgerichtsrat Rosenberg stellte die „Übertretungen" ein bißchen zusammen. Wegen Bettelns, auch wegen Bettelns aus Not, wenn der besondre Notfall nicht unmittelbar nachzuweisen sei. Wegen der kleinsten „Verstöße" gegen die Straßenpolizei-Ordnung. Wegen verzögerter An- oder Abmeldung eines Dienstmädchens. Strafmandate werden erlassen gegen Fremde, die von den hochwohlweislichen Vorschriften, die jeden Ortes andre sein können, keine Ahnung haben. Kommt ein Radfahrer an einem Tag durch zehn Orte, riskiert er unter Umständen zehnmal Strafe. Beispielsweis: wenn er einen Weg befährt, den man nur zu dieser Zeit nicht befahren darf, denn Unkenntnis polizeilicher Vorschriften schützt bekanntlich nicht. Der Droschkenkutscher kann belangt werden, wenn er zwar seine Legitimation bei sich hat, aber nicht die seines Rosses. Oder wenn er mal einschläft oder wenn er mal weggeht — auch wenn er's muß. Dann das Rasenbetreten. Dann die Bauverordnungen. Dann die Hausierverordnungen. Dann die Ladenverordnungen. Und die Wirtshausverordnungen. Und die Beleuchtungsvorschriften. Usw. Usw. Zehn Millionen Polizeistrafen, das bedeutet: durchschnittlich bekommt der Deutsche jedes dritte Jahr eine. Wenn man nämlich Verreiste, Kranke, Gefangene, Kinder einschließlich der Säuglinge beim Wettbewerb um diese Auszeichnungen mittun läßt. Sieht man von ihnen ab, sieht man sogar auch von den Wohlhabenden ab, die wenigstens ihr Beruf nicht „gefährdet", beschränkt man sich auf die „kleinen Leute", deren Arbeit sie auf die Straße anweist — wie stellt sich's dann erst?

In England las ich einmal eine Satire, die schilderte den ersten Tag eines deutschen Ankömmlings dort. Schon in Dover beginnt sein Leiden: es gibt keine Bahnhofsperre, man sieht kaum Beamte, man wiegt sein Gepäck nicht, man gibt ihm keinen Gepäckschein, und als er seine Fahrkarte nimmt, weiß er nicht, wie er fahren „darf", denn es steht nichts von Eil- oder Personenzug, von Platzkartengebühr oder Fahrkartensteuer darauf. Der Mann wird unsicher: was darf er denn, wenn ihm nichts verboten ist, was hat er zu tun, wenn ihm nichts befohlen wird? Er faßt es nicht recht, daß er ganz unkontrolliert nach London fährt und sein Gepäck ohne weiteres am Zuge erhält. Glücklich zu seinem Freund gekommen, will er, als strammer Radfahrer, wohl durch die Straßen

Digitized by Google

fahren — aber wo darf er? „Wo Platz ist", sagt sein Freund, — aber das ist doch im Ernst nicht zu denken, daß man rechts oder links oder mitten durch fahren kann. Peinlich! Er kommt in die Parke — gottlob, da sind wenigstens eine Menge Geländer, man weiß, wo man gehn darf. Ach, jetzt sieht er mit Staunen, daß die Leute ruhig darübersteigen und mitten durchs Grün gehn — unfaßbar: der Polizist tut nichts. Er erkundigt sich: die Gehege, sagt der Uniformmann, sind nur fürs Vieh. Aber endlich ein heimischer Eindruck: Polizisten geleiten einen Aufzug. Englisch versteht er, er hört den Reden zu. Gegen Regierung und König, sogar gegen die Sozialdemokratie spricht ein brünstiger Anarchist. Gegen alle göttliche und menschliche Ordnung! Und unerhört: die Polizisten sorgen dafür, daß er nicht gestört wird, denn zu reden ist sein Recht. Den kontinentalen Hörer faßt Grausen an: mit der nächsten Gelegenheit flüchtet er aus dem Lande, „das keine Ordnung kennt".

Das war eine nichts weniger als deutschenfreundliche Satire, mit einem guten Schuß Gehässigkeit in besonders unfreundlicher Zeit geschrieben. Ich bekenne: ich habe mich schwer über sie geärgert. Aber warum glückte mir das Mitlachen so wenig wie das Achselzucken? Weil ihre Übertreibungen nicht toll genug waren, um als reine Satire zu wirken, weil sich hier Unsinniges mit der Absicht nach tatsächlich Zutreffendem mischte. Es ist wirklich verblüffend für unsereinen, was jenseits des Kanals alles „geht", das bei uns nicht „ginge". Wirklich nicht ginge. Weil unser Volk so traurig gängelbedürftig, so entwöhnt jeder Sichselbsterziehung, so ganz und gar verzogen ist. Zehn Millionen Polizeistrafmandate jährlich!

Englische Verhältnisse müssen wir immer wieder zum Vergleiche heranziehen, so närrisch wir wären, wenn wir dortige Einrichtungen einfach übertragen wollten. Müssen sie heranziehen, weil sie uns zeigen, wie ein in vielfacher Hinsicht minder, politisch aber mehr als das unsrige begabtes Volk in merkwürdiger Durchdringung konservativen und fortschrittlichen Wesens eine reinere germanische Zivilisation erreicht, als wir. Im übrigen geht uns der Eindruck, den wir im Ausland machen, ja nicht viel weiter an, als er Ausdruck unsres eignen Wesens zeigt. Als Spiegel muß er uns wichtig sein, um uns zu sehn. Was uns der Spiegel zeigt, zu deuten, bleibt unsre Sache. So werden wir uns über einen einzelnen, made in England, nicht gar so sehr zu erregen brauchen. Wenn aber alle Spiegel um einen Mann herum behaupten: diesen Buckel da hast du auf deinem Kopf, so macht ihn das doch wohl an seines Scheitels Glätte bedenklicher als an der Reinheit der Spiegelgläser. Und so verschiedenartig die Spiegel um unser Vaterland in allen vier Himmelsgegenden gemacht sind, es gibt einige Kopfbuckel, von denen sie in Nord, Ost, Süd und West bei Engländern, Skandinaviern, Russen, Italienern und Franzosen alle miteinander behaupten: der Durchschnittsdeutsche hätte sie.

Streberei, die unfair und nicht gentlemanlike sei, Auftrumpfen und Renommieren, Lautsein und Sichvordrängen, dann wieder: Mangel an Nationalstolz, Schimpfen aufs Deutsche, Unterkriechen beim Fremden und besonders: Kleinlichkeit. Aber wozu alle Vor-

Digitized by Google

würfe aufzählen, die zum größten Teile doch immer Verallgemeinerungen aus oberflächlichen Einzelbeobachtungen sind! Genug, daß sich fast alle Bemängelungen des Durchschnittsdeutschen auf zwei Gruppen von Eigenschaften zurückführen lassen, die wieder nur von zwei Seiten her eine einzige kennzeichnen. Der Durchschnittsdeutsche, behaupten sie rings, zeigt mehr als der Durchschnittsausländer der meisten Kulturnationen Eigenschaften des Subalternen. Und ich fürchte, darin haben sie recht. In keinem Lande wenigstens, in dem ich gereist bin, habe ich so oft bemerkt, daß man sich im Verkehr mit andern entweder über- oder untergeordnet fühlte, daß man irgendein Abhängigkeitsverhältnis gefühlsmäßig herstellte, daß man überhaupt an den unglückseligen Begriff „Rang" dachte. Man tritt anderswo voraussetzungsloser als Mensch zum Menschen, das besondere Verhältnis zum andern spielt überhaupt keine solche Rolle, und man bleibt deshalb freier, natürlicher. Bei uns fühlt sich schon der kleine Beamte als seines Publikums Vorgesetzten oder, wenn es sozial „höhergestellt" ist, als seinen Untergebenen. Über unsern Respekt vor der Uniform hat ja beim Hauptmann von Köpenick die ganze Welt gelacht. Der kleine Kaufmann, dem ich Geld bringe, dienert vor mir. Die offizielle Bestätigung, daß man was „Besseres" sei, bringen Titel und Orden — sie können so albern sein, wie sie wollen, bei welchem „freien" Volke sind sie mehr erstrebt, als bei uns!

Woher kommt das alles? Wir genießen am längsten von den Völkern der allgemeinen Wehrpflicht. Haben Militäranwärtertum und Reserveleutnantwesen uns neben ihrem Segen diesen Unsegen gebracht? Oder ist fremder Einschlag aus dem Ostelbischen dabei? Jedenfalls steht es damit in den rein germanischen Gegenden Deutschlands am wenigsten schlimm. Doch nützen die Ursprungsrecherchen wohl nicht viel — wären wir nur die Tatsache los!

Denn diese Erscheinungen sind bösartiger als bloß lächerlich. Das Subalterne wirkt als eine fortdauernde hemmende Suggerierung der Persönlichkeitskräfte und damit nicht nur des „höchsten Glücks der Erdenkinder", sondern auch der besten nationalen Kraft. Schweigen wir ganz von Würdefragen und von den ästhetischen Unerquicklichkeiten des subalternen Geistes. Der dient auch mit seinem Willen und Intellekt dem Ganzen nicht besser, als der Kadavergehorsam dem Heere, wo man bekanntlich die Entschlußfähigkeit auch des einfachen Soldaten mehr und mehr zu entwickeln strebt.

Auf dem Kriminalistentage hat man von den „Stacheldrahtzäunen" gesprochen, die sich mit all den Verordnungen um den Lebensweg des deutschen Bürgers ziehn. An andrer Stelle sprach man von dem „wahnsinnigen Haß", den „just bei kleinen Leuten die ewige Schurigelei und Straferei entfacht", „wie unser braves und grundkonservatives Volk dadurch dem rotesten Radikalismus geradezu in die Arme gejagt wird". „Mit Schuljungen, die bei jeder Gelegenheit einen Tadel ins Klassenbuch erhalten, mit sechzig Millionen Übeltätern, hinter denen dauernd Gendarmen, Schutzleute und ein Gewimmel von Strafmandatschreibern, Richtern, Gerichtsvollziehern stehen, baut man das Deutschland der Zukunft nicht." In der „Umwandlung des vormärzlichen Untertans in einen aufrechten Staats-

Digitized by Google

bürger" sieht ein konservativer Schriftsteller den letzten Schutz gegen den Umsturz. Man verlangt, daß den kleinen und kleinsten Behörden die Wonne der Reglementiererei und Verbieterei beschnitten oder entzogen werde. Man erhofft, daß ein Überweisen womöglich aller Übertretungssachen vor den Richter infolge der zu erwartenden Verzweiflung eine Regulierung erzwingen könne. Wie schwer hier das Bessern ist, wissen wir alle, wenn wir auf unser Volk in seinen Massen blicken. Die haben ja oft so wenig Selbstzucht, daß kaum ein paar tausend Leute beieinander stehen können ohne Gedränge — wo die Aufsicht fehlt. Daß sie in den Ziergärten Blumen und Zweige abreißen — wenn kein Uniformierter Wache hält. Daß nicht zehn miteinander debattieren können, ohne sich über die Munde zu fahren — wo eine Leitung fehlt. Daß sie sich ihre eignen Heimaten auch selbst ruinieren — wenn keine Vorschriften das verhindern. Mit andern Worten: daß sich Erwachsene wie dumme Jungen benehmen. Wie halbe Kinder, die glauben, das Überdenstrangschlagen an sich sei „die Freiheit". Unser Volk begreift ja nur ausnahmsweise, daß „meine Freiheit" allein bedeuten kann: Übernahme des ordnenden Prinzips vom Schutzmann in mich selber. Mit andern Worten: Selbstzucht statt Fuchtel. Zugegeben, das Kommandieren von draußen kann nur in dem Maße zurückweichen, wie das Sich-selber-regieren-können wächst. Aber eben deshalb muß man's wachsen lassen, muß es anregen, nicht hemmen. Es wächst nicht, wenn's auf allen Seiten eingezwängt ist. Und der gute Wille setzt Einsicht voraus, deshalb liegt der Kern des Problems dort, wo die Einsicht liegt. Das Aufkommandieren der Ordnung muß nach und nach dadurch ersetzt werden, daß ein Verstehen der Ordnungsnotwendigkeit von innen heraus den Willen zur Ordnung erzeugt. Erst das Verstehen für andre Rechte gibt ja dem einzelnen die Möglichkeit, seine eigenen Rechte zu verstehen und frei zu gebrauchen. Wir müssen mehr und mehr vom Kommandieren zum Erziehen kommen. Während wir vorläufig das Erziehen der Massen zur Staatsbürgerfähigkeit fast nur den Parteien überlassen. Vor allem den Sozialdemokraten, — über deren Disziplin wir dann mit Spott oder Ärger sprechen.

Einzelratschläge können wir nur geben, wo wir etwas vom Einzelnen verstehen. Sonst gilt hier das satirische: „Da seh Er zu" — es ist nicht unsre Sache, den Regierenden über unser Gebiet hinaus Dilettanten-Ratschläge zu geben. Unsre Sache ist, am Bewußtmachen tiefer Schäden so mitzuhelfen, daß die Befähigten und Berufenen im Volk besseren Willen zur Mitarbeit finden, wenn sie zu Reformen schreiten, und selber stärker empfinden, wo Reformen not tun. Was die Sozialdemokraten für ihre Genossen konnten, Disziplin aus dem Begreifen ihrer Notwendigkeit für den besonderen Parteizweck zu schaffen, sollten wir das nicht ohne Rücksicht auf Parteien im ganzen Volk anstreben können? Ob mit viel oder wenig Aussicht ist ganz gleich. Wir müssen's versuchen, weil wir es zur Stärkung der Volkskraft brauchen.

Und so wollen wir auch mit flüchtigem Hinweis an all dem vorbeigehen, was der verwünschte Kommandiergeist uns Freunden einer

Digitized by Google

ästhetischen Kultur im besondern genommen hat. Wollen nur noch einmal daran erinnern, wieviel gute Bräuche als grober Unfug erstickt, wieviel Dörfer, wieviel Städte, wieviel ganze Gaue in ihren Bauten und Anlagen unter tapferster Mithilfe der Verordnungen verkleinlicht und verderbt worden sind, kurz: wieviel Blumen der Subalternismus nicht gepflückt, sondern ausgerissen hat, deren vertrocknete Reste jetzt die Drahtkultur zusammenbindet. Zum Schutze bedrohter Güter werden wir das Kommandieren noch lange nicht entbehren können, müssen wir es selber sogar noch anrufen, so lange wir kein Volk von Freien sind. Gerade das sollte uns der schmerzhafteste Sporn sein, die Erziehung zur Freiheit unserm Wollen immer im Vordergrunde zu halten.

Wäre das nur endlich „zu lebendiger Zeit Unnützes Erinnern Und vergeblicher Streit"! Unser politisches Wohlergehn ist jetzt im Tiefstand, darüber sind wir alle einig. Brauchten aber deshalb nicht trostlos zu sein, wenn wir's nur endlich ernst nähmen mit der Besserung, mit gründlicher, vom Nähren der Wurzeln an. Das subjektive Hochgefühl gibt bekanntlich keine Bürgschaft für wahre Vollkraft, sonst wäre der im ersten Stadium Berauschte der kräftigste Mann. Wir hatten vom Grande Nation-Champagner 1870 so viel herübergeholt, daß wir selber daran einigermaßen zu Gewohnheitstrinkern geworden waren. Jetzt tut uns der Kopf weh. Machen wir uns in dieser Nüchternheit klar, daß wir nur dann ein Recht haben, die Welt zu führen, wenn wir möglichst wenig von einer großen Herde und möglichst viel von einer Nation auch innerlich freier Menschen vor uns haben, und nur dann die Macht dazu, wenn wir unsre nationalen Kräfte entwickeln und organisieren. A

Wildenbruch

Es ist keiner unter uns, der nicht über irgend etwas Wildenbruchisches schon den Kopf geschüttelt hat, es sind wenige unter uns, die nicht vor der oder jener Stelle in seinen Dichtungen sogar mit einem „unglaublich!" sich abgewendet haben, und es werden in unserm Leserkreise nur vereinzelte sein, die in Wildenbruch einen wahrhaft überragenden, einen großen Geist sahen. Aber trotz alledem: wo sind die, die jetzt nicht das Gefühl eines schweren, ja: eines kaum ersetzlichen Verlustes haben? Wildenbruch bedeutete etwas in unsrer Kunst, aber weit über seine Bedeutung als Dichter hinaus ging seine Bedeutung für unser nationales Leben. Gar kein Zweifel: es ist einer gestorben, um den wir alle klagen dürfen.

Unter unsern Bühnendichtern möchte ich ihn das stärkste Talent von all denen nennen, denen die Hemmungen zu oft versagen. Er war, schreibt man, „ganz Temperament", „ganz Affekt", und so hat schon sein warmer Fürsprech Bartels in Erinnerung an Otto Ludwigs Schillerkritik von ihm zugegeben, daß ihm zum großen Dramatiker die große Leidenschaft fehle. Leidenschaft zwingt das ganze Sein in die Richtung auf ein einziges Ziel; was rechts und links am Wege liegt, ist ihr nur in Beziehung zu diesem Ziel bedeutsam; alle Wünsche wirbt sie zu Dienerinnen des Handelns auf dieses Ziel; alle Ge-

Digitized by Google

danken formt sie um zu Helfern für dieses Ziel; und so steigert sie die Gesamtkraft zu einseitiger aber auf dieses Eine in Rücksichtslosigkeit gegen das andre voll gesammelter Energie. Darum erscheint der Mensch kraftvoll, darum „groß“ in der Leidenschaft, mächtiger, als irgend sonst. Anders die bloße „Leidenschaftlichkeit“, der Affekt, bei dem schon Kant betont: wo viel Affekt ist, ist wenig Leidenschaft. Die Leidenschaft ordnet alles unter das Ziel, der Affekt bedeutet Aufgeregtwerden durch das, was gerade am Wege ist. Hebbel war Leidenschaftsdramatiker, er, der doch kurzsichtigen Blicken so kalt erscheinen konnte, daß man bei ihm von der Phantasie sprach, „die unterm Eise brütet“. Shakespere war's, der mit sachlichen Weltbildern auch in Ruhe, auch mit Komik unabwendbar sicher an dem Einen spann, dem in der Tiefe seine oder seiner Gestalten Leidenschaft nachging, jeder große Dramatiker war's. Wildenbruch aber hatte wohl immer hohe Gestimmtheit, und in allgemein menschlichem Sinne auch Leidenschaft, denn seine Vaterlandsliebe durchdrang ihm jede Faser. Aber dem Dichter in ihm stellten sich, darf ich so sagen, die Kulissen vor den Hintergrund, stellte sich die Situation vor das Ziel in der Ferne. Wenn seine Bilder zu spielen begannen, spielten sie leicht mit ihm. Die Bilder, die *Erscheinungen* der Menschen und Dinge, nicht ihr Wesen, ihr Wesen wandelte sich gerade unter der Übermacht der Bilder. Wie oft haben wir den Eindruck, daß nicht er den Stoff, daß der Stoff ihn hat. Der Stoff oder die Stimmung oder die Szene. Oft könnte man sagen: daß das Theater ihn hat. Denn darin lag ja sein Bühnentalent, das als solches ganz außerordentlich groß war: er sah in der Tat alles als Situation, alles als Szene. *Darin* war er vielen überlegen, deren eigentliche Dichterkraft der seinen überlegen war. Und im Publikum „packte“ er dadurch tausende, die vielleicht vom echten Dramatiker nicht gepackt worden wären. Man mußte selber den tiefen Drang nach Wahrheit, nach Möglichkeit, nach der Einheitlichkeit des Seienden haben, mußte auch in dieser Welt *erfahren* sein, um nicht mitzugehn. Wildenbruch selber fehlte das, wenn er im Rausch des Poeten war, er konnte dann bis zu Unmöglichkeiten der Handlung, bis zur Umkehrung der Charaktere, bis zur tönenden Phrase der Rede kommen und bis zu einer Äußerlichkeit der Aufregung, die dem anspruchsvollen Geist nichts mehr sagte, als: daß dort ein Lärmen war.

Und dieses Versagen dürfen wir nicht einmal *allein* auf ein Zuviel an Temperament zurückführen, sondern auch auf ein Zuwenig an andern Eigenschaften. Wildenbruchs Selbstkritik war wirklich erstaunlich schwach im Vergleich zu seinen Affekten, er hätte sonst wenigstens nach dem Schaffensrausch die Mängel erkennen müssen. Er war kein starker Psycholog, war wohl auch keine weit überragende Intelligenz. Man würde aus seinen Werken überhaupt kaum den Eindruck gewinnen, daß er mit den Problemen des Daseins in persönlichem Kampfe rang. Er kam mit wundersam wenig Skepsis, mit erstaunlich wenig Fragen an das Schicksal aus. Er war im Denken fast kindlicher Dogmatiker; er trug seine Ideale als unverrückbare Tatsachen im Herzen; er fühlte sich in einem sichern Wissen, was recht und gut sei, und kaum schien ihm selbst die Frage schwierig, wie man's

Digitized by Google

denn nun verwirklichen solle. Aber darin lag ja wieder eine Stärke überall, wo die Rätsel aus den Dunkeln nicht ins Helle hineinragten. Er hatte es leichter als andre, nicht „ja . . aber", sondern „ja — also" zu sagen. Und tat es unbekümmert. Seine Tat war eigentlich nicht das Dichten, das Gestalten gemäß den Gesetzen der Welt, sondern das Reden, das Propagieren einer Idee. Und zwar nicht einer neuen, jungen, einer erst werdenden Idee, die sich ihre Anhänger erst werben muß. Wildenbruch war in gewissem Sinne unter den Deutschnationalen der erste Volksredner unsrer Zeit. Er war kein Erweiterer unseres Verhältnisses zur Welt, er zeigte in keine noch unerschlossenen Tiefen und führte auf keine vereisten Höhen zu nie gesehenen Fernblicken, aber er war Sprecher seines Volks, soweit es beim Preußen- und Hohenzollerntum auch seine Ideale sah.

Und war ein durchaus ehrlich begeisterter Sprecher dieses Teiles seines Volks. Schiefer konnte ihn keiner beurteilen, als wer ihn für einen Byzantiner hielt. Er, dem sich alles Abwesende idealisierte, maß auch das lebende Hohenzollerntum an dem aus der Vergangenheit gewonnenen Idealen. Er fügte sich Wünschen des Kaisers und der Kaiserin mit seinem Lehnsmann- und Familiengliedbewußtsein wohl, schmeichelte ihnen aber nie, und machte aus seinem Groll kein Hehl. Sein Verhältnis zum Hofe wechselte sozusagen zwischen Spannung und Abspannung, herzlich war es kaum je. Denn wenn Wildenbruch in irgendeiner öffentlichen Angelegenheit der Kunstpflege eine Meinung gewonnen hatte, für die ihm das Eintreten nützlich schien, so *sprach* er auch, und sprach unbedenklich und ganz ohne Rücksicht auf Wünsche von oben. Immer im Sinne des Guten, Gesunden, Freiheitlichen, vor allem: immer im Sinne einer Hochschätzung der geistigen Güter. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem" — man *darf* ihn nicht nur nach seinen dichterischen Leistungen beurteilen, so achtungswert sie oft genug waren. Tüchtige wie Wildenbruch mögen einseitig, mögen eng sein, wenn sie nur zugleich so ehrlich sind und so regen Verpflichtungsgefühls, für das Erkannte zu wirken. Dann tragen sie doch zu der großen Arbeit bei, über dem Zank und Durcheinander der Parteien die Gebildeten als die geistigen Führer der Nation zu sammeln. Daß solche Männer so selten sind, zeigt ihren Wert.

Blicken wir noch einmal auf diesen teuren Menschen als eine einheitliche Persönlichkeit zurück. Alles „Temperament" und alles „Theatertalent" hätte Wildenbruch wohl die Phantasie und das Herz derer erobern können, die sich „blenden" lassen, auch den Sinn der Jugend für eine Weile vielleicht — aber *festhalten* all den offensichtlichen Schwächen zum Trotz, nein: *festhalten* hätten sie Wildenbruchs Publikum nicht können. Festgehalten hat uns alle Wildenbruchs *Wärme*. Ich meine nicht die Hitze seiner losgelassenen Phantasie, die so oft überkochte: ich meine, was bei allen seinen Werken aus dem Dichterzum Hörerherzen ging an Frohgefühl, innigem Sich-hingeben und an — sagen wir's doch ganz einfach: an Güte. Wildenbruch ist ein durchweg gütiger, durchaus edler Mensch gewesen. Und auch die dritte Forderung des großen Goetheschen Worts fehlte ihm wahrlich nicht: er war auch *hilfreich*. Nicht nur als Einzelner dem

Digitized by Google

Einzelnen. Er fühlte in allen seinen Tiefen den großen kategorischen Imperativ: suche zu helfen, wo irgend etwas deiner Hilfe bedarf. Wo ihm ein Unrecht erschien, da war er da, da sprach er. Und da es ihm immer heiliger Ernst dabei war, so sprach er niemals, ohne daß er viele gewann und alle erwärmte. Man beurteilt auch den Dichter in ihm gemeinhin viel zu einseitig nach seinen Dramen allein. Manches des menschlich meist Erfreuenden seiner Kunst lebt gerade in seinen Erzählungen, mehr auch als in seiner Lyrik, lebt z. B. in seinen feinen Schilderungen von Knabenseelen. In seinen Erzählungen konnte er ja auch leise sprechen und behaglich verweilen.

Es ist ein gutes Zeichen, daß man jetzt Wildenbruchs Wert weit bis in die Kreise derer hinein erkennt, die politisch seine entschiedenen Gegner waren. Der Gedanke an ihn, der so scharfer und so scharf bekämpfter Kämpfer war, wirkt versöhnlich durch der Gesinnung Lauterkeit. Das legt den schönsten Kranz auf sein Grab. A

Felix Mendelssohn-Bartholdy

geboren am 3. Februar 1809

Ein Hundertjähriger wird geehrt und gefeiert — der Seltenheit wegen. Ob es sich auch lohne, von hohem Alter so viel Aufhebens zu machen, das ist eine andere Frage, und ob es interessant sei, was dabei zum Vorschein kommt, das läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden.

Ähnlich steht es mit der Gepflogenheit, die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages berühmter Männer zu feiern. Das sieht recht pietätvoll aus und gibt Anlaß zu festlichen Veranstaltungen, deren wahrer Wert sehr verschieden eingeschätzt werden muß. Denn wenn der, dem sie gelten, für uns tot ist und tot bleibt, so vermag ihn auch der redlichste Eifer nicht wieder aufzuerwecken, und dann hat es bei flüchtiger, wenn auch noch so rauschender Erinnerungsfeier sein Bewenden. Wohl aber mag es nützlich und möglich sein, an solchen Gedächtnistagen, deren Stimmung die allgemeine Empfänglichkeit günstig beeinflußt, den Toten dem drohenden Schicksal unverdienter Vergessenheit zu entreißen und dem, was er geschaffen hat, nicht etwa nur das vielgerühmte historische Interesse, sondern wahrhaft lebendige Teilnahme neu zu sichern.

So handelt es sich also auch bei dem diesjährigen Mendelssohn-Jubiläum um die Frage: ist er uns schon tot? Dann könnten wir ihn höchstens zu einem Scheinleben wiedererwecken, auf die kurze Dauer der Festzeit und der Feststimmung. Oder lebt er uns noch, hat er uns als Mensch und als Künstler noch etwas zu sagen? Dann heißen wir den Anlaß willkommen, der uns in diesen Tagen auf ihn hinlenkt; dann ist es aber auch hohe Zeit, daß wir uns auf ihn besinnen. Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: in weiten Kreisen weiß man nichts mehr von ihm; seine Musik bekommen wir selten mehr zu hören; und mancher wird denken, es sei auch nicht allzuviel daran verloren.

Mendelssohn hat ja in höchstem Maß das künstlerisch wie menschlich bedenkliche Schicksal erfahren müssen, bei Lebzeiten vergöttert, bald

Digitized by Google

nach seinem Tode aber mißachtet zu werden. Was zuerst vielleicht als berechtigte Reaktion gegen unsinnige Überschätzung erscheinen mochte, das drohte dann doch als ebenso sinnlose Unterschätzung auf das allgemeine Urteil dauernd zu wirken. Mit ein paar billigen Phrasen glaubte man den ehedem so Hochgestellten abtun zu dürfen. Mendelssohn galt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für einen gewandten Formalisten, dessen Musik, ohne tiefere seelische Empfindung, ohne schärfere Charakteristik, glatt, bequem und oberflächlich gehalten, es dem Zuhörer leicht mache, dafür aber auch auf jede Ausdrucksbedeutung verzichte. Ja noch mehr: nicht nur unbedeutend und seicht, sondern geradezu schwächlich und süßlich wollte man sie finden; „Zuckerwasser" war eine beliebte Bezeichnung dafür.

Es ist ganz klar, daß damit eine scharfe Verurteilung ausgesprochen wäre. Wenn Mendelssohns Wesen auf diese Weise richtig und erschöpfend sich fassen ließe, dann hätte es keinen Zweck, an ihn zu mahnen, nur aus dem ganz äußerlichen Grunde, weil es gerade hundert Jahre her sind, seit er geboren wurde. Aber bevor wir das Verdammungsurteil prüfen, ist schon zu konstatieren, daß es rein negativ gehalten ist; und ein solches hat menschlich wie künstlerisch niemals entscheidende Beweiskraft. Wir müssen doch dahin gelangen, positiven Eindruck zu gewinnen, hier wie überall. Erklärlich ist es ja wohl, daß man dazu kommen konnte, so mir nichts dir nichts Mendelssohn zu ächten. Wir dürfen nicht vergessen, daß die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Epoche Richard Wagners ist; mögen wir sie beurteilen, wie wir wollen, eins ist sicher: sie stand in schroffstem Gegensatz zu der unmittelbar vorhergehenden; sie *konnte* Mendelssohn nicht gerecht werden. Und zwar wohlgemerkt: nicht ihr Herr und Meister allein, sondern noch viel mehr die von ihm faszinierte Menge konnte das nicht. Einseitigkeit ist Privilegium, ja Bedingung jeder Größe, und Wagner als Schriftsteller ist ja nicht kühl und objektiv schauender Forscher oder ernst und streng wägender Denker, sondern hinreißend leidenschaftlicher Dramatiker, ist es als Schriftsteller so gut wie sonst als Mensch und als Künstler. Was er aber schuf und der staunenden Mitwelt aufnötigte, das war so neu und übergewaltig, daß alles andre darunter begraben schien. Die jetzige Generation hat davon gar keine Ahnung mehr; man muß es selbst erlebt haben, wie Wagners Werke Alleinbesitz ergriffen von allem Denken und Empfinden, sowohl der Willigen wie der Widerstrebenden. Da schienen alle Throne zu wanken, auch die unsrer ganz Großen; da war alles in Gefahr der Verwirrung. Und wenn eigentlich nur ein Beethoven, kaum mehr ein Mozart unsterblich zu bleiben schien, wie sollte dann ein Mendelssohn geschont werden? In ihm war ja gerade *die* Vergangenheit vertreten, die von der siegreichen Gegenwart überflutet und hinweggespült wurde.

Mögen wir darüber lächeln: es ist doch wohlbegreiflich, und es ist nicht einmal falsch. „So ging es und geht es noch heute!" Immer aufs neue treten Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart einander gegenüber: je bedeutungsvoller die Epoche, desto schärfer der Kontrast. Und immer aufs neue vermeint die Gegenwart, es könne nur eine von beiden recht behalten, entweder die Vergangenheit oder

Digitized by Google

die Zukunft. Eben weil sie aufeinander prallen, scheinen sie unversöhnlich; und so stirbt der alte Irrtum nicht aus, daß ein Meister den andern, eine Richtung die andere totschlage. Als Wagner herrschte, mußte es unmöglich dünken, Mendelssohn geneigt zu bleiben, wenn man sich dem neuen Zauber gefangen gab; er und seine ganze Zeit, für den Augenblick wenigstens waren sie tot.

Hier liegt nun schon ein Fingerzeig: er und seine ganze Zeit, sagen wir und unterstreichen es. Also es *hat* eine Epoche Mendelssohn gegeben? Ganz entschieden. Mendelssohn hat der deutschen Tonkunst am Ende der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt; daran ist nicht zu rütteln. Mögen wir nun diese seine Epoche werten, wie wir wollen, soviel ist sicher, daß es eben die seinige war. Er stand in ihrem Mittelpunkt, er vertritt sie glänzend. Werfen wir ihn zu den Toten, so verzichten wir auf ein ganzes Stück deutscher Musikgeschichte und damit deutscher Kulturgeschichte überhaupt. Die Epoche Mendelssohn, die dreißiger und vierziger Jahre, liegen uns nun freilich schon sehr fern; man sagt ja mit Recht, daß das Jahr 1848 einen Einschnitt bedeutet, der einer Jahrhundertwende gleichkommt, und vom Jahr 1870/71 darf man dasselbe behaupten. Das Tempo der Entwicklung wird eben immer rascher; die Perioden werden dadurch immer mehr verkürzt. Und das hat gedoppelte Folge. Alle Erscheinungen schwinden uns gar schnell aus dem Auge und aus dem Herzen; kaum daß wir sie recht begriffen haben, treten sie schon weit zurück. Und es wird uns immer schwerer, uns in Zeiten zurückzuversetzen, von denen erst Jahrzehnte uns trennen. Doch aber bedingt gerade diese gefährliche Geschwindigkeit andrerseits einen Ausgleich: wir gewinnen Abstand und Perspektive, wir lernen profilieren und projizieren. So auch in unserm Fall. Die Epoche Richard Wagner liegt schon hinter uns; den Jüngeren und Jüngsten ist er bereits Klassiker. Und damit fällt der aktuelle Gegensatz zu der vorhergehenden Epoche weg: wir gewahren Zusammenhang der Entwicklung da, wo früher ein Sprung unüberbrückbare Klüfte zu überflügeln schien. Wir sind ruhiger, nüchterner geworden; Wagner schlägt niemand mehr tot, auch Mendelssohn nicht; Empfindung und Urteil sind frei.

Aber jetzt erhebt sich erst recht die Kernfrage: kann uns Mendelssohn noch lebendig sein, hat er uns noch etwas zu sagen? Nicht das, was er seiner Zeit war, sondern das, was er uns ist, das entscheidet. Wenn er nur seine Zeit repräsentiert, mit all ihren Vorzügen und Schwächen, dann ist es wohl für uns schon zu lang her. Es nützt nichts, uns künstlich zurückzuschrauben; es hat keinen Wert, wenn Vergangenes vorübergehend wieder Mode wird. Wir müßten dauernde Werte entdecken, um die es jammerschade wäre, wenn sie uns verloren gingen. Ist nicht die Vermutung berechtigt, daß auch Mendelssohn und seine Epoche solche besessen und dargestellt habe?

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß Mendelssohn die Form beherrschte, daß er leicht und rasch und fleißig komponierte. Wiewohl es nicht so ganz unersprießlich wäre, sich von ihm über den Wert der musikalischen Arbeit belehren zu lassen. Er gehört zu den Meistern, die ihr Handwerk verstehen und es nicht verachten; das

Digitized by Google

gibt ihrem Schaffen eine beneidenswert sichere Grundlage. Er hat es auch mit rückhaltloser Offenheit betont: „nulla dies sine linea" war sein Grundsatz; er empfahl sehr dringend, allezeit schön in Übung zu bleiben. Er wußte eben ganz genau, daß nicht Genialität allein zum künstlerischen Schaffen befähigt. Wenn Schiller behaupten durfte, das Genie sei der Fleiß, so will uns das zwar sehr prosaisch und mindestens sehr einseitig und unvollständig klingen — es haben's aber doch alle großen Meister bestätigt: das Handwerkmäßige ist nicht der Feind, sondern der Schutz aller echten Kunst. Nur freilich darf man nicht darin steckenbleiben. Man erhebt sich aber auch nicht darüber, indem man es verleugnet. Das hat Mendelssohn nie getan: Pose und Phrase lagen ihm fern. Er war grundehrlich. Nie will er anders, mehr oder besser scheinen, als er ist, nie etwas affektieren, nie etwas forcieren. Das ist echt künstlerisch. Über Mendelssohns jüdische Abstammung hat besonders Richard Wagner sich unumwunden geäußert und von seinem bekannten Standpunkt aus vernichtende Folgerungen daraus gezogen. Ob dem Juden wirklich alle und jede Produktivität abzusprechen sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Wenn aber dem jüdischen Charakter das negierende, zersetzende, also kulturfeindliche Moment zur Last gelegt wird, das auch Wagner brandmarkt, so müssen wir bei Mendelssohn innehalten: er erscheint als Kulturträger. Und dazu hat ihn seine Ehrlichkeit befähigt. Seine Musik ist nicht verlogen und nicht gespreizt, sondern schlicht und wahr.

Darum ist sie auch gesund. Das ist rasch gesagt und doch bedeutsam. Man muß nur einmal krankhafte Musik recht gründlich satt bekommen, sich einmal den musikalischen Magen recht empfindlich verdorben haben, um gute Hausmannskost zu würdigen. Freilich möchten wir dann gleich mehr haben: schmackhafte Frische und echte Kraft. „Und daran fehlt es doch bei Mendelssohn. Er gibt uns das tägliche Butterbrot mit Konfitüren, und das wird fad auf die Dauer." Ist es wirklich so schlimm? Liegt das Versagen nicht wenigstens zum Teil an uns selbst? Wenn einmal ein Vorurteil besteht, lassen wir uns nur allzu leicht verführen, zu übertreiben. Siehe Brahms, den „Verstandesmusiker", den vermeintlich kühlen Akademiker; wenn wir den nun obendrein recht kühl auffassen, recht akademisch singen und spielen, dann ist das Zerrbild fertig. Ebenso Mendelssohn: muß er denn süßlich und schwächlich vorgetragen werden? Seine vielverrufenen „Lieder ohne Worte", müssen die „wie Zuckerwasser" klingen? Seine vielmißhandelten Lieder und Duette, müssen die geleiert werden? Wo steht denn das geschrieben? Sobald sie ganz einfach, korrekt und natürlich gegeben werden, hören sie sich ganz anders an. Und wer etwa als Knabe dafür geschwärmt hat, braucht sich als Mann dessen nicht zu schämen: es ist liebenswürdige Musik.

Nun ist freilich Liebenswürdigkeit nicht diejenige Tugend, die wir, zumal bei einem Manne, am höchsten schätzen. Vollends dann nicht, wenn sie gar zu verbindlich wird. Mendelssohn führt uns in wohlerzogene, feine Gesellschaft. Das ist an sich gewiß kein Fehler: es bewahrt vor roher Geschmacklosigkeit. Hemdärmelton bleibt ausgeschlossen. Nur kommt noch ein weiteres Moment hinzu: diese Gesell-

Digitized by Google

schaft ist nicht das ganze Volk; es sind die Wohlhabenden, die „besseren Herrschaften", es ist „der Salon". Erforderlich sind also vor allem tadellose Manieren, elegante Haltung, gewandtes Auftreten, flotte Konversation, geistreiche Unterhaltungsgabe. Daraus ergibt sich ein reges Spiel der Kräfte; aber wir vermissen, wenigstens auf den ersten Blick, die tiefere Innerlichkeit, die Seele. Nichts darf zugemutet, geschweige denn erzwungen werden; leicht und gefällig soll sich alles von selbst ergeben. Nichts darf anstrengen oder gar wehtun; es muß in vollem Behagen genießbar sein. Übersehen wir nicht, daß dazu eine selbstsichere Kultur gehört, ein hohes Maß von Schliff und Zucht. Es braucht ja deswegen die Empfindung nicht zu darben, die Poesie nicht zu fehlen. Aber allerdings ermangelt die Stimmung der Gegensätze, die unserm Interesse zunächstliegen und unserm Ausdrucksbedürfnis unentbehrlich scheinen. Es fehlen die Schatten, aus denen wir das Licht hervorbrechen sehen wollen; es fehlen die Ecken und Kanten, ohne die uns alle Charakteristik schal und hol vorkommt. Es fehlt das dramatische Moment, das wir nicht mehr missen können. Darum ist es uns, als sei das eigentliche Wesen menschlichen und künstlerischen Lebens nicht erfaßt, vielleicht sogar geflissentlich umgangen. Wir begreifen nicht, daß ein hochbegabter Musiker sich daran genügen lassen konnte; die beste Kraft scheint brachzuliegen. Nun wird ja wohl im Salon alles nur gestreift, nichts vertieft, nichts erschöpft. Aber Mendelssohn gibt uns doch nicht reine Salonmusik. Wer die Ohren spitzt, vernimmt bei ihm leisen Herzenston, manchmal geradezu rührende Sprache der Unschuld. Das ist der Segen seiner Wahrhaftigkeit: die große Welt hat ihn nicht verdorben; er ist eine sinnige Natur. Nicht wie Robert Schumann oder Hugo Wolf — dazu war sein Leben und Schaffen zu sonnig. Er trug ja seinen Vornamen mit Recht; wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Traurig wäre es, wenn er deshalb gescholten zu werden verdiente.

Gerade das macht uns Mendelssohn so sympathisch, daß sein Charakter dem Glücke standhielt. Er blieb bescheiden, gütig und neidlos; tausend andere wären unerträglich eingebildet und hochmütig geworden. Kein Erfolg vermochte ihn zu berauschen, kein Weihrauch betäubte ihn. Der verwöhnte Mensch und Künstler nahm es ernst, vorbildlich ernst. Seine zahllosen Briefe zeigen uns nicht nur seine köstliche gute Laune, seine wahrhaft kindliche Heiterkeit, sondern noch mehr seine Gewissenhaftigkeit und seine Pflichttreue. Schöne Worte machen war seine Sache nicht; ähnlich wie Mozart spricht er vorwiegend von der Technik seiner Kunst, selten von ihrem Gehalt. Alles poetisierende Deuteln war ihm ein Greuel und forderte seinen Spott oder seine Entrüstung heraus. Unerbittlich aber geißelt er den Dilettantismus im schlimmen Sinn, und an sich selbst stellt er die strengsten Anforderungen. Die Musik war ihm heilig; vor dem wahrhaft Großen hegte er Ehrfurcht.

Trotzdem ist ihm selbst nicht beschieden worden, groß zu sein. Das war der Irrtum seiner Zeit, daß sie ihn den Heroen gleichsetzen wollte. Davon kann keine Rede sein. Als Mensch wie als Künstler kennt er keine Tragik; und das ist eben seine Tragik gewesen. Darum bleibt es ihm versagt, uns mit Allgewalt zu ergreifen, zu erschüttern,

Digitized by Google

uns in alle Höhen und Tiefen der Empfindung zu reißen. Wohl hat auch er Trauer und Schmerz erfahren, nicht aber seelisches Leid, nicht den Kampf zwischen Gott und Dämon in der eigenen Brust, wie ein Beethoven ihn durchgekostet und ausgetönt hat. Bei Mendelssohn haben wir immer das Gefühl: „es geht doch gut hinaus“; alle Schauer der Erwartung, alles Schwanken in Furcht und Mitleid erspart er sich und uns. Das bedarf wohl keines näheren Nachweises. Er war keine Kraftnatur; er wäre zusammengebrochen unter der Last solchen Verhängnisses. Ist ja doch seine zarte Konstitution ohnedies erschreckend früh erlegen: nur zu rasch war seine Leistungsfähigkeit verzehrt. So will er uns beinahe frauenhaft empfindlich erscheinen; manchmal geht es bis an die Grenze. Um so mehr erstaunen wir, daß er doch auch Momente nicht erborgter Energie entwickelt, die uns unwiderleglich beweisen, wie das Gefühl für Größe ihm nicht fremd war. Im „Elias“ finden sich solche Stellen, hie und da auch in seiner Instrumentalmusik. Wie wäre auch sonst verständlich, daß wir seinem jugendlichen Feuereifer die Wiedererweckung der „Matthäuspassion“ verdanken? Nur wenn er unmittelbar neben einen Heros wie etwa neben Händel tritt, wird der Abstand allzu fühlbar. Darum war es wiederum ein Irrtum, in ihm den Neuschöpfer des Oratoriums erblicken zu wollen. Das Monumentale zu gestalten, war nicht seine Sache; aber das brauchte kein Kritiker ihm zu sagen, das fühlte er selbst und sprach es z. B. gelegentlich der Komposition griechischer Tragödienchöre offen aus. Enttäuscht wird also schließlich nur, wer mit falschen Voraussetzungen ihm naht; immer und immer wieder begehen wir den alten unausrottbaren Fehler, vom Meister etwas zu verlangen, wie wir's uns gerade einbilden, statt ihn zu nehmen, wie er ist, und seine Kunst, wie er sie uns schenkt.

Darunter leidet dann unsere Empfänglichkeit und Urteilsfähigkeit — viel mehr zu unserm als zu seinem Schaden. Denn schließlich siegt doch die Gerechtigkeit und Vernunft in jedem Einzelfall.

So ist auch für Mendelssohn die Zeit gekommen, ebenso fern von Unterschätzung wie von Überschätzung die richtige Linie einzuhalten. Seine Musik zum „Sommernachtstraum“ wird den Preis der Genialität nie einbüßen; die Ouvertüre zu den „Hebriden“ klingt auch uns noch stimmungsvoll, die zu „Ruy Blas“ festlich, die zum Märchen „von der schönen Melusine“ poetisch. Wiederaufführungen der „ersten Walpurgisnacht“ wären ganz sicher lohnend; auch den „Elias“ würden wir bei entsprechend leidenschaftlicher Darstellung interessant genug finden. Das Violinkonzert sollte man weniger abstrapazieren, dafür die Klavierkonzerte nicht ignorieren; aus der Kammermusik und Kirchenmusik wäre geeignete Auswahl zu treffen. Vor allem aber sollten wir für unsere Hausmusik die Klavierstücke und die Lieder festhalten, die so viel des Schönen und Reizvollen bergen. Wenn schon unsere öffentliche Musikpflege daran krankt, nur lauter riesengroße Veranstaltungen zu bevorzugen, so daß für Werke bescheideneren Umfangs und Charakters kein Raum bleibt, so braucht doch das eigene Musizieren daheim sich nicht so einseitig zu binden. Da hindert uns niemand, alles kennen und lieben zu lernen; und gerade Mendelssohn lohnt es sich zu pflegen.

Digitized by Google

Ihm war die Musik eine freundlich gesellige Kunst. Deshalb komponierte er auch vierstimmig, selbst wenn der Text zu widerstreben schien. Er berief sich darauf, daß der mehrstimmige Gesang (ohne Begleitung) echt deutsches Erbgut sei; er hilft es uns bewahren und erneuern. Leider ist ja nun manches, wie z. B. das bekannte „Wer hat dich, du schöner Wald", so abgedroschen, daß es aller Poesie beraubt scheint. Deswegen ist es aber doch ein Meisterstück; es muß uns nur gelingen, es nach längerer Pause wieder einmal unbefangen wie neu zu hören — dann glauben wir daran. Und nicht anders steht es mit den gemischten Quartetten: wo vier sangeslustige Leutchen zusammenkommen, werden sie immer darnach greifen.

Ist das nicht der Auswahl, des Reichtums genug? Nun wohl, so nützen wir ihn fleißig aus, lassen wir uns nicht bang machen, fürchten wir uns nicht vor der vermeintlichen Gefahr, ins Kleinliche gezogen zu werden. Mendelssohns intimer Freund Devrient bezeugte, es sei beglückend gewesen, von Felix geliebt zu sein: ein warmer Sonnenstrahl ging von seinem ganzen Wesen aus; er leuchtet auch aus seinem Schaffen, nicht brennend und sengend, nicht in verzehrender Glut, aber wohltuend mild und anheimelnd für jeden, der noch Sinn hat für anspruchslose und darum nicht minder echte Art in Kunst und Leben. Zwischen den großen Epochen ein freundlicher Rastplatz — auch dafür wollen wir dankbar sein.

Hermann von der Pfordten

Lose Blätter

Aus Wildenbruchs „Christoph Marlow"

[Den Dramatiker Wildenbruch auf das höchste zu ehren, scheint uns nichts geeigneter, als der berühmte erste Akt seines „Marlow", der den Dichter auf der reinsten Höhe zeigt. Worte der Einführung sind nicht nötig, da ja der Akt selbst Exposition ist. Das Buch ist, wie die meisten Wildenbruchs, bei der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen.]

(Ein Saal im Hause Sir Thomas Walsinghams zu Cambridge. Türen rechts, links, in der Mitte; die Mitteltür ist weit geöffnet, man sieht durch dieselbe in den ebenerdigen Garten. Das Zimmer ist mit schweren dunkeln Möbeln ausgestattet; rechts und links neben den Türen je ein großer Schrank von dunklem Eichenholz; vorn links ein Tisch mit Stühlen.)

Leonore (die Tochter des Sir Walsingham, kommt von rechts, geht an die Mitteltür, blickt hinaus.)

Leonore: Mein Vater im Gespräch mit meinem Bräutgam —
Der eine lauschend zu des andren Worten,
Fern ab mit den Gedanken — Pforte zu —
(Sie zieht rasch die beiden Türflügel zu.)
Und nun — mit ihm allein!
(Blickt in stummer Wonne um sich)
So komm hervor. —

Digitized by Google

(Sie öffnet den Schrank links.)
Hier denk ich, wohnst du, diese Schränke bergen
Des Vaters Bücher —
(Sie sucht unter den Büchern, die in dem Schrank stehen und liegen.)
Wo verbirgst du dich?
Ich finde nicht — in diesem dann vielleicht.
(Sie wirft den Schrank zu, geht an den andern, öffnet ihn und sucht.)
O hier — erdrückt von wustigem Papier,
Das kleine Heft!
(Sie reißt ein gedrucktes Heft aus dem Schranke, drückt es an sich.)
Marlow, so halt ich dich!
(Zu dem Buche sprechend)
Komm, sei geduldig, ungestümer Geist,
Sprich einmal noch zur armen Leonore. —
(Sie schlägt das Buch auf, liest.)
„O du, mit Himmelsschönheit angetan,
Zenokrate, Erwählte meines Geistes,
Und meiner Sinne reizumhülltes Ziel,
Um Vater weinend und um Vaterland,
Verklagst du mich mit deinen stummen Tränen,
Denn beides nahm ich dir — für dieses alles
Nimm dieses Herz, von Liebe so erfüllt,
Daß du nicht andre Liebe brauchst daneben."
(Sie ist unterdes bis nach vorn gekommen, setzt sich an den Tisch, legt das Buch darauf und blickt gedankenvoll darüber hin.)
O Poesie, allgegenwärtge Göttin,
Dein großes Aug umfaßt die weite Welt
Und findet Zeit, in jedes Herz zu blicken,
Ihm zu verkünden, was es braucht und wünscht —
Dich bet ich an. —

(Margaret erscheint in der Tür rechts, bleibt eine Weile, Leonore beobachtend, stehen, tritt dann heran.)
Margaret: So ganz ins Buch versenkt?
Leonore (fährt auf): O — wie erschreckst du mich!
Margaret: Ein gut Gewissen
Erschrickt so leicht nicht. Meiner Leonore
Gewissen ist doch rein?
Leonore: Und weshalb nicht?
Margaret: Das ist die Bibel nicht, was du da liest,
Was ist es dann?
Leonore: Ich weiß, du wirst mich schelten,
Ich — nahm es aus dem Schrank —
Margaret: In dem dein Vater
Das Buch verschloß?
Leonore: Verschlossen war es nicht.
Margaret: Doch er verbarg es?
Leonore: Allerdings —
Margaret: So mein ich,
Er wünscht, du läsest nicht in diesem Buch.

Digitized by Google

Leonore: Ich sagte ja, daß du mich schelten würdest.
Margaret (setzt sich neben sie, legt den Arm um ihren Nacken):
Ich schelte dich? Schau mir ins Angesicht,
Sieht dieser Mund nach bösen Worten aus?
Leonore: Nein, doch nach Kummer, und der stumme Vorwurf
Quält bitterer, als der laute.
Margaret (zieht sie an sich): Süßes Kind,
Sei ruhig, niemand quält dich.
(Sie nimmt das Buch auf.)
„Tamerlan" —
Das ist das Stück, das Christoph Marlow schrieb;
Ein großes Werk.
Leonore: Du kennst es, Margaret?
Margaret: Ich kenn es wohl; sie spielten's im Theater
Zu London und das ganze Volk von London
Stand auf und jauchzte Christoph Marlows Namen.
Leonore: O mehr, sprich mehr, sag alles, was du weißt!
Margaret: Sie nennen ihn den größten Dichter Englands
Und sagen, eine neue Zeit der Dichtung
Sei mit ihm angebrochen.
Leonore: Margaret —
Und mir verbietet ihr —
Margaret: Dies alles sag ich,
Daß du Gerechtigkeit in mir erkennst.
Nun höre mehr: den Mann, der dieses schrieb,
Ihn selber kenne ich, weil ich ihn kenne,
Fleh ich dich an: lies nicht in diesem Buch!
Leonore: Was schreckst du mich? Ich weiß, daß du ihn kennst.
War's nicht mein Vater selbst, der ihn allhier
Studieren ließ, verbessernd das Geschick,
Das diesen hohen Geist an niederem Orte
Geboren werden ließ?
Margaret: So tat dein Vater —
Dein gütger Vater, ja. — Liebst du ihn recht?
Leonore: Wen meinst du? Meinen Vater?
Margaret: Deinen Vater,
Ja, deinen gütgen Vater — liebst du ihn?
Leonore: Wie sonderbar du fragst — ich liebe ihn
Von ganzer Seele.
Margaret: Lieb ihn mit der Tat!
Gehorsam ist die Tat, die ihren Eltern
Kinder darbringen — lies nicht in dem Buch!
Leonore: Dies Buch und immer wieder dieses Buch!
Margaret: Bücher sind Menschen, Bücher haben Seelen!
Sie tragen in des Nebenmenschen Seele
Fluch oder Segen ihrer eignen Art.
Leonore: Und dieses Buches Seele —
Margaret: Ist Verderben.
Leonore (streichelt das Buch): Ach, armer Marlow, wie sie dich verleumdet.
(Zu Margaret)

Digitized by Google

Wo nimmst du diese schlimme Weisheit her,
Du finstre Mahnerin?

Margaret: Aus deinem Antlitz.

Leonore: Aus — meinem Antlitz?

Margaret: Ja, aus deinen Wangen,
Die ich in dunklen Flammen lodern sah,
Jetzt, als du lasest. (Sie küßt sie.) Süßes Angesicht,
Des großen Dichters Wort, voll heilger Weisheit,
Durchströmt das Herz wie Gottes reine Luft;
Vor seinem Hauche lichten sich die Schatten,
Die Unheil brauen in des Menschen Brust,
In seinem Strome baden sich die Sinne
Von Gluten rein —

Leonore: Groß nanntest du sein Werk,
So ist auch er von diesen!

Margaret: Nicht von diesen!
Ein wilder Schoß am Baum der Poesie
Das ist er; seine Werke sind von jenen,
Die, wenn wir sie in unser Herz getrunken,
In gärend Blut sich wandeln. Diese Dichter,
Gefoltert von der eignen Phantasie,
Sie flüchten sich in reine Menschenherzen
Und sie verwüsten sie. O trautes Kind,
Hör auf mein Wort, verschließ dein Herz vor ihnen!

Leonore: Was tat er dir, daß du so tief ihn hassest?

Margaret: Ich hasse ihn? Würd ich vor ihm dich warnen,
Wenn man ihn hassen könnte?

Leonore: Margaret, —
So hast du ihn geliebt?

Margaret: Ob ich ihn liebte?
Wie ich dich liebe, also liebt ich ihn!

Leonore: O, wie dies Wort dich wieder mir zurückgibt.
(Sie umschlingt sie mit ihren Armen.)
Komm, an dein Herz geschmiegt, in dem wir beide
Verschwistert wohnen, rede mir von ihm.
Ich war ein Kind — wie lange ist es her
Seitdem er von uns ging?

Margaret: Fünf lange Jahre.

Leonore: Jung war er damals?

Margaret: Jung, sein Angesicht
Von keinem Flaum der Mannheit noch beschattet.
O, dies Gesicht, von Geistesmacht durchstrahlt,
Wer sah es je und hätt ihn nicht geliebt!
Dies Auge, überwölkt von düstrer Schwermut,
Wer sah's und hätte Mitleid nicht gefühlt!

Leonore: Das ist's, was ich aus seinen Worten las,
Daß er unglücklich ist.

Margaret (erhebt sich): Was lockst du mich,
Von ihm zu sprechen? Still von seinem Namen!
Und fort das Buch! (Sie faßt das Buch.)

Digitized by Google

Leonore (hält das Buch fest): Noch nicht, o nein, noch nicht;
Laß mich den Grund von seinem Unglück wissen.
Margaret: Warum die Frage?
Leonore: Weil mein Herz mir sagt,
Daß ich es heilen könnte.
Margaret: Leonore!! —
Ihn heilen? Du? Gebiete der Natur,
Daß sie noch einmal ihn und anders schaffe,
Sonst heilt ihn nichts; er selber ist sein Fluch,
Sein Unheil quillt aus seinem eignen Wesen.
Leonore: Doch Liebe mildert rauhe Eigenart,
Und wer ihn liebt —
Margaret: Der ist mit ihm verloren!
Er kann nicht lieben, Liebe ist gesellig,
Und über seinem Haupt der düstre Stern
Heißt Einsamkeit.
Leonore: Lies dieses Buch und sage,
Daß der nicht lieben kann, der solches schrieb!
Margaret: Ja, wie der Adler eine Taube liebt,
Die sich verirrt in seine rauhen Fänge.
Törichtes Kind, was du ihm geben willst,
Ward ihm von deinem Vater einst geboten —
Leonore: Mein Vater bot ihm — was?
Margaret: Glück, Haus und Frieden,
Die Freuden alle, die die Heimat zeugt;
Ein Herz, so reich an Liebe, um drei Seelen
Damit zu speisen, das er diesem einen
Zu Füßen warf; und dieser eine ging,
Ging ihm vorüber, gleich dem Wolf der Heide
Entsprang er, aus dem sanften Bann des Friedens
Und wählte statt der Liebe sich den Ruhm.
Leonore: So wählt er recht, das stolzeste Gedicht
Des Dichters muß sein eigenes Leben sein!
Margaret: Schwärmendes Kind!
Leonore: Sei er der wilde Adler
Und ich die Taube, in den stolzen Fängen
Muß er mich tragen dann zu seiner Höhe;
Mein letzter Atem trinkt die Luft des Himmels,
Mein brechend Auge sieht die Majestät
Der Welt zu Füßen mir — o besser wahrlich
Ein solcher Tod, als langsam hinzuschmachten
In sichrer Nüchternheit —
Margaret: Sprich nicht zu Ende,
Sonst frevelst du!
Leonore: Als bis zum Grabe schleppen
Die Kette bleierner Alltäglichkeit,
Die mich verknüpft dem nüchternen Gemahl!
Margaret: So redest du von deinem Bräutigam?
O frevelhafter Übermut der Jugend,

Digitized by Google

Die Lieb vergeudet! Lern es nie entbehren
Das ſchlichte Herz, das heute du verſchmähſt!
Leonore (bricht in Tränen aus):
Bin ich ſo herzlos denn, wie du mich ſchiltſt?
Margaret: Du herzlos? O, hinweg mit dieſen Tränen!
(Sie eilt an die Mitteltür, blickt hinaus, kehrt dann zurück, kniet vor Leonore nieder.)
Dein Vater kommt — hör mich, bevor er kommt:
Gott ſchenk ihm Leben, aber er iſt alt,
Und Krankheit, fürcht ich, nagt an ſeinen Tagen.
Sein Leben, reich an Kummer und Enttäuſchung,
Birgt eine einzge Gabe noch für ihn,
Die du ihm ſchenken kannſt —
Leonore: Die ich? — Was meinſt du?
Margaret: Laß ihn dich glücklich ſehn mit Francis Archer.
Leonore: Hilf Gott, was drängſt du mich ſo ungeſtüm?
Ich gab ihm meine Hand.
Margaret: Doch nicht dein Herz.
Gib ihm dein Herz, hör der Erfahrung Stimme,
Du wirſt mit dieſem Manne glücklich ſein.
Blick in ſein Aug — es ſchwimmt nicht in Verzückung,
Doch Liebe, Güte, Treue wohnt darin;
Fühl ſeine Hand, die Hand ſchreibt keine Verſe,
Doch iſt ſie ſtark und trägt durchs Leben dich.
Laß ab vom Träumen, wache auf zum Leben,
Liebe iſt mehr als höchſter Dichtertraum.
Leonore (beugt ſich weinend über ſie):
Bedränge mich nicht mehr, du haſt's vollbracht,
Und Francis Archer will ich angehören.

(Sir Thomas Walſingham, Francis Archer ſind während der letzten Worte in der Mitteltür erſchienen.)
Sir Thomas (auf Francis geſtützt): Gott ſegne und bewahre dieſes Wort,
Das liebſte, das ich hören kann auf Erden.
(Margaret erhebt ſich haſtig vom Boden.)
Sir Thomas (zu Francis):
Komm Francis, ſteure dieſes alte Wrack
Zu einem Seſſel — ich bin müde — ah!
(Er geht, auf Francis geſtützt, bis nach vorn und läßt ſich am Tiſche nieder.)
Francis (tritt zu Leonore): Warum in Tränen, meine Leonore?
(Er reicht ihr die Hand.)
Leonore (blickt zu Boden): Frag ihnen nicht mehr nach, ſie ſind geweint —
Francis — mein Guter. —
(Sie erhebt ſich, tritt zu ihrem Vater.)
Müde, teurer Vater?
Doch nicht von Krankheit?
Sir Thomas: Sei es, was es ſei,
Ich hab mein Haus beſtellt und ſo iſt's gut.
(Bemerkt das Buch)
Was ſind ich hier?

Digitized by Google

Leonore: Mein Vater — du wirst zürnen —
Sir Thomas (zu Margaret): O Margaret!
Leonore: Schilt nicht auf sie, mein Vater,
Mein Ungehorsam überwältigte
Ihr Widerstreben.
Sir Thomas: Nichts von Schelten heute —
Ein größer Urteil, als das meinige
Wird über Christoph Marlow jetzt gesprochen —
Margaret: Was meint Ihr? Welch ein Urteil, teurer Herr?
Sir Thomas: Dem wir uns alle beugen — Christoph Marlow
Ist tot.
Leonore: Mein Vater!
Margaret (verhüllt sich die Augen): Allbarmherzger Gott!
Sir Thomas: Vor Tagen kam mir das Gerücht aus London,
Doch ich verschwieg es; heute bringt mir Francis
Düstre Bestätigung. — O, Margaret —
Mein Herz verständigt sich mit deinen Tränen,
Verbirg sie nicht.
Margaret: Mußt ich dein totes Haupt
Mit solchem Tadel geißeln, Christoph Marlow?
(Umarmt Leonore, die schweigend, tief in Gedanken steht)
O Leonore, nicht weil ich ihn haßte,
Weil ich dich liebe, sprach ich, wie ich sprach.
Leonore: Ich weiß es, Margaret. — Warum starb er, Vater?
Und wo geschah's?
Sir Thomas: Da, wo sein glühend Herz
Ihm sagte, daß es Kühlung finden würde
Vom allzu heißen Leben — draußen liegt er
Im tiefen Meer.
Margaret: So wollt er England fliehn?
Und auf der Reise starb er unterwegs?
Francis: Im Kampfe starb er für das Vaterland.
Sir Thomas: So ist's, wie Francis sagt. Als vor drei Monden
Der Spanier wider England sich erhob,
Als die Armada unser Land bedrohte,
Warf er die Feder weg und griff zum Schwert,
Er ging zu Schiff; Lord Howard, der die Flotte
Von England führte, nahm ihn willig auf
Und auf dem Strand von Grevelingen — o —
(Bricht ab, Pause)
Francis: Im Sturm auf Don Monkadas Galeasse,
Traf ihn ein Schuß aus spanischer Muskete,
Und er verschwand im Meer.
Leonore (steht wie verzückt auf der Bühne): So wird sein Lied
Nie mehr in England nun ertönen.
Sir Thomas: Nein,
Er fand, was er gesucht.
Margaret: Sucht er den Tod?
Sir Thomas (neigt sich auf das Buch):
Du kanntest ihn wie ich, befrag dich selber. —

Digitized by Google

Wenn es Verhängnis, tröste dich mit Worten,
Sag, daß wer allzu stürmisch durch das Leben
Hingeht, wie er, auch schneller an die Schranken
Des Lebens kommen muß — Trostworte füllen
Die Stelle nicht, in der ein Mensch gewohnt.

Leonore (wie vorhin): Doch wie ein Denkmal über seinem Tode
Liegt Englands Ruhm, unsterblich wie die See. —
So dacht ich immer, müßt ein Dichter hingehn,
Dem Vaterland verströmend Leib und Seele,
Ganz seines Volkes schönstes Eigentum. —
Nun aus des Jenseits Unermeßlichkeit
Ruf ich dein Bild ins Herz mir, Christoph Marlow,
Dein schönes, makelloses. —

(Pause)

Francis (zu Leonore): Leonore,
Einsilbig ist das Herz, das viel empfindet,
Und dürftig ist mein Wort, doch alles sagt es
Dem, der's verstehen will: ich liebe dich.
So lieb ich dich, daß ich dich bitten darf,
Miß diesen Toten, den du heut beweinst,
An dem lebendgen Herzen, das ich bringe,
Verachte seine Schlichtheit nicht.

Leonore: So weißt du,
Daß ich um ihn geweint und zürnst mir nicht?

Francis: Nein, deinen Tränen mischen sich die meinen,
Um Englands toten Dichter wein auch ich.

Leonore (faßt seine Hände): O edles Herz — Francis, ich liebe dich.

Sir Thomas: So recht, ihr Kinder — Francis, lieber Sohn,
Du sahst mich heut um einen Menschen weinen,
Den einst ich Sohn genannt — von andrer Art
War er als du, er war die wilde Flamme,
Das sanfte, treue Feuer bist mir du.

(Er erhebt sich.)

Sieh, hier mein Kind — wie eine zarte Blume
Des Südens ward durch Wärme es verwöhnt
An meinem Herzen, wärme ihr das Leben
Durch treue Liebe, wenn ich nicht mehr bin;
Versprichst du mir's?

Francis: Mein Herr und Vater, ja.

Sir Thomas: Glück auf, dies Ja hat dreier Eide Kraft,
Ich hör's ihm an. — Und du, mein süßes Mädchen?
Hängst du das Haupt?

Leonore: Warum vom Sterben sprechen,
Mein teurer Vater?

Sir Thomas: Nichts vom Sterben jetzt,
Mein Herz ist fröhlich. Kommt hinauf ins Haus,
Da droben hab ich ein Papier zu liegen
Von Heiratsgut; das sollst du lesen, Francis,
Und unterschreiben. Dann zur Abendmahlzeit
Hier unten.

Digitized by Google

Margaret: Hier im Saale, werter Herr?
Sir Thomas: Ja, Margaret, bereit uns hier den Tisch,
Ich liebe diesen Raum — und fünf Gedecke
Leg auf die Tafel.
Margaret: Und für wen das fünfte?
Sir Thomas: Weiß ich es selbst? Wer heut vorübergeht,
Sei unser Gast, so fröhlich ist mein Herz,
Als wartet ich auf freundlichen Besuch;
Kommt, fröhliche Gesichter will ich sehn,
Das sind die Sterne an des Hauses Himmel.
(Geht auf Francis und Leonore gestützt, links ab)
Margaret (blickt den Abgehenden nach):
Gütiger Mann — wenn Gott mich hören wollte,
So wär der fremde Gast, den du erwartest,
Das Glück und setzte sich an deinen Tisch.
(Geht rechts ab. Unterdes ist es dunkel geworden. Pause.)

(Christoph Marlow erscheint in der Mitteltür. Er ist soldatisch gekleidet, mit Degen und breitrandigem Hut, bärtig; geht etwas lahm, wie an einer Wunde leidend.)
Marlow: Die Schwelle tönt mit altvertrautem Klange
Den Willkomm mir. — (Sieht sich um)
O friedevoller Raum,
Erfüllt von dem geweihten Duft der Heimat! —
Kennt man hier noch den Namen Christoph Marlows?
Oder verbannte man das Angedenken
Des, der sich selbst verbannt und welcher heute
Hereinschleicht, wie ein müdes Tier der Wildnis,
Gelockt vom warmen Dunst der Menschlichkeit?
(Geht nach vorn, setzt sich an den Tisch)
Erfahrung heißt, reich werden durch Verlieren —
Ich wurde reich am bitteren Besitz! —
(Er breitet die Arme über den Tisch, legt das Haupt darauf; dabei bemerkt er das Buch.)
Was ist das hier? Ein Buch? (Nimmt es auf)
Täuscht mich das Dunkel —
Sonst glaubt ich, wären's Verse? Was ist das?
Zenokrate? — Es ist mein eignes Werk!
(Steht mit einem Ruck auf)
So lebt ich doppelt; schweifend ging mein Leib
In weiter Welt, und meine Seele wohnte,
Zwiesprache pflegend, hier. — Wer ist der Mensch,
Der hier sich unterhielt mit meinen Versen?

(Zwei alte Diener, von rechts. Der eine trägt zwei Lichter, der andre Tafelzeug.)
Erster Diener: Und das letztemal war's, vor zwanzig Jahren, als ich bei Sir Eggerton im Dienste war; dreimal hab ich's erlebt und jedesmal hat's nichts Gutes gegeben, wenn ungerade Zahl bei Tische saß.
Zweiter Diener: Ein zu gutes Herz hat er, unser gnädiger Herr, es gibt kein größeres Unglück, als wer ein zu gutes Herz hat.

Digitized by Google

Erster Diener (stellt die Lichter auf den Tisch): Wer kommt, der soll mir recht sein — ich danke schön — das heißt, die Landstraße zu Gast laden.

(Sie fangen an zu decken.)

Zweiter Diener: Dieser Herr Nummero fünf ist der Teufel.

Erster Diener: Jetzt, wo sie die Flotte nach Hause schicken.

Zweiter Diener: Wo wir zwanzigtausend raufboldige Müßiggänger mehr im Lande haben.

Erster Diener: Wo das Gesindel auf allen Straßen herumläuft.

Zweiter Diener (ergreift das eine Licht): Was steht denn da? Gib doch einmal her — (Leuchtet auf Marlow, der im Hintergrunde steht) Donner — was ist das?

Erster Diener: Wie — wie kommt Ihr herein?

Marlow (zeigt auf die Mitteltür): Durch die Tür.

Erster Diener (zum zweiten): Durch die Tür — hast du's gehört?

Zweiter Diener (zum ersten): Da haben wir's. Nummero fünf.

Erster Diener (zu Marlow): Ihr — Ihr seid von der Flotte entlassen?

Marlow: Ich war auf der Flotte — ja.

Erster Diener (zum zweiten): Hast du's gehört?

Zweiter Diener (zum ersten): Da haben wir's. — Ein Raufbold von der Flotte.

Erster Diener (zum zweiten): Und solch einem Schlingel soll man Messer und Gabel putzen!

Zweiter Diener (zum ersten): Messer und Gabel putzen!

Marlow: Tut eure Pflicht, deckt euren Tisch und kümmert euch nicht um mich.

Erster Diener (zum zweiten): Dieser Kommandoton — hast du gehört?

Zweiter Diener (zum ersten): Als wenn's ein Admiral wäre — so spricht das.

Erster Diener (zu Marlow): Darf man denn fragen, was der Herr eigentlich hier wünschen?

Marlow: Darf ich fragen, ob du der Herr vom Hause bist?

Erster Diener: Wa —? Ob ich —?

Marlow: Dann darfst du nicht fragen.

Zweiter Diener: Ah — ah — aber das ist doch wirklich —

Marlow (setzt sich): Deckt euren Tisch und stört mich nicht durch euer Gemecker, ihr alten Ziegenbärte.

Erster Diener: Ziegenbärte?

Zweiter Diener: Ziegenbärte?

Erster Diener: Wo habt Ihr den Ausdruck her?

Zweiter Diener: Wer hat Euch gesagt, daß wir Ziegenbärte sind?

Erster Diener: Ihr seid mit Christoph Marlow auf der Flotte zusammengekommen? Sagt's heraus.

Marlow (für sich): Hat Bart und Kleidung mich denn so verändert, daß sie mich nicht mehr kennen? (Laut) Warum meinst du, daß ich Christoph Marlow kennengelernt haben sollte?

Erster Diener: Weil auf Gottes weiter Welt nur er uns so nannte, der Schlingel, der nichtsnutzige, der! Weil er uns jeden Tag so nannte, so oft er uns sah!

Digitized by Google

Marlow: Haha — ja, es fällt mir ein, er sagte mir so etwas, als er mir von Sir Walsinghams Haus erzählte.

Zweiter Diener: Hat er Euch erzählt von Sir Walsinghams Haus? Hat er? Daß Sir Walsinghams Haus zu Cambridge ein Haus ist, wo man nur anzuklopfen braucht? Nicht wahr?

Erster Diener: Und daß in Sir Walsinghams Haus der Tisch gedeckt steht für jeden Bettler, Landstreicher und Lumpen! Nicht wahr? Nicht wahr?

Marlow: Daß Sir Walsingham ein edler, ein gütiger Mann sei, das hat er mir gesagt, und daß in seinem Hause zwei bockbeinige, grützköpfige, alte Burschen Diener spielen —

Zweiter Diener: Damit hat er uns gemeint!

Marlow: Glaub's selber, daß es auf euch ging.

Erster Diener: Das sieht ihm ähnlich, dem Schlingel, dem nichtsnutzigen, dem! O welch ein Mensch war das!

Zweiter Diener: Dafür hat ihm nun der Spanier sein Teil gegeben.

Marlow: Soll das heißen, daß er tot ist?

Erster Diener: Nun freilich, ihr solltet's besser wissen als wir, denk ich.

Marlow: Im Kampfe wider die Armada wäre er gefallen? Sagt man das?

Zweiter Diener: Sagt man das? Freilich sagt man das. Bei Grevelingen, als er, naseweis und frech, wie er immer war, Don Hugo Monkadas Galeasse ersteigen wollte, hat ihn der Spanier aus der Welt geblasen. Gott verzeih ihm — hol ihn der Teufel.

Marlow: Und wenn's so war, wenn er im Sturme auf Don Monkadas Galeasse fiel, tat er's nicht für dich, für euch alle, für England? Darfst du so unflätig von ihm sprechen?

Zweiter Diener: Un—flätig —? Ich —? Soll ich vielleicht jetzt noch den Hut vor ihm ziehen, vor dem Schuhflickerssohn?

Marlow (fährt auf): Ha!

Erster Diener: Ein Schuhflicker! Das war sein Vater! Ein Pechdrahtzieher! Und unser Herr, unser viel zu guter, armer Herr, weiß der Teufel, was für einen Narren er an dem Schlingel gefressen hatte! „Christoph Marlow ist ein Ingenium — er muß auf die Schule" — unser Herr schickt ihn auf die Schule — „Christoph Marlow muß studieren" — er läßt ihn studieren — hier, zu Cambridge, unter all den vornehmen, schönen, reichen, jungen Herren — Christoph Marlow, komm an meinen Tisch — Christoph Marlow, brauchst du Geld? Christoph Marlow rechts — Christoph Marlow links — um die Pest und die Schwerenot zu kriegen!

Zweiter Diener: Und wir — wie einem Fürsten mußten wir dem hergelaufenen Schlingel aufwarten!

Erster Diener: Dafür hat's unser armer Herr nun; er hat's ihm allerliebst vergolten, sein zuckersüßer Christoph Marlow.

Marlow: Was meinst du? Was hat ihm Christoph Marlow getan?

Zweiter Diener: Davongelaufen ist er ihm, bei Nacht und Nebel, wie ein undankbarer Galgenstrick!

Marlow: Wer sagt dir, daß er undankbar war? Wer sagt dir das?

Digitized by Google

Erster Diener: Wer's uns sagt? Weil wir's ihm angesehen haben, unserm armen Herrn, wie er im Hause umhergegangen ist, wehleidig wie ein Gespenst, als ihm der — der Mensch davongegangen war — weil er etwas Ordentliches aus ihm hatte machen wollen, einen Magister, einen Professor hier am Kolleg — und weil er nachher so abscheuliche Dinge über ihn aus London hören mußte.

Marlow: Was hörte man über ihn aus London?

Zweiter Diener: Daß er unter liederliches Volk gegangen ist, unter die Komödianten. Daß er sich an Dirnen gehangen hat.

Erster Diener: Daß er sich in London in die Tavernen gesetzt und gottloses Zeug geschrieben hat, was sie auf dem Theater agieren, erlogenes Zeug, wo kein wahr Wort daran ist, was kein Christenmensch ansehen darf, wenn er seine ewige Seligkeit bewahren will.

Marlow (grimmig, höhnisch): Schrieb er das? Wirklich? Wirklich?

Zweiter Diener: Ich könnt's schon glauben.

Marlow (springt auf):

Ja, Narr — ich glaub's, soll ich von dir erfahren,
Daß Christoph Marlows stolzer Dichtername
Ganz England füllt?

Erster Diener: Wa —?

Zweiter Diener: Wa —?

(Beide sehen ihn stumm, verdutzt an.)

Marlow: Die Tafel ist gedeckt, macht euch hinaus!
Fort! Sonst vergeß ich, daß ihr Knechte seid,
Und die Verachtung, die bisher euch schirmte,
Weicht meinem Groll.

Erster Diener (stößt den zweiten an): Sieh ihn an — wenn man nicht wüßte, daß er tot ist —?

Zweiter Diener (leise): Er sieht ihm teufelsmäßig ähnlich —

Erster Diener (laut): Der Herr ist wohl sehr befreundet geworden mit Christoph Marlow?

Marlow: Wer nicht den Dichter seines Volkes liebt,
Der ist ein Tier —

Zweiter Diener: Nun — nun — was wir gesagt haben — war's denn gar so schlimm?

Marlow: Geplärr von Narrn — unwürdig meines Zorns;
Darum zum letztenmal, hinaus mit euch!

(Tritt ihnen drohend entgegen)

Erster Diener (zum zweiten): Er wirft uns aus unserem eigenen Hause.

Zweiter Diener (zum ersten): Wenn das nicht Christoph Marlow selbst ist, muß es ein naher Verwandter von ihm sein.

Erster Diener (zum zweiten): Ja, so grob war nur der.

(Beide mit ängstlichen Blicken auf Marlow rechts ab, indem sie die Lichter mitnehmen.)

Marlow (allein): Gerücht erschlägt mich — ihm zum Trotze leb ich.
Blutsaugendes Gespenst, du bist zu schwach
Für Christoph Marlow; die Natur ist sparsam
Mit ihren großen Geistern und bewahrt sie,
Bis sie der Welt ihr letztes Wort verkündet.

Digitized by Google

Noch ist die Stunde fern, die mich hinwegruft,
Von ungebornen Taten schwillt mein Herz.

(Margaret kommt von rechts mit brennendem Licht. Marlow hat sich etwas in den Hintergrund zurückgezogen.)

Margaret (beschattet die Augen mit der Hand):
Seid Ihr der Fremde, der sich hier im Hause
Zu Gaste lud?

Marlow: Der bin ich — Margaret.

Margaret (zuckt zusammen):
Die Stimme! — — Woher kennt Ihr meinen Namen?
(Ergreift ein Licht, leuchtet nach ihm hin)
Vom Bart beschattet —

Marlow (lächelnd): Und fünf Jahre älter.

Margaret (setzt das Licht fort, taumelt):
Christ — ewger Gott — die Toten stehen auf —
Marlow — bist du's?

Marlow: Ich bin es, Margaret.
(Pause)

Margaret: Wo kommst du her?

Marlow: Nicht aus dem Reich der Toten,
Doch aus dem Land der Halblebendigen:
Vom Krankenlager und aus Einsamkeit.

Margaret: Du kämpftest auf der Flotte — wardst verwundet —

Marlow (lächelnd): Im Sturm auf Don Monkadas Galeasse;
Doch wie du siehst — ich lebe.

Margaret (unwillkürlich seufzend): Ja, ich seh's.

Marlow (zuckt auf, blickt sie lauernd von der Seite an, dann mit verhaltener Stimme): Was war das — Margaret?

Margaret: Und was?

Marlow: Es war mir,
Als seufztest du, weil du mich lebend siehst?

Margaret (qualvoll hervorstoßend, ohne ihn anzusehen):
Marlow — was willst du hier?

Marlow (tritt zurück): Fünf lange Jahre
War ich euch fern — das deine erste Frage —

Margaret (für sich): Stähle mein Herz, o Gott, stähle mein Herz! (Laut)
Fünf Jahr des Schweigens liegen zwischen dir
Und diesem Haus und zwischen unsern Herzen;
Fünf solche Jahre türmen eine Mauer —

Marlow: Gut — ich bin hier; die Mauer, die ich baute,
Brech ich mit eigner Hand.

Margaret: Du kannst es nicht!

Marlow: Ja, sag ich dir, ich will's!

Margaret: Ich sag dir nein!
Mißhandle Liebe, tritt sie in den Staub,
Sie weint, doch sie verzeiht und wird dich lieben —
Doch Liebe, die fünf Jahr vergessen ward,
Welkt hin und stirbt und steht nicht wieder auf.

Digitized by Google

Marlow (weicht zurück): Grausame Weisheit — ja, in deinem Herzen
Starb Christoph Marlow. —
Margaret (schlägt die Hände vors Gesicht): Jesus!
Marlow (tritt zu ihr, legt die Hand auf ihre Schulter): Margaret,
Warum verhärtest du mir so dein Herz?
Kennst du die Krankheit nicht, die meine Seele
Als Morgengabe auf die Welt gebracht?
Die mich nicht duldet in der Menschen Frieden,
Die mir verwehrt, ein Haus mir zu erbaun,
Weil ich die Geister nicht mehr hören würde,
Die aus den Lüften sprechen? Die mein Herz
Losreißt vom Menschen, den ich liebgewonnen,
Weil es der Menschheit angehören soll?
Margaret: Und die zum Tode jedes Herz verdammt,
Das sich dir hingibt!
Marlow: Doch mein eignes auch.
Margaret: Und jetzt — was kommst du jetzt?
Marlow: Nicht um zu betteln,
Du kaltes Herz! Sieh hier an meinem Leibe
Der spanischen Muskete rauhe Spur —
Der Tod hat meinen Lebensweg gekreuzt,
Und ich erfuhr das Sterben. — Margaret,
Sterben heißt Rechnung machen mit den Menschen,
Und in die letzte Stunde drängen sich
Jahre voll Haß und Liebe! Margaret,
In jener Stunde trat der Mann vor mich,
Der mich genährt, das Bildnis seines Kindes,
Das deine, dieses Haus, dies alles, alles.
Dies alles in so süßem Licht gebadet,
So fromm, so schön, wie eine bessre Welt!
Drei Monde lag ich auf dem Krankenlager,
Verlassen, hilflos, meiner Kraft beraubt;
An euch zu denken, war der Labetrank,
Der mich gekühlt — da tat den Schwur zu Gott ich,
Daß, wenn ich je vom Lager auferstände,
So wollt ich gehn zu Thomas Walsingham
Und vor ihm knieend wollt ich sprechen: „Vater,
Als wilder Knabe einst verließ ich dich,
Als Englands Dichter kehr ich heute wieder,
Die Hand zu küssen, die mir Leben gab.“ —
Heut komm ich her, um meinen Schwur zu lösen —
(Zärtlich)
Wie — immer noch das Haupt mir abgewandt?
Kein Wort des Grußes deinem Christoph Marlow?
Margaret (in schwerem Kampfe, für sich): Schütz mich vor seinen Augen!
(Zu ihm gewendet) Marlow! — Nein —
Nein, Unglückseliger, du kommst zu spät!
Marlow: Zu spät —? Erlosch sein Herz mir?
Margaret: Es erlosch.
Marlow: Und hier ist keiner mehr, der meiner denkt?

Digitized by Google

Margaret: Du — sagst es — niemand.
Marlow: Margaret, du lügst!
(Erhebt das Buch, das er in Händen hat)
Wer las in Christoph Marlows Versen hier,
Jetzt, eh ich kam?
Margaret (für sich): Christ — ewger Gott — das Buch!
Marlow: War's Thomas Walsingham?
Margaret: Nein.
Marlow: Lasest du?
Margaret: Nein — nein —
Marlow: Wer bleibt noch übrig?
Margaret: Frage nicht!
Du sollst es nicht!
Marlow: So war es — Leonore —?!
(Pause)
Margaret (zu ihm gewandt):
Willst du mich ruhig hören, Christoph Marlow?
Marlow: Ich höre dich.
Margaret (faltet gegen ihn die Hände): Geh — und verlaß dies Haus.
(Pause)
Verlangst du, daß ich knien soll — ich tu's —
Verlaß dies Haus!
(Sie macht Miene, niederzuknien, Marlow verhindert es.)
Marlow: Um deinem Haß zu weichen?
Margaret: Aus Dankbarkeit für Thomas Walsingham. —
Marlow: Aus — Dankbarkeit —?
Margaret: Mit seines Herzens Fülle
Hat er wie ein Verschwender dich beschenkt.
Die Hälfte seines Herzens nahmst du mit dir.
Mach ihn zum Bettler nicht, laß ihm die andre,
Sie nennt sich Leonore!
Marlow: Leonore?
Sprich deutlich!
Margaret: Hör mich deutlich und versteh:
Sie ist verlobt!
Marlow: Und deshalb soll ich gehn?
Margaret: Ja, wenn es wahr ist, daß du ihn noch liebst —
Dann mußt du gehn — laß mich nichts weiter sagen!
Marlow (nach einigem Nachdenken):
Wer ist der Mann, mit dem man sie verlobte?
Margaret: Du kennst ihn — Francis Archer.
Marlow: Francis Archer —
(Wirft höhnisch lächelnd das Buch auf den Tisch)
Ah — nun versteh ich dich.
Margaret (ihm nähertretend): Was lächelst du?
Was überhebt sich deine stolze Seele?
Marlow (wie vorher): Ich überschlug im Geist sein Inventar —
Dreitausend Morgen Acker, wenn mir recht ist?
Landwirt von Ruf — die Herden, die er züchtet,
Gehn übers Meer — bis Deutschland.

Digitized by Google

Margaret: Ja, ja, ja!
Das alles ist er, doch daneben eins:
Ein Schutz und Schirm dem Weibe, das er liebt!
All das besitzt er, doch daneben eins:
Ein Herz, das lieben kann und Treue halten!
Wehe dem Weib, das auf des Mannes Geist
Sein Leben baut und nicht auf Mannes Herz!
Marlow: Hab ich kein Herz? Kann dieses Herz nicht lieben?
Nicht Lieb erwidern?
Margaret: Rausch ist deine Liebe,
Ein brennend Feuer, doch kein wärmendes!
Marlow, du hast den Mut der großen Geister,
Die wahr sind mit sich selbst — kannst du ein Weib
Ein Leben lang an deinem Herzen halten?
Ein Leben lang beglücken?
Marlow: Sprich nicht weiter!
Margaret: Wird nicht die Stunde kommen, da dein Herz,
Dein nimmersattes, andre Nahrung sucht?
Und da das Weib, das sich dir hingegeben,
Vor deinem ausgebrannten Herzen steht,
Wie vor der Tür des Bettlers?
Marlow: Sprich nicht weiter!
Schlag deine Krallen nicht in meine Seele.
Margaret: Sieh deiner Seele in die Augen, Marlow!
Hier steh ich, straf mich, wenn ich falsch verklagt!
Marlow (sinkt auf den Stuhl, breitet die Arme über den Tisch, sein Haupt sinkt auf die Arme):
Weil du die Wahrheit sagtest — haß ich dich!

(Pause)

Marlow (richtet sein Haupt auf):
Nun ehrlich du! Liebt Thomas Walsingham
Diesen — von dem du sagtest — Francis Archer?
Margaret: Wie seinen Sohn.
Marlow: Aus Herzens freiem Willen
Verlobt er ihm sein Kind?
Margaret: Auf diesem Bunde
Ruht seines Lebens letzte Seligkeit.
Marlow (erhebt sich): Du gabst mir Leben, Thomas Walsingham,
Nimm es zum Opfer heut von mir zurück,
Und Christoph Marlow sei für dich gestorben —
(Er ergreift den Hut, wendet sich zum Abgehen nach der Mitte.)
Margaret: Du — bleibst zur Nacht — in Cambridge?
Marlow: Nein.
Margaret: Du gehst
Nach London?
Marlow: Ja.
Margaret: Noch heut?
Marlow: In dieser Nacht.
Margaret: Den weiten — finstren Weg —?

Digitized by Google

Marlow: Der Wirt zur Krone
Vermietet Pferde.
Margaret: Wegelagernd Volk
Füllt rings das Land.
Marlow: Was kümmert's dich und mich?
Weißt du denn nicht, daß Christoph Marlow tot ist?
Margaret: Marlow — das mir? (Sie fällt ihm um den Hals.)
Marlow (macht sich von ihr los): Ah — fort!
Margaret (bricht in Tränen aus): O Heiland — Jesus —
Geh nicht mit solchem düstren Blick von mir!
Hast du vergessen, wie du mir im Schoße
Vor Zeit gespielt? Vergessen diese Hand,
Die kühlend sich auf deine Stirn gelegt,
Wenn Fieber dich ergriff? Von all den Worten,
Die du mir kosend einst zum Ohr gelispelt
Soll dies das letzte sein?
Marlow: Nicht diese Tränen!
Du hast das Amt des Richters übernommen,
Der Richter weint nicht.
Margaret: Marlow — Christoph Marlow,
Du bist ein Dichter — Dichteraugen blicken
In das Verborgne, sieh in dieses Herz,
Das sich bei jedem harten Wort gewendet,
Das ich dir sprach!
Marlow: Was hemmst du meine Schritte
Und machst dein eignes Rettungswerk zunicht?
(Lauscht nach links)
Ich hör sie kommen und es ist zu spät
Zur Flucht.
Margaret: Es — ist zu spät.
Marlow: Ha — wie der Schreck
Das Mitleid wieder ihr vom Antlitz wischt!

(Die beiden Diener kommen mit Kandelabern von links und bleiben, die Nachfolgenden erwartend, an der offenen Tür stehen.)
Marlow (hastig und leise flüsternd zu Margaret):
Kleidung und Bart macht mich unkenntlich, wie?
Margaret (ebenso zu ihm): Unkenntlich.
Marlow (ebenso): Hör denn, Marlow ist gefallen,
Ich war Kamerad mit ihm auf gleichem Schiffe —
Verstehst du?
Margaret (drückt seine Hand): Ich versteh und segne dich.

(Thomas Walsingham. Leonore. Francis Archer kommen von links zu den Vorigen. Marlow zieht sich in den Hintergrund zurück. Margaret steht vorn rechts.)
Walsingham: Zu Tische. — Wie ich höre, hat das Schicksal
Uns einen Gast beschert. Wo ist der Mann?
Margaret (tritt zu Walsingham, deutet auf Marlow, leise):
Dort, gnädger Herr — er war mit Christoph Marlow
Auf gleichem Schiffe.

Digitized by Google

Walsingham: Du hast mit ihm gesprochen?
Margaret (leise): Ja — und noch eins: er hat in seiner Stimme
Seltsame Ähnlichkeit mit Christoph Marlow.
(Walsingham macht eine Bewegung.)
Ich sag es Euch, damit Ihr nicht erschreckt,
Wie ich vorhin erschrak.
Walsingham (zu Marlow): Nun, tretet näher,
Nehmt Platz an meinem Tische.
Marlow (kommt nach vorn): Ihr — seid gütig.
Walsingham (fährt auf): Beim Himmel — Margaret?
Margaret (leise): Ich sagt es Euch.
(Walsingham, den Blick nicht von Marlow lassend, Leonore, Francis Archer, Margaret setzen sich zu Tisch. Die Tafel, ein rechteckiger Tisch, mit der Breitseite gegen das Publikum, ist so eingerichtet, daß Walsingham in der Mitte derselben, mit dem Gesicht nach dem Publikum, sitzt, links von ihm Leonore, rechts von ihm Francis Archer, an der Schmalseite rechts Margaret.)
Walsingham (deutet auf den Platz an der Schmalseite links von ihm):
Hier setzt Euch.
Marlow (setzt sich, indem er den Blicken Walsinghams ausweicht):
Ihr erschrakt bei meiner Stimme,
Sie mahnte Euch an einen, den Ihr kanntet?
Walsingham: Ja — wunderbar — fürwahr —
Marlow: Ich weiß es wohl,
Man hat mir oft gesagt, daß ich ihm gliche.
Walsingham: Was wißt Ihr und wen glaubt Ihr, daß ich meine?
Marlow: Ihn, der mich zu Euch sendet, Christoph Marlow.
Leonore: Er sendet Euch? So lebt er?
Marlow (zuckt zusammen, wendet sich zu ihr, sein Blick bleibt an ihr
hängen): Er ist tot — (Zu Walsingham)
Er sprach mir oft, was Ihr an ihm getan,
Und diesen Auftrag hat er mir gegeben:
(Sieht ihn groß an)
Sag ihm, daß Christoph Marlow dankbar war.
Walsingham: Nicht seinen Auftrag nur, auch seine Stimme
Und seine Augen hat er Euch gegeben!
Ich glaube nicht an Geister und Gespenster —
Wer — seid Ihr, Mann?
Marlow (wendet sich ab): Ich — war sein Schiffsgenoß.
Walsingham: Und er ist tot? Ihr wart dabei? Ihr sahtʼs?
Marlow: Im Sturm auf Don Monkadas Galeasse —
Walsingham: Ja — also sagte man.
Marlow: Man sagte recht.
(Pause)
Leonore: Wollt Ihr nicht trinken? Kommt — ich schenke ein.
(Füllt ihm das Glas)
Marlow (sieht sie von der Seite an, für sich):
Holdselge Stimme, süße Träumerei
In diesem Blick.
Leonore: Ihr wart sein Schiffsgenosse?
Wart Ihr sein Freund auch?

Digitized by Google

Marlow: Nehmt es für gewiß:
Es stand ihm niemand näher auf der Erde.
Francis: Und weshalb nahm er Dienste auf der Flotte?
Marlow (höhnisch, wild): Weil er ein Träumer war!
Francis: Wie meint Ihr das?
Marlow: Von einem Weibe träumte er einmal,
Das er an einen Brandpfahl sah gekettet;
Ihr holdes Auge, todesangstumwölbt,
Sah in die Glut, die spanische Pfaffen schürten,
Ihr Mund erbebte; er verstand ihr Wort,
Denn dieses Weib war England, seine Mutter!
Da dünkt es ihm so wunderbar und schön,
Mit diesem Weibe Herz an Herz zu sterben —
Ja — seht Ihr wohl, er liebte stets die Frauen
Und war ein Narr.
Leonore (auffahrend): Sprecht nicht von Englands Dichter
In solchem Ton.
Marlow (zu ihr gewandt, mit heißer, unterdrückter Stimme):
O herrliches Geschöpf,
Denkt Ihr so groß von ihm?
Leonore: Hat er Euch selber
Den Traum erzählt?
Marlow: In meine Seele goß er
All seine Phantasien — holdes Fräulein,
Sagt, liebt Ihr seine Verse?
Leonore (leise, angstvoll): O mein Gott —
Marlow (halblaut zu ihr):
Seht, dies mein Herz ist wie ein schäumend Meer
Erfüllt von seinen Versen.
Francis: Also war er
Euch sehr vertraut?
Marlow (wie oben): Ja — seht, so sind die Dichter.
Vernünftge Leute suchen Geld und Mastung,
Der Dichter Menschen! Menschen! Weiter nichts. (Lacht höhnisch)
Francis: Was lacht Ihr? Was ereifert Ihr Euch so?
Marlow: Und wenn er unter all den Larven endlich
Ein Menschenantlitz fand —
(sein Blick schweift zu Leonore hinüber, Leonore sitzt totenbleich, ihn mit großen Augen anstarrend)
und wenn sein Herz
Dem Strahle lang ersehnter Augen endlich
Sich brünstig öffnet —
Margaret (rasch einfallend): Allen diesen Leiden
Ward er enthoben nun durch seinen Tod?!
Marlow (besinnt sich, starrt sie an): Sehr richtig,
Walsingham: Werdet ruhig und erzählt
Von seinem Tod.
Marlow: Die Nacht war ohne Sterne
Als auf des Meeres dunklen Wellen sich
Gleich einem Schwarm von mitternächtgen Vögeln

Digitized by Google

Lautlos die Schiffe der Armada wiegten. —
Schlaf ringsumher — Natur verhielt den Atem,
Da hob ein leiser Hauch sich aus Nordwest,
Den Unsren günstig; zehn von unsren Schiffen,
Den Schnabel tief einbohrend in die Flut,
Glitten den Spanier, wie Vampyre, an,
Mit Eisenhaken bissen sie sich fest
An seiner Brust, und plötzlich wandelten
Sich alle zehn in eine einzge Flamme —
Es waren Brander. — Ein Geheul erhob sich,
Ein wüstes Wirrsal auf den spanschen Schiffen.
Und als der Tag, vom rauhen Lärm erweckt,
Die schreckensbleichen Wangen hob im Ost,
Da, wie ein Adler mit gespreizten Schwingen,
Die Wimpel Englands flatternd hoch am Mast,
Brach unsre Flotte mitten in sie ein!
(Er erhebt sich.)
Gleich einem Turm, aufragend über alle,
Stand des Geschwaderführers mächtig Schiff,
Don Hugo de Monkadas Galeasse.
Wir gingen krachend Bord an Bord mit ihm,
Musketenbonner brüllte uns entgegen,
Doch wilder als die wilde Hölle selbst,
Stiegen wir enternd auf das Schiff des Spaniers.

Leonore (die sich starr und langsam während der letzten Worte erhoben hat): Und da — da fiel er?

Marlow: Der Musketen eine
Traf ihn und warf ihn rücklings über Bord.

Leonore: Und so ertrank er?

Marlow (einzig zu Leonore sprechend wie verzückt): Höret, was geschah:
Der dunkle Schoß der Tiefe ging ihm auf,
Er sank, und sank — hoch über seinem Haupte,
Wie einer Abendglocke fernes Läuten,
Verhallte Wellensturm und Menschenwut.
Da ward es wunderstille um ihn her
Und wunderstille ward's in seinem Busen —
Und plötzlich — seht — tief drunten aus der Nacht
Quoll süßes Licht und wonnevoller Duft,
Und eine Wiese, strahlend wie Smaragd,
Lag aufgetan, von Bäumen rings umschattet —

Francis: Was fabelt Ihr?

Leonore (zu Francis): Was hinderst du den Dichter?
(Zu Marlow wild erregt)
Sprecht weiter, weiter!

Marlow: Und auf dieser Wiese
Da wandelten, wie Götter anzuschaun,
Homeros und die großen Dichter alle,
Die je der Menschheit trunknes Ohr entzückt.
Und als zu ihnen Christoph Marlow trat,
Da bebte das Elysische Gefilde,

Digitized by Google

Da wandten sich die heilgen Häupter alle,
Da streckten alle Arme sich nach mir —
Leonore (ergreift mit beiden Händen seine Hand):
Ihr selber seid der Mann, von dem Ihr redet,
Ihr selbst seid Christoph Marlow!!
Marlow (wirft trunken den Arm um sie): Schwur des Schwurs
Ja, ich bin Christoph Marlow, Englands Dichter!
(Walsingham ist im Sessel zusammengesunken, Francis ist aufgesprungen, Margaret verhüllt sich das Gesicht.)

Rundschau

Literatur

Die Gottheit im Epos

Daß das innerste Wesen des Epos, sein Herz und sein Blut, weltlich, mithin frivol ist, beweist der Stil, in welchem der Epiker die Gottheit behandelt, sobald diese in den Vordergrund tritt und Gestalt annimmt. Was dem denkenden Geist das Höchste, Ernsteste und Heiligste ist, also Gott oder Götter, das behandelt der Epiker mit Übermut, sogar mit einem Stich ins Ironische. Ob er will oder nicht will, er muß. Homer nimmt Achilles und Odysseus ernst, mit Zeus, Hera und Aphrodite springt er mutwillig um. Auch die Umgebung des christlichen Gottes muß sich diesem Gesetz fügen; das Märchen und die Legende spielen Gott und die Seinen ins Gutmütige, etwas Philiströse, selbst das Vorspiel des Faust gibt Gott etwas Behäbiges, Schmunzelndes. Würde einem modernen Epiker die Aufgabe zufallen, die Natur persönlich zu gestalten und handelnd in den Vordergrund zu ziehen, er würde ihr eine fröhliche Seite abgewinnen, er würde gar nicht anders können. Es ist, als ob sich die Phantasie, in ihrer Freiheitslust, durch den Scherz dafür entschädigen müßte, wenn sie vom Gedanken zur ehrerbietigen Verbeugung gezwungen werden will. Nehmen wir aber den Fall, ein Epiker trotzte dem Zuge zum Scherz, er lieferte die vom Geist geforderte ehrfürchtige Verbeugung vor der Gottheit, dann würde das entstehen, was wir bei so vielen Schul-Epen der Vergangenheit beobachten: die berüchtigte epische Maschinerie, wenn es sich um klassische Götter, die kaum minder berüchtigte fromme Langeweile, wenn es sich um christliche Götter und Heilige handelt, in jedem Falle: Blutlosigkeit.

Ich muß aber noch einmal ausdrücklich betonen, die übermütige Behandlung der Gottheit im Epos tritt bloß dann ein, wenn die Gottheit als Person in den Vordergrund tritt. Im Hintergrund gehalten, ist auch dem Epiker die Gottheit oder wie man sonst die übersinnliche Weltkraft nennen will, etwas Ernstes, wie denn die Weltanschauung des Epikers tiefernst, ja pessimistisch sein kann. Ebenso verfällt eine solche Gottheit nicht dem epischen Humor, welche nicht vollständig Person geworden ist: also z. B. Okeanos, Ate, Ananke bei den Griechen. Endlich kann durch innige Verwandtschafts- oder Freundschaftsbeziehungen zu einem Helden eine Gottheit an dem Pathos des Helden teilnehmen, wie Thetis in der Ilias, wie Pallas Athene in der Odyssee, die uns wie eine erhabene Freundin des Odysseus lieb wird.

Schließlich noch eine kleine Merk-

Digitized by Google

würdigkeit: Alle Wassergötter haben eine Neigung, ins Komische zu fallen. Warum, weiß ich nicht. Aber die Tatsache ist da. Ich habe mich früher darüber gewundert, warum Rubens und Böcklin die Wassergötter von dieser Seite nahmen. Als mir aber dann einer unter die Finger kam, ging es mir trotz meinem Widerstreben ebenso.

Carl Spitteler

Karl Bergers Schiller

Das Bergersche Schillerbuch, dessen erster Band vor vier Jahren erschien (C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., München), ist mit freudiger Ausdauer und gleichbleibender ernster Liebe zur Sache zu Ende geführt worden. Wir haben nun eine Biographie Schillers, die den Dichter fast in allem unter den gereifteren Wünschen und geklärteren Einsichten unserer Zeit sieht. Ein Buch, das in starkem Besitz der Mittel psychologischer Darstellung dem Menschen Schiller in seiner individuellen Entwicklung nachgeht. Und ein Buch, das in schönem, ruhigen Gleichmaß aus der sichern Kenntnis des reichen Stoffs nicht nur für Gelehrte, sondern für die Gebildeten aller Volksschichten quillt. Nicht nur um das einzelne seines Lebens, die einzelne Epoche, das einzelne Werk, in neuer Aufhellung zu bieten, war eine neue Biographie Schillers notwendig. Wir brauchten sie vor allem deshalb, weil heute wieder darum gekämpft wird, den Begriff Künstler in den Augen des Volks mit neuem, höherem Inhalt zu erfüllen. Das ist das Zwiefache, was Schillers Leben zur erzieherisch wirkenden Kraft macht: einmal die „wunderbar folgerichtige Selbstentwicklung seiner Persönlichkeit" und dann die Hinaufentwicklung dieser Persönlichkeit bis zu der Überzeugung, „daß eine Harmonie des sinnlichen und geistigen Menschen möglich sei, und daß das Gefühl für das Schöne diesen »mittleren Zustand« bewirke", daß die Kunst „als freie Großmacht neben Moral und Wissenschaft" eingesetzt werden müsse, nicht als ein Mittel zu müßigem Genuß, sondern als eine Kraft, in der sich die höchste Lebenskultur sammelt und ausdrückt. Ein Merkmal unsrer Gegenwartskultur ist, daß diese Erkenntnis Schillers heute als das Heiligste hervorgehoben wird, zu dem die ideale Energie seines Lebens heranreifte. Hier liegt auch der lebendige Wert des Bergerschen Buches, sein Kulturwert. Es lehrt in treuem Führen verstehen, wie der dichterisch-philosophische Geist kühn das Ziel sich zeigte und nun in rastlosem Mühen rang, es sicher zu erfassen, zu begründen und durchleuchtet darzustellen um der eignen Lebensklarheit und Lebensfestigkeit willen. Dann lehrt es, wie auf dem neuen Grunde als Spiegelung des errungenen Lebenswertes die Tatkraft künstlerischen Gestaltens emporbrängte, die nun den Menschen Schiller in dichterischen Werken so groß weiterleben läßt, wie der Lebenskampf ihn aufreifen ließ. Gute Bücher sind Gaben, die uns die Kraft zum Leben mehren — hoffentlich gibt es viele Leser, die meinen: dazu gehöre Bergers Schillerbuch auch.

Nur eins bleibt hinter der erreichten Höhe zurück. Berger sagt: „Jede Individualität trägt ihr Gesetz in sich selbst, dadurch wird ihre Entwicklungsart bedingt und geleitet". Dieser Satz ist für alle biographische Arbeit richtig. Aber im Individuellen wiegen immer auch geschichtliche Faktoren, die bei der Behandlung des Psychologischen

Digitized by Google

ihr Recht auf Beachtung fordern. Wie groß das Recht ist, hängt von der einzelnen Persönlichkeit ab. Hat der Biograph richtig abgeschätzt, so hat seine Darstellung den Gewinn. Berger hat dem Zeitgeschichtlichen leider keine eigene eindringende Untersuchung gewidmet, und so zeigt er hier nicht, wie beim individuell Psychologischen, das Bekannte in besserer Aufhellung. Er übernimmt den einfachen Rahmen, den vergangene biographische Arbeit um Schillers Lebensbild zu fügen pflegte. Da läuft nun, wo das Zeitgeschichtliche an seine Darstellung heranstreift, manch Unzulängliches unter. Vor allem aber büßt die Darstellung durch die kühle Bewertung des Zeitgeschichtlichen mancherlei plastische Wirkung ein. Man möchte die Widerstände der damaligen Kultur oft deutlicher spüren, die Schiller überwindet, um zu werden, was er werden konnte. Zumal das wichtige philosophische Werk Schillers, so sehr es immer das Ergebnis seiner Individualität ist, würde wohl noch klarer in seinem Wesen und in der Größe seines Kulturwertes hervortreten, wenn man sähe, wie es auf und über dem Grunde der Zeitkultur emporgedieh. Das Schicksal der Horen-Zeitschrift — die Horen sind ein Ahne des Kunstwarts — und dann der Xenien-Kampf fordern geradezu, daß die gesellschaftliche, nicht nur die literarische Kultur, die die Horen scheitern ließ und die Peitsche der Xenien verdiente, in ihrer Schichtung und Bewegung recht von Grund auf auseinandergefaltet wird. Es geht auch nicht an, sich, wie etliche Male geschieht, den eigenen kritischen Maßstab willig aus den Händen gleiten zu lassen, nur mit Schillers Augen zu sehen, statt abzuprüfen, wie weit Schillers Blick ging. Vielleicht ist dieses Zögern vor dem Raumgeben an historisches Untersuchen auch daran schuld, daß der Schlußabschnitt nicht zu weiteren Kulturausblicken kommt. In dem Urteil der namhaften Männer, die um Schiller klagten, äußerte sich gewiß ein wesentlicher Teil der geistigen Zeitkultur von 1805, aber nicht die ganze, nicht das ganze Deutschland. Unwillkürlich wünscht man den Ausklang des Buches anders: man möchte da in großen Zügen lesen, wie Schillers Geist durch das verflossene Jahrhundert gewirkt, wie man um ihn gerungen und wie weit er sich durchgesetzt hat, bis — ja bis nun solche biographische Würdigungen möglich wurden, die in Bergers Buche einen ersten schönen Sieg errungen haben. Fr. Diederich

Imitation des Schundes?

Also: nicht Imitation als Schund, sondern Imitation, die sich bemüht, Schund so nachzumachen, daß man sie für Schund hält, während sie gar keiner ist — diese eigentümliche Imitation ist das Neueste. Liest man davon, so klingt das ja „einfach verrückt“. „Einfach verrückt“ ist es nicht. Die Schundliteratur erhielt ihre großen Erfolge nicht zum letzten durch die Ausstattung ihrer Hefte: „sensationelle“ Bilder, die sozusagen auf alle Nerven knallen mit Mord und Totschlag, Notzucht und Folter peitschen die niedrigsten Instinkte auf und verführen zum Kaufe. Nun ist man darauf verfallen, der Schundliteratur dadurch Konkurrenz zu machen, daß man diese lockende Ausstattung nachahmt. Dr. Adrian Mohr gibt in der Mohrschen Buchhandlung zu Dessau eine Folge „Des Volkes Lieblings-

Digitized by Google

bücher" heraus, deren Umschläge künstlerisch bessere, aber stofflich ebenso gruslige und grausige Bilder zeigen, während der Käufer dann anständige Bücher bekommt.

Ich gehöre durchaus nicht zu den Aberbedenklichen, die an einem „frommen Betruge" als solchem nicht vorbeikommen; um unser Volk aus den Höhlen des Schundliteratur-Teufels in eine gute Stube zu bringen, wäre mir selbst ein Aushängeschild recht, das täuscht, wenn es bei dieser einen Täuschung verbliebe. Aber leider, das tut's nicht. Auf ein Bedenken weist schon die Auswahl der vorliegenden ersten Bücher hin: Gerstäckers „Unheimliche Geschichten", Hoffmanns „Majorat" und sein großer „Räuberhauptmann Ignaz Denner", Hauffs „Gespensterschiff" und „Jud Süß", Blums „Dunkle Tat", „Das Fräulein von Scudari" — die Reihe der besseren Erzählungen wird ziemlich bald zu Ende sein, die zu „sensationellen" Umschlagbildern gleich diesen hier Gelegenheit bietet. Soll etwa diese Möglichkeit das eigentliche Prinzip der „literarischen Auslese" bilden? Wenn nicht: will man den folgenden Werken weniger kriminalistischen oder unheimlichen Charakters durch Titelbilder der geschilderten Art einfach ein falsches Etikett aufkleben?

Mir scheint, man unterschätzt bei all dem auch die Bedeutung des Einstellens auf den zu erwartenden Genuß. Und hier liegt wohl das Gefährlichste. Eine Phantasie, die mit dem Titelbilde zu Gespenstern und Verbrechern geladen ist, wird im Werke Gespenster und Verbrechen suchen — und das übrige als Nebensache betrachten. Das fehlte denn wirklich noch, daß man etwas wie Anweisungen herausgäbe, auch unsre gute Literatur vor allem auf die Stellen hin zu lesen, die sich bei genügender Präparation des Leserhirns im Geiste der Schundliteratur mißverstehen lassen. A

Berliner Theater

Theater

Es gibt stürmische und es gibt sanfte Revolutionen. Auch auf dem Theater. Stürmisch war die, die in den Novembertagen des Jahres 1889 von der im Lessingtheater aufgeschlagenen „Freien Bühne" Hauptmanns Sonnenaufgangs-Drama ins entrüstete Parkett warf; sanft, friedlich und zaghaft war die, mit der um den Dreikönigstag 1909 die junge „Akademische Bühne", eine Gründung der aufgelösten studentischen Finkenschaft der Berliner Universität, schüchtern an die Tore der dramatischen Zukunft klopfte. Damals ein aus den sozialen Konflikten der unmittelbaren Gegenwart geschöpftes Thema, gestaltet in einer neuen unerhörten dramatischen Technik und Sprache, diesmal ein historisches Kostümdrama aus dem 16. Jahrhundert, in dessen weite, bauschige Falten sich eine auf die äußerste Spitze getriebene erotische Seelentragödie hüllt. Damals ein resolutes, derbes Zupacken, ein enges Hand in Hand mit der alltäglichen Wirklichkeit; jetzt ein scheues Verhüllen und Umfloren, ein schier esoterisches Ausweichen vor den Realitäten unsrer Umgebung, ein Auflösen aller Greifbarkeiten in seelische Nuancen und Aberfeinerungen. Damals ein durch und durch norddeutsches Produkt, diesmal ein unverkennbar österreichisches Gewächs aus der Sphäre Hofmannsthals. Das ist aber auch alles, was sich über literarische Herkunft und Vergangenheit des Verfassers Johannes Raff erkunden läßt;

Digitized by Google

alles andre muß uns sein erstes und bisher wohl einziges Drama, das Trauerspiel „Der letzte Streich der Königin von Navarra“, selbst sagen (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin). Es dauert lange, peinlich lange, ehe es das immer von neuem verhüllende Gewand seiner bald üppig schwellenden, bald gesucht skurrilen Sprache so weit lüftet, daß man erfährt, worauf es in diesem höfischen Intrigenspiel ankommt. Und auch dann noch, in der zweiten Hälfte des Schlußaktes, hat man — zumal bei einer so unausgeglichenen Aufführung wie der der „Akademischen Bühne“ — schwere Mühe, das Problem der seelischen Treue zweier innigst Verbundener als den Herzschlag der Dichtung aufzuspüren, so sehr verbirgt sich das Wesentliche bis zuletzt hinter den Wolken der Reflexion und der abstrakten Bildlichkeit.

Die historische Einkleidung, merkt man jetzt, hat wenig zu bedeuten. Der Gegensatz des spielerisch Leichtfertigen und des sicher in sich selbst ruhenden Seelenglückes, wie er durch den frivolen Hof der Boccaccio-Jüngerin hier, die resignierte Idylle Herrn Heinrichs von Foix und seines jungen Eheglückes dort geschaffen wird, wäre mit Leichtigkeit auch in unsern Tagen zu finden. Jedenfalls ist es weder des Verfassers Stärke, historische Charaktere zu zeichnen, noch das Kolorit einer bestimmten Zeit in saftigen Farben zu malen. Der erste Funke in den dramatischen Zündstoff springt aus dem neidisch-hämischen Herzen der alternden Königin. Auf einem ihrer narrenhaften Streifzüge muß sie sehen, welch still und fest umfriedetes Glück sich Foix, ihr Vetter und einstiger Liebesvasall, fern vom Hofe gegründet hat, wie völlig er scheinbar die alte wilde Zeit im ruhigen Glück der Gegenwart begraben hat. Das erregt ihr, der die Liebe immer nur ein galanter Zeitvertreib oder allenfalls ein Sporn der ermüdeten Sinne war, Mißgunst, Rachegefühl und Abenteuerlust zugleich. Ein neuer, noch nicht dagewesener „Streich“ prickelt ihre Nerven: wie wäre es, wenn man dies selbstbewußte Einsamkeitsglück durch die schlüpfrigen Verführungen des Hofes zum Straucheln brächte? Margarete von Navarra lädt das Paar zu sich ein, und halb in verwegenem Sicherheitsgefühl, halb aus heimlichem Verlangen nach der lange entbehrten Sensation geht Foix trotz der mahnenden Stimme seines Innern darauf ein, ja bewegt auch seine schmerzlich widerstrebende Gattin, ihm an den Hof zu folgen. Und der „Streich“ der Königin gelingt: eine von ihr angezettelte doppelte Liebesintrige wirft beide Gäste für einen Augenblick aus den Angeln ihrer Treue. Sie, die daheim so fest ineinander zu wurzeln glaubten, müssen auf einmal erkennen, daß auch ihre Liebe und Treue nur auf Flugsand gebaut, daß es grausige Abgründe der uns allen eingeborenen animalischen Triebe sind, die unmittelbar unter den heiligen Tempelstufen der „hohen Liebe“ gähnen, deren sie doch beide im Bewußtsein ihres Besitzes und Wertes so gewiß zu sein wähnten. Was ist Seelenliebe, was ist Treue, wenn sich in dem ersten entzügelten Augenblick an ihren Platz die vage Hingebungslust an den nächsten Besten, die blanke Sinnenleidenschaft schleicht und allen preisgibt, was einem gehört und innerlich ihm allein auch nur zu eigen ist? Selbst ein Verräter seiner heiligsten Gefühle, erstickt

Digitized by Google

Foix den andern, als dieser eben die Lippen zum Verführungswort für seine Frau öffnet; und sie selbst muß, in Wirklichkeit kaum von diesem Wort berührt, gestehen, daß es eine Minute gab, wo ihre Sinne — ja vielleicht auch ein Fläumchen ihrer Seele jenem andern zustrebten. Für sie beide ist dies Geständnis und seine Folgen nicht zu verschmerzen. Ein Scherz, der in der spieleriſchen Sphäre der Königin Scherz und Spiel geblieben wäre, wirft zwei ungleich feiner beſaitete Menſchenkinder darnieder. Daß auch die Königin angeſichts dieſer Verwüſtung, die ihr letzter Streich angerichtet hat, von wahnſinnähnlicher Verzweiflung gepackt wird, iſt einer der vielen unmotivierten Charakterwiderſprüche, von denen das Stück überfließt.

Doch ſoll mit Einzelheiten nicht gerechtet werden. Bedenklicher als ſie alle zuſammengenommen erſcheint gegenüber einem ſo fein geſponnenen Gefühlskonflikt der kraſſe Mangel an lebendiger Anſchauungs- und ſchöpferiſcher Geſtaltungskraft. Alles geht in Reflexion und kränkelnder Bewußtheit unter. Es fehlt jede Beherztheit des Zupackens, Ballens und Formens; der Rauſch der Gefühle, die Trunkenheit des Wortes läßt ein volles, blühendes Geſchehen nirgends aufkommen. Irr, wie betäubt laufen die Gedanken im Vorhof des Entſchluſſes herum; ehe noch gedacht, werden ſie gedreht und gewendet nach tauſend Seiten, kommentiert und ſeziert, zerfaſert und zerſplittert. So wirkt dieſes neue Wollen am Ende eher greiſen- als frühlingshaft, und ich ſehe die hoffnungsvollen Triebe nicht, die andre — von Hebbelanklängen hingeriſſen, wie mir ſcheint — in dieſem Erſtlingswerke Johannes Raffs entdecken wollen.

Was Wilde-Skowronneks „Bretzenburg“ dem Leſſingtheater nicht zu geben vermochte, das haben ihm nun glücklich drei Franzoſen geliefert: die Burleske, bei der das Publikum und der Kaſſierer zugleich nach Herzensluſt lachen können. Zwar würde nach den literariſchen Traditionen des Berliner Theaterlebens dieſer „König“ von Caillevet, Flers (beau-fils de Sardou) und Arène ſein Zepter beſſer im Reſidenz- als im Leſſingtheater ſchwingen, da ſeine „politiſche Satire“ mehr im Schlafkabinett als im Miniſterkabinett zu Hauſe iſt — aber wer fragt in dieſen hochbeinigen Zeiten nach Traditionen und literariſchen Verpflichtungen? „Lear“ muß der „Revolution in Krähwinkel“, Ibſen dem Schwiegerſohne Sardous weichen.

Friedrich Düſel

Hamburger Theater

Iſt ein Volksſtück aus einem völlig naiven Herzen entſproſſen, ſo kann man ihm alles verzeihen: Ungeſchick, Unwahrſcheinlichkeit, ja Ungerechtigkeit gegen Menſchen, Stände und Zeiten. Wenn Dora Dunker mit ihrem auf den Spuren L'Arronges wandelnden volkstümlichen Schauſpiel „Die neue Zeit“ aus blind machender Verliebtheit in das gute Alte ein noch ſo übertriebenes Loblied auf das Vergangene und ein völlig vorbeihauendes Hetzlied auf das Neue geſungen hätte, ich wäre um dieſer Liebe willen zu ihr getreten, ganz eins mit ihr in dem Gefühl, daß bei allem Neuerworbenen mit den Tagen unſrer Großväter herrliche ſeeliſche Güter zugrunde gegangen ſind, die wir auf die Dauer nicht entbehren, die wir alſo wieder erringen wollen. Aber gerade dieſe

Digitized by Google

Liebe, das volle Herz für das Alte fehlt ihr. Alle gut gespielte Naivität kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ein kluger Kopf, der aus tausendfachen Beobachtungen des Publikums heraus nur zu gut gelernt hat, die Masse zu düpieren, kalt Alt und Neu, Gut und Schlecht, Genügsam und Hochfahrend, Solide und Unecht, Ehrlich und Verlogen nur um der Wirkung willen nebeneinander gesetzt hat. Wie wäre es sonst möglich, in ein Volksstück, das den verunglückten Ausflug der Kinder eines biederen Tischlermeisters von Berlin O nach Berlin W von der niederträchtigen Flucht über falsches Großtun hinweg bis zur reumütigen Rückkehr der Gescheiterten behandelt, einen Entkleidungstrick, eine völlig überflüssige Kabarettszene und einen schwülen Verführungsversuch hineinzubringen, bei dem die Bedrohte sich des Zudringlichen dadurch erwehrt, daß sie — ihm Arrak statt Wasser reichend — seine Betrunkenheit bis zur völligen Betäubung steigert? Vom Schreibtisch her, unter „Benutzung einer Sardouschen Idee" läßt sich ein gutes Volksstück nicht zuwege bringen. Man muß schon unter das Volk gehen, muß es kennen und lieben, muß mit ihm gelebt und gelitten haben. Mit ihren Zeitungsromanen mag Dora Dunker viele Tausende über das Unkünstlerische, über die Kälte und Schablonenhaftigkeit ihrer Schreibstubenarbeiten hinweggetäuscht haben. Im Rampenlichte wird es ihr nicht so leicht gelingen. Ich fürchte: auch sie wird, weil nicht innere Notwendigkeit treibend war, von ihrem Ausfluge auf die Bühne im gleichen Zustande zurückkehren, wie die Schützlinge ihrer „neuen Zeit" von dem Glanze Berlin W's zu der gewohnten schlichten väterlichen Häuslichkeit.

Hans Franck

Theaterbücher

Es ist nicht immer gut, wenn ein Praktiker Gedanken über seinen Beruf in Buchform äußert. So bin ich fest davon überzeugt, daß ich mich mit dem ehemaligen Münchner Oberregisseur Savits im Gespräch ganz trefflich verstände, aber seinem dickleibigen Bekenntnis „Von der Absicht des Dramas" (München, bei Etzold & Co.) muß ich widersprechen. Er hat sich leider von der unseligen Lektüre der Poetiken und Ästhetiken nicht losmachen können; sie spuken schier auf jeder der 400 Druckseiten und treiben ihn selbst auf Abwege, die er vom Regiestuhle aus nie einschlagen würde. Er donnert und blitzt vom Katheder herab, schwört blind auf Aristoteles, und man merkt immerfort, wie sauer ihm das wissenschaftliche Studium geworden ist. Anstatt zu vergessen, was nicht mehr lebendig ist, lernt er es mühevoll auswendig und will es auch uns aufzwingen. Weil Aristoteles und Shakespere weder üppige Dekorationen noch den Zwischenakt, weder Verwandlungsvorhang noch Zwischenaktsmusik kannten, dürfen auch Lessing und wir nichts davon halten. Das ist beinahe wörtlich Savits' Meinung. Er glaubt — und solcher Glaube wiegt bei einem Manne schwer, der mehrere Jahrzehnte das Schauspiel einer großen Hofbühne geleitet hat —, man könne alle Stücke, auch die modernsten, auf dem zimmerlosen Shakespere-Podium zur Geltung bringen. Er bedenkt nicht, daß Dichter wie Ibsen und Hauptmann ihre Werke in unsre „geschlossene" Dekoration hineingeschrieben und hineingesehen haben, daß ihnen die Enge und die mannigfaltigen realistischen Ein-

Digitized by Google

zelheiten Lebensluft sind. Ich bin kein Freund einer Inszenierung, worin der Dichter vom Maler tyrannisiert wird (ich verweise im besonderen auf meine Ablehnung der Edw. Gord. Craigschen Projekte und auf meine Einrichtung Gobineauscher Szenen), aber ich sehe nicht ein, warum wir alle die künstlerischen Eigenschaften plötzlich aufgeben sollen, die von geschmackvoll aufgebauter Bühne herab die Phantasie der Zuschauer günstig beeinflussen und die dem Verständnis schwieriger Werke Vorschub leisten. Es wäre dankenswerter, auf technische Mittel zu sinnen, die den Zwischenakt verkürzen, als die Nothehelfe zu rühmen, zu denen vergangene Zeiten greifen mußten.

Ein theoretisches Gegenstück dazu, das ich aber von Herzen willkommen heiße, hat Julius Bab, der Dichter, Kritiker und Dramaturg, geschrieben; er nennt's „Kritik der Bühne“ (Berlin, bei Oesterheld & Co.) und geht auf kleinem Raume mit sicherem Gefühle eine Reihe von Theaterproblemen an. Da er keine einseitige Meinung verficht — nur da und dort lockt er den Widerspruch heraus —, so darf ich wohl ganz allgemein die Güte der Gedanken rühmen, die ihm beredt und reichlich vom Munde strömen, und ihre Fruchtbarkeit für den Ausbau einer deutschen Dramaturgie und eines schauspielerischen Lehrbuchs. In seine Nähe gehören auch Hanns Hannsens „Beiträge zur Technik der Bühnenregiekunst“ (Leipzig, im Xenien-Verlag), die nach ein paar überflüssigen Betrachtungen über die Individualität des Regisseurs („überflüssig“, weil Individualität nicht anzuerziehen ist) und abgesehen von der Seltsamkeit, durch lateinische Zitate Stimmung zu machen, recht gute Hilfen darbieten und die Vielseitigkeit des Spielleiters nicht nur fordern, sondern auch fördern. Hannsen ruft im Regisseur den Architekten und Landschafter auf, den Beleuchter, Maschinisten und Farbenkünstler, warnt ihn vor mancherlei Fehlern und weiht ihn in Kniffe ein, die jedem Handwerk vonnöten sind. Ein reizvolles Kapitel über Kinderkomödie, deren Pflege er angelegentlich empfiehlt, läßt uns obendrein in eine liebenswürdige unverdorbene Seele schauen, der wir uns gern zuneigen.

Zwei Dramaturgien, die eine aus dem Jahre 1900, die andre äußerlich von heute, innerlich aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wollen noch verglichen sein. Richard Hamel nennt seine nach einer größeren Vorgängerin „Hannoversche Dramaturgie“ (Hannover 1900, bei M. & H. Schaper), Wilhelm von Scholz stellt dieser Vorgängerin eine noch größere gegenüber: „Hebbels Dramaturgie“ (München, Georg Müller). Hamel ist für seine Kritikensammlung so laut belobt worden, daß man argwöhnisch werden könnte. Ich finde sein Urteil überall dort trefflich, wo es sich um geradlinige Dramen und Charaktere handelt. Über Shakespere, Molière, Schiller und Goethe bringt er neue Gesichtspunkte herbei, aber er sucht auch hier allzu eifrig die Stücke auf Formeln wie über Leisten zu schlagen. Der Idee nachzugraben soll gewiß die höchste Aufgabe des Kritikers sein, aber über ihr darf er die Lebensfülle der Gestalten und Szenen nicht vergessen; sie ist es, die am stärksten auf uns wirkt. Die Idee gehört dem Historiker und einigen auserwählten Genießern, sie würde nie und nimmer hinreichen, um Zuschauer ins Theater zu ziehen. Liegt nun für

Digitized by Google

Hamel eine solche leitende Idee noch nicht klar zutage wie bei Ibsen, oder entdeckt er — wie bei Hauptmann —, daß sie fehlt, so wird er ungerecht. Tatsächlich rate ich dem Leser des Buches, die Ibsen-Feuilletons zu überschlagen. Mir will auch seine Wildenbruch-Begeisterung nicht gefallen; es ist, als freue ihn ein nackter gerader Stamm mehr als der vollbelaubte blühende Baum, dessen Verzweigungen freilich schwieriger nachzuzeichnen sind. Schalte ich noch seinen übermilden Aufsatz über eine mittelmäßige Vorleserin aus, der mit der Zensur „genial“ um sich wirft, so bleiben doch so viel kluge Worte über die Bühnenkunst übrig, so viel kräftige gegen die Dichterlinge, daß dem Buche auch heute noch ein sichtbarer Wert innewohnt. Die Verteidigung der schlichten deutschen Schauspielerei und die Abweisung des Zacconischen Virtuosentums, mit der Hamel ziemlich allein steht oder stand, die Anerkennung des Dilettantismus als des Sauerteigs unsres allgemeinen Kunstinteresses, endlich die schöne Arbeit über Gerstenbergs frühe Shakespereliebe sind journalistische Taten, deren sich jeder freuen kann.

Scholzens lückenlose Auswahl aus Hebbels Vorreden, Briefen, Tagebüchern und Kritiken übt eine erschütternde Wirkung aus; Lessings „Hamburgische Dramaturgie“ ist ein Vorpostengeplänkel gegen diese Schlacht und diesen Sieg. Mir ist, als müsse das Werk mehr abschrecken als anziehen; als müsse es auf jeden, der ohne inneren Beruf ein Drama zu schaffen unternimmt, bei der ersten Zeile, die er festlegen will, bei der Aufstellung des Schemas, ach schon beim Durchdenken des Stoffes wie eine Stimme von oben herabdröhnen: Laß ab! Wie oft, in wie vielerlei Zusammenstellung habe ich nun diese letzten Dinge des dramatischen Schaffens durchlebt, und wie oft werden sie mir noch neu und ungehört erscheinen. Sie zu umschreiben ist Überhebung; man kann nur immer wieder verstummen vor dieser heldenstarken, philosophisch ergründenden Kraft. Daß sie einem Dichter eigen war, würden wir nicht glauben, wenn wir's nicht wüßten.

Ferdinand Gregori

Musik

Richard Wagner über Mendelssohn

Noch immer wird vielfach die Meinung verbreitet, Wagner sei ein Gegner Mendelssohns gewesen und habe ihn als Künstler verunglimpft. Das ist aber ein Betrug, und zwar kein frommer. Gewiß hat Wagner gewisse Seiten des Mendelssohnschen Schaffens bekämpft, er hat aber — und darauf ist das Gewicht zu legen — die Vorzüge Mendelssohns ganz entschieden anerkannt, hat für die Gesamtpersönlichkeit des Meisters immer viel Respekt gehabt. Er nennt ihn einen Komponisten „von reichster spezifischer Talentfülle, von feinster, mannigfaltigster Bildung, von gesteigertstem, zartestempfindenden Ehrgefühl“. Er sagt, daß „wenn wir auf dem Gebiete der Kunst an die reine Persönlichkeit unsre Teilnahme verschenken wollten, so dürfen wir sie Mendelssohn in starkem Maße nicht versagen“. Er spricht von Mendelssohn als Meister, von seinen verdienten Erfolgen, davon, was das neuere Orchester Mendelssohn an zarter und feinsinniger Ausbildung verdanke, und von der Hebridenouvertüre, welche er „für eines der schönsten Musikstücke halte, die wir besitzen“. Wolzogen überliefert

Digitized by Google

einige sehr charakteristische Äußerungen aus Wagners Munde: „Mendelssohn war Landschaftsmaler erster Klasse, und die Hebridenouvertüre ist sein Meisterwerk. Das ist alles wundervoll geistig geschaut, fein empfunden und mit größter Kunst wiedergegeben. Auch »Meeresstille und glückliche Fahrt« ist schön, und den ersten Satz der schottischen A-moll-Symphonie liebe ich sehr. Die Verwendung nationaler Themen wird keiner dem Komponisten verübeln, besonders wenn er sie so künstlerisch verwendet wie Mendelssohn. Seine zweiten Themen, seine Adagios, wo das Menschliche hervortreten soll, sind freilich bei weitem schwächer. Bei der Sommernachtstraumouvertüre muß man bedenken, daß ein Fünfzehnjähriger sie geschrieben hat, und wie formvollendet ist da schon alles! Doch scheint mir das Hauptthema vergriffen. Das sind keine Elfen, sondern Mücken. Aber wie stümperhaft kam ich mir vor als junger Mann, nur vier Jahre jünger als Mendelssohn, der ich erst mühsam anfing Musik zu treiben, während jener schon ein ganz fertiger Musiker war und auch als gesellschaftlicher Mensch die anderen völlig in die Tasche steckte. Ich wußte damals nichts Besseres zu tun als ihn nachzuahmen, was ich freilich seitdem gründlich verlernt habe.“ Als ein Unglück für die deutsche Musik bezeichnete es Wagner, daß Mendelssohn, statt eine eigenartig bedeutende Spezialität in der deutschen Landschaftsmalerei zu werden, vielmehr zum Typus in allen Gattungen und zwar zum Typus der Verweichlichung und Verzierlichung gestempelt ward, „um der durch Beethoven erschreckten Musik eine moderne Erholung zu verschaffen. Dabei aber hatte Mendelssohn alles Talent, das den Nachahmern fehlte“. Diese Äußerungen enthalten zugleich ein treffendes, auch heute noch vollgültiges Urteil über Mendelssohn, dem man vom Standpunkt der Gegenwart nur noch seine Verdienste um die musikalische Genrekunst, die außerhalb des Wagnerschen Gesichtskreises liegt, hinzufügen möchte. Bedarf es da noch einer durch Bülow verbürgten Bemerkung Wagners, daß Mendelssohn „das größte spezifische Musikgenie (bessere Lesart: Formgenie) seit Mozart“ gewesen sei, um den Bayreuther, der übrigens sogar einmal zum Preise der Mendelssohnschen Oratorien einen Aufsatz geschrieben hat, von dem Vorwurf einer Gehässigkeit gegen Mendelssohn zu reinigen? Hoffentlich wird man unter dem Schutze der Wagnerschen Autorität nun bald auch die positiven Seiten der Musik Mendelssohns gelten lassen. B

Gerhard von Keußlers

großes Chorwerk „Vor der hohen Stadt“, das in Prag seine erste Aufführung erlebte, fordert eine mehr als örtliche Beachtung schon durch den Umstand heraus, daß der Komponist dieser im großen Stil sich bewegenden Kantate sich auch den Text, und zwar in Prosa, geschrieben hat. Er führt uns vor die Tore der hohen Stadt, wo das Volk in seiner Not wider Gott und seine Gerechtigkeit murrt. Es wähnt sich um der Missetat der Väter willen schuldlos heimgesucht. Aber da ersteht ihm ein Prophet, der auf die Trotzigen einspricht. Lange widerstreben sie, aber schließlich reißt die Kraft seines Wortes und das Feuer seines Glaubenseifers sie fort, und dieser große seelische Umschwung ergibt

Digitized by Google

ein dramatisches Motiv von packender Wirkung. Ein edles, hohes Wollen geht hier mit einem bedeutenden Können Hand in Hand. Noch ringt der Komponist in vielen Teilen mit dem gewaltigen Stoff, oft aber meistert er ihn in überraschender Weise. Elementar ist die Steigerung vor dem Schluß, der dann, da das Volk seinen Frieden wiedergefunden hat, allmählich verklingt und in einem schwirrenden, von zarten Orgelklängen gehaltenen Geigenton erstirbt. Die Rede des Propheten: „Ich habe dich je und je geliebt, und darum ziehe ich dich zu mir aus lauter Güte“ usw. macht einen tiefen Eindruck. Einige Bedenken erweckt mir allerdings der polyphone Chorsatz, der in naturalistischer Weise die einzelnen Stimmen verschiedenen Text singen läßt, so wie ein erregter Volkshaufe durcheinander spricht. Dabei geht die Verständlichkeit der Worte vollständig verloren, es bleibt nur der musikalische Ausdruck der Gemütsbewegung. Das über den Durchschnitt aufragende Werk zeichnet sich auch durch vornehme, warme Melodik aus. Ernst Rychnowsky

Angewandte Kunst

„Drucksachen“

Wir tun vielleicht unrecht, über die Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm“, geringschätzig zu lächeln. Die Leute von damals hatten, wenn auch in bescheidenen Formen, eine feine Kultur und stellten an die Dinge des Alltags künstlerische Ansprüche, die wir längst verlernt haben. Es war eine schönheitsfrohe Zeit. Aus allen Familien sind uns von damals Bildnisse überliefert: Ölporträts, Pastelle, Lithographien, Miniaturen, auf Elfenbein säuberlich gemalt. In der graphischen Reproduktion herrschte der Kupferstich vor. Auf eine wie ansehnliche Höhe die hochentwickelte persönliche Kultur auch das graphische Kunstgewerbe hob, mag man an den einfachen Besuchskarten erkennen. Es genügte dem Geschmack der Biedermeierzeit nicht immer, daß sie bloß den Namen trugen, eine zierliche Zeichnung mußte oft dabei sein, die etwas von der Persönlichkeit, von ihrem Wesen, ihrem Berufe aussagte. Sie bekamen solcherart den Charakter von Exlibris. Wer eine solche Visitenkarte empfing, hatte ein Interesse daran, sie aufzubewahren; man hielt mit der Karte unwillkürlich die Person in Ehren oder mindestens in Erinnerung. Es kam von der Geselligkeit her und von der verbindlichen Lebensart, die sich als Legende aus jenen Tagen herschreibt. Erst als der Verkehr unter den Menschen kühler und geschäftsmäßiger wurde, begnügte man sich mit dem einfachen Namen auf der Karte, die keinen Anspruch mehr erhob, aufbewahrt zu werden. Eine leise Andeutung des vergangenen Lebens und seiner Formen liegt in den Karten. Fast immer drückt das Bild eine Beziehung zur bürgerlichen Eigenschaft des Besitzers aus. Ein Zeichner oder Maler liebte die notwendigen Requisiten seines Berufes auf der Karte, eine Studienmappe, einen Malschirm, eine schöne Landschaft dahinter, oder eine zeichnende Muse mit Pinsel und Palette, Staffelei und Marmorbüste. Ein Zuckerbäcker gab Familienkarten aus, auf denen neben Apollon Musagetes Putti vorkommen, die Torten tragen. Dem romantisch-klassizistischen Anstrich jener Tage entspricht es, daß die Torten die Form von Tempelchen, den beliebten Freundschaftstempeln, erhielten. Daß ein Doktor der Arzneikunde einen grabstein-

Digitized by Google

ähnlichen Felsblock, auf dem sein Name steht, in der Visitenkarte führt, ist wohl eine unbeabsichtigte Ironie, die seiner Klientel hoffentlich nicht aufgefallen ist. Der schwärmerische Klassizismus, der die Säulentempel, darin die Siegel der Freundschaft niedergelegt wurden, die elegischen Burgruinen, die antiken Baureste auf jedes Wunschpapier für Gevatter Schneiders und Handschuhmachers Gebrauch einzeichnete, bestimmte die geistige Atmosphäre der Schmachtlockenzeit. Alle Lebenskreise waren am Ausgange des Empire davon so ergriffen, daß der kleine Geschäftsmann in seinen Anzeigen, Geschäftskarten und Etiketten diesen verbürgerlichten Klassizismus nicht entbehren konnte. Alle Drucksorten redeten in der griechischen Formensprache.

Noch ein andrer Zweig des graphischen Kunstgewerbes, einst hochentwickelt, harrt der Wiederbelebung: die sogenannten Privatdrucke. Sie waren interessante Dokumente der Familie und ihrer Kultur, — daß sie heute kaum mehr vorkommen, läßt auf einen erheblichen Rückschritt der intimeren Lebensansprüche schließen. Auf die Herstellung und graphische Ausstattung der Familienchroniken ward viel Sorgfalt gesetzt; Festtage der Familie wurden in den Privatdrucken festgehalten, die an die Teilnehmer und Verwandten verteilt, kunstvoll ausgestattet, in schwungvollen Worten oder auch Versen den Tag feierten und oftmals biographisch und kulturhistorisch interessant waren. Wie bereits die Visiten- oder Besuchskarten ahnen lassen, wurde nicht wenig Sorgfalt auf die Wunschkarten gelegt, unter denen zahlreiche Beispiele von geradezu verblüffender Schönheit überliefert sind. Die ziemlich hohen Ansprüche, die das äußerlich anscheinend bescheidene Leben an diese Dinge stellte, in denen sich die persönliche Kultur zeigen konnte, kam unter anderm auch der formalen Seite des Buches zugute, auf dessen Toilette ein großes Augenmerk gelegt wurde, sowohl hinsichtlich des Einbandes als auch namentlich der farbigen Ausstattung. Die Buntpapiere, die zu diesen Zwecken und sonstigem Gebrauch damals hergestellt wurden, können heute noch als eine Quelle der Anregung gelten und als Beweis, daß die Bildung des Auges zur Farbenfreude, die wir heute wieder anstreben, eine wesentliche Grundlage der künstlerischen Kultur bildete, die unsre Großväter und Urgroßväter in hohem Maße besaßen. Es gibt noch manches bei ihnen zu lernen.

Sicherlich besitzt auch die moderne Zeit schön gedruckte Karten für alle Zwecke, für Geschäfts-, Visiten- und Wunschangelegenheiten; immerhin aber gehört das künstlerisch Erlesene zu den Ausnahmen. Im allgemeinen müssen wir zufrieden sein, wenn die Visitenkarte nur in guter deutlicher Schrift den Namen trägt und die künstlerische Zeichnung unabhängig von ihr in der heute wieder beliebten Form der Exlibris, der Bucheigentums-Zeichen, ein eignes Feld gefunden hat. Aber es soll gar nicht ausgeschlossen sein, die Visitenkarte in jenem Geist wieder zu beleben, den wir an den erwähnten alten Formen bemerkt haben. In diesem Falle ist die Zeichnung der Visitenkarte oder des Exlibris gleichsam eine Hausmarke, die in der ganzen Briefausstattung des Privatmenschen durchgängig erscheinen kann. Ganz allein das bloß druckermäßige Satzmaterial läßt sich auch für die Visitenkarte mit ungeahnter künst-

Digitized by Google

lerischer Freiheit und Erfindung verwenden.

Wir bringen in der Bilderbeilage einige gute alte und neue Beispiele. Unter den neuen werden die Wunschkarten der Wiener Werkstätte, die in allen Stücken auf erlesene Kultur hinarbeitet, vielen Beifall finden. Sie sind als Postkarten im Handel und für einige Pfennige zu haben.

In bezug auf das Schriftwesen ist die Allgemeinheit ausgesprochen reaktionär. Nicht konservativ, sondern reaktionär. Die Reform der Möbel, der Wohnungsausstattung, der Architektur, der Tracht, alles konnte ruhig geschehen, nur an der miserablen Druckschrift, in der die meisten Bücher und Zeitschriften erschienen, durfte nicht gerüttelt werden, oder die Leser traten in den Ausstand. Dieser passive Widerstand ist die Ursache, daß das schriftschöpferische Vermögen noch nicht jene Entfaltung erreichen konnte, wie in früheren Jahrhunderten, oder wie heute etwa in England. Eine Zeitschrift, eine Geschäftskarte, ein Geschäftsbriefpapier, in denen nicht auf einer Seite sechs bis sieben verschiedene Schriftcharaktere und Schriftgrade auftreten, gilt im allgemeinen als nicht lesbar. Im Zeitalter des internationalen Sprachenverkehrs ist es noch ein Wagnis, eine Zeitschrift in Antiqualettern zu drucken. Wenn diese Antiqualettern sehr mager sind, so daß die ganze Druckfläche einen, dem Auge wenig zuträglichen grauen Gesamtton empfängt, ist der Leser schon eher zufrieden. Schöne kräftige Antiqualettern mit einem möglichst geschlossenen Satzbild zu wählen, das dürfen sich nur Zeitschriften erlauben, die von vornherein auf einen nennenswerten Abonnentenstand verzichten. Um das Publikum langsam an besseres Material zu gewöhnen, haben findige Schriftgießer Typen angefertigt, die ein Mittelding zwischen der lateinischen Antiqua und der gotischen Fraktur darstellen. Was die allgemein verlangte und verwendete gotische Fraktur betrifft, so ist in der Allgemeinheit vollends das Bewußtsein dafür entschwunden, wie erbärmlich diese heutige Durchschnittsfraktur im Vergleich zur alten Überlieferung der deutschen Schriftkunst ist. Während sich heute kein Mensch von Geschmack eine gotische Schlafzimmer- oder Speisezimmereinrichtung im Stile von anno 1875 kaufen würde, hält man in der Schrift mit zäher Beharrlichkeit an jenen schlechten Typen fest, die aus der Zeit der berüchtigten Prachtwerke und der billigen Klassiker stammen und denselben Tiefstand einnehmen, wie jene Möbel. In Deutschland haben einige modern gesinnte Verleger auf Anregungen von außen her besseres versucht und aus idealer Überzeugung, wahrscheinlich sehr mit Hintansetzung ihrer materiellen Interessen, für guten Geschmack im Schriftwesen gesorgt. Wie sehen unsere deutschen Zeitschriften daneben aus? Wie überall im Kunstgewerbe war der Protest der Künstler auch für das Schriftwesen heilsam. Wir haben alle Ursache, uns über derartige Neuerungen zu freuen und an ihnen zu lernen. In Deutschland war es von den Künstlerschriften zuerst die nach ihrem Urheber genannte Eckmann-Schrift, die von der Industrie aufgenommen wurde. Ihre Erscheinung mußte erlösend wirken als eine Befreiung von dem Stillstand, der im Schriftwesen herrschte. Daß sie heute überlebt und durch geschmackvollere Leistungen ersetzt ist, rüttelt nicht an dieser Tatsache. Einen wesentlichen Einfluß auf die Regeneration haben die Schriften Ru-

Digitized by Google

dolfs von Larisch gewonnen, in denen auch die Reformgedanken vor allem jenes Wiener Künstlerkreises zum Ausdruck kommen, aus dem die Wiener Werkstätte hervorging. Das wesentliche an ihnen ist, daß die einfachsten Schriftelemente betont sind, wie sie etwa die Antiqua bietet. In einem Satzbild ist nicht der gleichmäßige meßbare Abstand der Buchstaben voneinander maßgebend, sondern die optische Wirkung, die uns sofort darüber belehrt, ob das Schriftbild geschlossen ist oder nicht. Für die Schriftererscheinung kommen auch die Zwischenräume der Buchstaben in Betracht und beide Elemente sind auf ein Gleichgewichtsverhältnis der Schwarz-Weiß-Wirkung angewiesen, wie es beim Ornament besteht. Eine geschmackvolle Schrift wird niemals klaffende Stellen aufweisen, die das Wort zerreißen. Neben dem Wortbilde besteht das Satzbild, es steht im rhythmischen Verhältnis zum Flächenraum, auf dem es erscheint, oder zur Zeichnung, mit der gemeinsam es auftritt. Eine gut geordnete Schrift wird einen möglichst geschlossenen Block ergeben, der zu seinem Raum in geregeltem Verhältnis steht. Der Schriftduktus wird sich der Zeichnung anpassen, wenn eine solche in Begleitung mit der Schrift auftritt. Verstöße gegen diese Grundsätze kann man in Hunderten von Plakaten, Firmenschildern und geschäftlichen Drucksachen, Katalogen usw. finden, dagegen sinp gute Beispiele heute noch selten. Es ist bekannt, daß die Künstlerszessionen mit ihren Einladungen und Katalogen zum Teil sehr fördernd gewirkt haben. Einige wenige Firmen, die mit Künstlern arbeiten, haben mit dem alten Schlendrian aufgeräumt. In sehr vereinzelten Fällen tritt ein Firmensignet auf, das gleichsam als Hausmarke immer wiederkehrt, wie in den alten Büchern das Exlibris. Wenn die ornamentale Wirkung eines solchen Signets durch bloße Schriftanordnung, also ohne jede Zeichnung erreicht wird, so scheint mir das noch besser. Das hat z. B. die Wiener Werkstätte getan. Wenn die Welt ewig beim Gewohnheitsbild beharren würde, wäre sie reif, sich begraben zu lassen.

In der Bilderbeilage finden sich einige Beispiele von versuchten Neuerungen. Die Firma Klingspor in Offenbach a. M., die große Verdienste um die Wiederbelebung der künstlerischen Schrift hat, liefert vier Beispiele und Gegenbeispiele, worin sie sinngemäße Schriftanordnungen dem heute üblichen Schema entgegenstellt. Ich muß aber sagen, daß die guten Beispiele hier nicht gerade zu den besten dieser Firma gehören. Trefflich sind die Arbeiten der Kunstgewerbe- und Handwerkerschule zu Magdeburg, die, wie unsere beiden letzten Proben zeigen, Drucksachen des Geschäftsverkehrs durch ihre Schüler auf die Höhe des guten Geschmackes bringen ließ. Der Unterschied der Drucksorten früher und jetzt kommt in der Gegenüberstellung sehr ergötzlich zum Ausdruck. Aber diese Beispiele, sowie die Künstlerschriften und die einzelnen künstlerisch hervorragenden Verlegerwerke sind bei uns noch bei weitem nicht allgemein genug. Das Publikum nimmt das Altgewohnte widerstandslos hin und der Widerspruch regt sich nur den mehr oder weniger entschlossenen Versuchen gegenüber, dieser traurigen Gewohnheit zu entsagen.

Joseph Aug. Lux

Nürnbergisches

Heimatpflege

Eben geht durch bayrische Blätter die nachstehende alarmierende Nachricht: „Nürnberg. Der Magi-

Digitized by Google

Handel und Gewerbe

strat bewilligte heute für die Vorarbeiten zu dem Riesenprojekte der Führung einer Nord-Südstraße durch die Altstadt mit einem Tunnel durch den Burgberg, dann für einen Künstlerwettbewerb unter den deutschen Architekten speziell für eine Pegnitzüberbrückung usw. als ersten Betrag 15000 M. Das ganze Projekt wird, abgesehen von den bisherigen Grunderwerbungskosten, etwa 5720000 M., der Burgbergtunnel allein 1850000 M. nach der vorläufigen Schätzung kosten."

In Nürnberg ist schon in den achtziger und neunziger Jahren bei der Erneuerung und Umgestaltung des Stadtkerns nicht immer mit dem behutsamen Takte verfahren worden, den dies geschichtlich und ästhetisch gleich wertvolle Gebilde hätte beanspruchen dürfen; besonders in den Hauptzugangsstraßen wird die alte Stimmung vielfach durch unruhig-protzenhafte Neubauten gestört und übertönt, die freilich in dem geschäftlichen Reklamebedürfnis ihren schwer zu widerlegenden „zureichenden Grund" haben mögen. Aber in der Nähe des Dürerhauses, am Burgberg, hat sich bislang das alte Gesamtbild doch noch erhalten; da ist Einheitlichkeit und Stille, wie etwa in Rothenburg ob der Tauber. Daß das mächtige süddeutsche Industriezentrum diese sichre Insel sich erhalten hat, das wirkte wie ein Zeichen echter Vornehmheit und gab der ganzen Stadt, die in einem Ring dampfender Fabrikschlote doch Altestes und Schönstes mit Treue zu bewahren wußte, ihr besondres Gepräge: eine Verbindung vorwärtsdrängenden modernen Lebens und alter Herrlichkeit, wie etwa in Rom.

Wird man bei der Ausführung des Riesenprojekts diese Imponderabilien in Rechnung stellen? Als der Heidelberger Burgfriede durch Verschäferung bedroht wurde, hat man das als eine nationale Sache bezeichnet. Hier scheint Größeres auf dem Spiel zu stehn. O. Cr.

Vom Perversismus

Menschenaugen gefällig? Sie sind zwar teuer, so 4000 Mark das Stück, aber in Amerika sind sie zu kaufen. Nämlich als Schmuck. Leichenaugen, aber durch ein neuentdecktes Verfahren sozusagen lebendig gemacht, daß sie einem zum angenehmsten Gruseln ordentlich ansehn. Man trägt sie als Stockknöpfe, auf Ringen, in Broschen, die konservierten Augäpfel eingesetzt in Liber aus Email, die mit natürlichen Wimpern versehen werden, das ganze liebe Ding geschützt durch ein Glas, weil es doch so etwas teures ist. Anfänglich nahm man das nötige Augenmaterial aus den Anatomien, da sich's aber bei den schönen Preisen verlohnt, so ist die Gräberschändung jetzt etwas in Aufnahme gekommen. Eine Nebenfolge, die nicht ganz angenehm ist, die man aber bei der Einführung dieser Nouveauté eben in Kauf nehmen muß. „Man sieht junge Frauen, die einen Ring mit dem Auge ihres verstorbenen Mannes, und Mütter, die Broschen mit den Augen ihrer verstorbenen Kinder tragen. Die Preise schwanken übrigens nach der Farbe. Am wertvollsten und gesuchtesten sind schwarze Augen, die ihren Glanz am besten bewahren und sehr ausdrucksvoll aussehen."

Das wird vollkommen ernsthaft berichtet, und wir haben bis jetzt noch nichts von einem Widerspruch gehört. Ist es wahr? Wir denken bei diesem Bericht vorläufig doch lieber an eine groteske Satire oder einen geschmacklosen „Scherz".

Digitized by Google

Wenn es aber wahr ist, so treibt der Perversismus doch schon heutzutage Sumpfblüten, bis zu deren Bezeichnung unsre arme Sprache nicht mitkann.

Wie denken Sie über Frau Steinheil?

Ist sie's gewesen? Oder war's keine andre? Oder war's am Ende ein andrer? Und wenn sie's war: warum war sie's wohl? Wenn sie's aber nicht war, war sie's dann auch ganz gewiß nicht? Und warum hätte sie's am Ende doch sein können? Wenigstens beinahe! Und wie das wohl geworden wäre, wenn sie's wirklich gewesen wäre! Aber am Ende ist sie's wirklich gewesen?!? ...

Verehrlicher Leser, ich habe keine Ahnung davon, wer Frau Steinheil ist und was sie getan oder gelassen haben soll. Sie hat irgend jemand umgebracht oder auch nicht umgebracht, glaub ich. Aber so etwas geschieht alle Tage, und zur Ermittelung und Aburteilung der betreffenden Herren und Damen sind, meine ich, die Gerichte da. Was gehen die Nöte der Untersuchungsrichter in Paris mich an? Also lese ich konsequent die Zeit über, die mir die Blätter für Madame Steinheil wegnehmen wollen, irgend etwas anderes. Wenn der ganze Rummel vorbei ist, bitte ich um Nachricht, ob ich dabei etwas Wissenswertes versäumt habe. Wenn ja, so läßt sich meine Versäumnis leicht nachholen, denn dann wird man's selber wissen. Wenn nicht, so sind die andern alle desto schlimmer zum Narren gehalten worden, die man mit dem Kriminalklatsch tagtäglich gefüttert hat, ohne daß auch nur ein paar nahrhafte Brocken drin waren. Um ihre Zeit betrogen worden sind sie aber auf jeden Fall. A

Vom Londoner Grafschaftsrat

In Mangoldts Werke „Die städtische Bodenfrage" wird mit Recht darüber Klage geführt, daß der Bodenwucher auch die Entwicklung der Künste schädige. Zum Beispiel: die der Bühnenkunst. Was hilft es, daß die Gemeinden den Bühnenleitern die größten „Subventionen" zahlen, wenn diese lediglich aufs neue durch Erhöhung der Pachten „eskontiert" werden, weil ja der „Bodenwert" inzwischen wieder steige und das betreffende Terrain selbstverständlich pari passu höher „bepfandbrieft" worden wäre. „Selbstverständlich" deshalb, weil ja angeblich durch eine solche mittels staatlichen Privilegien besonders begünstigten Bepfandbriefung dem Kapital zum Entstehen verholfen würde, wie Herr Justizrat Katz dies auf dem Juristenkongreß zu Stettin so schön klargelegt hat (Kw. XXI, 16, S. 245).

Aber auch in dem klassischen Lande des Doomsday-Buches, welches bis „zum jüngsten Tage" (doomsday) geschlossen bleibt und jede Bepfandbriefung des Bodens deshalb ausschließt, stand es trotz der Überwachung durch den Lord Chamberlain um die Bühne nicht eben gut, wenn auch, wie dies schon Fontane erhärtet hat, Shakespere nie vom Repertoir verschwunden war, sondern vielfach sogar nicht bloß gesprochen, nein, auch getanzt und geritten wurde. Für das Volk, die breiten Massen, gab es trotzdem kein Theater. Im „Big Vic", dem großen Volkstheater auf der Südseite der Themse, gab man Dramatisierungen der „penny-dreadfuls", der Schauerromane, worin man die Heldin beinahe vom Expreßzug zu Tode rädern ließ. Und was sonst dem Volke geboten

Digitized by Google

wurde — neben den Weihnachtspantomimen —, gruppierte sich um Jack Shepherd, Robin Hood und andere Highwaymen, d. h. Straßenräuber.

Nicht zum mindesten, um auch diesem Mangel an erziehlicher Theaterkost für das Volk abzuhelfen, wurde eine Institution geschaffen, die kürzlich von deutschen Bürgermeistern, Zeitungsschreibern und anderen Gruppen, welche Englands Gestade besuchen, eifrig studiert wird. Sie lernten den London County-Council, den Londoner Grafschaftsrat, als Gastgeber kennen. Für uns sei er noch ein mehreres.

Es genüge zu sagen, daß dieser Grafschaftsrat in der kurzen Zeit seines Bestehens seit 1888 neben 52 Parken — darunter einen von 802 und einen von 337 acres (2 acres = 3 Morgen), 384 Kricket-, 181 Fußball- und vielen anderen Spielplätzen für Krocket, Golf, Quoits und Tennis — auch schon 14 neue große Theater geschaffen hat nebst 311 anderen öffentlichen Belustigungsorten, ganz abgesehen von den Einzelhausgruppen für kleine Leute, alle mit einem Garten, und ganz abgesehen auch von den ca. 25 Volks-Gymnasien, den Fortbildungsschulen, den technischen und Besserungs-Anstalten, z. B. für Trunkenbolde, welche der englische Richter nach seinem Ermessen zu einer Kur verurteilen kann.

Der Grafschaftsrat wurde in jenem denkwürdigen Jahre 1888 geschaffen als gesetzliche Einrichtung für alle Städte mit mehr als 50 000 Einwohnern. Er geht aus Haushalter-, also Pluralwahlen hervor; ein Abgeordneter für jede englische Quadratmeile. Er soll die Großstädte gesund erhalten und auch mittelbar dafür sorgen, daß das durch die gemeinsame Tätigkeit der Bürger geschaffene Kapital in der Hand der Schaffenden erhalten bleibt. Der Londoner County-Council hat 180 Mitglieder, darunter Lord Rosebery, Burns und Lady Coutts.

Damit ist schon gesagt, daß der Grafschaftsrat dem Boden- und Mietswucher entgegenzuwirken hat, denn diese sind ja die schlimmsten Ursachen der Verkümmerung und Verarmung der Massen und auch des in diesem Punkte leider sehr begriffsstutzigen Mittelstandes.

Daß die Großstädte an sich ein Übel sein müßten, dieser volkswirtschaftliche Unsinn ist in deutschen Köpfen geboren worden. Man kann ihn nicht einmal „agrarisch“ nennen. Denn der Agrarier Rodbertus war's, der allen Reichtum aus der Arbeitsteilung hervorgehen ließ, und die Großstädte sind der Sitz ihrer höchsten Entfaltung und Verfeinerung. Die Großstadt ist die Blüte am Baum der nationalen Wirtschaftseinrichtung. Aber durch den Mietsbodenwucher wird sie zu einer tauben Blüte.

In England besonders hat man mit jener fixen Idee sehr früh aufgeräumt, schon unter der Königin Elisabeth, als der bei uns freilich verrufene Kanzler Lord Burleigh nebst Walsingham die zahllosen Flüchtlinge vor dem spanischen Schrecken und den Greueln des Dreißigjährigen Krieges in London willkommen hießen. Aus Brügge allein flohen damals ihrer 30000 Reeder, Fabrikanten und Arbeiter nach Englands gastlichen Gestaden, welche ihnen ein Asyl boten — weil sie ein Heiligtum umschließen.

Und nur dieser Umstand — nämlich, daß der Grund und Boden Englands heilig gehalten wird — ermöglicht auch jene umfassende Wirksamkeit der Grafschaftsräte.

Digitized by Google

Das ist einem unter römischen Rechtsnormen erwachsenen Festländer schwer begreiflich zu machen. Und zu dem „deterministischen Einfluß des Rechts“ gesellt sich der Umstand bei uns, daß der Deutsche gleich dem alten Adam homo uxoriosus ist. Er opfert dem Weibe nicht bloß das, was des Weibes ist, sondern auch die Erkenntnis, welche den Einrichtungen des Landes zugrunde liegt. Er derangiert die Reichsfinanzen, er entwurzelt das dem Grund und Boden natürlich entsprechende Erbrecht (die in England nach wie vor bestehende besondere Erbfolge für Realbesitz nach der schon in der Bibel geheiligten Erstgeburt), er hält das Grundbuch der Willkür offen, er darbt und knappst sein Leben lang, um die trauernde Witwe als lustige Witwe zu hinterlassen und seine Backfische als „Goldfische“. Ich bitte die Damen, mich nicht mißzuverstehen. Es handelt sich nicht um eine Stellungnahme gegen Achtung und Ansehen des weiblichen Geschlechts, im Gegenteil: „des Weibes Wonne und Wert“ — bei diesen Worten hat Richard Wagner sicherlich nicht an Mitgift und dergleichen gedacht. Die, sagen wir: „sublimere“ Stellung sowohl der Lady wie ihres legitimen Herrschaftsbezirks, des Hauses, in England deutet darauf, daß die bei uns „rezipierten“ römischen Rechtsnormen diesen nationalen Heiligtümern gerade Abbruch tun. Und was die Gestaltung der Vermögensverhältnisse anbetrifft, so wird auch diese unter dem in England herrschenden deutschen Recht bei weitem günstiger auch für die Frauen.

Die Uxoriosität darf nicht mit Blindheit gepaart sein, sonst könnte sie zur Verlumpung der Gesamtheit führen. Auf deutscher Erde hat sie zur Überladung mit Erbschaftsschulden geführt, deren Verzinsung auch dem besten Wirtschafter unmöglich ist.

In Deutschland 50 bis 80 Milliarden Mark, in England keinen Pfennig Hypothekenschulden. Das ist das Ergebnis — das vorläufige — bezüglich der Finanzen. Und nicht minder widrig sind die Folgen bezüglich der Wohnungsverhältnisse, bei denen ja auch die Frau in erster Linie in Mitleidenschaft gezogen wird. Eine Stadterweiterung und Ausgestaltung, wie sie der englische Grafschaftsrat leicht bewerkstelligt, ist vorläufig bei uns eine Unmöglichkeit. Der Grund und Boden in England ist mit verschwindenden Ausnahmen nicht Gegenstand des Kaufs, sondern der Pacht. Deshalb und da auch kein offenes Grundbuch im Wege steht, ist der Grafschaftsrat in der Lage, laut der „Appropriationsklausel“ des Gemeindegesetzes, für die Städte-Erweiterung einfach in die Pachtverträge der umliegenden Farmer einzutreten, also in den meisten Fällen ohne wesentliche Kosten und Kapitalaufwand. Das hat natürlich auch mit der Bildung des Kapitals in erster Hand und der Gestaltung des Diskonts sehr viel zu tun.

Wollte man doch diese Prämisse (die Voraussetzung des uns verloren gegangenen deutschen Rechts) recht aufmerksam und eingehend in Erwägung ziehen! Damit endlich das verlegene Schweigen durchbrochen werden könnte, mit welchem die zahlreichen Gäste des Londoner Grafschaftsrates nach Hause kehrten. Achselzuckend sagten sie: „Ja, England ist reich — wir können das nicht — wir sind zu arm.“

Nein! Es ist das deutsche Recht, welches England reich macht, und das römische, welches bei uns Staat und Volk der Ver-

Digitized by Google

armung entgegenführt und die von uns geschaffenen, im Schweiße unsres Angesichts erarbeiteten Milliarden alieniert. O. B.

Körperkultur

„Die fließende Linie"

Die bisher so berühmte „gerade Linie" ist überwunden! Die „fließende Linie" ist der Überwinder!

Wer wäre nicht bis in die letzten Jahre „ästhetisch erschüttert" gewesen, wenn er eine Dame sah, die die „gerade Linie" — vom Busen zur Fußspitze — zeigte? Dabei war trotz der ungeheuren ästhetischen Wirkung eine „Einfühlung" immerhin noch möglich. Man konnte sich ungefähr denken, wie vorzüglich Atmung und Verdauung sein mochten, wie äußerst bequem es sich mit der geraden Linie gehen und sitzen ließ.

Das ist alles überwunden, alles in den Schatten gestellt von dem „Geheimnisse der Pariser Damenwelt, der fließenden Linie". Wer eine Dame mit der „fließenden Linie" sieht, wird nicht nur ästhetisch gerührt, sondern bekommt einfach einen ästhetischen Schlag. Das Le Plastique-Directoire-Mode-Korsett „verleiht der Figur jene harmonische, schmale Silhouette, welche die neueste Pariser Direktoiremode erfordert, ohne im geringsten die Bewegungsfreiheit im Gehen oder Sitzen zu hindern. Prima Batist und Fischbein: 50, 60 und 75 M." („Leipz. N. Nachr." vom 18. Okt. 08). Die „fließende Linie" führt auch von Brust zu Fußspitze, aber nicht so steif und unschön, wie die einst so vergötterte „gerade Linie", sondern konkav in berückendem Flusse. Ich dachte mir die Entwickelung der geraden Linie zur fließenden unwillkürlich fortgesetzt und sah Sphinxe und andere Vierfüßler. Von „Einfühlung" kann bei der „fließenden Linie" natürlich nicht mehr die Rede sein, denn hier kann man sich vor Begeisterung gar nicht mehr vorstellen, wie tadellos Atmung, Blutumlauf und Verdauung vor sich gehen, wie bequem die „fließende Linie" beim Sitzen und Gehen ist. Die Bewegungsfreiheit wird „nicht im geringsten gehindert".

Wenn ich Korsettfabrikant wäre, ich würde die Entwicklung der geraden Linie zur fließenden und darüber hinaus beschleunigen. Ich würde den Damen schon zu Weihnachten die „gekrümmte Linie" oder — da auch Menschen einigermaßen das Bedürfnis haben, den Kopf oben zu behalten — die „Schlangenlinie" bescheren. M. F.

Digitized by Google

Aufgaben der Universität

hat kürzlich Fr. von der Leyen in der „Neuen Rundschau“ erörtert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht die Universität im Mittelpunkt der höheren Interessen, als Hüterin nicht allein der ernsten Bildung, sondern auch andrer Nationaleigentümer. Jetzt trat an die Stelle des nationalen Ansehens der internationale Ruf, und die allgemeine Schätzung der Professoren gilt im großen und ganzen nicht ihrer Person, sondern ihrem Wissen; sie sind in jedem Fach die höchste Autorität. Die Herrschaft dieser Autoritäten und Spezialisten ist aber, meint von der Leyen, dem besten Wesen der Universität nicht förderlich gewesen: Der Respekt vor dem Titel habe eine Titelsucht und oftmals einen Mißbrauch des Titels gezeitigt, namentlich zur Deckung unzulänglicher Leistungen und zur Erhöhung der Geldansprüche. Neben den Berühmtheiten, mit denen die Regierung gern wie mit kostbarsten Ausstellungsobjekten prangt, stehen in überaus großer Zahl die schlecht oder gar nicht bezahlten, abhängigen Dozenten. Die ordentlichen Professuren hat man nicht entsprechend dem Wachstum der Wissenschaften vermehrt; um sie zu erlangen, gedeiht unter den Abhängigen Servilität und Streberei.

Auch das Verhältnis der Dozenten zu den Studenten bedürfe einer tieferen Auffassung des gegenseitigen Austauschverhältnisses. Manche Dozenten wüßten nicht mehr, daß die Universität die Studenten nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu erziehen hat. Die Beibringung der „Methode“, eines gewissen Handwerkergeschicks habe das Niveau der wissenschaftlichen Produktion nicht gehoben, im Gegenteil. Die Vorlesungen überschätzten im allgemeinen den Wert der theoretischen und sie unterschätzten den der praktischen Ausbildung. Das Leben stellt aber heut für die Praxis schwierigere Aufgaben als je, auf die muß die Universität sorgfältig vorbereiten. Von der Leyen verweist hier auf eine Anregung in seiner Schrift über „Deutsche Universität und deutsche Zukunft“ (wir haben sie seinerzeit empfohlen): man möge in geschichtlichen Übungen politische Ereignisse der Gegenwart, auch Sensationen oder Prozesse derart betrachten, daß man die Reihe der Variationen verfolgt, in denen die sogenannten Tatsachen wiedergegeben werden. „Die Jugend will immer Verständnis für das Leben, das sie um sich sieht, und das soll ihr die Universität geben. Sie soll nicht immer ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie etwa Literatur und Kunst der Gegenwart den Vorlesungen zugrunde legt und sie umsichtig und genau mit den Studenten betrachtet.“ Die sogenannte philologische Methode von heute reicht auch für die neuere Literatur nicht zu. Es müsse doch möglich sein, das geistige Leben der Gegenwart mit besonnenem Urteil zu erfassen, es sei auch schon möglich gewesen.

Vor allem hätten die Universitäten die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen reiner und angewandter Wissenschaft zu erstreben. Das ist heute gestört. Bei der Naturwissenschaft und Medizin ist die Wagschale der angewandten, bei den Kulturwissenschaften die der reinen Wissenschaft zu schwer. — Dann ist das eine böse Folge der falsch aufgefaßten reinen Wissenschaft, daß der Dozent häufig genug mit jungen Leuten nicht umzugehen weiß „oder daß er gar nicht ahnt, daß er es wissen sollte“.

Digitized by Google

Bei der verschiedenen Vorbildung des heutigen Studentenmaterials, bei seiner vielfältigeren Zusammensetzung überhaupt muß der Dozent den Studenten studieren, wenn der Unterricht fruchten soll.

Die Strömung der Zeit, die sichtbare über unsichtbare Erfolge hebt, hat auch die Universität und ihre Träger mit fortgerissen. Aber immer noch ist es ihr möglich, die alte Gewalt über die Herzen der Jugend und das bessere deutsche Leben zurückzuerobern, sich mit Schule und Praxis zu verbinden und wieder die große Erzieherin Deutschlands zu werden.

Unter uns

Lebende Worte

Strindberg

sollten eigentlich die Losen Blätter dieses Heftes gewidmet werden. Nach Wildenbruchs plötzlichem Tode ordneten wir's anders an und hoffen auf die Zustimmung unsrer Leser, auch wenn diese Anordnung der Ankündigung im vorigen Hefte widerspricht.

Ohne Personennamen

erbitten wir alle Einsendungen an die „Kunstwart-Leitung in Dresden-Blasewitz". Der Herausgeber unsres Blattes muß sehr viel auf Reisen sein, Verzögerungen und sogar Verluste sind kaum vermeidlich, wenn Einsendungen unter seinem Privatnamen abgeschickt werden. Herr Eugen Kalkschmidt, an den gleichfalls viele Sendungen mit persönlicher Adresse gingen, übersiedelt nach München, wo er in Verbindung mit dem Kunstwart bleibt, die bisherige redaktionelle Korrespondenz aber nicht mehr erledigen kann. Die Namen der Herren, die sie führen, nennen wir lieber gar nicht, damit nicht abermals persönlich adressiert wird. Wir wiederholen also unsre alte Bitte: Briefe einfach an die „Kunstwart-Leitung" nach Dresden-Blasewitz zu leiten. Und zwar nach wie vor: Manuskripte, Bücher oder Bildervorlagen nur nach vorheriger Verständigung mit uns.

Vom verborgenen Besseren

In jedem, auch selbst unbedeutendem Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er an sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studieren — und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. W. von Humboldt

Unsre Bilder und Noten

Wie ein Klagegesang von Beethovenscher Größe mutet uns das herrliche Bild aus dem Nachlasse Adolf Staeblis an, dessen Kupferdruck dieses Heft, durch das die Trauer um einen unsrer Besten klingt, gleichsam weihen möge. Freilich, auch der Schmerz um diesen Künstler selbst wird dabei wach, um Staebli. Seit Ruisdael hat aus keiner Landschaft die Trauer mit erhabenerer Größe getönt, so wenig das Mittel der Kunst, so wenig die Sprache, bei dem Schweizer und Niederländer die gleiche war. Der wehe Riß zwischen Himmel und Erde am Horizont spaltet die Welt wie ein erpreßter Klageruf durch das Recken und Sich-Ergeben, durch das Bäumen, Wühlen und Lagern, durch die noch kämpfende Wildheit und das entsagende Ergebensein.

Digitized by Google

Zu wem die Sprache von Hell und Dunkel überhaupt redet, dem ist's, als sänge sie hier mit Symphonienreichtum. — Das Meisterwerk, das der Münchner Pinakothek gehört, ist nicht vollendet worden. . . .

Wenden wir uns vom Stimmungsgehalte zum rein Formalen. Es ist anregend, daraufhin im Vergleiche mit einem schönen Werke Karl Strathmanns zu beobachten, wie weit die Ausdrucksmöglichkeiten für einen Landschaftsmaler sind, auch wenn wir von der Farbe ganz absehen und nur an das denken, was sich mit schwarz und weiß wiedergeben läßt. Unser Zweiplattendruck (schwarz und grün) wirkt ja wie einfarbig, da das Schwarz und Grün ganz zusammengehen. Auch hier ist ernste Landschaft, aufziehendes Gewitter. Während aber für Staebli die Formen der Natur nur Mittel, nur Töne sind, um mit ihnen „zu sagen, was er leidet", vertieft sich Strathmann ruhig in sie mit objektiver Sachlichkeit, gibt er sie mit fast wissenschaftlicher Genauigkeit wieder und komponiert er dann aus ihnen ein vor allem höchst geschmackvolles Bild. Dort eine Vereinigung von Lyrik und Dramatik wie in Schillers Gedicht „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn", hier das Gemälde reiner Augenkunst, durch das ein leiser Atem von japanischer Malerei her geht.

Ganz wieder beim Germanentum sind wir bei Rembrandt. Unsre Spitzertypie gibt eine der köstlichen kleinen Radierungen in Originalgröße wieder, die typisch „Griffelkunst" sind. Also nicht Wiederholung der Licht- und Schattenwerte, wie das mechanisch etwa die Photographie täte, sondern die Auflösung des Dunkels in freie Striche, die unser Auge (was uns meist ganz unbewußt bleibt) erst seinerseits wieder zu Licht und Schatten und zu Formen zusammendichtet. Daß der Künstler in der Wahl dieser Linien ganz frei ist, läßt ihn zugleich sich selbst mit der Art seines Sehens, mit der Weite seines Könnens, mit seinem Temperament in ganz besonderer Weise durch die Strichführung ausdrücken, und eben daraus erwachsen dem Kenner die höchsten Reize der Griffelkunst. Nicht etwa, wie der Anfänger und der Laie wohl meinen, aus der Korrektheit der Zeichnung. A

Unsre Illustrationsbeilage erläutert den Rundschauaufsatz über „Drucksachen" von J. A. Lux. Die letzte Seite zeigt einen Beitrag zur ästhetischen Kultur, der nicht minder eine Geschmacksfrage des Alltags anschaulich macht: „Schmücke deinen Gartenzaun!" — mit andern Worten: verspekuliere ihn, denn wozu wäre er besser da? Wie schmucklos und nichtssagend sähe er ohne die wichtigen Mitteilungen einer Straßenreklame aus, die, das ist gewiß, in kurzer Zeit auch die grünenden Bäume mit Plakaten in gehöriger Ausdehnung und Farbe bedeckt haben wird. Vielleicht allerdings, daß dann dieser Gartenzaun seiner simplen Bestimmung zurückgegeben wird und aufhört, Träger einer „Kultur" zu sein, aus der ein Zeitgeist von solcher kläglich skrupellosen Schläue spricht.

Eine kleine Berichtigung: Das jüngst abgebildete Messelsche Treppenhaus befindet sich nicht in der „Deutschen Bank", sondern in der „Nationalbank für Deutschland" an der Behrenstraße in Berlin. R

Wir bringen aus Mendelssohns Klaviermusik zwei kleine Stücke. Nicht den „Liedern ohne Worte" sind sie entnommen, denn die besitzt und kennt wohl jedermann. Sie gehören zu den sechs „Kinderstücken", Opus 72. Das eine (Nr. 2) ist ein Andante sostenuto, weich melodisch,

Digitized by Google

nach Hans von Bülows beherzigenswerter Mahnung „ohne Empfindsamkeit“ zu spielen, ganz einfach und innig zu singen. Die Wendung nach As-Dur und F-Moll ist wohl zu beachten: sie wirft einen leichten Schatten auf die milde Weise, deren ebenmäßiger Fluß erst zuletzt ein wenig verbreitert erscheint.

Das andere (Nr. 5), ein Allegro assai, ist seinem Rhythmus nach als Scherzo zu bezeichnen. Es ist aber kein übermütiger Satz; nur selten erhebt er sich über ein elfenhaftes Piano. Graziös huschen die Achtel des zweiten Themas dazwischen hinein; und in der Koda verklingt es wie ein Traum. Das ist ganz Mendelssohns feine, geistvolle, mehr andeutende als erschöpfende Art des Ausdrucks.

Daran reihen wir noch eines seiner schönsten Lieder: „Bei der Wiege“, Opus 47 Nr. 6, ein Allegretto non troppo. Der Rhythmus der Klavierbegleitung trägt die sanft bewegte Gesangsmelodie in vollendeter Anmut leicht schwebend dahin. Der Text von Klingemann aber ist so recht charakteristisch für Mendelssohns liebenswürdigen Optimismus. „Träume von l i e b e n Gestalten“ — schon als Kind in der Wiege! Nur ganz vorübergehend ist „Freud u n d L e i d“ in der Wendung nach G-Moll angedeutet, das einzige Forte ertönt bei der zuversichtlichen Hoffnung auf immer neuen Lebensfrühling. Das mahnende „Bleibe nur fein geduldig“ aber ist die richtige Pointe: ja, wer das immer kann, dem bleibt freilich viel erspart. Schade, daß wir an so freundliche Lebensweisheit kaum mehr zu glauben vermögen; sie ist das Privilegium glücklicher Temperamente. So rührt die schlichte Weise unser Herz wie mit den Tönen eines verlorenen Paradieses voll Unschuld und Kindersinn. v. d. P.

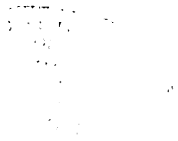
Herausgeber: Dr. h. c. F e r d i n a n d A v e n a r i u s in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: E u g e n K a l k s c h m i d t, Dresden-Loschwitz; für Musik: Dr. R i c h a r d B a t k a in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. P a u l S c h u l t z e - N a u m b u r g in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „K u n s t w a r t - L e i t u n g“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — M a n u s k r i p t e n u r n a c h v o r h e r i g e r V e r e i n b a r u n g, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

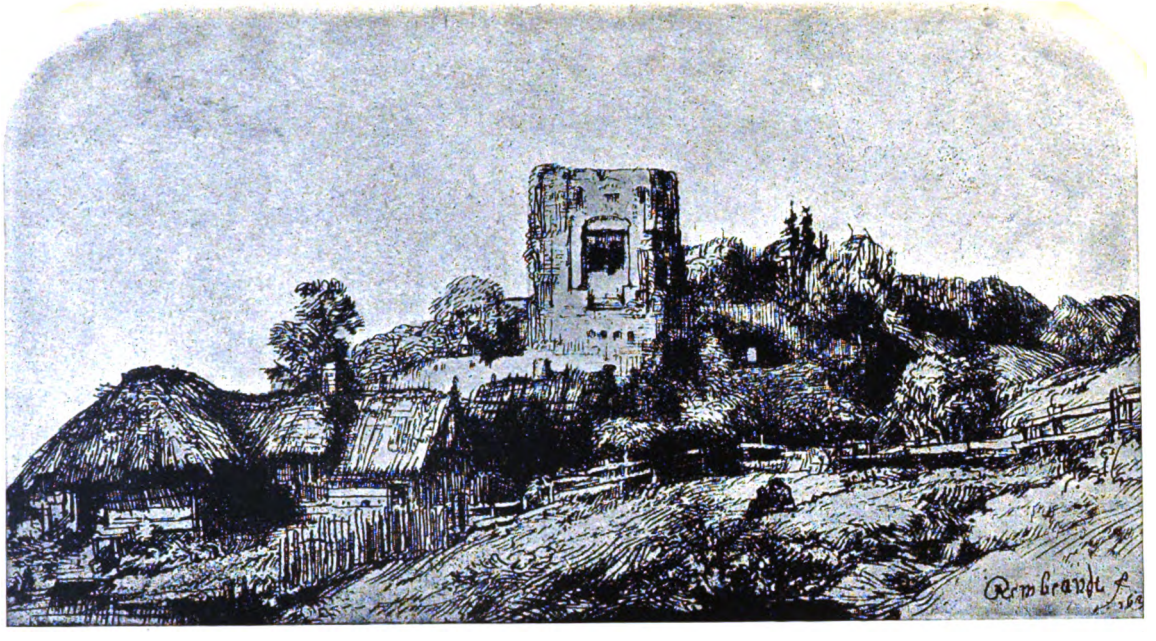
KARL STRATHMANN

KW

Digitized by Google



Digitized by Google

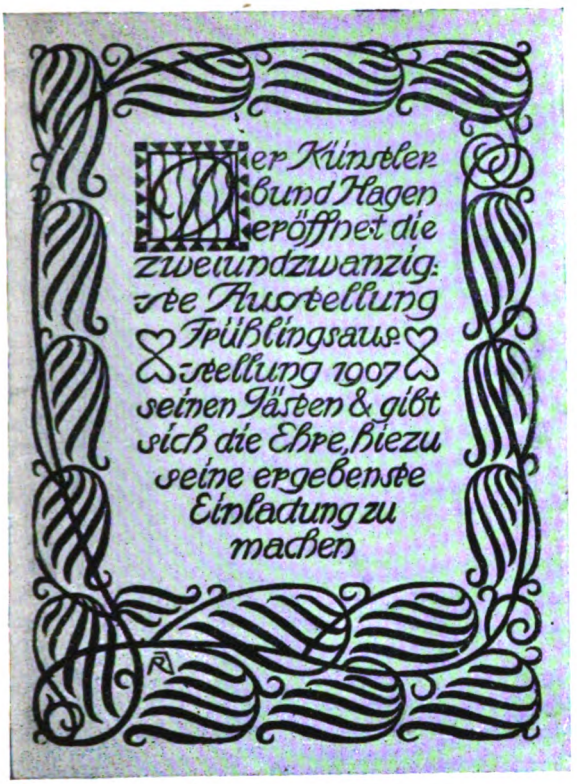


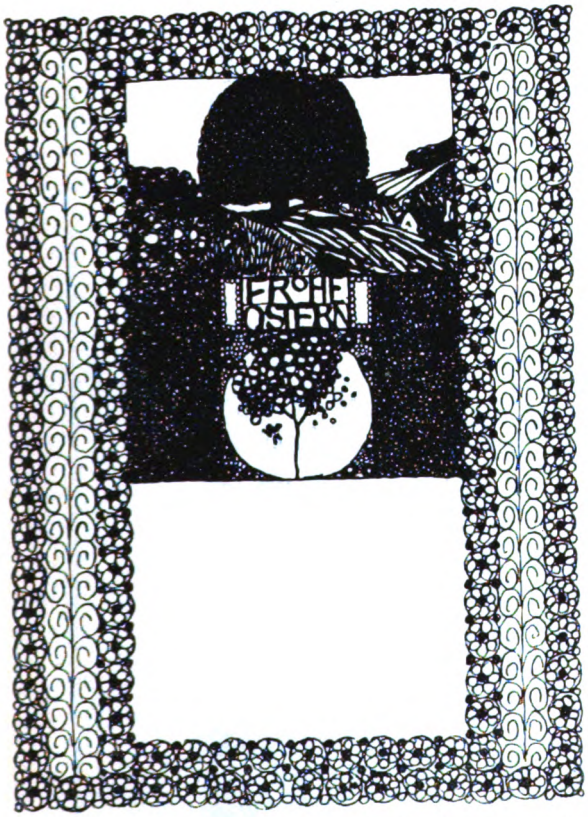
REMBRANDT

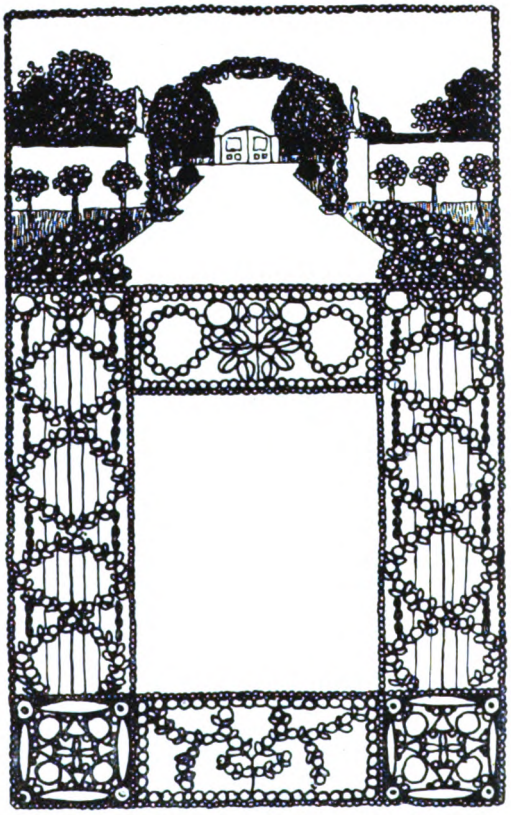
KW

Digitized by Google

Digitized by Google





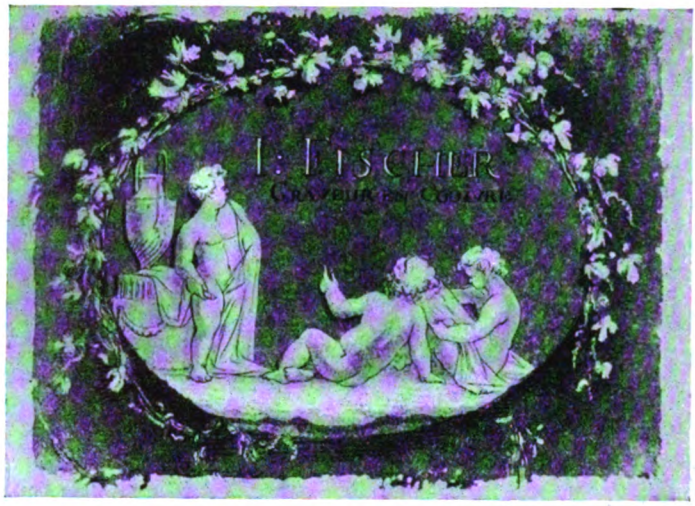


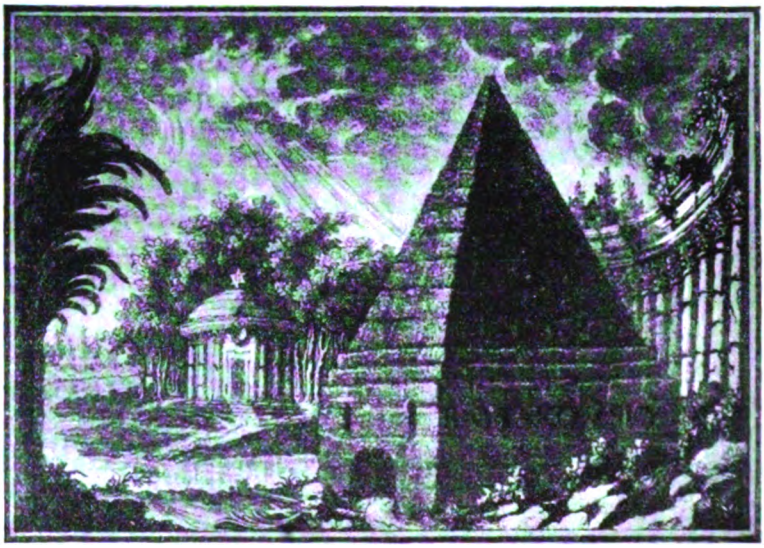
Aus der „Deutschen Kunst und Dekoration“, Darmstadt

KW

ZWEI WUNSCHKARTEN DER WIENER WERKSTAETTE

Digitized by Google





KW

Digitized by Google

Jahrbuch

der

Gesellschaft der Bibliophilen

Vierter Jahrgang

1902

Weimar

Sekretariat der Gesellschaft der Bibliophilen

Wörthstraße 20

GEGENBEISPIEL

JAHRBUCH
der Gesellschaft
der Bibliophilen

Vierter Jahrgang
1902

Weimar, Wörthstr. 20 · Sekretariat
der Gesellschaft der Bibliophilen

BEISPIEL

KW

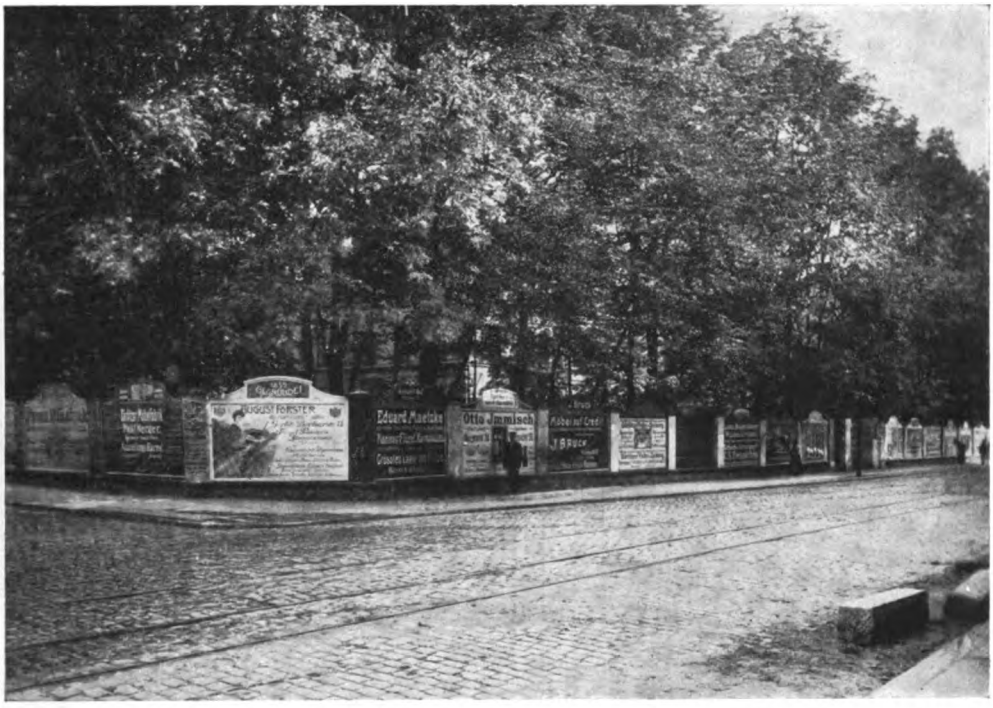
Digitized by Google

GEGENBEISPIEL

BEISPIEL

KW

Digitized by Google



„SCHMÜCKE DEINEN GARTENZAUN“

KW

Digitized by Google

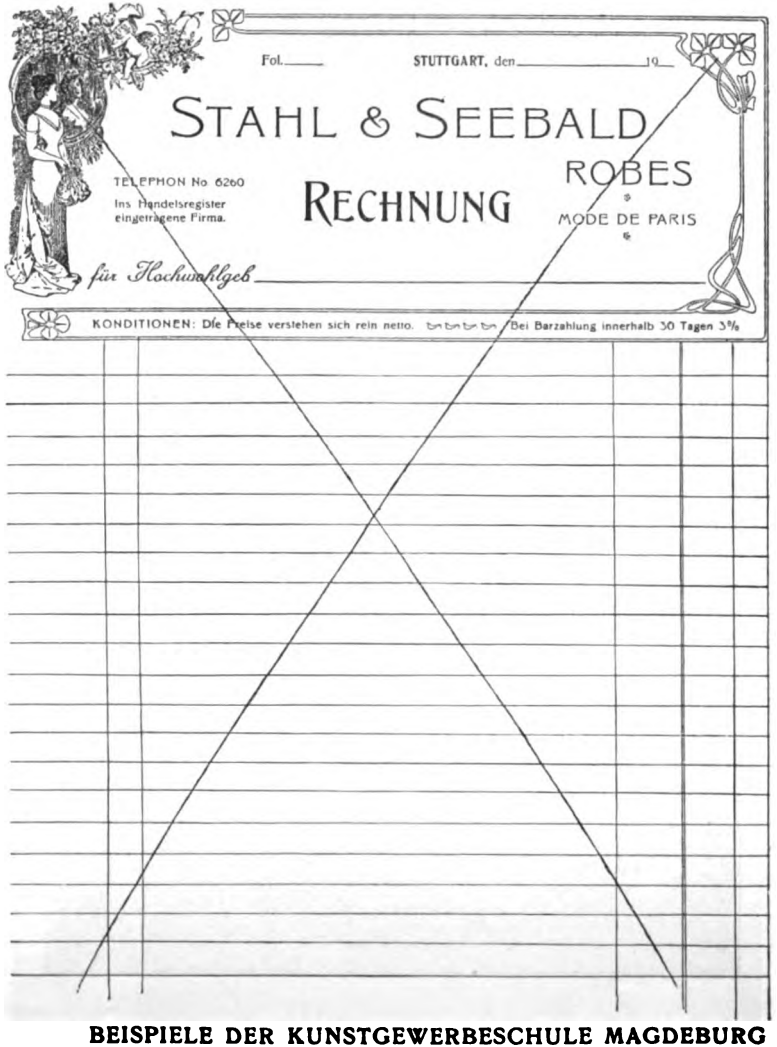
FOL. STUTTGART, den 190

STAHL UND SEEBALD
ROBES MODE DE PARIS

RECHNUNG

für Hochwohlgeb.

Telefon 5280. Ins Handelsregister eingetr. Firma. Die Preise verstehen sich rein netto. Bei Zahlung innerh. 30 Tg. 3 Proz.



BEISPIELE DER KUNSTGEWERBESCHULE MAGDEBURG

Digitized by Google

KW

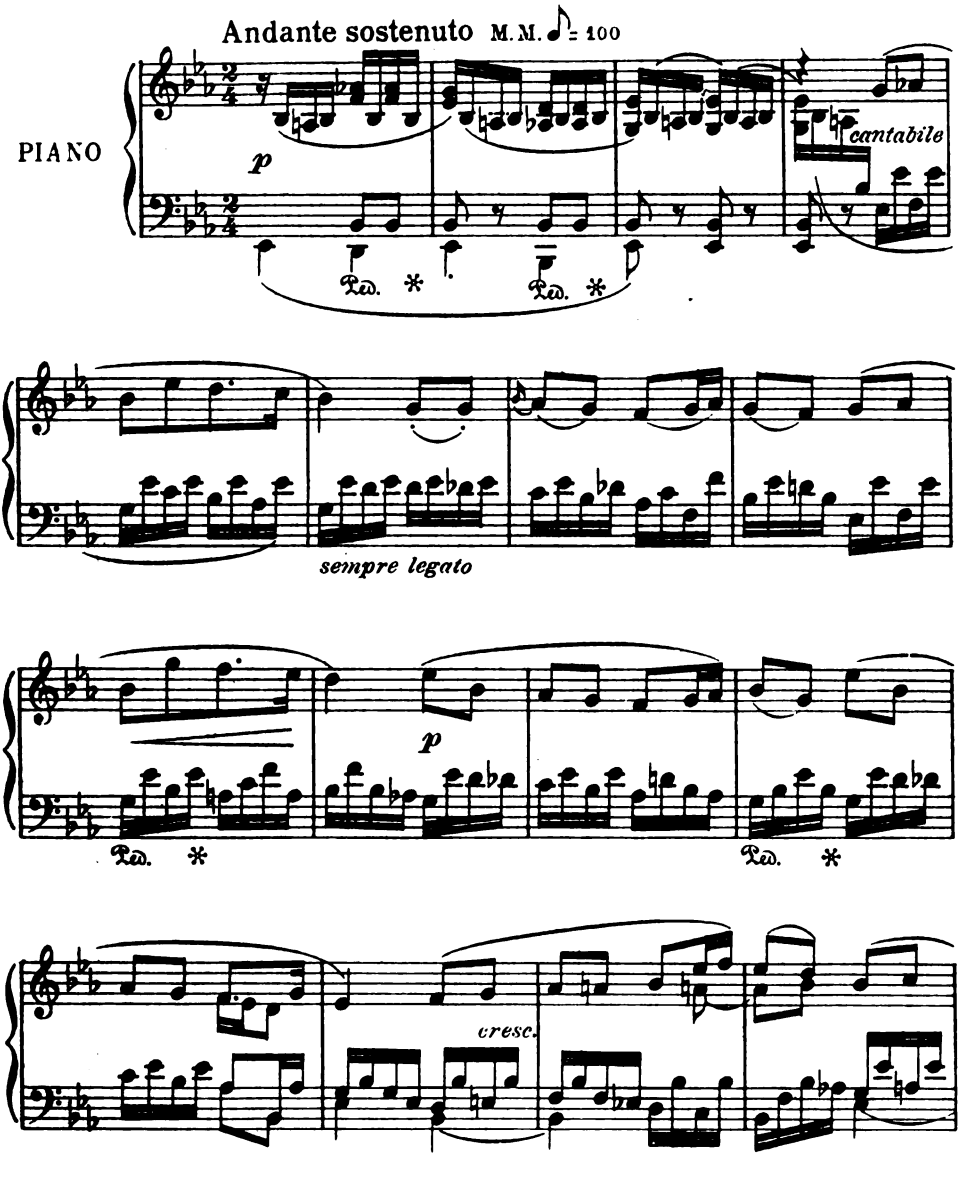
BEILAGE ZUM KUNSTWART

F. MENDELSSOHN-BARTHOLDY

Op. 72

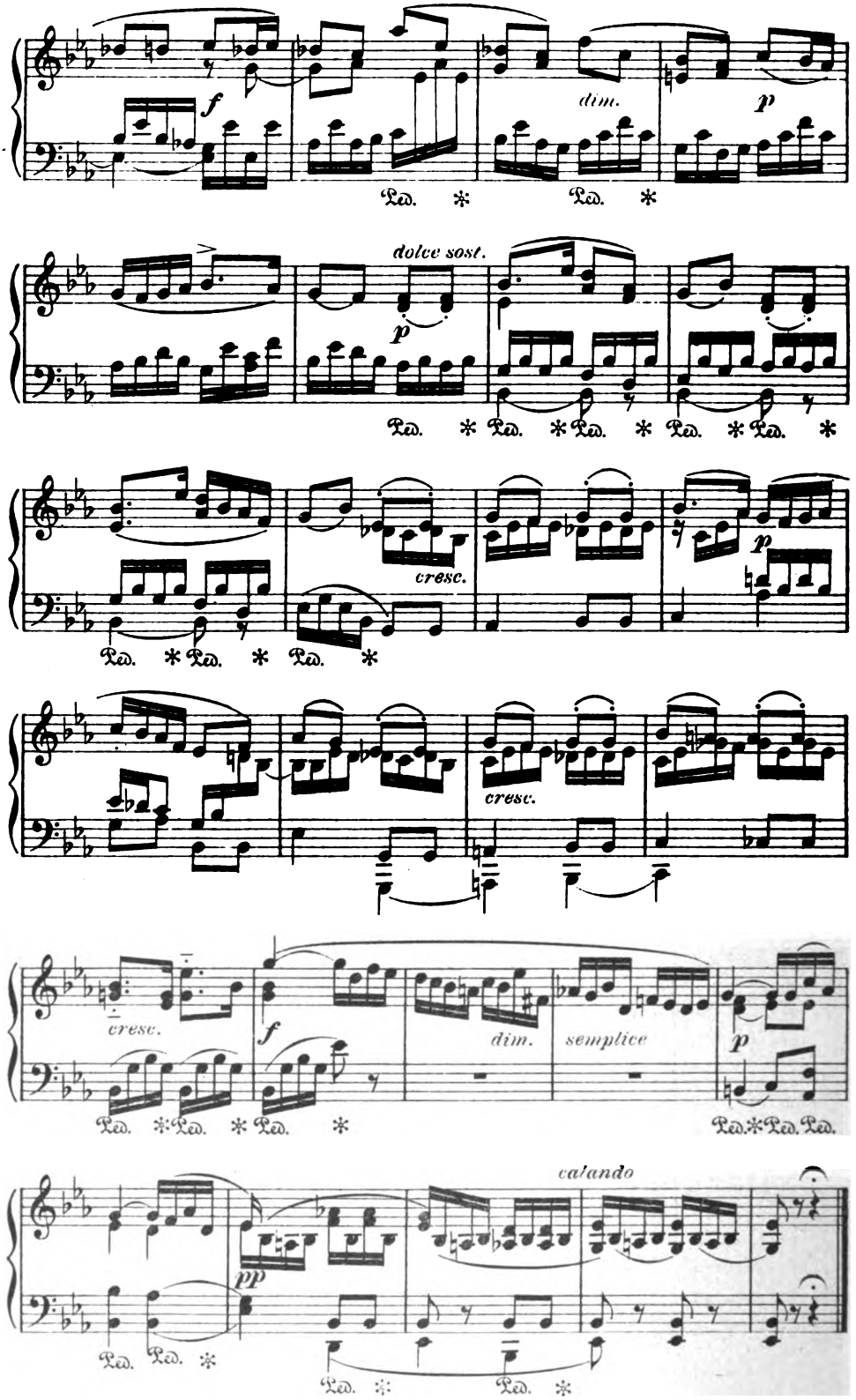
KINDERSTÜCKE

No. 2



Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

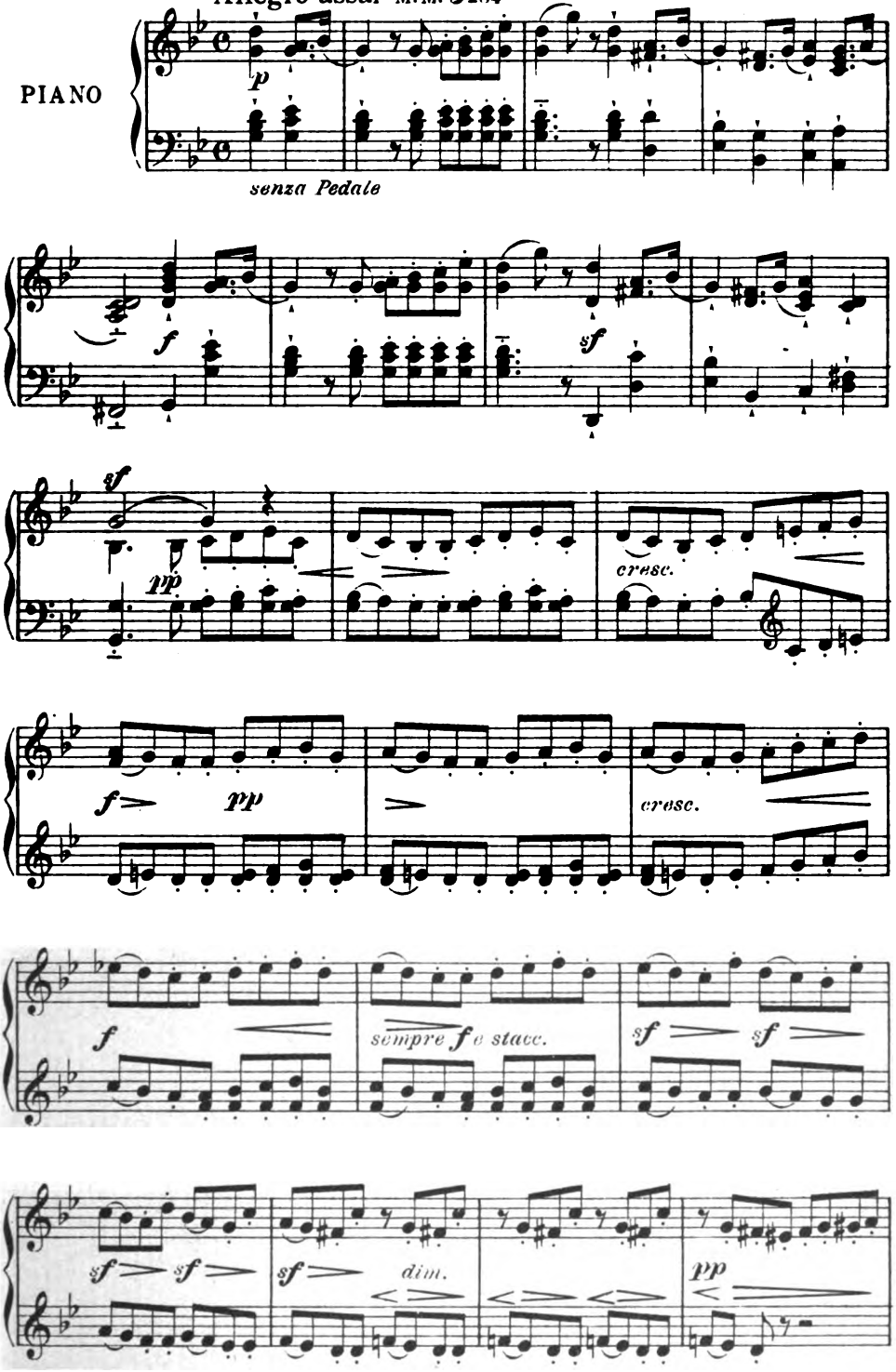


Digitized by Google

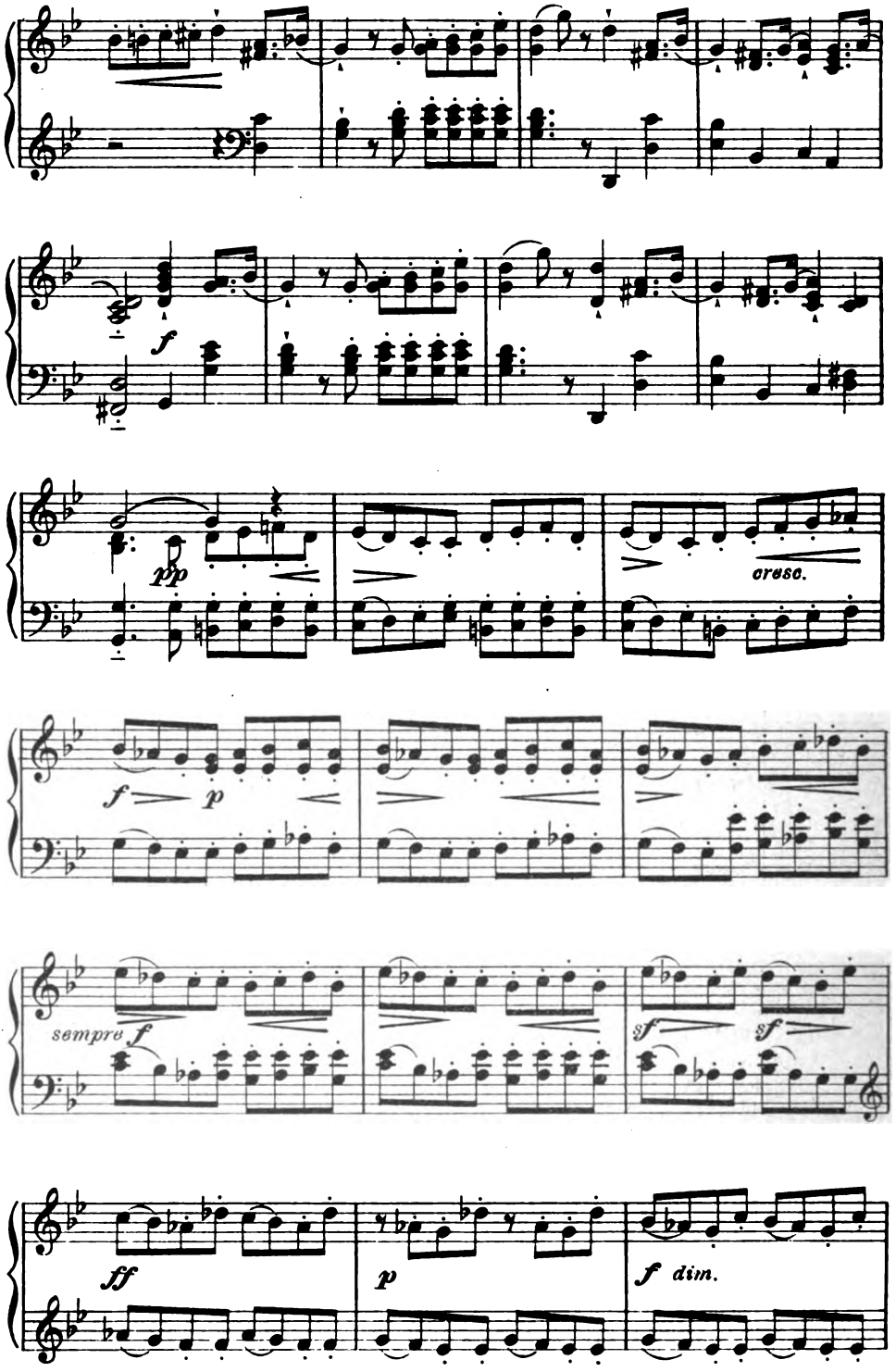
No.5

Allegro assai M.M. ♩=84

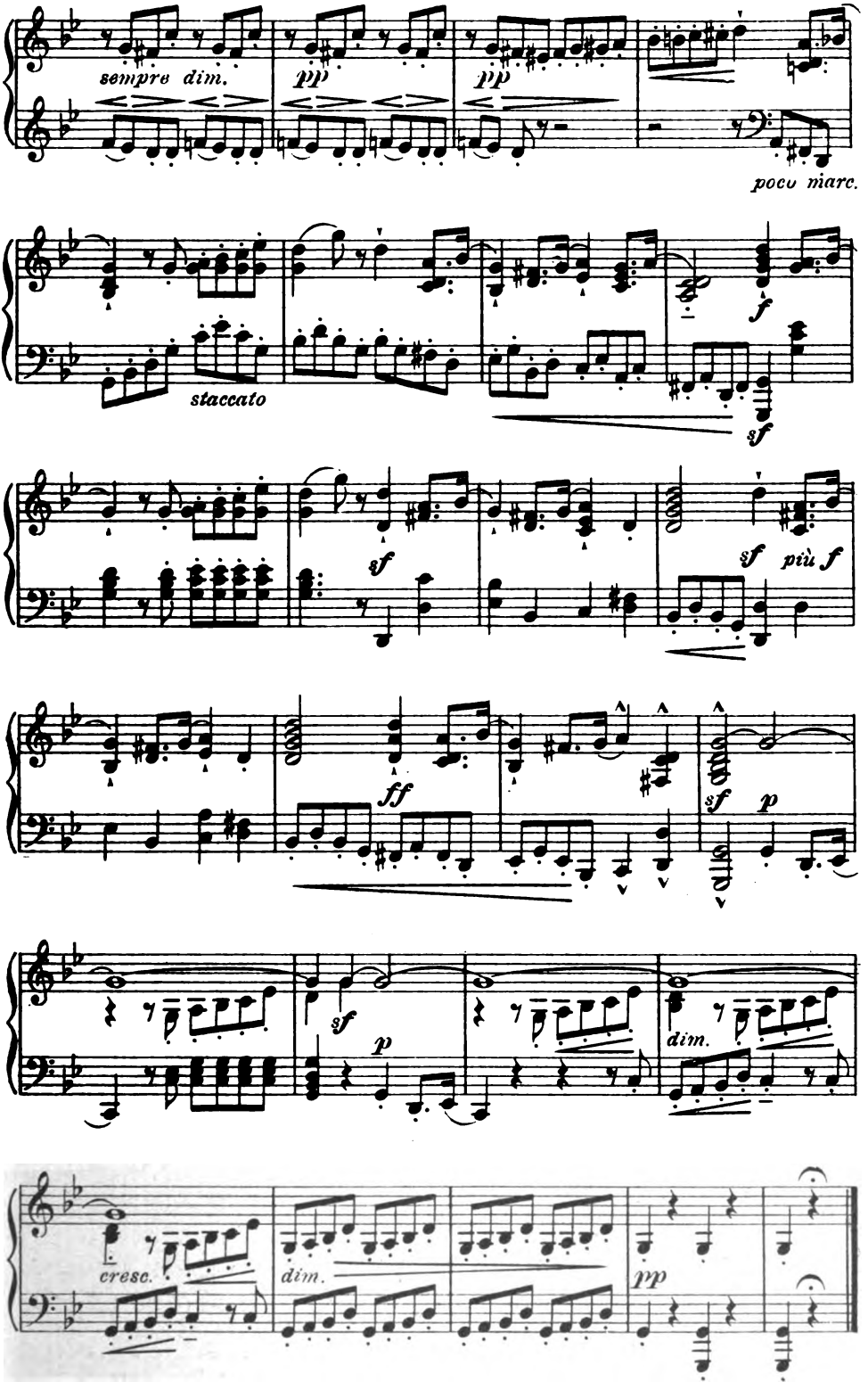
PIANO



Digitized by Google



Digitized by Google

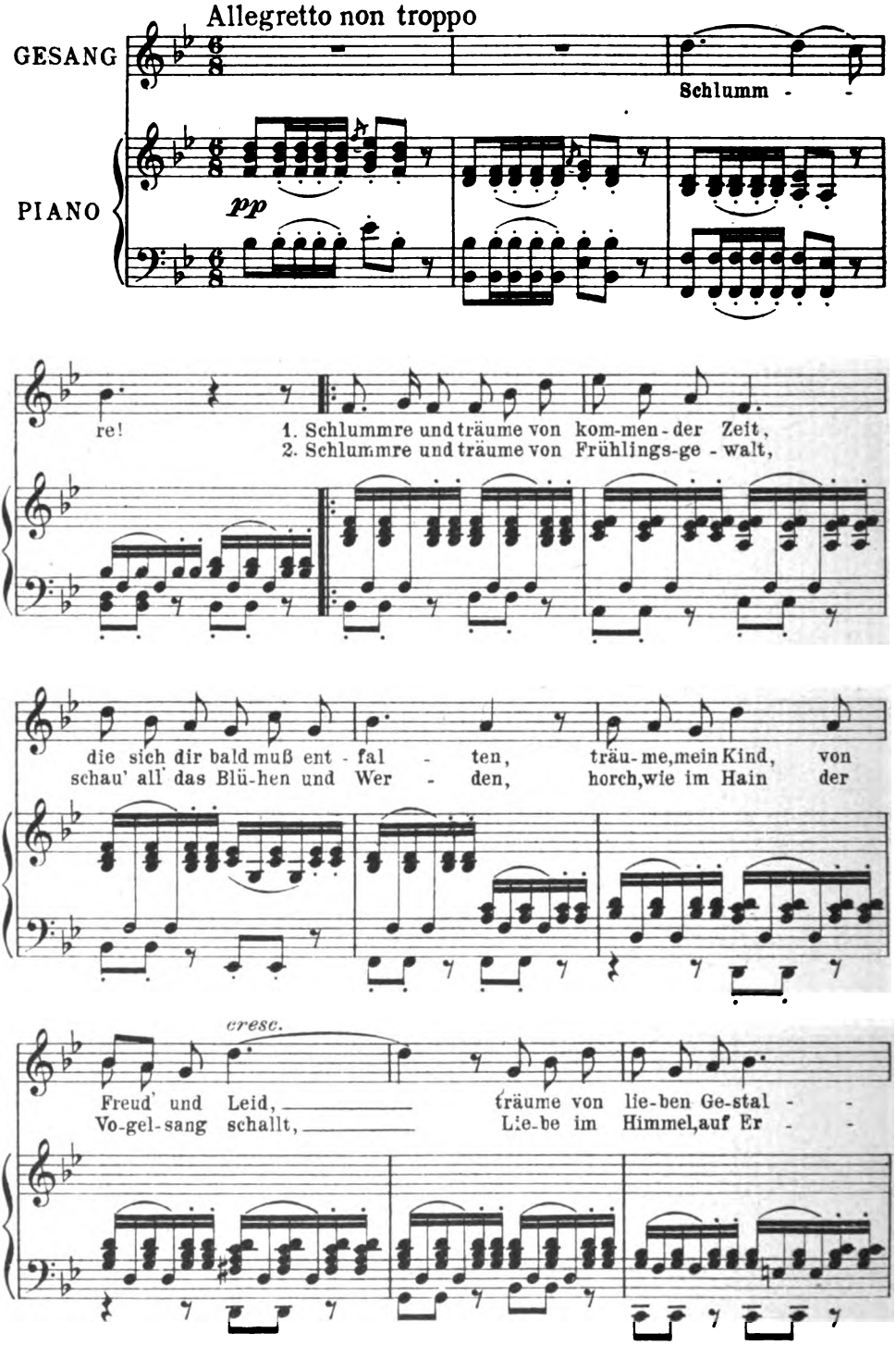


Digitized by Google

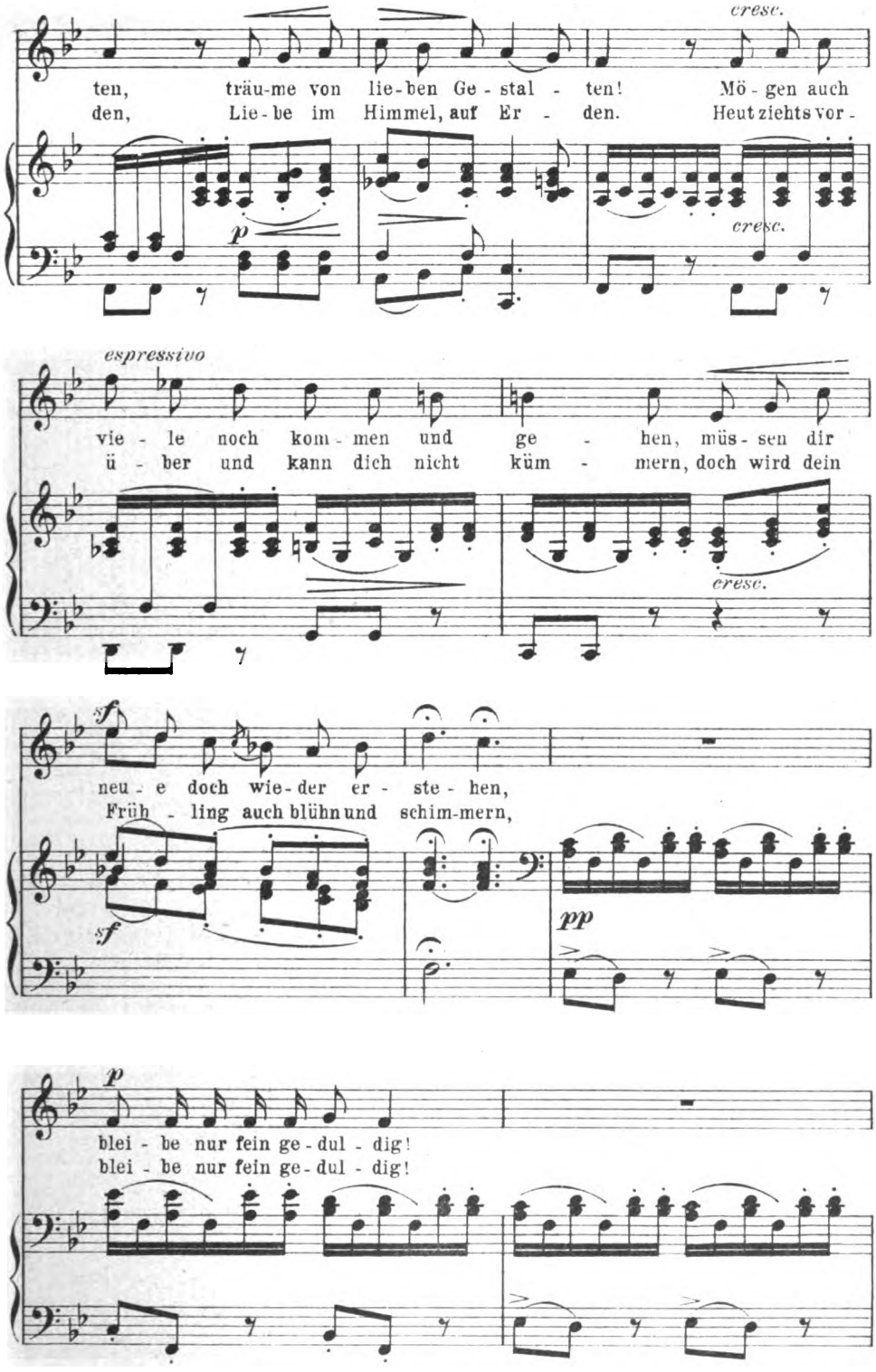
F. Mendelssohn-Bartholdy

C. Klingemann:

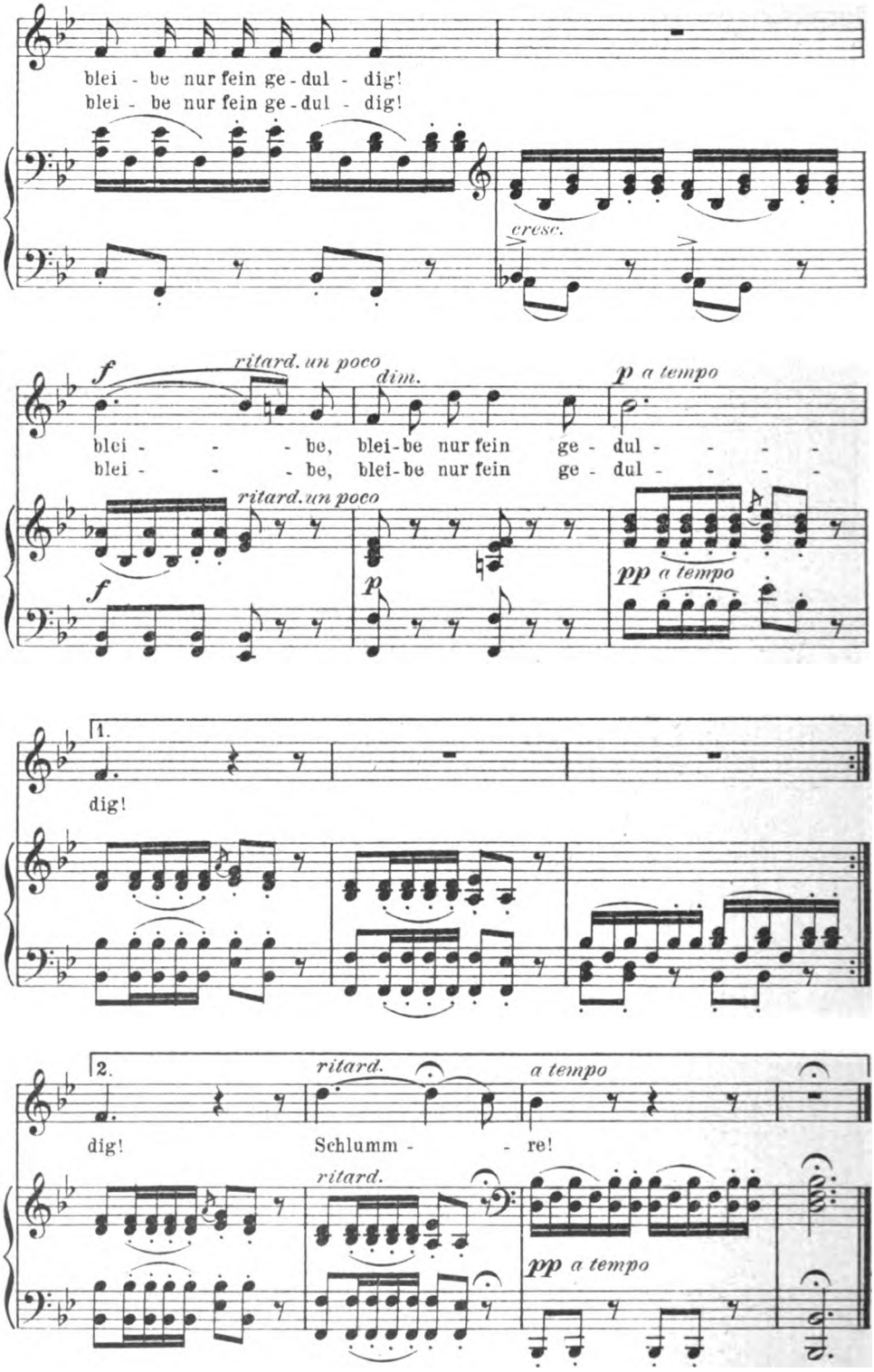
BEI DER WIEGE



Digitized by Google



Digitized by Google



Stichu Druck v. OscarBrandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Annette Droste Hülshoff

Heinrich Reifferscheid

Digitized by Google

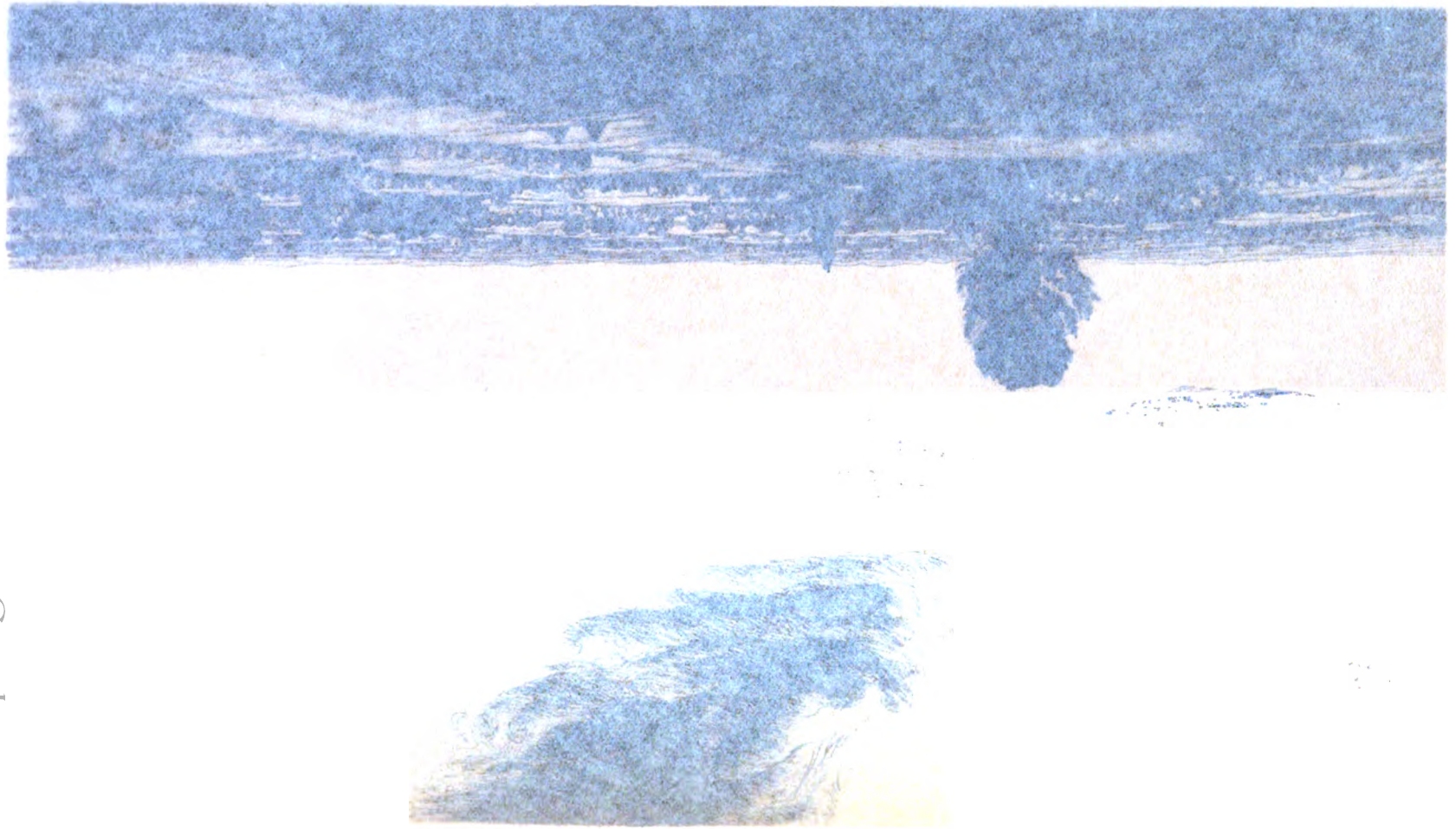
Jahrg. 22 Zweites Februarheft 1909 Heft 10

Wahrheitswert und Phantasiewert

Der „Wissenstrieb", der Drang, über gewisse Dinge und Geschehnisse die volle, die ganze Wahrheit zu erfahren, gilt herkömmlicherweise und in der Theorie als etwas sehr Selbstverständliches. Auch der moderne Mensch, der von Gelehrsamkeit nicht viel wissen will, unternimmt einmal einen Ausflug in das Gebiet der Wissenschaft, zumal wenn ihm die letzten Ergebnisse mundgerecht und leicht verständlich dargeboten werden und er nicht nötig hat, selbst zu prüfen und zu kontrollieren und den mühsamen Weg, den die Forschung genommen, auch seinerseits zu durchwandern. Er will wohl gelegentlich einmal etwas über den Planeten Mars, womöglich seine Bewohner, hören, aber er hat nicht die geringste Neigung, durch Rechenwerk oder astrophysikalische Untersuchungen belästigt zu werden. Dieser vulgäre Wissenstrieb enthüllt sich bei näherer Prüfung wohl immer in letzter Linie als ein Streben nach „ästhetischer" Lust, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen. Die geistig Interessierten, soweit sie nicht Fachleute sind, wollen auch von der Wissenschaft nur eine Gefühlserregung; sie wollen jene Spannungsgefühle durchkosten, die sich bei der Entschleierung dunkler Erkenntnisgebiete einstellen; sie wollen jene erhabenen Gefühle erleben, die mit der Beantwortung letzter kosmologischer Fragen verbunden sind; sie wollen auch durch die Ergebnisse historischer Forschung wie durch gewaltige Dramen erschüttert werden. Da nun alle diese Gefühle oft ebenso gut, ja besser durch falsche Beantwortung der Fragen erzeugt werden als durch richtige, so ist's begreiflich, daß sich die Werte verschieben und vermengen, daß ästhetische Maßstäbe an Stelle von Wahrheitskriterien treten und daß sich der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug miteinander verschwistern, worauf einmal hinzuweisen gerade hier im Kunstwart [illegible] Stelle ist.

Nehmen wir an, es gewönne einer Interesse an dem Charakter und den Schicksalen eines assyrischen Königs [illegible]. Die Gestalt regt die Phantasie an, sie ist [illegible] frühester Kindheit vertraut. Neugefundene Dokumente werfen ein ganz neues Licht auf die mächtige Gestalt [illegible] widersprechen vielfach den alten, früher als verbürgt geltenden Überlieferungen. Wie steht es also [illegible] lichen Persönlichkeit und ihren Taten, [illegible] über sie gelten? Zur Beantwortung [illegible] Wissensdurstigen eine Menge literarische [illegible] zunächst das Werk des Historikers [illegible] nierende Produkt deutscher Gründlichkeit [illegible] fleißes. Ein solches Buch muß [illegible] Aber die unter großen Erwartungen [illegible]

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 22 Zweites Februarheft 1909 Heft 10

Wahrheitswert und Phantasiewert

Der „Wissenstrieb", der Drang, über gewisse Dinge und Geschehnisse die volle, die ganze Wahrheit zu erfahren, gilt herkömmlicherweise und in der Theorie als etwas sehr Selbstverständliches. Auch der moderne Mensch, der von Gelehrsamkeit nicht viel wissen will, unternimmt einmal einen Ausflug in das Gebiet der Wissenschaft, zumal wenn ihm die letzten Ergebnisse mundgerecht und leicht verständlich dargeboten werden und er nicht nötig hat, selbst zu prüfen und zu kontrollieren und den mühsamen Weg, den die Forschung genommen, auch seinerseits zu durchwandern. Er will wohl gelegentlich einmal etwas über den Planeten Mars, womöglich seine Bewohner, hören, aber er hat nicht die geringste Neigung, durch Rechenwerk oder astrophysikalische Untersuchungen belästigt zu werden. Dieser vulgäre Wissenstrieb enthüllt sich bei näherer Prüfung wohl immer in letzter Linie als ein Streben nach „ästhetischer" Lust, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen. Die geistig Interessierten, soweit sie nicht Fachleute sind, wollen auch von der Wissenschaft nur eine Gefühlserregung; sie wollen jene Spannungsgefühle durchkosten, die sich bei der Entschleierung dunkler Erkenntnisgebiete einstellen; sie wollen jene erhabenen Gefühle erleben, die mit der Beantwortung letzter kosmologischer Fragen verbunden sind; sie wollen auch durch die Ergebnisse historischer Forschung wie durch gewaltige Dramen erschüttert werden. Da nun alle diese Gefühle oft ebenso gut, ja besser durch falsche Beantwortung der Fragen erzeugt werden als durch richtige, so ist's begreiflich, daß sich die Werte verschieben und vermengen, daß ästhetische Maßstäbe an Stelle von Wahrheitskriterien treten und daß sich der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug miteinander verschmelzen; worauf einmal hinzuweisen gerade hier im Kunstwart die richtige Stelle ist.

Nehmen wir an, es gewönne einer Interesse an dem Charakter und den Schicksalen eines assyrischen Königs. Begreiflich genug! Die Gestalt regt die Phantasie an, sie ist sagenumwoben und aus frühester Kindheit vertraut. Neugefundene Dokumente werfen ein ganz neues Licht auf die mächtige Gestalt des alten Helden und widersprechen vielfach den alten, früher als verbürgt geltenden Überlieferungen. Wie steht es also „in Wirklichkeit" mit der fraglichen Persönlichkeit und ihren Taten, was kann als „Wahrheit" über sie gelten? Zur Beantwortung dieser Fragen bieten sich dem Wissensdurstigen eine Menge literarische Hilfsmittel dar. Da ist zunächst das Werk des Historikers A — ein dicker Band, das imponierende Produkt deutscher Gründlichkeit und deutschen Gelehrtenfleißes. Ein solches Buch muß wohl erschöpfende Auskunft geben. Aber die unter großen Erwartungen begonnene Lektüre endet bald in tiefer Verstimmung. Entsetzliche Nüchternheit, Umständlichkeit,

Digitized by Google

Kleinkram, unfruchtbare Kritik weht dem Leser entgegen. Da wird in einem nebensächlichen Punkt zunächst mit großem Scharfsinn und mit einem mächtigen Aufwand von Belegen die Meinung des Z widerlegt. Mehr Beachtung verdiene allerdings die Ansicht des Y, doch werde auch sie nicht ohne Berechtigung und mit gut belegten Gründen von X und W angefochten. Aber auch die Konjunktur von V könne, trotz der beachtlichen Einwände von U, nicht schlechthin abgewiesen werden. So geht's weiter in mühseliger, unendlich vorsichtiger Akribie und ermüdender Breite. Ist es nicht eine Dreistigkeit, eine solche zähe Kost einem gebildeten Leser zuzumuten? Man wünscht das plastische Bild einer mächtigen geschichtlichen Persönlichkeit und wird statt dessen gezwungen, in die Werkstatt eines gelehrten Handwerkers zu blicken. Man will eine genaue und erschöpfende Auskunft und bekommt ein Ragout zahlreicher einander widersprechender Möglichkeiten und schließlich das Bekenntnis, daß der Autor nichts Bestimmtes auszusagen wisse.

Verstimmt legt der Leser das Werk aus der Hand und greift nach einem andern, nach zwei kleinen handlichen Bänden, die schon im Äußern das Gegenbild des ersten sind. Aber hier schreckt schon das Titelblatt ab: es trägt die Bezeichnung „Historischer Roman" und ist von einem Dichter verfaßt, der aus Liebhaberei auch Geschichte treibt, oder von einem Historiker, der im Nebenamt auch als Dichter auftritt. Diesmal will indes der Wissensdurstige nicht eine Dichtung, sondern die historische „Wahrheit" — auch lehnt er als moderner Mensch historische Romane grundsätzlich ab, da er annimmt, es handle sich in solchen Zwittergebilden didaktischer Poesie nur um zudringliche Darbietung antiquarischen Kleinkrams. Das zweite Werk wird also ungelesen beiseitegelegt.

Das dritte endlich scheint dem Suchenden Erfüllung seiner Wünsche zu bringen. Es stammt von dem „genialen" Historiker C, dem glänzenden Stilisten. Zwar werfen ihm Fachgenossen Neigung zu geistreichem Feuilletonismus vor und daß seine phantasiereiche Kombinationsgabe nicht streng genug von wissenschaftlicher Exaktheit im Zaume gehalten werde — doch bürgt schon sein Weltruf für eine bedeutende Leistung. In der Tat, der Leser wird von Seite zu Seite mehr gefesselt. Wie ein Naturforscher nach dem bekannten Ausspruche Buffons aus einem übriggebliebenen Knochen den ganzen Leib eines ausgestorbenen Tieres soll wieder aufbauen können — so läßt unser Autor aus wenigen überlieferten Daten die ganze Persönlichkeit des alten assyrischen Helden und seiner Schicksale wieder erstehen. Mit der Bewunderung der historischen Persönlichkeit verbindet sich die Bewunderung des Historikers: nur ein sein Handwerkszeug souverän beherrschender Forscher, der zugleich ein tiefgründiger Seelenkenner und ein Dichter ist, kann ein solches Werk schaffen! Alle Hypothesen wirken verblüffend selbstverständlich und überzeugend, alle Einzelheiten schließen sich wunderbar zusammen und stehen mit den verbürgten und gesicherten Überlieferungen in völligem Einklang. Ein klares, abgerundetes Bild von vollendeter Lebendigkeit und Glaubhaftigkeit steht vor dem Auge des Lesers. Er fühlt sich ergriffen und befriedigt, warum sollte er also zweifeln

Digitized by Google

oder auch nur darüber reflektieren, ob er im Besitze der vollen und ganzen historischen Wahrheit sei!

Wie steht es aber nun tatsächlich mit dieser Wahrheit? Natürlich ist's möglich, daß eine schöpferische Einbildungskraft instinktiv das Richtige herausfindet, wo Erfahrung und Denken völlig versagen. Aber anderseits ist es doch auch eine Binsenwahrheit, daß bei der Beurteilung eines Sachverhalts gerade die reiche Phantasie leicht irreleitet. Wem es wirklich nur um Ermittelung einer historischen Wahrheit zu tun ist, der muß es vorziehen, ein lückenhaftes und unbefriedigendes Bild zu erhalten als ein vollständiges, aber falsches oder doch fragwürdiges. Er wird geistvolle Hypothesen zu schätzen wissen, aber verlangen, daß sich Hypothesen auch als Hypothesen geben und daß dort, wo mehrere gleichwertige vorhanden sind, diese auch gleichmäßig und ohne tendenziöse Bevorzugung dargeboten werden. Eine solche wissenschaftliche Darbietung ist aber natürlich wenig befriedigend. Der ästhetisch veranlagte Laie wird geneigt sein, sie schlechthin als unbedeutend und unfruchtbar abzulehnen. Er will unter allen Umständen ein plastisches und wirkungsvolles Bild; wie der Historiker das zustande bringt, ist seine Sache. Und obgleich dem fraglichen Laien alle Voraussetzungen dazu fehlen, Quellenstudien zu treiben und Forschungsergebnisse zu prüfen, obgleich er also selbst gar keine Wahrheitskriterien in der Hand hat, wird er sich doch in der Regel ganz bestimmte Urteile über historische Werke bilden: dies Buch ist schlecht, jenes gut, dieser Autor hat das Richtige erkannt, jener nicht. Woher diese schöne Überzeugungskraft? Der Grund ist sehr einfach. Die große Menge ist eben gewöhnt, aus der suggestiven Kraft, aus der „Glaubhaftigkeit" einer Darstellung ganz instinktiv auf ihre objektive Richtigkeit zu schließen. Nun wird aber diese Glaubhaftigkeit in erster Linie durch schriftstellerische oder künstlerische Fähigkeiten erzeugt. Man wird sagen dürfen: je mehr ein Historiker Künstler ist und je weniger Gewissenhaftigkeit er hat, um so leichter wird es ihm sein, das Gefühl der Glaubhaftigkeit bei dem großen Publikum seiner Leser zu erwecken. Seine schöpferische Phantasie befähigt ihn, alle vorhandenen Lücken zu ergänzen, seine Skrupellosigkeit gestattet ihm, triftige Gegengründe zu verschweigen, leicht über alle Einwände hinwegzugleiten, die Grenzen zwischen gesicherten Tatsachen und bloßen Vermutungen zu verwischen und auf diese Weise sehr bestimmte, scharfumrissene Anschauungen zu erzeugen. Welcher Leser stellt aber, wenn er sich durch eine Darstellung hat gefangennehmen lassen, dann noch die Frage nach der „Richtigkeit", der „Wahrheit" des Dargestellten? Unbefangen nach ihrer Antwort suchen könnte er ja ohnehin nicht mehr.

Analog verhält es sich in anderen Wissenszweigen. Allerdings spielen bei philosophischen Theorien oder Fragen der Weltanschauung noch andre Faktoren eine Rolle, die im Leser selbst liegen: allerhand Menschlichkeiten, ganz zufällige Erlebnisse oder heimliche Wünsche und Hoffnungen. Man würde wohl sehr verblüffende Ergebnisse erhalten, könnte man die letzten Beweggründe einer „Überzeugung" aufdecken, könnte man enthüllen, warum dieser Schauspieler zu den Verehrern Häckels und den fanatischen Mitgliedern des Monisten-

Digitized by Google

bundes gehört, warum jene Geheimratstochter begeisterte Theosophin ist, warum dieser Arbeiter zur sozialdemokratischen Partei schwört, jener zum Zentrum.

Jeder Trieb bedarf, wenn er nicht verkümmern soll, der Betätigung und Pflege. Wo aber findet der Wahrheitstrieb — selbst der Gebildeten — ein Wirkungsfeld in *selbständiger Arbeit*? Man lobt wohl herkömmlicherweise Lessing, der das heiße Ringen und Mühen um die Wahrheit ethisch so hoch bewertet hat. *Wer aber kennt dieses Ringen aus eigner Erfahrung*? Natürlich kann bei der ungeheuren Ausdehnung und Spezialisierung alles Wissens kein Verständiger verlangen, der Laie solle zu den Quellen steigen, Hieroglyphen entziffern, Beobachtungen und Experimente anstellen, statistische Tabellen nachprüfen. Er ist darauf angewiesen, übermitteltes Tatsachenmaterial im Vertrauen auf die Ehrlichkeit unsrer Gelehrten gläubig hinzunehmen. Und dies Vertrauen ist ja gewiß berechtigt, schon deshalb, weil die Fachleute eifersüchtig selbst einander kontrollieren. Nur ist die Gewohnheit eines rein passiven und gläubigen Verhaltens nicht gerade geeignet, den Sinn für Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu schärfen. Man findet es schließlich bequemer, auch dort nur der Autorität zu folgen, wo man sehr wohl in der Lage wäre, eine selbständige Arbeit zu entfalten, sich ehrlich um die Wahrheit zu *bemühen*. Auch der Laie kann ja in gesunder Skepsis Werke verschiedener Richtung lesen, er kann prüfen, ob die aufgestellten Hypothesen gut fundiert, ob das Gewisse, das Wahrscheinliche oder nur Mögliche wohl gegeneinander abgewogen, ob unberechtigte Gedankensprünge und Erschleichungen vorhanden sind, ob die Endergebnisse wirklich aus den Tatsachen mit zwingender Notwendigkeit folgen. Aber eine solche denkerische Tätigkeit ist mühevoll und hat schon einen sehr ernstlichen Wahrheitstrieb zur Voraussetzung. Und wer auch von wissenschaftlichen Leistungen in erster Linie einen einheitlichen Eindruck, eine starke gefühlsmäßige Wirkung wie von einem Kunstwerk erstrebt, der vermeidet natürlich instinktiv eine solche Arbeit, er greift nach einer sich autoritativ gebenden, bequemen und populären Fassung wissenschaftlicher Resultate. So erlangt die Form der Darbietung immer größere Schätzung und an Stelle des Wahrheitswertes treten andere Werte mehr und mehr in den Vordergrund. Wenn nur eine Idee oder eine Theorie recht einleuchtet, wenn sie stark aufs Gefühl wirkt, wenn sie befriedigend, beglückend, blendend, geistreich, tiefsinnig oder gar berauschend ist, dann wird sie schlechthin als „bedeutend“ bewertet. Und dann gilt sie wohl auch implicite als *richtig*, als wahr. Oder es treten doch alle die verschiedenen Wertprädikate nicht deutlich geschieden ins Bewußtsein, sie fließen zu einer unklaren Mischung zusammen. Es ist wie bei jenem bekannten Gottesbeweise. Da der Gottesbegriff seinem Wesen nach alle Merkmale der Vollkommenheit enthält, wird ihm auch eo ipso Existenz beigelegt.

Ein so unklarer Zustand kann freilich auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden, vor allem dann nicht, wenn verschiedene Darstellungen des nämlichen Gegenstandes, die aus irgendwelchen Gründen beide als bedeutend geschätzt werden, einander widersprechen und beim

Digitized by Google

besten Willen nicht vereinbar sind. Nehmen wir an, der am Leben eines historischen Helden Interessierte, von dem ich sprach, und der durch das Werk eines Historikers völlig befriedigt wurde, käme noch zum Studium eines vierten, dem dritten an Bedeutung nicht nachstehenden Werkes. Wiederum wird er aufs höchste gefesselt, wiederum scheinen ihm alle Einzelheiten restlos zusammenzustimmen, wiederum erhält er ein anschauliches, völlig glaubhaftes Bild. Leider steht es nun mit dem ersten in unlösbarem Widerspruch. Was soll er tun? Für den, dem wirklich und ernstlich Ermittelung der Wahrheit das wichtigste ist, beginnt nun die eigentliche Arbeit der Auseinandersetzung. Kann er diese nicht leisten, so bleibt ihm nur übrig, sich bei einem ehrlichen Skeptizismus zu beruhigen. Ganz anders der, dem es im Grunde gar nicht um Wahrheit, sondern um allerhand andere, um „Phantasiewerte" zu tun war. Für ihn ist der Ausweg aus dem Dilemma sehr einfach. Ihm steigt nunmehr der Gedanke auf, daß die Frage nach der Richtigkeit oder Wahrheit einer theoretischen Leistung gar nicht die wichtigste und wesentliche sei, daß es auf ganz andre Dinge ankomme, und so lehnt er schließlich den Wahrheitswert direkt und ausdrücklich zugunsten anderer Werte ab. Zumal bei philosophischen Theorien, bei Fragen der Weltanschauungen, bei religiösen oder politischen Überzeugungen ist dies beliebt: Sind nicht bedeutende, geistreiche, anregende Irrtümer, sind nicht beglückende, berauschende, kulturfördernde, lebenerhaltende Illusionen unendlich wertvoller als die „kalte", „nüchterne", „unproduktive" Wahrheit? Die prächtigsten Zitate stehen zur Verfügung, um die Wahrheit zu diskreditieren. Und dann: was ist schließlich Wahrheit? Ist nicht alle Wahrheit relativ, subjektiv, persönlich?

Beiläufig bemerkt: Diese Phrase von der Relativität aller Wahrheit gerät nachgerade unter die Schlagworte, die jeden klaren Sinn verloren haben. Behauptungen, Urteile, Theorien sollte man nur dann relativ wahr nennen, wenn sie nur unter gewissen, vielleicht niemals vollständig anzugebenden Voraussetzungen zutreffend sind. Eine besondere Art Relativität ist dann Subjektivität, wenn nämlich die fraglichen Voraussetzungen in der physischen oder psychischen Organisation des Urteilenden liegen. „Zinnober ist schwarz", nämlich: für mich schwarz — ist für den Farbenblinden eine relative Wahrheit. Es ist sicherlich nützlich, sich klarzumachen, daß es oft sehr schwierig ist, die Relativität gewisser Urteile einzusehen, und daß die große Menge — auch der Gebildeten — immer geneigt ist, dort eine absolute Gültigkeit anzunehmen, wo es nur eine relative gibt. Was aber soll es heißen, zu sagen, alle Wahrheit sei relativ? Ist es auch nur relativ wahr, daß München an der Isar liegt, daß Frankreich im Jahre 1870 von Deutschland besiegt worden ist, daß Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht? Natürlich ist es auch hier möglich, in gewissem Sinn, z. B. vom Standpunkte eines philosophischen Idealismus, Relativität und Subjektivität zu konstruieren. Ich leugne nur, daß diejenigen hieran denken, die die Phrase von der Relativität aller Wahrheit immer im Munde führen. Diese wollen mit ihr nur feststellen, daß unser Wissen Stückwerk ist, daß es sehr oft menschliches Vermögen übersteigt, die Wahrheit zu finden, daß

Digitized by Google

ganz zwingende Beweise zu führen fast nie möglich ist und dergleichen Binsenwahrheiten, aus denen dann bewußt oder unbewußt, ausdrücklich oder stillschweigend gefolgert wird, daß es eigentlich gar nicht viel Zweck habe, sich ernstlich um Wahrheit zu bemühen, daß Scheinbarkeit für uns völlig genüge. Freilich, wenn diese Personen einmal ein praktisches Interesse daran haben, irgendeinen Sachverhalt genau zu ergründen, wenn sie etwa Aufklärung über einen Diebstahl begehren, der unter rätselhaften Umständen an ihrem Eigentum begangen wurde — dann werden sie sich kaum zufrieden geben, wenn der Richter eine ernstliche Untersuchung mit dem Bemerken ablehnen wollte: alle Wahrheit sei ja doch relativ, also auch die Meinung, daß überhaupt gestohlen sei, sowie die Annahme, daß eine verdächtige Person das Verbrechen begangen. In solchen Fällen besteht wohl jeder darauf, daß über den Vorgang des fraglichen Diebstahls doch eine und nur eine Wahrheit vorhanden sei, wenn sie sich vielleicht auch niemals finden oder als solche beweisen lasse. Und von diesem Sachverhalt als von der „absoluten Wahrheit" zu sprechen, wird er sich auch dann nicht abhalten lassen, wenn er in Hinsicht auf seine philosophische Überzeugung einem transzendentalen Idealismus huldigen sollte.

„Aber das ist ja selbstverständlich", wird man auf diesen Einwand hin hören. Wo es sich um „kalte", „nüchterne" Sachurteile handelt, wo es gilt, einfache Tatsachen festzustellen, mag man von absoluter Richtigkeit reden. Aber wer spricht davon? Wer die Relativität aller Wahrheit behauptet, hat natürlich nur „höhere" Erkenntnisse im Sinn, Weltanschauungen, Philosophien, politische, religiöse Überzeugungen. Hier ist's mit Feststellungen nicht getan! Und man gibt zu verstehen, daß es eines bedeutenden Geistes nicht recht würdig sei, sich mit Tatsachen und ihrer logischen Bearbeitung zu befassen, wie das Fachmenschen tun, die Pilze sammeln und Insekten beschreiben. „Philosophen sind keine Registriermaschinen." „Die Philosophen der Zukunft sollen Gesetzgeber und Befehlende sein!" Mit welchen Aussprüchen allerdings Denkern wie Kant und Spinoza das Todesurteil gesprochen ist und Forscher wie Newton und Kepler zu Geistern niederen Ranges degradiert werden.

Warum übrigens reine Tatsachenurteile durch Prädikate wie „nüchtern" oder „kalt wie Zahlenreihen" entwertet werden sollen, ist unerfindlich. Es gibt zahlreiche heißumstrittene Theorien, die das Gefühl aufwühlen und von großer Bedeutung für jede Lebensanschauung sind und die doch nur feststellen wollen, „was ist". So die Theorien des Monismus und Dualismus, die Lehre von der Existenz eines persönlichen Weltenschöpfers, die Behauptungen von Karl Marx über die Verelendung der Massen. Selbst Nietzsche, von dem das Wort stammt, die Philosophen sollten Wertschöpfer und Befehlende sein, gibt vielfach Systeme reiner Sachurteile, z. B. in seiner Genealogie der Moral und in seiner Lehre von der Wiederkunft alles Gleichen. Diese Lehre will ja genau so gut einen Sachverhalt darlegen wie irgendeine historische Erzählung. Bei ihr mit der Weisheit von der Relativität aller Wahrheit herauszurücken, hat dann genau so viel und so wenig Sinn wie bei dem Satze: München liegt an der Isar.

Digitized by Google

Eine andere Bedeutung gewinnt nun allerdings der Wahrheitsbegriff, wenn er auf Werturteile bezogen wird. Streng genommen sind ja Werturteile immer jenseits von wahr und falsch; es ist gänzlich aussichtslos, über sie zu streiten oder Beweise zu versuchen. Und wenn man trotzdem ganz allgemein auch Werturteile als wahr oder unwahr bezeichnet, so heißt das im letzten Grunde nur: daß man selbst sich zu den fraglichen Werten bekennt oder sie ablehnt. Nun bestehen aber allerdings sehr viele Gedankensysteme weder aus reinen Werturteilen, noch ausschließlich aus Sachurteilen. Was wir Philosophie im populären Sinne, „Lebensanschauungen", religiöse oder politische Überzeugungen nennen, sind unentwirrbare Gewebe von Wert- und Sachurteilen. Eine solche Überzeugung — z. B. die Lehre Tolstois — wahr zu nennen, bedeutet dann immer gleichzeitig zweierlei: wir behaupten nicht nur, daß alles Tatsächliche in dieser Lehre der Wirklichkeit entspreche und daß alle Schlußfolgerungen richtig gezogen seien: wir erkennen auch alle hier ausdrücklich proklamierten oder stillschweigend vorausgesetzten letzten Werte und Kulturideale als die unsrigen an. Und diese Art von Wahrheiten sind dann natürlich innerhalb gewisser Grenzen immer „relativ", „subjektiv", „persönlich". Nur liegt deshalb kein Grund vor, sie weniger ernst und schwer zu nehmen. Denn im Kampf um die Weltanschauung sich mit gewissen Werten und letzten Idealen auseinanderzusetzen und sich ehrlich zu ihnen zu bekennen, ist doch wohl ebenso wichtig und nötig, wie nach Erkenntnis dessen zu ringen, was ist. Und auch zwischen ihnen ist immer nur eine Entscheidung möglich. Man kann ebensowenig sich zu entgegengesetzten Idealen bekennen, wie genau entgegengesetzte Sachurteile für wahr halten.

Welcher Art aber auch immer Theorien sein mögen, ob sie relative oder absolute Gültigkeit beanspruchen, ob sie Sachurteile oder Werturteile enthalten oder aus beiden bestehen, immer werden sich bei ihrer Aufnahme die Geister scheiden. Den einen steht die Frage, ob richtig oder falsch, durchaus im Vordergrunde. Es ist ihnen tiefes Bedürfnis, sich auch mit den Hypothesen und letzten Werten auseinanderzusetzen und sich zu ihnen zu bekennen. Wer weiß, was es heißt, um ein Problem ringen, unter einem Problem leiden, der gehört zu dieser Menschenart. Den anderen aber kommt es bei der Aufnahme und dem Genusse auch denkerischer Werke auf ganz andere Dinge an. Das eigene Prüfen und Forschen auf wissenschaftlichem Gebiete liegt ihnen ebenso fern wie das mühsame Auseinandersetzen mit den Werten. Diese wesentlich ästhetisch orientierten Menschen stehen auch jeder Philosophie oder sonstigen theoretischen Leistung wie einem Kunstwerk gegenüber: sie wollen in erster Linie zu einer starken Gefühlsreaktion veranlaßt sein. Sie wollen einen Stimmungsgehalt auskosten, eine Sensation erleben. Wer so organisiert ist, der kann sich heute für Hegel, morgen für Schopenhauer begeistern, kann Weininger gleichzeitig mit Ellen Key loben; er „begreift" durchaus den Monismus Häckels, hat aber auch volles Verständnis für einen Mystiker, er berauscht sich ebenso stark an Nietzsche wie an Tolstoi. Aber: Mit diesen Lehren sich selber ernst auseinandersetzen, sie gar als Richtschnur fürs

Digitized by Google

eigene Handeln zu nehmen — wer von ihnen denkt daran? Wenn sie nur während des Lesens ganz im Banne eines Denkers stehen und einen mächtigen Eindruck gewinnen! Starke eigene Überzeugungen würden ja nur erschweren, sich schnell in fremde Ideen einzuleben und mit den Augen bald dieses, bald jenes großen Denkers zu sehen. Warum sollte man also nicht bewußt den Wahrheitswert hintenansetzen oder ihn geradezu ablehnen? Und es ist dann nur menschlich und natürlich, wenn dieser Standpunkt von seinen Vertretern als der schlechthin höherwertige, der bedeutendere, der reichere und vielseitigere aufgefaßt wird. Karl Otto Erdmann

(Schluß folgt)

Lose Blätter

Aus Strindbergs Werken

[Björnson, Ibsen, Strindberg — das war noch vor wenigen Jahren für das Bewußtsein sehr vieler Literaturfreunde das große literarische Himmelsbild, dessen drei Sterne ihnen mit ungefähr gleicher Helle über dem Norden zu leuchten schienen. Jetzt werden wenige mehr so denken. Aber wie sich auch die Einsicht in Strindbergs Schwächen und damit die Gegnerschaft gegen ihn stärken möge — es überraschen immer wieder zwischen den allzu anfechtbaren auch Bücher einer so sichern und so starken Kunst, daß von einer „Eliminierung" Strindbergs aus der Reihe der „Europäer" unter den Schriftstellern im Ernste noch gar nicht die Rede sein kann. Er hat zu seinem sechzigsten Geburtstag ein skeptischeres, aber kein kleineres und vielleicht nicht einmal ein minder interessiertes Publikum als früher.

Psychologisch genommen ist er ein Unbedingter, ein Nichts- oder Alles-Mann, dessen Denken und Wollen ihn hemmungslos bis zu den äußersten Grenzen führt — und auch über sie hinaus. Rücksichtslos und scharfsichtig, selbstbewußt und oppositionslustig, wurde er in den achtziger Jahren der Führer und Bannerträger einer literarischen Revolution in Schweden. Dort mag er eine ähnliche Stellung eingenommen haben, wie in Deutschland Gerhart Hauptmann, nur daß Strindberg nicht von den Führern einer Bewegung nachträglich auf den Schild gehoben wurde, sondern diese Bewegung selbst erregt hat. An dreißig Jahre sind seitdem verflossen, und heute ist der einst Gefeierte im Norden für viele fast ein Gefehmter. Die Bewunderung ließ nach für eine Kunst, die sich mit Stolz naturalistisch nannte, und im Grunde doch nur einseitig beleuchtete, was man früher im Dunkel hielt oder der Darstellung unwert fand. Aber nicht nur das hat Strindberg vereinsamt, es wirkte neben dem Ästhetischen auch Politisches und Persönliches mit: Strindberg hat sich seit jener Zeit nach und nach in schroffen Gegensatz schier zu allen „Richtungen" und Parteien seines Vaterlandes gebracht, er, der vor nichts Respekt und zu niemandem Vertrauen hatte. Dabei fehlt ihm leider ganz der Humor. Er sieht von allem nur den Ernst und nimmt alles schier ohne Unterschied wichtig. Am wichtigsten freilich nimmt er sich selbst, wovon er ja durch eine große Zahl von Bekenntnis- und An-

Digitized by Google

klagewerten persönlichster und teilweise pamphletischer Art Zeugnis gab. Das „heilige Lachen“ fehlt ihm. Man nennt ihn wie Ibsen in der Rücksichtslosigkeit konsequent. Aber während der Norweger, von traditionellen Vorurteilen befreit, ethisch und künstlerisch ein neues Reich suchte, gleicht die Fahrt des Schweden oft dem ziellosen Jagen ungezügelter Rosse. So leicht wie es ist, durch das Anhängen von scheinbaren Nichtsen aus der Eins eine Tausend zu machen, so leicht ist es letzten Endes, durch scheinbar einwandfreie Analogien, überscharfes Wahrseinwollen, ungehemmtes Aneinanderfügen von Vermutungen, die der Wunsch zu Tatsachen gestempelt hat, die Welt als Chaos und den Menschen als tierisches Instinktwesen zu zeigen. Gerade darin erweist sich die Überlegenheit Ibsens, daß er imstande ist, „Naturalist“ zu sein und doch mehr als *eine* und dabei eine kleine und düstere Seite der Welt zugleich zu sehn.

Mag sein, daß ein solches Bild von Strindberg seinen unbedingten Verehrern (zumal in Deutschland und in Frankreich hat er ja auch deren noch viel) wie ein Sakrileg und den Schweden, die ihn ja besser kennen und beurteilen müssen denn wir, als nicht erschöpfend erscheint. Erschöpfend soll es ja auch nicht sein. Ich meine aber, wir Deutschen werden gut tun, den Satiriker und Bekenner Strindberg seinen Landsleuten zu überlassen, um für uns zu suchen, was auch in unserer Kultur von seinen Saaten aufgehen kann. Solcherlei gibt es bei Strindberg ja auch.

Der Kunstwart hat auf einiges davon schon durch den Abdruck aus den „Historischen Miniaturen“ (Kw. XXI, 12) hingewiesen. Es scheint, je mehr der Dichter von dem Umkreis seines eigenen Geisteslebens sich in historische oder soziale Fernen begeben kann, um so häufiger gelingt es ihm, gelingen ihm Gestaltungen *vollen* Lebens, nicht nur tendenziöse Beleuchtungen. Gelingen ihm Werke, in denen die außerordentliche Schärfe seines Sehens mit miniaturenmäßiger Kunst gebildet hat, und die doch in keiner Weise übles Kleinigkeits- oder Stückwerk sind.

Zu Strindbergs Bestem dürfen wir eine Anzahl historischer Dramen, die Miniaturen und einige Erzählungen aus dem Schärenleben rechnen. Unsre Proben bringen aus dem Roman „Inselbauern“ zwei markante Stellen. Die kleine aus dem letzten Tendenzroman Strindbergs, „Schwarze Fahnen“, mag zeigen, daß auch in diesen Werken des vielseitigen Forschers und Dichters — Strindberg ist zugleich Historiker, Naturforscher, Theosoph und Philosoph — zarte poetische Blüten gedeihen. Unsre mittlere Probe entstammt dem weitbekannten Einakter „Fräulein Julie“. Dies Stück nannte der Dichter eine „naturalistische Tragödie“, und als solche wurde es seinerzeit begrüßt und bejubelt. Merkwürdig, wie — unnatürlich uns schon heute diese „allein echte“ Natur anmutet. Es ist im Grunde wohl derselbe Mangel, der dem Denker und Reformator Strindberg so gefährlich geworden ist: die Unfähigkeit, ein Ganzes in seiner Rundheit zu erschauen. Was er von dem mannstollen Komteßchen und ihrem halb ehrlichen, halb vergaunerten Kammerdiener gibt, mag richtig und scharf gesehen sein; allein wir werden nicht überzeugt, daß das Gezeigte ihr ganzes Wesen zeige, und also dünkt uns auch die eiserne Konsequenz ihres Handelns überspannt und nicht hinreichend motiviert. Trotzdem steckt in der Sicherheit der dialogischen Arbeit, in der psychologisch-analytischen Verve der Charakterzeichnung so viel Dichtertum, daß wir das Stück zu den hervorragenden Werken einer Epoche rechnen müssen — keinesfalls

Digitized by Google

haben wir das Recht, aus Scheu vor dem nicht familienblattmäßigen Gegenstande auf eine Probe zu verzichten. Wir geben die Stelle wieder, wo Gräfin und Diener gleichsam die Rollen tauschen, wo jene menschlich unter ihn herabsinkt, nachdem er eben geschildert hat, wie tief er sein soziales Unter-sie-gestellt-sein empfunden habe.

Unsre übrigen Proben bedürfen der erläuternden Worte nicht. Die zeigen den Strindberg, an dem auch unsre Leser ihre Freude wohl ohne viel üble Beimischung haben können.

Von Strindbergs Werken erscheint in Georg Müllers Verlag zu München eine auf über dreißig Bände berechnete, schön ausgestattete Gesamtausgabe. Interessant und anregend ist Strindberg immer, langweilig für intelligente Leser nie, und so ist ja wohl anzunehmen, daß die Käufer das große Risiko lohnen. Wir wünschen es dem Verlage. Die Übersetzung stammt von dem verdienten E. Schering.]

Aus den „Inselbauern"

[Aus den „Inselbauern", einem Roman aus dem Schärenleben. Frau Flod ist eine ältliche verwitwete Hofbesitzerin; Carlsson, ihr Knecht, hat im Sommer ein Verhältnis zu dem Dienstmädchen Ida angesponnen, zugleich aber sich bei der Witwe eingeschmeichelt; nachdem er von jener enttäuscht worden ist, gewinnt er diese zur Frau, obgleich ihr Sohn Gustav dem entgegen ist.]

Als Frau Flod an die Landungsbrücke hinunterkam, um die aus der Stadt Heimkehrenden zu empfangen, war Carlsson so freundlich und bescheiden, daß die Alte sofort merkte, es war etwas dazwischengekommen.

Nach dem Abendbrot ließ sie ihn in die Stube eintreten, damit er das Geld aufzähle. Er mußte sich setzen und berichten. Aber das ging träge; der Knecht schien keine Lust zu haben, etwas mitzuteilen; doch die Alte ließ nicht locker, bis er mit einem Reisebericht herausrückte.

— Nun, Carlsson, merkte sie, er ist doch auch bei Professors gewesen, nicht wahr?

— Ja, natürlich war ich dort, antwortete Carlsson, der augenscheinlich von der Erinnerung unangenehm berührt wurde.

— Nun, wie geht's ihnen?

— Sie lassen alle auf dem Hof grüßen; sie waren so freundlich, mich zum Frühstück einzuladen. Es war sehr fein in der Wohnung, und wir haben auch was Gutes gekriegt.

— Was hat er denn Gutes gekriegt?

— Oh, wir haben Hummer mit Schwammpignons gegessen und dazu Porter getrunken.

— Da hat er wohl auch die Mädchen gesehen, Carlsson?

— Ja gewiß, antwortete Carlsson freimütig.

— Und die sind sich gleichgeblieben, nicht wahr?

Das waren sie nun allerdings nicht; das würde aber die Alte zu sehr gefreut haben; darum antwortete Carlsson nicht darauf.

— Ja, sie waren sehr nett! Wir sind abends in Berns Salon gewesen, um uns die Musik anzuhören; da habe ich sie mit Sherry und belegten Brötchen traktiert. Es war, wie gesagt, sehr nett.

Digitized by Google

In Wirklichkeit war es aber durchaus nicht nett gewesen; die Sache war nämlich ganz anders verlaufen.

Carlsson war in der Küche von Lina empfangen worden, denn Ida war ausgegangen; an der Ecke des Küchentisches hatte er dann eine halbe Flasche Bier getrunken. Dabei war die Frau des Professors in die Küche gekommen und hatte zu Lina gesagt, sie solle einen Hummer holen, da abends Besuch komme; dann war sie wieder gegangen.

Als Carlsson mit Lina wieder allein war, wurde die etwas verlegen; schließlich kriegte Carlsson aus ihr heraus, daß Ida seinen Brief empfangen und ihn eines Abends, als ihr Bräutigam dagewesen, laut vorgelesen habe; das war in der Kammer geschehen, wo der Bräutigam Porter trank und Lina Champignons reinigte. Und sie hatten sich halb tot gelacht. Zwei Male hatte der Bräutigam den Brief gelesen, laut wie ein Pastor. Am meisten hatten sie sich über den „alten Carlsson" und seine „letzten Stunden" amüsiert. Als sie zu der Stelle von „Versuchungen und Irrwegen" kamen, hatte der Bräutigam — er war Bierfahrer — vorgeschlagen, nach Berns Salon in die Versuchung zu gehen. Und sie waren dorthin gegangen und wurden von dem Bräutigam mit Sherry und belegten Brötchen traktiert.

Ob nun Linas Erzählung Carlssons Sinn erregt und sein Gedächtnis erschüttert hatte; oder ob er sich so lebhaft in die Kleider des Bierfahrers gewünscht, daß er sich in dessen angenehme Lage als Wirt versetzt, sich mit dem Hummer essenden Gast verwechselt, den Porter des Bräutigams getrunken und Linas Champignons gegessen hatte — genug, er stellte die Sache der Alten so dar, daß er die Wirkung erzielte, die er beabsichtigte; und das war die Hauptsache.

Nachdem er so weit gekommen war, fühlte er sich ruhig genug, um zum Angriff überzugehen. Die Burschen waren auf See, Rundqvist hatte sich niedergelegt, und die Mädchen waren für diesen Tag fertig geworden.

— Was ist das für ein Geschwätz, das hier im Kirchspiel umläuft; das ich überall hören muß? begann er.

— Was schwatzt man jetzt wieder? fragte Frau Flod.

— Ach, es ist das alte Geschwätz: wir dächten daran, uns zu verheiraten.

— Ja, das ist nichts Neues; das haben wir so oft gehört.

— Aber es ist doch ganz unglaublich, daß die Leute behaupten, was nicht wahr ist! Das ist mir ganz unbegreiflich, sagte der listige Carlsson.

— Ja, was sollte er, der junge, hübsche Kerl, auch mit einem alten Weib, wie ich bin, anfangen?

— Oh, was das Alter betrifft, damit hat's keine Gefahr. Darf ich für mein Teil sprechen: sollte ich einmal daran *denken*, mich zu verheiraten, so wäre es nicht mit einer Dirne, die nichts kann und nichts weiß; denn seht, Tante, die Lust ist eins und sich verheiraten ein andres! Denn die Lust, die weltliche Lust, vergeht wie ein Rauch, und die Treue ist wie Kautabak, wenn ein anderer kommt, der Zigarren spendiert. Seht, so bin ich, Tante: mit der ich mich verheirate, der halte ich auch Treue; und so bin ich immer gewesen, und wer etwas anderes sagt, der lügt.

Die Alte spitzte die Ohren und merkte die Anspielung.

— Aber Ida? Ist es nicht Ernst zwischen ihr und ihm? untersuchte sie.

— Ida, ja, die ist ja an und für sich ganz gut; ich brauchte nur den Finger nach ihr auszustrecken, dann hätte ich sie! Aber, Tante, sie hat

Digitized by Google

nicht die rechte Gesinnung; sie ist weltlich und eitel, und ich glaube, sie wandelt sogar auf unrechten Wegen. Übrigens muß ich sagen, ich fange an alt zu werden und habe keine Lust zum Schäkern mehr. Ja, gerade heraus gesagt: sollte ich ans Heiraten denken, so würde ich eine ältere, verständige Person nehmen, eine, welche die rechte Gesinnung hat. Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber Ihr versteht mich doch wohl, Tante, denn Ihr habt ja die rechte Gesinnung; ja, die habt Ihr.

Die Alte hatte sich am Tisch niedergelassen, um Carlsson Winkelzüge besser verstehen zu können, damit sie nicht die Gelegenheit versäume, ihr Amen zu sagen, wenn er mit seinem Ja herausrückte.

— Aber sag einmal, Carlsson, begann sie ein neues Garnende, hat er denn nicht an die Witwe von Ovassa gedacht, die allein steht und nichts Besseres verlangt, als sich wieder zu verheiraten?

— Ach nein, die kenne ich wohl, aber die hat nicht die rechte Gesinnung: wer mich haben will, der muß die rechte Gesinnung haben! Geld und äußeres Getue und feine Kleider, das macht auf mich keinen Eindruck, denn so bin ich nicht! Und wer mich wirklich kennt, der kann nichts anderes sagen.

Der Stoff schien nun von allen Seiten benagt zu sein; einer mußte das letzte Wort sagen, so lange es noch möglich war.

— Nun, an wen hat er denn gedacht, Carlsson? wagte sich die Frau einen kühnen Schritt vor.

— Gedacht? Gedacht! Man denkt dies und das; ich habe überhaupt noch nichts gedacht. Der etwas denkt, der spreche; ich schweige! Man soll nachher nicht sagen können, ich habe jemanden verlockt: von der Gesinnung bin ich nicht.

Die Alte wußte jetzt nicht recht, wo sie zu Hause war; und sie mußte sich noch einmal vortasten.

— Ja, aber, lieber Carlsson, wenn er Ida in Gedanken hat, dann kann er doch nicht in vollem Ernst an eine andere denken.

— Ida, nein, die Füchsin will ich nicht geschenkt haben! Nein, etwas Besseres muß es sein; Kleider am Körper muß sie wenigstens besitzen; und hat sie noch etwas mehr, so schadet es auch nichts; doch sehe ich nicht darauf, denn so bin ich, das ist meine Gesinnung.

Jetzt war man so viele Male hin- und hergefahren, daß man in die Gefahr kam, sitzenzubleiben, wenn die Alte sich nicht noch einen Ruck gab.

— Nun, Carlsson, was würde er sagen, wenn wir beide uns zusammentäten?

Carlsson wehrte mit beiden Händen ab, als wolle er sofort vom ersten Augenblick an jeden Verdacht einer solchen Niedrigkeit verjagen.

— Aber das kann doch gar nicht in Frage kommen! beteuerte er. Daran wollen wir nicht einmal denken, geschweige denn davon sprechen. Was würden die Leute schwatzen: ich hätte sie fürs Geld genommen. Aber so bin ich nicht, und das ist nicht meine Gesinnung. Nein, über die Sache wollen wir kein Wort mehr verlieren. Versprecht mir das, Tante, und gebt mir die Hand darauf (er streckte seine Hand aus), daß wir nie wieder davon sprechen! Gebt mir die Hand darauf!

Frau Flod aber wollte ihm nicht die Hand darauf geben, sondern sie wollte gerade die Sache gründlich besprechen.

— Warum soll man nicht von dem sprechen, was sich doch zutragen

Digitized by Google

könnte? Ich bin alt, das weiß er, Carlsson, und Gustav ist nicht der Mann dazu, den Hof zu übernehmen. Ich brauche jemanden, der mir zur Seite steht und hilft; aber ich verstehe wohl, daß er sich nicht für andere verbrauchen und sich nicht für nichts abrackern will: darum weiß ich mir keinen andern Rat, als daß wir uns verheiraten. Die Leute laß er nur schwatzen; sie klatschen doch sowieso! Hat er nichts Besonderes gegen mich, Carlsson, so sehe ich nichts, was uns hindern sollte. Was hat er denn gegen mich?

— Gegen Euch habe ich nichts, Tante, durchaus nichts; aber dieses dumme Geschwätz; und übrigens, Gustav wird uns das nie vergessen.

— Ach was, ist er nicht Manns genug, den Jungen im Zaum zu halten, so werde ich's schon besorgen. In die Jahre bin ich ja schon gekommen, aber so alt bin ich denn doch noch nicht, und ich muß ihm unter vier Augen sagen, Carlsson . . . wenn's drauf ankommt, bin ich noch ebenso gut wie ein Mädchen.

Das Eis war gebrochen. Nun kam eine Flut von Plänen und Beratungen, wie man sich Gustav mitteilen und wie man es mit der Hochzeit machen solle.

Die Verhandlungen dauerten lange, so lange, daß die Alte den Kaffeekessel aufsetzen und die Branntweinflasche hervorholen mußte. Bis tief in die Nacht hinein dauerten die Verhandlungen.

[Nach kurzer, nicht glücklicher Ehe entdeckt die Frau Carlsson, wie er einem jungen, frischen Mädchen nachläuft, sie holt sich auf dieser winterlich-nächtigen Entdeckungsfahrt zwar eine tödliche Erkältung, vernichtet aber vorher das Testament, wodurch Carlsson zum Erben bestimmt war, so daß nun ihr Sohn Erbe ist, Carlsson aber nur das Altenteil zu gewärtigen hat.]

Zwei Tage lang bewachten Gustav und Carlsson die Kammer und einander. Wenn der eine auf einem Stuhl oder dem Sofa einschlummerte, machte auch der andere mit einem Auge ein Schläfchen. Sobald sich aber jemand rührte, fuhr der andere wieder in die Höhe.

Am Morgen vor Weihnachten war Frau Carlsson tot.

Gustav hatte ein Gefühl, als sei die Nabelschnur jetzt erst durchschnitten; als sei er jetzt erst vom Mutterleib frei und ein selbständiger Mann geworden. Nachdem er seiner Mutter die Augen zugedrückt und ihr das Gesangbuch unter das Kinn gelegt hatte, damit der Mund nicht klaffe, steckte er in Carlssons Gegenwart ein Licht an, holte Petschaft und Lack und versiegelte den Sekretär.

Die unterdrückten Leidenschaften erwachten; Carlsson trat vor und stellte sich mit dem Rücken gegen den Sekretär.

— Holla, was machst du da, Junge? fragte er.

— Ich bin jetzt kein Junge mehr, antwortete Gustav; ich bin jetzt Herr auf Hemsö, und du bist Altsitzer.

— Dazu gehören wohl zwei! meinte Carlsson.

Gustav nahm die Flinte von der Wand, zog den Hahn auf, daß das Zündhütchen zu sehen war; trommelte auf den Kolben und brüllte zum erstenmal in seinem Leben:

— Hinaus! Sonst drücke ich los!

— Drohst du?

Digitized by Google

— Ja, da keine Zeugen da sind! antwortete Gustav, der in letzter Zeit mit Leuten vom Gericht gesprochen zu haben schien.

Das war Bescheid, und den verstand Carlsson.

— Warte du nur, bis die Teilung stattfindet, sagte er, und ging in die Küche hinaus.

Der Weihnachtsabend war dieses Jahr düster. Eine Leiche im Haus und keine Möglichkeit, nach Sarg und Leichenkleid zu schicken; denn der Schnee fiel unaufhörlich, daß Strömungen und Meeresflächen weder trugen noch brachen. Ein Boot in die See zu bringen, war unmöglich, denn das Wasser war ein einziger Eisschlamm, der weder rudern noch fahren, noch gehen zuließ.

Carlsson und Flod, wie Gustav sich jetzt nennen ließ, gingen umeinander herum; saßen zusammen zu Tisch, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Das Haus war in Unordnung; niemand setzte die Arbeit in Gang; jeder verließ sich auf den andern; so blieb die meiste Arbeit ungetan.

Der Weihnachtstag begann, grau, neblig; wieder schneite es. Nach der Kirche zu kommen, war ebenso unmöglich, wie irgend wohin zu kommen; darum las Carlsson die Predigt in der Küche. Man wußte, daß man eine Leiche im Hause hatte, und keine Weihnachtsfreude kam auf. Das Essen war nachlässig zubereitet; nicht zur rechten Zeit fertig, und alle waren mißvergnügt. Es lag etwas Dumpfes in der Luft, sowohl draußen, wie drinnen, und da die Leiche der Alten in der Stube stand, weilten alle in der Küche. Es war wie eine Einquartierung. Wenn man nicht aß oder trank, schlief man, einer auf dem Sofa, einer auf dem Bett; zum Kartenspiel zu greifen oder die Handharmonika vorzunehmen, fiel niemandem ein.

Der zweite Weihnachtstag kam und verging, ebenso schwer, ebenso langweilig. Jetzt aber verlor Flod die Geduld. Einsehend, daß eine Zögerung schlimme Folgen haben könne, da die Leiche sich zu verwandeln begann, nahm er Rundqvist mit in den Arbeitsschuppen. Dort tischlerten die beiden einen Sarg, der dann gelb gestrichen wurde. Was man im Hause auftreiben konnte, in das wurde die Tote gehüllt.

So war der fünfte Tag gekommen.

Da das Wetter keine Zeichen gab, daß es sich bessern werde, und man die Aussicht hatte, vierzehn Tage warten zu müssen, mußte man um jeden Preis versuchen, die Leiche nach der Kirche zu schaffen, um sie in die Erde zu bringen. Man schob also das große Netzboot in die See, und alle Mannsleute rüsteten sich zu einer Eisbootsfahrt mit Schlittenkufen, Eispickeln, Beilen und Stricken.

Früh am sechsten Tage begaben sie sich auf die lebensgefährliche Fahrt.

Bald war eine Strömung offen; dann ruderte man. Dann kam man an eine Fläche, die unterm Eis lag; da mußte man das Boot auf die Schlittenkufen schieben; wenn das gelungen war, mußte man sich vorspannen und ziehen. Am schlimmsten war es im Eisschlamm; da platschten die Ruder nur auf und nieder, ohne daß das Boot mehr als einige Zoll weiterkam. Oft mußte man vorausgehen und eine Rinne mit Eispickeln und Beilen aufhauen; aber wehe dem, der sich verhieb und aus der Rinne herauskam, wo eine Strömung die dünne Kruste zerfressen hatte.

Es war Nachmittag geworden, und noch hatten sie sich nicht die Zeit zum Essen und Trinken genommen. Noch war die letzte freie Meeres-

Digitized by Google

fläche zurückzulegen. So weit sie sehen konnten, öffnete sich ein einziges großes Schneefeld, hier und dort mit kleinen runden Erhöhungen; das waren eingeschneite Kobben. Die Krähen kamen von draußen angeflattert und zogen ins Land hinein, um ihren Nachtzweig zu suchen. Zuweilen dröhnte das Eis, als sei Tauwetter im Anzug, und draußen auf dem offnen Meer brüllten die Seehunde. Die Eisfläche lag östlich nach dem Meer zu offen, aber es war keine Meerwake zu sehen. Verdächtig war aber, daß sie die Eisente „alla" rufen zu hören glaubten. Da sie vierzehn Tage lang keine Zeitung bekommen hatten, wußten sie nicht, ob die Leuchttürme brannten; aber zwischen Weihnachten und Neujahr brannten sie sicher nicht.

— So geht's nicht weiter! äußerte Carlsson, der bisher still gewesen war.

— Es muß gehen, sagte Flod und stemmte die Schulter gegen den Schlitten; aber wir müssen auf der Möwenklippe landen, um etwas Essen zu uns zu nehmen.

Und damit steuerte man auf die Klippe zu, die mitten in der freien Meeresfläche lag.

Sie war indessen entfernter, als man geglaubt hatte; und sie änderte ihr Aussehen, je näher man ihr kam; schließlich aber hatte man sie auf Kabellänge vor sich.

— Wuhne voraus! schrie Norman, der Ausguck hatte; nach links halten!

Die Schlittenkufen machten eine Schwenkung nach links. Immer weiter nach links; schließlich hatte man die Klippe umgangen. Infolge der letzten Sonnenwärme oder der warmen Grundströmungen hatte die Klippe sich selber abgeschnitten und schien von keiner Seite zu erreichen zu sein, wenigstens nicht auf Schlittenkufen.

Die Dämmerung fiel, guter Rat war teuer; Flod, der den Befehl über alle Manöver übernommen hatte, entwarf sofort einen Angriffsplan: das Boot sollte in die Wuhne geschoben werden, und im selben Augenblick sollten sich alle Mann hineinwerfen und an die Riemen setzen.

Gesagt, getan.

— Eins, zwei, drei! befahl Flod.

Das Boot schoß vor, ließ die Schlittenkufen zurück, kippte — und der Sarg rutschte in die See.

Aus Schreck vergaßen Flod und Carlsson, die hinten waren, ins Boot zu springen und blieben auf dem Rand des Eises stehen, während Rundqvist und Norman sich retteten.

Der Sarg war schlecht gefügt, füllte sich mit Wasser und sank, ehe jemand soweit zur Besinnung kam, um an etwas anderes als sich selber zu denken.

— Jetzt gehen wir sogleich nach der Pfarre! befahl Flod, der heute mehr handelte als überlegte.

Carlsson machte Einwendungen; aber auf Gustavs Frage, ob er lieber die ganze Nacht hier stehen wolle, konnte er nichts erwidern, zumal er sah, daß keine Aussicht war, den Sarg zu heben.

Rundqvist und Norman arbeiteten sich inzwischen ans Land und schrien den Kameraden zu, nachzukommen. Flod aber antwortete nur, indem er mit der Hand adieu winkte und nach Süden zeigte, wo die Pfarre lag.

Eine lange Weile wanderten Carlsson und Flod still dahin; Gustav voran mit dem Eispickel, um zu prüfen, ob das Eis hielt; Carlsson hinterdrein, den Rockkragen in die Höhe geschlagen. Ihm war schauerlich

Digitized by Google

zumut, da seine Frau ein so schnelles und klägliches Ende gefunden, und die Schuld dafür würde man sicher auf ihn schieben.

Als sie eine halbe Stunde gegangen waren, blieb Gustav stehen, um zu verschnaufen. Dann sah er sich nach Riffen und Ufern um, um zu bestimmen, wo er sich befand.

— Zum Teufel, wir sind verkehrt gegangen! brummte er; das war ja gar nicht die Möwenklippe; die liegt ja dort! Und er zeigte nach Osten. Und dort haben wir die Kiefer von Gillöga.

Auf einer langgestreckten Insel nach der Landseite zu stand eine einsame Kiefer, die von einer abgeholzten Waldhöhe übriggeblieben war und mit ihren beiden einzigen Ästen einem optischen Telegraphen glich; sie war als Seezeichen oder Landmarke bekannt.

— Und dort haben wir die Trälschäre.

Er sprach zu sich selbst und schüttelte den Kopf.

Carlsson wurde bange, denn er war in diesem Inselmeer nicht zu Hause und hatte zu Gustavs Wissen unbegrenztes Vertrauen gehabt.

Flod hatte inzwischen Besteck genommen, änderte den Kurs und setzte sich mehr nach Süden in Bewegung.

Die Dämmerung war gekommen, aber der Schnee leuchtete etwas, daß sie Landmarke halten konnten. Sie sprachen kein Wort, aber Carlsson hielt sich dicht hinter seinem Führer.

Plötzlich blieb dieser stehen und lauschte. Carlssons ungewohntes Ohr hörte nichts, aber Gustav vernahm ein schwaches Rauschen von der Ostseite, wo eine Wolkenwand dichter und schwärzer als der Nebelschleier, der den Gesichtskreis verhüllte, aufgestiegen war.

Sie standen eine Weile still, bis Carlsson ein schwaches Brausen und Rauschen hören konnte, das sich näherte.

— Was ist das? fragte er und trat dichter an Gustav heran.

— Das ist die See! antwortete der. In einer halben Stunde ist der Ostwind hier mit einem Schneesturm, und wenn's schlimm kommt, bricht das Eis auf. Dann weiß der Teufel, was aus uns wird. Nur schleunigst weiter!

Er fing an zu laufen; Carlsson hinter ihm drein; der Schnee wirbelte ihnen um die Füße und das Brausen schien ihnen zu folgen.

— Jetzt ist es aus mit uns! schrie Gustav und blieb stehen, auf ein Licht zeigend, das in Südost hinter einer Kobbe blitzte. Der Leuchtturm brennt! Die See geht offen!

Carlsson verstand die Gefahr nicht, aber er sah ein, daß es schlimm stand, wenn Gustav zitterte.

Jetzt hatte der Ostwind sie gefaßt; aus der Entfernung eines Steinwurfs konnten sie die Schneewand kommen sehen, wie einen dunkeln Schirm; und gleich darauf waren sie von Schnee umgeben, der dicht, dicht fiel, und schwarz wie Ruß war. Es wurde ganz dunkel um sie und das Licht des Leuchtturms, das noch einen Augenblick bleich und undeutlich wie eine Nebensonne ihnen den Weg gezeigt hatte, erlosch schließlich.

Gustav lief in starkem Trab weiter. Carlsson folgte, so gut er konnte; aber er war ziemlich fett und konnte nicht gleichen Schritt halten, kam außer Atem; bat Gustav, langsamer zu laufen; der aber hatte keine Lust, sich zu opfern, sondern lief, lief ums Leben. Carlsson packte ihn am Rockschoß, bettelte und flehte, er möge ihm nicht fortlaufen; versprach Gold

Digitized by Google

und grüne Wälder, beschwor ihn bei seiner Seligkeit und Pein, aber nichts half.

— Jeder für sich und Gott für uns alle! antwortete Gustav und bat Carlsson, sich einige Schritte von ihm entfernt zu halten, sonst könne das Eis brechen.

Das schien es auch zu tun, denn hinter ihnen krachte es immer mehr und mehr. Was schlimmer war, das Brausen näherte sich jetzt so deutlich, daß man hörte, wie die Wellen gegen Riffe und Eisrand schlugen; auch waren die Möwen erwacht und schrien nach unerwarteter Beute.

Carlsson keuchte und schnaubte; der Abstand zwischen ihm und Gustav vergrößerte sich; schließlich befand er sich allein in der Finsternis. Da blieb er stehen, suchte nach den Spuren, fand keine; rief, aber bekam keine Antwort. Das war die Einsamkeit, die Finsternis, die Kälte, das Wasser, das den Tod brachte.

Von Furcht aufgejagt, setzte er sich noch einmal in Bewegung; lief so, daß die Schneeflocken zurückblieben, obwohl sie dieselbe Richtung wie er hatten; dann rief er wieder.

— Dem Wind folgen, dann kommt er westlich ans Land! hörte er eine fliehende Stimme aus der Finsternis; dann ward es wieder still.

Bald aber hatte Carlsson keine Kräfte mehr, um laufen zu können. Mutlos verlangsamte er seinen Lauf, ging Schritt vor Schritt, ohne Widerstand leisten zu können, während er die See hinter sich kommen hörte, brausend, prustend, ächzend, als sei sie eigens auf nächtlichen Raubzug ausgezogen.

Aus „Fräulein Julie"

[Julie ist eine junge Gräfin, Jean der Diener. Mittsommernacht.]

Jean: Wissen Sie, wie die Welt von unten aussieht? — Das wissen Sie nicht! Wie Habichte und Falken, deren Rücken man selten zu sehen kriegt, weil sie meist hoch oben schweben! Ich lebte im Insthaus mit sieben Geschwistern, und einem Schweine draußen auf dem grauen Felde, wo nicht ein Baum wuchs! Aber von den Fenstern aus sah ich die Parkmauer des Grafen mit den Apfelbäumen darüber. Das war der Lustgarten des Paradieses; und da standen viele böse Engel mit brennenden Schwertern und bewachten ihn. Aber nichtsdestoweniger fanden ich und andere Jungen den Weg zum Baume des Lebens — jetzt verachten Sie mich?

Das Fräulein: Ach! Apfel stehlen ja alle Jungen.

Jean: Das sagen Sie jetzt, aber Sie verachten mich dennoch! Gleichviel! Einmal kam ich mit meiner Mutter in den Lustgarten hinein, um die Zwiebelbeete zu reinigen. Neben dem Gartenland stand ein türkischer Pavillon im Schatten von Jasminen und überwachsen von Kaprifolium. Ich wußte nicht, wozu man ihn brauchen konnte, aber ich hatte nie ein so schönes Gebäude gesehen. Leute gingen dort hinein und kamen wieder heraus, und eines Tages war die Tür aufgelassen. Ich schlich dahin und sah, daß die Wände mit Gemälden von Königen und Kaisern bekleidet waren, und es waren rote Gardinen vor den Fenstern mit Fransen daran — jetzt verstehen Sie, was ich meine. Ich — (bricht eine Syringenblüte ab und hält sie dem Fräulein unter die Nase) — ich war niemals im Schloß gewesen, hatte niemals etwas anderes als die Kirche gesehen —

Digitized by Google

aber dies war schöner; und wie die Gedanken mir auch kamen, immer gingen sie — dorthin zurück. Und allmählich kam ein Verlangen auf, einmal den ganzen Reiz der Sache zu empfinden — enfin, ich schlich hinein, sah und bewunderte. Aber da kommt wer! Es war nur ein Ausgang für Herrschaften da, aber für mich gab es noch einen, und ich hatte keinen anderen zu wählen!

(Das Fräulein, das die Syringe genommen hat, läßt sie auf den Tisch fallen.)

Jean: Dann fing ich an zu laufen, stürzte durch eine Himbeerhecke, stürmte über ein Erdbeerbeet und kam auf die Rosenterrasse hinauf. Da erblickte ich ein hellrotes Kleid und ein paar weiße Strümpfe — das waren Sie. Ich legte mich unter einen Unkrauthaufen, darunter, können Sie sich das denken, unter Disteln, die stachen, und feuchte Erde, die übel roch. Und ich sah Sie an, wie Sie in den Rosen umhergingen, und ich dachte: wenn es wahr ist, daß ein Räuber in den Himmel kommen und bei den Engeln bleiben kann, so ist es wunderlich, daß nicht ein Instkind hier auf Gottes Erde in den Schloßpark hineinkommen und mit der Tochter des Grafen spielen kann!

Das Fräulein (elegisch): Glauben Sie, daß alle armen Kinder dieselben Gedanken gehabt hätten, wie Sie in diesem Fall?

Jean (erst zögernd, dann überzeugt): Ob alle armen — ja — natürlich! Natürlich!

Das Fräulein: Es muß ein grenzenloses Unglück sein, arm zu sein!

Jean (in tiefem Schmerz, stark schargiert): Oh, Fräulein Julie! Oh! — Ein Hund kann auf dem Sofa der Gräfin liegen, einem Pferd kann die Nase von einer Damenhand geliebkost werden, aber ein Knecht — (turniert) — ja ja, es ist ja bei dem einen und andern ein Fond vorhanden, so daß er sich in der Welt hinaufschwingen kann, aber wie oft kommt das vor! — Indessen, wissen Sie, was ich dann tat? — Ich sprang in Kleidern in den Mühlbach, wurde herausgezogen und bekam Schläge. Aber nächsten Sonntag, als Vater und alle im Hause zu Großmutter fuhren, richtete ich es so ein, daß ich zu Hause bleiben konnte. Und dann wusch ich mich mit Seife und warmem Wasser, zog meine besten Kleider an und ging in die Kirche, wo ich Sie sehen mußte! Ich sah Sie und ging nach Hause, entschlossen, zu sterben; aber ich wollte schön und angenehm sterben, ohne Schmerz. Und da erinnerte ich mich daran, daß es gefährlich sei, unter einem Holunderbusch zu schlafen. Wir hatten einen großen, der gerade in Blüte stand. Den beschatzte ich um alles was er besaß, und damit bettete ich mich in den Haferkasten. Haben Sie bemerkt, wie glatt Hafer ist? Weich für die Hand wie eine Menschenhaut . . .! Indessen, ich schlug den Deckel zu und schloß die Augen; schlief ein und erwachte wirklich sehr krank. Aber ich starb nicht, wie Sie sehen können.

Was ich wollte — das weiß ich nicht! Sie zu gewinnen, gab es ja keine Hoffnung — aber Sie waren mir ein Zeichen, wie hoffnungslos es war, aus dem Kreise herauszukommen, in dem ich geboren war.

Das Fräulein: Sie erzählen scharmant, wissen Sie! Sind Sie in die Schule gegangen?

Jean: Ein wenig; aber ich habe viel Romane gelesen und bin in die Theater gegangen. Außerdem habe ich feine Leute sprechen hören, und von denen habe ich am meisten gelernt.

Digitized by Google

Das Fräulein: Stehen Sie da und lauschen Sie auf das, was wir sagen!

Jean: Ja, gewiß! Und ich habe viel gehört, ich! wenn ich auf dem Kutschbock saß oder das Boot ruderte. Einmal hörte ich Fräulein Julie und eine Freundin . . .

Das Fräulein: Oh! — Was hörten Sie denn?

Jean: Ja, das kann man nicht gut sagen: aber wohl war ich ein wenig verwundert, und verstand nicht, wo Sie alle die Worte gelernt hatten. Vielleicht ist im Grunde kein so großer Unterschied, wie man glaubt, zwischen Menschen und Menschen!

Das Fräulein: Oh, schämen Sie sich! Wir leben nicht wie Ihr, wenn wir Brautleute sind.

Jean (fixiert sie): Ist das so sicher? — Ja, mir gegenüber braucht sich das Fräulein nicht so unschuldig zu machen . . .

Das Fräulein: Es war ein Elender, dem ich meine Liebe schenkte.

Jean: Das sagen Sie immer — hinterher.

Das Fräulein: Immer?

Jean: Ich glaube immer, da ich den Ausdruck mehrere Male bei einerlei Gelegenheit gehört habe.

Das Fräulein: Welcher Gelegenheit?

Jean: Wie der fraglichen! Das letztemal . . .

Das Fräulein (steht auf): Still! Ich will nichts mehr hören!

Jean: Das wollte sie auch nicht — es ist merkwürdig. Nun, dann bitte ich gehen und mich niederlegen zu dürfen.

Das Fräulein (mild): Sich niederlegen in der Mittsommernacht!

Jean: Ja! Mit dem Pack tanzen ergötzt mich wirklich nicht.

Das Fräulein: Nehmen Sie den Schlüssel zum Boot und rudern Sie mich auf den See hinaus; ich will den Sonnenaufgang sehen!

Jean: Ist das klug?

Das Fräulein: Das klingt, als ob Sie um Ihren Ruf bange wären!

Jean: Warum nicht? Ich will ungern lächerlich werden, ungern ohne Zeugnis fortgejagt werden, wo ich mich etablieren will. Und ich finde, ich habe Christel gegenüber eine gewisse Verpflichtung.

Das Fräulein: Ach so, Christel ist es jetzt . . .

Jean: Ja, aber auch Sie sind es. — Gehorchen Sie meinem Rate und gehen Sie hinauf und legen Sie sich nieder!

Das Fräulein: Soll ich Ihnen gehorchen?

Jean: Einmal; um Ihretwillen! Ich bitte Sie! Die Nacht ist vorgeschritten, der Schlaf macht trunken, und der Kopf wird heiß! Gehen Sie und legen Sie sich nieder! Übrigens — wenn ich recht höre — kommen die Leute hierher, um mich zu suchen! Und findet man uns hier, sind Sie verloren!

(Der Chor nähert sich singend.)

Es kamen zwei Fraun von der Heide
Tridiridi-ralla tridiridi-ra.
Die eine war feucht am Kleide
Tridiridi-ralla-la.

Sie sprachen von hundert Reichstalern
Tridiridi-ralla tridiridi-ra.

Digitized by Google

Doch hatten kaum einen Taler
Tridiridi-ralla-la.

Den Kranz tu ich dir schenken,
Tridiridi-ralla tridiridi-ra.
nen andern ich mir denke
Tridiridi-ralla-la!

Das Fräulein: Ich kenne die Leute, und ich liebe sie, gleichwie sie viel von mir halten. Lassen Sie sie kommen, so werden Sie sehen!

Jean: Nein, Fräulein Julie, man liebt Sie nicht. Sie nehmen Ihr Essen, aber sie spucken hinterher! Glauben Sie mir! Hören Sie, hören Sie nur, was sie singen! — Nein, hören Sie nicht hin!

Das Fräulein (lauscht): Was singen sie?

Jean: Es ist ein Spottlied! Von Ihnen und von mir!

Das Fräulein: Infam! Oh, pfui! Und so hinterlistig! . . .

Jean: Das Pack ist immer feig! Und in dem Kampfe kann man nur fliehen!

Das Fräulein: Fliehen? Aber wohin? Hinaus kommen wir nicht! Und zu Christel können wir nicht gehen!

Jean: So! Zu mir hinein denn? Die Not kennt kein Gebot; und auf mich können Sie sich verlassen, denn ich bin Ihr wirklicher, aufrichtiger und ehrfurchtsvoller Freund!

Das Fräulein: Aber bedenken Sie! — bedenken Sie, wenn man Sie dort suchte?

Jean: Ich riegele die Tür zu, und will man einbrechen, so schieße ich! — Kommen Sie! (Auf Knien) Kommen Sie!

Das Fräulein (bedeutungsvoll): Geloben Sie mir . . .?

Jean: Ich schwöre!

(Das Fräulein hastig nach rechts hinaus. Jean heftig nach.)

Ballett

(Die Bauersleute herein, in Festkleidern, mit Blumen an den Hüten; ein Geigenspieler an der Spitze; ein Anker Dünnbier und ein Fäßchen Branntwein, mit Grün verziert, werden auf den Tisch gelegt; Gläser hervorgeholt. Darauf wird getrunken. Dann faßt man sich zum Ring und singt und tanzt das Tanzspiel: „Es kamen zwei Fraun von der Heide.“ Wenn dies getan ist, gehen sie wieder singend.)

(Das Fräulein allein herein; sieht die Verwüstung in der Küche; schlägt die Hände zusammen; darauf nimmt sie eine Puderquaste und pudert ihr Gesicht.)

Jean (herein, exaltiert): Da sehen Sie! Und Sie haben gehört! Halten Sie's für möglich, hierzubleiben?

Das Fräulein: Nein! Das tue ich nicht! Aber was wollen wir tun?

Jean: Fliehen, reisen, weit von hier fort!

Das Fräulein: Reisen? Ja, aber wohin?

Jean: Nach der Schweiz, nach den italienischen Seen; wo Sie nie gewesen sind?

Das Fräulein: Nein! Ist es schön dort?

Digitized by Google

Jean: Oh, ein ewiger Sommer, Orangen, Lorbeeren, oh!

Das Fräulein: Aber was sollen wir denn dort tun?

Jean: Da mache ich ein Hotel auf mit Waren erster Klasse und Kunden erster Klasse.

Das Fräulein: Ein Hotel?

Jean: Das ist ein Leben, können Sie mir glauben; unaufhörlich neue Gesichter, neue Sprachen; nicht eine Minute Freiheit zum Grübeln oder zu Nerven; kein Suchen nach Beschäftigung — da die Arbeit von selbst kommt: Nacht und Tag die Glocke, die läutet, der Zug, der pfeift, der Omnibus, der kommt und geht, während die Goldstücke im Bureau rollen. Das ist ein Leben!

Das Fräulein: Ja, das ist Leben! Und ich?

Jean: Die Herrscherin des Hauses; die Zierde der Firma. Mit Ihrem Aussehen — und Ihrer Art, oh — es ist ein selbstverständlicher Succès! Kolossal! Sie sitzen wie eine Königin im Kontor und setzen die Sklaven in Bewegung, indem Sie auf einen elektrischen Knopf drücken; die Gäste defilieren vor Ihrem Thron und legen blöde ihre Steuer auf den Tisch — Sie können sich nicht denken, wie die Menschen zittern, wenn sie eine Rechnung in die Hand bekommen — ich werde die Nota salzen und Sie werden sie mit Ihrem schönsten Lächeln zuckern — ach! lassen Sie uns von hier fortreisen — (nimmt ein Kursbuch aus der Tasche) — sofort, mit dem nächsten Zuge! — wir sind in Malmö sechs Uhr dreißig; Hamburg acht Uhr vierzig morgen früh; Frankfurt-Basel einen Tag, und in Como mit der Gotthardbahn in, lassen Sie mich sehen, drei Tagen. Drei Tage!

Das Fräulein: Das ist alles gut und schön! Aber Jean — du mußt mir Mut geben — sag, daß du mich liebst! Komm und umarme mich!

Jean (zögernd): Ich möchte — aber ich wage nicht! Nicht mehr hier im Hause. Ich liebe Sie — ohne Zweifel — können Sie daran zweifeln?

Das Fräulein (schüchtern, echt weiblich): — Sie! — Sag du! Zwischen uns sind keine Schranken mehr! — Sag du!

Jean (gequält): Ich kann nicht! — Es sind noch Schranken zwischen uns, so lange wir in diesem Hause weilen — da ist das Verflossene, da ist der Graf — und ich habe nie einen Menschen getroffen, vor dem ich solchen Respekt habe — ich brauche nur seine Handschuhe auf einem Stuhl liegen zu sehen, so fühle ich mich klein — ich brauche nur die Glocke da oben zu hören, so fahre ich zusammen wie ein scheues Pferd — und wenn ich jetzt seine Stiefel da stehen sehe, so gerade und stolz, so zieht es mir im Rücken! (Tritt nach den Stiefeln.) Aberglauben, Vorurteile, die man uns von der Kindheit an gelehrt hat — die man aber ebenso leicht vergessen kann. Kommt man nur in ein anderes Land, das eine Republik ist, und man liegt auf der Nase vor der Livree meines Portiers — auf der Nase soll man liegen, sehen Sie! aber ich will es nicht! Ich bin nicht dazu geboren auf der Nase zu liegen, denn es ist ein Fond in mir, Charakter, und wenn ich nur den ersten Zweig gefaßt habe, dann sollen Sie mich klettern sehen! Ich bin heute Bedienter, aber nächstes Jahr bin ich Proprietär, in zehn Jahren bin ich Rentier, und dann reise ich nach Rumänien, lasse mich dekorieren, und kann — merken Sie wohl auf, ich sage kann — als Graf enden!

Das Fräulein: Hübsch, hübsch!

Digitized by Google

Jean: Ah, in Rumänien kauft man sich den Grafentitel und dann werden Sie gleichwohl Gräfin! Meine Gräfin!

Das Fräulein: Was kümmere ich mich um all das, das ich jetzt hinter mich geworfen habe! — Sag, daß du mich liebst, sonst — ja, was bin ich sonst?

Jean: Ich werde es sagen, tausendmal — später! Nur nicht hier! Und vor allem, keine Gefühle, wenn nicht alles verloren sein soll! Wir müssen die Sache kaltblütig nehmen, wie kluge Menschen. (Nimmt eine Zigarre hervor, putzt sie und steckt sie an.) Setzen Sie sich dorthin! dann setze ich mich hierher, und dann plaudern wir, als ob nichts geschehen wäre.

Das Fräulein (verzweifelt): Oh, mein Gott! Haben Sie denn kein Gefühl?

Jean: Ich! Es gibt keinen Menschen, der so gefühlvoll ist wie ich; aber ich kann mir Zwang auferlegen.

Das Fräulein: Eben konnten Sie meinen Schuh küssen — und jetzt!

Jean (hart): Ja, das war vorhin! Jetzt haben wir an etwas anderes zu denken.

Das Fräulein: Sprechen Sie nicht hart zu mir!

Jean: Nein, aber klug! Eine Torheit ist begangen, begehen Sie keine weiteren! Der Graf kann jeden Augenblick hier sein, und vorher müssen unsere Geschicke entschieden sein. Was halten Sie von meinen Plänen für die Zukunft? Billigen Sie sie?

Das Fräulein: Sie scheinen mir ganz annehmbar, aber bloß eine Frage: Für ein so großes Unternehmen ist ein großes Kapital erforderlich; haben Sie das?

Jean (kaut an der Zigarre): Ich! Ganz gewiß! Ich habe meine Fachkenntnisse, meine unerhörte Erfahrung, meine Sprachkenntnisse! Das ist ein Kapital, das taugt, will ich meinen!

Das Fräulein: Aber dafür können Sie nicht einmal ein Eisenbahnbillett kaufen.

Jean: Das ist allerdings wahr; aber darum suche ich einen Gesellschafter, der die Fonds vorstrecken kann!

Das Fräulein: Wo finden Sie den in der Eile?

Jean: Den werden Sie finden, wenn Sie mein Kompagnon werden wollen!

Das Fräulein: Das kann ich nicht, und ich selbst besitze nichts. (Pause)

Jean: Dann fällt die ganze Sache zusammen ...

Das Fräulein: Und ...

Jean: Es bleibt, wie es ist!

Das Fräulein: Glauben Sie, ich bliebe unter diesem Dache als Ihre Mätresse? Glauben Sie, ich will die Leute mit Fingern auf mich zeigen lassen; meinen Sie, daß ich hiernach meinem Vater ins Gesicht sehen kann? Nein! Führen Sie mich fort von hier aus der Erniedrigung und der Schande! — Oh, was habe ich getan, mein Gott, mein Gott! (Weint)

Jean: Sieh da, fängt jetzt das Jammern an! — Was Sie getan haben? Dasselbe, was manche vor Ihnen getan hat!

Das Fräulein (schreit im Krampfanfall): Und jetzt verachten Sie mich! — Ich falle, ich falle!

Jean: Fallen Sie zu mir nieder, so werde ich Sie später erheben!

Digitized by Google

Das Fräulein: Welche fürchterliche Macht zog mich zu Ihnen? Die die Schwache zum Starken zieht? Die Fallende zum Steigenden! Oder war es Liebe? Liebe das? Wissen Sie, was Liebe ist?

Jean: Ich? Ja, das will ich meinen; glauben Sie, ich hätte nicht schon vorher so was gemacht?

Das Fräulein: Welche Sprache Sie sprechen, und welche Gedanken Sie denken!

Jean: So habe ich's gelernt, und so bin ich! Seien Sie jetzt nicht nervös und spielen Sie die Feine, denn jetzt sind wir gleich gute Kohlfresser! — Sieh hier, mein kleines Mädchen, komm her, ich lade dich zu einem Glas Extra ein! (Öffnet die Tischschublade und nimmt die Weinflasche hervor; füllt zwei gebrauchte Gläser)

Das Fräulein: Wo haben Sie den Wein her?

Jean: Aus dem Keller!

Das Fräulein: Meines Vaters Burgunder!

Jean: Taugt der nicht für den Schwiegersohn?

Das Fräulein: Und ich trinke Bier! Ich!

Jean: Das beweist nur, daß Sie einen schlechteren Geschmack haben als ich.

Das Fräulein: Dieb!

Jean: Denken Sie zu klatschen?

Das Fräulein: Oh, oh! Die Mitschuldige eines Hausdiebes! Bin ich berauscht gewesen, bin ich diese Nacht im Traum umhergegangen? Die Mittsommernacht! Das Fest der unschuldigen Spiele . . .

Jean: Unschuldigen, hm!

Das Fräulein (geht auf und ab): Gibt es in diesem Augenblick irgendeinen Menschen auf der Erde, der so unglücklich ist wie ich?

Jean: Warum sind Sie das? Nach einer solchen Eroberung! Denken Sie an Christel da drinnen! Glauben Sie nicht, daß sie auch Gefühle hat?

Das Fräulein: Ich glaubte es eben, aber ich glaube es nicht mehr! Nein, Knecht ist Knecht . . .

Jean: Und Dirne ist Dirne!

Das Fräulein (auf den Knien, die Hände gefaltet): Oh, Gott im Himmel, mach meinem elenden Leben ein Ende! Nimm mich heraus aus diesem Schmutz, in dem ich versinke! Rette mich! Rette mich!

Jean: Ich kann nicht leugnen, daß Sie mir leid tun! Als ich im Zwiebelbeet lag und Sie im Rosengarten sah, da . . . ich will es jetzt sagen . . . hatte ich dieselben häßlichen Gedanken wie alle Jungen.

Das Fräulein: Und Sie wollten für mich sterben!

Jean: Im Haferkasten? Das war nur Geschwätz.

Das Fräulein: Lüge also!

Jean (fängt an schläfrig zu werden): Nahe daran! Die Geschichte habe ich gewiß in einer Zeitung gelesen, von einem Schornsteinfeger, der sich in einen Holzkasten voll Syringen legte, weil er wegen Alimentationsbeiträgen verklagt war . . .

Das Fräulein: So, Sie sind so einer . . .

Jean: Worauf hätte ich sonst kommen sollen; mit Schmeicheleien soll man ja immer Frauenzimmer fangen!

Das Fräulein: Elender!

Jean: Merde!

Digitized by Google

Das Fräulein: Und jetzt haben Sie den Rücken des Habichts gesehen . . .

Jean: Nicht präzis den Rücken . . .

Das Fräulein: Und ich sollte der erste Zweig werden . . .

Jean: Aber der Zweig war morsch . . .

Das Fräulein: Ich sollte das Schild des Hotels werden . . .

Jean: Und ich das Hotel . . .

Das Fräulein: Hinter Ihrem Ladentisch sitzen, Ihre Kunden anlocken, Ihre Rechnungen fälschen . . .

Jean: Das wollte ich selbst . . .

Das Fräulein: Daß eine Menschenseele so tief schmutzig sein kann!

Jean: Waschen Sie sich doch!

Das Fräulein: Lakai, Domestik, steh auf, wenn ich spreche!

Jean: Domestikenmätresse, Lakaiendirne, halt den Mund und mach daß du hinauskommst. Willst du mir vorhalten, daß ich roh sei? So roh wie du dich heute abend aufgeführt hast, hat sich niemals eine meinesgleichen aufgeführt. Glaubst du, eine Magd fällt so wie du Mannsleute an? Hast du je ein Mädchen meines Standes sich so anbieten sehen? So was habe ich nur unter Tieren und gefallenen Weibern gesehen!

Aus den „Schwarzen Fahnen"

Wenn man während des Sommeraufenthalts auf dem Lande seine Topfgewächse bei einem Gärtner in Pension gegeben hat, so erwartet man, sie üppiger wiederzufinden, da sie drei Monate unter der pflegenden Hand eines Fachmannes haben wachsen können. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind abgetakelt und sehen heruntergekommen aus, obgleich sie bessere Pflege gehabt haben. Vielleicht haben sie Sehnsucht nach dem Hausherrn oder der Hausfrau erlitten; vielleicht sind sie unter Heimweh nach der alten Wohnung, der pflegenden Hand, den Stimmen der Sprechenden, der Musik des Heims, dem Geplauder der Kinder dahingeschwunden.

Warum nicht, da sie lebende Wesen sind, die geboren werden, lieben, wachsen, sich vermehren und sterben? Sie sind ja geschaffen wie der Tierkörper, haben ähnliche Gewebe. Ihre Bastfasern sind „glatten" Muskelfasern ganz gleich; ihre Ringgefäße gleichen Arterien, und ihre Tüpfelgefäße gleichen Venen; die Siebröhren sind den am höchsten entwickelten Nerven analog; sie führen zuweilen Lymphgefäße, und an der Wurzel haben sie Darmwolle; der Schnitt einer Walnußschale ist dem Schnitt eines Knochenstückes vollständig gleich. Der Fruchtknoten ist ja eine Gebärmutter mit Eierstöcken, und der Blütenstaub ist ja Samen.

Worin besteht denn die Verschiedenheit? Darin, daß die Pflanzen langsamer als die Tiere reagieren und deshalb schwerer zu beobachten sind. Eine abgeschnittene rote Rose erbleicht nicht aus Harm, und eine weiße errötet nicht vor Zorn; wenn aber Haß im Hause ist, so schwinden sie dahin, ehe die Sonne untergeht. Die Rose lächelt und leuchtet bei Verlobten und Neuvermählten, so lange die Liebe herrscht; kann sogar Tabakrauch und schlechtes Wasser vertragen, wenn nur die Liebe herrscht; kommt aber Haß, dann wird die rote schwarz, dann vergilbt die weiße. Unter der Hand eines bösen Menschen gedeihen keine Rosen, und andere Blumen auch nicht.

Es gibt Menschen, die Blumen nicht leiden können, sondern sie peinigen, ihnen zu wenig Wasser geben, so daß sie beinahe sterben, und sie erst im

Digitized by Google

letzten Augenblick retten. Solche Menschen sind gewöhnlich Tierfreunde, die den Kindern die besten Bissen stehlen und sie vor die Hunde werfen.

Tulpen sind ein lustiges Volk, das Licht, Freude und Musik liebt. Wenn man ihnen vorspielt, so lachen sie laut und recken sich über den Rand der Vase, als wollten sie dabei sein. In einer frohen Gesellschaft können sie eine ganze Nacht walzen mit weitgeöffnetem Munde, als wollten sie Weindämpfe trinken. Wenn aber die Lampen erlöschen, so schließen sie sich, ziehen sich zusammen wie eine Vogelbrut und schlafen sich aus bis in den Vormittag hinein. Haben sie zuviel Wein und Tabak bekommen, so sind sie den Tag darauf nicht wohl; erholen sich aber, wenn sie nur ausgeschlafen haben.

Sie sind Freunde von Oster- und Pfingstlilien; mit denen gedeihen sie im selben Glas. Die Rose dagegen duldet keine Blume in ihrer Nähe; sie liebt nur den Menschen, und eine abgeschnittene Rose kann sich einen halben Tag am Busen eines liebenden Weibes halten, wo sie sogar zu wachsen und zu blühen fortfährt.

Es gibt eine ziemlich neue und allgemein bekannte Hauspflanze, die Aspidistra heißt. Das ist eine japanische Lilie; düster und häßlich, mit unsichtbaren Blüten, die unten auf der Erdfläche liegen. Sonst kommen die Blüten auf dem obersten Teil des Blattstiels hervor, um zum Licht hinaufzureichen; die Blüten der Aspidistra aber schießen aus der Wurzel hervor und haben etwas Unterirdisches in ihrer Natur. Sie sehen aus wie aus Fleisch geschnitten. Die Pflanze ist unsympathisch, weil sie das Licht haßt. Ein Verdienst aber besitzt sie: sie ist geduldig, verträgt Dunkel, Staub, Rauch und Eßgeruch. Essen scheint sie zu lieben, und darum ist sie in allen Kneipen und auf dem Ladentisch des Eßwarenhändlers zu finden.

Eine Aspidistra stand fünf Jahre lang auf einem Schrank in einem halbdunklen Zimmer. Blüht denn diese Pflanze nie? fragte einmal der Besitzer seinen Diener, der sie besorgte. Doch, sie hat in diesen fünf Jahren fünfmal geblüht.

Dieses Schleichende, Geheimnisvolle macht die Aspidistra den Kryptogamen ähnlich. Die Blätter aber können sich auch bewegen wie die Reptile, sich in die Luft schrauben, sich schief stellen, sich biegen, Grünspan ansetzen, bald rostenden, bald weißstreifigen. Es ist kein gutes Wesen, aber sie hat, wie gesagt, ein Verdienst: sie verträgt alles, um das Vergnügen des Lebens zu genießen.

Zwei Phönixpalmen kamen in ein Haus, als Sturm dort war; sie sollten nur die Plätze zweier abgehender ausfüllen. Sie sahen etwas zurückgeblieben aus, waren aber sonst kräftig, vielleicht etwas knorrig. Zwei Jahre, so lange der Sturm dauerte, standen sie im Wachstum still, trieben kein neues Blatt. Die alten Blätter wurden holzig, scharf wie Stacheln, und wenn man ihnen zu nahe kam, stach man sich. Sie hatten eine Fähigkeit, überall im Wege zu stehen, und wurden darum hierhin und dorthin gestoßen. Wohin sie aber kamen, machten sie den Eindruck von zwei eisernen Ruten. Dann fing die eine an, trocken zu werden, wurde von Würmern und Pilzen überfallen und starb.

Als schließlich der Sturm vorübergegangen und es ruhig im Haus geworden war, sah der Besitzer ein, daß die Überlebende einen größeren Topf und neue Erde haben müsse, wenn sie gerettet werden sollte. Als er die arme Gefangene aus dem Topf hob und sah, wie die weißen Wurzeln

Digitized by Google

zusammengedrängt waren und sich umeinander geschlungen hatten, wie bei einer Darmverschlingung, fast ohne Erde, da verstand er, was sie gelitten hatte und wie die andere totgepeinigt worden. Nun konnte sie sich ausstrecken; und die schwarze samtweiche Erde schloß sich um die entblößten Eingeweide, wundenheilend, nährend.

Wie der Vogel Phönix stieg die Palme aus ihrer Asche, begann zu wachsen, trieb die Blätter aus dem Herzen, streckte die großen grünen Schwingfedern zum Flug aus. Die Eisenrute grünte wieder, hell mit weichen Blättchen. Man sah ihr an, wie sie ihr Dasein genoß. Und wer genießen kann, kann wohl auch leiden, darum soll man Pflanzen nicht quälen.

Der Besitzer aber sah im Kalender nach, fand, daß der Tag den schönen Namen eines lieben Menschen trug. Und er sagte sich: ich habe einen Gefangenen an deinem Tag freigemacht, dir zum Wohlergehen, dir zur Befreiung, Geliebte! Und mir!

Da war aber eine andere Palme, eine kleine Fächerpalme von der Insel Bourbon. Sie bekam ihren Platz in einem sonnenhellen Zimmer auf dem Kleiderschrank am Fuß des Bettes. Und sie streckte ihre Hände abends und morgens segnend aus.

Als das Haus mit einem kleinen Kind gesegnet wurde, trieb die Palme ein neues frisches Blatt. Es kam zur Welt wie ein zusammengelegter Fächer, hatte sich aber bald wie eine Hand ausgebreitet, streckte sich über die Wiege, schützend, Friede winkend.

Das streitsüchtige Leben aber gibt keinen Frieden. Das kleine Kind schien in Unfrieden nicht zu gedeihen, sondern drohte wieder seiner Wege zu gehen.

Die Palme, die das kleine Kind liebte, gedieh nicht mehr im Sonnenzimmer, sondern erhob sich so aus der Erde, daß man die Wurzeln sah; sie kroch aus dem Topf heraus, als wolle sie ihrer Wege gehen, fortfliegen. Es half nicht, daß man ihr Erde um die Füße schob; sie wollte bestimmt aus der Erde empor, weg, weit weg.

Und als das kleine Kind wieder seiner Wege ging, trauerte die Palme, das ganze Trauerjahr über, wurde häßlich und alterte, kam in die Küche und starb, ohne daß wer nach ihren letzten Schicksalen fragte.

Rundschau

Allgemeineres

Darwin

1882 im Frühsommer war's, da landete ich vor Tunis auf Sizilien. Quer über allen Fenstern und Türen schwarze Streifen mit der Aufschrift: „Landestrauer". Sie galten Garibaldis Tod, aber noch einer war gestorben: Darwin. Und so oft ich meine Gefühle von der Dummheit zurückrief, sie behaupteten immer wieder: die italienische Landestrauer gelte dem englischen Naturforscher. Darwin! Mußte denn nicht die ganze Welt um ihn trauern?

Ich erzähle die kleine Jugenderinnerung als ein Symptom dafür, was Darwin uns frisch Herangewachsenen damals war. Der große Befreier im Gedankenreich. Ja, aber noch mehr: beinahe etwas wie ein Heiland, der neben der reinen Erkenntnis Erlösung vom sozialen und sittlichen Weh ver-

Digitized by Google

sprach. Dabei bewunderten wir, sonderbar genug, gerade sein vorsichtiges Einhalten bei den Grenzen, gerade seine Bereitwilligkeit zu dem „von hier ab weiß ich nichts mehr". Und lachten oder lächelten gar mit der Gescheitheit der Fünfundzwanzigjährigen über Häckel, wenn ihn der Würzburger Semper oder sonstwer bei seinem Draufgängertum einmal ein wenig stolpern ließ. Darwin, ja, das war der echte Gelehrte! Häckel, nein, dem schnurrte die Phantasiefeder unter Versagen der kritischen Hemmung ab. Aber ganz tief im Herzen saß doch auch uns Abergescheiten das heimliche Meinen: wenn's der Häckel auch nicht so beweisen kann, wie er denkt, ungefähr so ähnlich wird's schon sein. An Darwin schloß sich unser Denken, an Häckel, man kann es ruhig so nennen: etwas wie unser religiöses Sehnen an, damals, als wir den Kirchenglauben verloren hatten.

Jetzt sind Häckels „Welträtsel" geworden, was zu Darwins Sterbezeit die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" und eine Weile früher Büchners „Kraft und Stoff" waren. „Ein Modebuch", sagen die Überlegenen, und wer die Sache nur vom Wahrheitsforscher-Standpunkte aus besieht, der hat wohl ein Recht, den Erfolg der „Welträtsel" mit Paulsen für eine Schmach der deutschen „Bildung" zu halten. Anders betrachtet ist er wieder ein Beweis dafür, in wie so vielen Tausenden, die ihrer Ketten spotten, der „metaphysische Drang" steckt. Wenn sie *glauben*, wollen sie zu *wissen* glauben, denn man glaubt ja nur ganz und gar, wenn man davon überzeugt ist, daß man wisse. Hat man nicht ganz wider seinen Willen Darwin zu einer Art von Religionsstifter gemacht, Häckel zum Propheten und den Monismus zu einer Abart von Konfession?

Viel weiter zur Klarheit kommen wir wohl nicht, ehe wir wieder allgemeiner lernen, was Darwin verstand: Wahrheitswert und Phantasiewert auseinanderzuhalten. Es geschieht nicht ohne Absicht, daß wir den Leitaufsatz dieses Heftes gerade zu Darwins hundertstem Geburtstage abdrucken. A

Nochmals: Vom sprachlichen Kunstgewerbe*

Für und wider

Schon längst gibt es ein ausgedehntes Sprachgewerbe: In unsern großen Geschäftshäusern ist die sorgfältige Arbeitsteilung auch bis auf die sprachliche Ausarbeitung der Drucksachen durchgeführt, und für die kleineren Geschäfte, die keinen eigenen Reklamechef bezahlen können, besorgen solche Arbeiten zahlreiche literarische Bureaus. Die große Zunft der Reklameschreiber wurde von der fernerstehenden Öffentlichkeit bisher wenig beachtet und bemerkt, da ihre Mitglieder sich noch nicht bewußt zu einem eigenen Berufsstande zusammengeschlossen haben: Die Reklamechefs fühlen sich eigentlich als Kaufleute, und die Reklamebureaus sind Anzeigenannahmen oder Druckereien, deren Kontor die effektvolle Fassung von Anzeigen und Drucksachen im Nebenamte mit besorgt. Nun wird niemand behaupten, daß unsre Geschäftswelt mit solchen sprachlichen Beiständen hinreichend gut beraten ist: Klarheit, Sachlichkeit und sprachliche Schönheit sind bei den landläufigen Drucksachen seltene Tugenden. Mit Recht fordert man daher gründliche sprachliche Erziehung

* Vgl. Kw. XXII, 7

Digitized by Google

und Gewissensschärfung; nur darf man hierbei nicht an der wichtigen Vorfrage der Bildungsfähigkeit und Bildungswilligkeit der Betroffenen vorübergehen. Der Bildungsgang von Fabrikanten und Kaufmannslehrlingen, von Reklamechefs und Druckereibesitzern bürgt aber keineswegs in allen Fällen für umfassende literarische Schulung, und überdies schließt der Begriff der Bildung doch überhaupt nicht das Vermögen zu eigen schaffendem Sprachvermögen ein, sondern nur die empfindsame Urteilsfähigkeit für das sprachlich Echte und Kernhafte. Daher bedeutet denn auch die Forderung nach einem sprachlichen Kunstgewerbe keine Bevormundung des Kaufmanns und keine Verweichlichung oder Beleidigung eines jeden Gebildeten. Nicht eine Gefahr, sondern ein wichtiger Gewinn für den Kulturstand unsrer Lebenshaltung wird es sein, wenn sich das herkömmliche Sprachgewerbe zum Kunstgewerbe entwickelt und statt der handwerklichen Arbeiter mit ihren ererbten Rezepten schaffend-künstlerische Kräfte in seinen Dienst stellt. Dann würde endlich auch auf dem sprachlichen Gebiete des Alltags jene Neugestaltung der Maßstäbe und der Forderungen eintreten, die seit Nietzsches Tagen in unserm Schrifttum, in unsrer Bauweise und in der Ausstattung unsrer Wohnräume errungen wurde. Denn mir erscheint es aussichtslos, darauf zu warten, bis jeder Fabrikant und jeglicher Jurist sich durch eigene Durcharbeitung unsrer neuen Literatur für seinen Beruf zu zeitgemäßem Ausdruck erzogen hat: Sicherer und schneller wird dieses Ziel durch eine Arbeitsteilung erreicht, bei der der sprachliche Kunstgewerbler die Herausbildung neuer Ausdrucksweisen und Sprachformeln für den Tagesbedarf in Haus, Geschäft und Amt übernimmt. Wenn diese neuen Vorbilder dann einmal einen neuen Stil geschäftlicher Schreibweise geschaffen haben werden, kommt vielleicht eine Zeit, in der Herr Johannes Buschmann dem überflüssig gewordenen sprachlichen Kunstgewerbler mit einigem Rechte eins seiner sachlichen und geschmackvollen Zitate auf das Grabkreuz schreiben kann. Zur Stunde aber ist der sprachliche Kunstgewerbler ein notwendiger Mitarbeiter bei der allgemeinen neuzeitlichen Umformung unsrer Lebenshaltung, dem Unmündigen ein Vormund, dem Bildungsbereiten aber ein willkommener Freund, Erzieher und Gewissensschärfer. Hans Weidenmüller

Herr Weidenmüller irrt meiner Meinung nach, wenn er glaubt, die Zunft seiner „sprachlichen Kunstgewerbler“ könne erziehlich auf die Sprachformung „in Haus, Geschäft und Amt“ wirken. Darauf hätten ihn, scheint mir, bei genauerem Überlegen schon die Analogien bringen müssen, mit denen er seinen Gedankengang zu stützen versucht. Er weist auf die gewerbliche Arbeitsteilung hin. Es ist richtig, auf der Stufe der Hauswirtschaft kannte man sie noch nicht. Der Konsument war gleichzeitig Produzent. Man spann und wob, man buk und schlachtete, man zimmerte und baute selbst. Die technisch-wirtschaftliche Entwicklung verlief dann auf der Linie einer immer sorgfältiger durchgeführten Arbeitsteilung, und es ist richtig, daß nur mit Hilfe dieser Arbeitsteilung die Verfeinerung und Vervollkommnung der Technik möglich war, auf die unser Jahrhundert so stolz ist. Weidenmüller meint

Digitized by Google

nun, auf dem Wege der Arbeitsteilung werde auch eine Vervollkommnung und Neugestaltung der Sprache zu erreichen sein. Der Trugschluß liegt darin, daß es sich in dem einen Falle um gewerbliche Erzeugnisse, im andern eben — um unsere Sprache handelt, das heißt um das vornehmste Ausdrucksmittel. Die Sprache würde unfehlbar verkümmern, wenn es gelänge, sie uns in „Haus, Geschäft und Amt“ zu entwinden. Und dahin arbeiten „Werkstätten für neue deutsche Wortkunst“, ob bewußt, ob unbewußt. Als die wirtschaftliche Arbeitsteilung unsern Hausfrauen das Spinnen und Weben abnahm, haben sie's eben verlernt. Und wenn wir uns um die feinere Sprachgestaltung nicht mehr zu kümmern brauchen, dann werden wir die Fähigkeit dazu auch Stück um Stück weiter verlieren. Auch unsere Physiologen und Psychologen könnten Weidenmüller belehren: Organe und Fähigkeiten des menschlichen Körpers bilden sich bei Mangel an Übung zurück, werden „rudimentär“.

Herr Weidenmüller meint, daß die vorbildliche Arbeit seiner mit „eigen schaffendem Sprachvermögen“ begabten „sprachlichen Kunstgewerbler“ erzieherisch auf unsere Sprachkultur überhaupt einwirken werde. Dem widerspricht leider gerade die gewerbliche Entwicklung, zu der er eine Parallele schaffen möchte. Je mehr wir uns daran gewöhnten, die Sorge für unseren Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen dem Spezialtechniker zu überlassen, desto mehr verloren wir nicht nur die Fähigkeit, selber zu produzieren, sondern auch das Urteilsvermögen über die uns vom Spezialisten gelieferten Sachen. Wir konnten gut und schlecht, echt und unecht nicht mehr auseinanderhalten, weil die wirtschaftliche Entwicklung jede unmittelbare Verbindung zwischen unserm Bedarf und der Erzeugung unterbrach. Und heute suchen wir die schädlichen Folgen dieses Zustandes mit vielem Mühen gerade dadurch zu beseitigen, daß wir dem Laien einiges Verständnis für das Technische wieder anerziehen. Um von hundert Beispielen eins zu nennen, brauche ich nur auf das Elend der unechten Farben hinzuweisen. Die Schuld daran hat schließlich der Konsument, und wir bekämpfen es heute dadurch, daß wir ihn lehren, die technische Qualität einer Färbung selber nachzuprüfen (s. Dürerbund-Flugschrift „Echte Farben“).

Mit der Sprache würde es nicht anders sein. Vorbilder erziehen nur, wenn man sie nacherlebt. Das „sprachliche Kunstgewerbe“ als wirtschaftliche Neuform hat aber nur dann einen Sinn, wenn es uns eine Funktion — eben das Selberdenken und Selbererleben — erspart. Und daß Herr Weidenmüller das auch will, sagt er ja klipp und klar in seiner Broschüre. Der Kaufmann soll „alle Zeit und Anstrengung, die ihm die Abfassung der Drucksache gekostet hätte, mit größerem Gewinn auf seine eigentlich kaufmännischen Geschäfte verwenden“ können.

Geradezu ungeheuerlich aber erscheint mir die Zumutung, daß wir unsre Familienanzeigen, unsre Einladungen zu häuslichen Festen, denen man die Intimität des Persönlichen wünschen möchte, von einem Fremden verfertigen lassen! Welche Beleidigung für den Gast, der in ein befreundetes Haus mit „bestellter Wortkunst“ geladen wird! Welch Armutsbekenntnis des Gastgebers, der sich seine Bitte zu

Digitized by Google

geselligen Feststunden aus einer Werkstatt liefern läßt wie Pasteten und kalte Schüsseln!

Zu Weidenmüllers Bemühungen um die Juristen brauche ich wohl noch nichts zu sagen? Oder ist er schon einmal bei der Abfassung eines Gesetzesparagraphen oder nur eines Urteiltenors um seine sprachgewerbliche Hilfe angegangen worden? Gewiß tut hier Besserung der Sprachbehandlung dringend not, aber von außen her läßt sie sich nicht beziehen. All das Erreichte und noch zu Erreichende soll überflüssig sein? Die Sorge um die Sprache übernimmt in Zukunft der sprachliche Kunstgewerbler? Ihr braucht euch nicht weiter darum zu bemühen, wie ihr euch auch ums Spinnen und Weben nicht mehr müht!

Weidenmüllers Irrtum beginnt schon bei dem Schlagwort, unter dem er ficht. Eine Kultur der Sprache ist undenkbar, wenn das Ausdrucksmittel Sprache zum „Gewerbe", sei's auch zum „Kunstgewerbe" wird.

Johannes Buschmann

Literatur

Spielhagen

Friedrich Spielhagen erreicht am 24. Februar den achtzigsten Geburts-, den zweiten Jubelgreisentag. Sein Werk liegt seit der Jahrhundertwende abgeschlossen vor uns.

Nicht alles darin lebt noch ein wahres Leben — wie viele Künstler könnten ihrem Werk solche Dauerkraft nachrühmen, wenn seit ihren Schaffensanfängen mehr als ein halbes Jahrhundert hingegangen ist und von wirklichen Genossen ihrer Zeit so wenige mehr da sind? Aber tot ist die Ganzheit von Spielhagens Lebenswerk darum noch nicht; erhält sich nicht sehr viel davon für die Leser kommender Jahrzehnte, so ward es doch nicht vergeblich geschaffen, blieb nicht fruchtelos, sondern fruchtet mit seinem Guten in der deutschen Bildung weiter. Und darum wird die Persönlichkeit, die in so stattlicher Fülle von Arbeiten ihren Ausdruck fand, in der Geschichte unsres Schrifttums sich einen bleibenden, geachteten Platz bewahren.

Spielhagens Bedeutung liegt im großen Zeitroman. Seine verhältnismäßig spärliche Lyrik überwindet nicht die verstandesmäßigen Elemente, die sie vom Ursprung her mit sich führt, und findet keinen neuen, eigenen Ton; nicht anders geht es seinen Dramen, trotz manchem Beweis von Klugheit im Äußern des Baus. In der Novelle gelang ihm bisweilen noch Runderes als im Roman. Doch die Worte, die er im „Sonntagskind" über die dichterische Begabung seines Helden sagen läßt, treffen auch auf seine eigne Anlage zu: „Dennoch, die Novelle ist nicht sein Genre. Sein Fahrzeug ist zu schwer und trägt zu viel Segel, um auf dem Binnensee der Novelle gute Figur zu machen. Es gehört in das tiefe Wasser des Romans mit weiten Horizonten. Da erst ist er imstande, zu zeigen, was er kann."

Am besten und verhältnismäßig dauerhaftesten zeigte Friedrich Spielhagen das in seinem erfolggekrönten ersten Riesenroman „Problematische Naturen" (1861/62), dann im Lasalle-Roman „In Reih und Glied" (1866), in dem vom Schmugglerleben zur jungen Maschinenindustrie führenden Erziehungsroman „Hammer und Amboß" (1869), in „Sturmflut" (1877), dem Gründerzeit-Gemälde, in „Was will das werden?" (1886), der sozialpolitischen Schil-

Digitized by Google

derung der Epoche um 1870/71, in „Opfer“ (1899), einer Spiegelung der Berliner Stimmungen während der Caprivi-Periode, besonders der sozialistischen Regungen innerhalb der Gesellschaft, und in dem stofflich mit „Opfer“ zusammenhängenden „Frei geboren“. „Hammer und Amboß“, „Was will das werden?“ und „Frei geboren“ sind nach ihrer Form Beispiele des Ich-Romans, dem der Dichter unter weisem Vorbehalt auch theoretisch seine Gunst zuwandte. Dem psychologischen Gehalt nach bleibt sein Erstlingsroman, namentlich in der ersten Hälfte, sein eigentliches selbstbefreiendes Ichwerk. Unpolitische Romane wie „Sonntagskind“, „Stumme des Himmels“ und einzelne von den „Kleinen Romanen“ werden wohl manchen Leser und manche Leserin heute noch besser festzuhalten wissen, als das eine oder andre der politischen Bücher. Das Eigenste, Wirksamste und für den Rückblickenden Bedeutsamste bleiben doch die kritischen und prophetischen Erörterungen nationaler Zeitfragen in Gestalt der erstgenannten Romanreihe. Um den Kern des Spielhagenschen Lebenswerkes kennen zu lernen, genügt es im Notfall, die „Problematischen Naturen“ und etwa noch die „Sturmflut“ zu lesen. Beide spielen vorzüglich im aristokratischen Bereich.

Dieser Romanschriftsteller war immer ein treuer Diener seiner Zeit. Durchaus nicht etwa in der Weise, daß er sich ihren Tagesmoden preisgegeben oder bewußt der herrschenden Parteitendenz angeschmiegt hätte. Sondern darin, daß er aus einem glühenden Drang heraus an der nationalen Allgemeinheit teilnahm, in jungen Jahren mit einem scharfen Blick für berechtigte Forderungen des Tages begabt und auch in der späteren Zeit nach gerechter Beurteilung des gesamten Getriebes strebend. Nur daß die Schärfe des Auges von Anfang an durch gewisse Grenzen des Gesichtsfelds beengt schien und die politischen Ideale der Jugendepoche länger als notwendig den Blick auf sich allein gebannt hielten. Der umfassenderen, am Grunde durchdauernden Wahrheit hat er sich nicht stumpf oder eigensinnig verschlossen, aber ganz gesehen hat er sie doch nicht.

„. . . ich fand mich stets, ohne es zu wollen und manchmal ohne es zu wissen, wo immer in der Geschichte der große Gegensatz zwischen Aristokraten und Plebejern hervortrat, auf Seite der letzteren. Ich war ein geschworener Anhänger der Gracchen und andrer römischer Demagogen; ich schlug mich mit den Independenten gegen die Kavaliere, und ich gestehe, daß ich in den Bauernkriegen vielmehr Sympathie gehabt habe für die armen, unterdrückten, gehudelten, geknechteten und infolge dieser brutalen Behandlung meinetwegen auch brutalen Bauern, als für die hochmögenden, reichsfreiherrlichen und trotz oder vielmehr wegen all der Freiheit und Herrlichkeit nicht minder brutalen Grafen und Barone.“ So sagt, in nicht eben mustergültigem Deutsch, der Held Oswald Stein als (hier unzweifelhafter) Vertreter des Verfassers in den „Problematischen Naturen“, sagt es aber nicht nur für diese eine Prosadichtung.

Und in „Durch Nacht zum Licht“, der zweiten Abteilung desselben Werkes, spricht sich ein alter Arzt ebenso programmatisch aus: „. . . wie ist es möglich, daß unsre wegen ihrer Schlaffheit und Taktlosigkeit vielgescholtene Zeit

Digitized by Google

trotz alledem und alledem ein kreisender (lies: kreißender) Berg ist, der nicht lächerliche Mäuse, sondern schnaubende Dampfrosse, Riesenwerke der Industrie, Triumphe der Empfindsamkeit aller Art ohne Unterlaß gebiert? Nur dadurch, meine Freunde, daß sich das Verhältnis eines Zeitalters, wo der Kampf und die Arbeit der Menschheit von einzelnen Herren getan wurde, während die große Masse als ein stumpfsinniges, tatenloses Gesindel schreiend hinterherzog, gerade umgekehrt hat. Heutzutage gilt der einzelne, und wäre er noch so bedeutend, wenig; die ganze Kraft liegt in der Masse, die in dicht geschlossener Kolonne, langsam aber unaufhaltsam auf der Bahn des Fortschritts weiterdrängt. . .“

Das zweite dieser Bekenntnisse, das modern-demokratische, ist bis zur beinah völligen Verkehrtheit einseitig ausgedrückt, doch sind die Anschauungen, die in beiden verkündet werden, aus der Zeit um 1860 sehr wohl begreiflich, und sie enthalten selbstverständlich auch Elemente von unbestreitbarer Richtigkeit. In Spielhagens Romanen wird jedenfalls der Übergang des Heldentums auf die Masse nicht nachgewiesen, aber in unzähligen Wendungen die ältere Fassung des ewigen Gegensatzes zwischen den wenigen und den vielen, die Gegenüberstellung von Plebejern und Aristokraten, vom Standpunkt des entschiedenen Adelsgegners variiert.

Dabei ergibt sich ein sehr bemerkenswerter innerer Widerspruch. Spielhagen ist offenbar von Haus aus, und zwar im zwiefachen Sinn dieses Ausdrucks, keineswegs „Plebejer“, sondern weit eher Aristokrat — arbeitender Aristokrat. Als Sohn eines höheren Beamten konnte er sich bürgerlich von Kind auf nicht gut zur großen niederen Volksklasse rechnen, und als Angehöriger des Talent-Adels mußte er wie jedweder Genosse in dieser Gruppe notwendig teilhaben an dem Absonderungstrieb aus Überlegenheitsgefühl, der jede Sorte von Adel kennzeichnet. Da der Gegensatz von Bürgerlich und Junkerlich auch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schließlich schon uralt war, beweist die unablässige Beschäftigung des Dichters mit dem Adel* von vornherein eine Herzensneigung zu dieser Kaste. Und in der Tat gelang ihm auch, trotz mancher Karikatur, eine große Zahl von Adelstypen ganz vorzüglich, so daß viele Romanschreiber beiderlei Geschlechts, die hinter ihm kamen, in diesem Punkt ihm viel verdanken.

Ja, seine Vorliebe und sein liebevolles Verständnis für Außenseiter der Geburtsaristokratie, für außereheliche Grafen- und Herzogssöhne, für adelige Meister und Dilettanten in demokratischem Reden und Tun, für den vormärzlichen, ideal humanen Arbeitshaus-Direktor von Adel, den 1848er Revolutionsbaron und den 1890er Salonsozialisten, lassen sie nicht auf Wahlverwandtschaft mit dem Urheber schließen? Und blickt nicht beinah aus jedem Buch dieses strammen Liberalen eine am Ende nur schmollende Liebe hervor für alles Rit-

* In seiner Autobiographie „Finder und Erfinder“ gibt er selbst zu, daß diese Einseitigkeit ihn hinderte, die „Problematischen Naturen“ zu einem ernsthaften Weltbild der vormärzlichen Zeit auszugestalten. — (Alle Werke Spielhagens, neuerdings auch eine Volksausgabe ausgewählter Romane, erscheinen im Verlag L. Staackmann, Leipzig.)

Digitized by Google

terliche, Wohlgesichtete, Vornehmlebende, für jene weiträumigen Schlösser Rügens und Mitteldeutschlands mit ihren herrlichen alten Parken, für die städtischen Salons der strengst ausschließenden Gesellschaft, für die wohlgebräunten Gutsherren, die schlanken Gardeoffiziere, die wohlgehegten zarten oder stolzen Mädchen, die rassigen und eleganten Frauen, die ehrfurchtumwitterten Matronen seiner norddeutschen Adelswelt?

Ich glaube, diese Aristokratie darf sich zum Greisenjubiläum bei dem Plebejer imaginaire sehr bedanken für die imposante letzte Huldigung des alten Deutschlands, die er ihr, nehmt alles nur in allem, vermittelt hat. Ob sie ihm danken wird, das ist freilich eine Frage für sich. Aber ihre Beantwortung braucht man sich im Besitze der Erfahrungen Theodor Fontanes, der doch zum märkischen Adel noch anders stand, den Kopf nicht erst zu zerbrechen.

Friedrich Spielhagens Romane ziehen natürlich (sei es auch oft nur wie zur Vervollständigung der Adelswelt durch Angestellte aller Art, Nachbarn, Gegner) die anderen Kreise der Volkheit ebenfalls heran und führen vielerlei Figuren von Bürgern, Künstlern, Schmugglern, Ärzten, Agitatoren, Pastoren, Lakaien, Arbeitern, Studierenden, Jesuiten, Juden, Professoren, Schurken, Handwerkern usw. vor. Mancherlei Berufsarbeit wird auf Grund vortrefflicher Erfahrung geschildert. Immerhin wirkte in neuerer Zeit die bedeutende Rolle, die dem Adel in diesen Romanen übertragen ist, wahrscheinlich mit zur Verringerung des Leseinteresses an ihnen.

Zwar, die breitesten Schichten des lesenden Publikums werden sich die besondre Freude an Grafen und Baronen in absehbaren Zeiten nicht verderben lassen; aber beim Entstehen der Literaturmoden sprechen diese Massen nicht mit. Es steckt auch etwas Begründetes in solchem Geschmack, ebenso gut wie in dem alten ästhetischen Paragraphen, wonach die höhere Dichtkunst sich bloß mit Königen befassen dürfe. Mit der steigenden sozialen Bedeutung des Helden wächst ohne Zweifel das Interesse in der Allgemeinheit; doch kommt die höhere soziale Bedeutung in unsrer kapitalistischen Ära nur mehr in einem bescheidenen Bruchteil der möglichen Fälle vom blauen Blut her, und demgemäß mußte bei gesunder Verteilungsweise die Zahl der Adelsromane sich gegen früher vermindern.

Auch wird der Gegenwartroman in der Regel den Adel unter anderer Beleuchtung darzustellen haben: als ein Stück Volk, das sich im großen ganzen der neuen Ordnung bereits „einrangiert“ hat, an sehr unterschiedlichen Gattungen des Berufslebens beteiligt ist, auch in seinen widerstandsfähigsten Zusammenschluß-Resten nicht mehr allein die Oberklasse ausfüllt und insgesamt nur mehr einen Bestandteil der einen von den heutigen zwei Hauptklassen, der „Bourgeoisie“, bildet — wenn man diejenigen Teile nicht mehr mitrechnet, die zur andern Hauptklasse, zum Proletariertum, abgesprengt wurden.

Weiter gefaßt, nur scheinbar gegensätzlich zu der Alterung durch allzuviel Aristokratie, beruht der Rückgang von Spielhagens Wirkung eben auf dem Altern seiner politischen Gesinnung, das mit dem Hinwelken des alten Liberalismus weiter fortschreiten mußte. Und leider liegen höchst gewichtige Gründe dafür auch im

Digitized by Google

Reinkünstlerischen. Machen wir von der unzweifelhaft bestehenden Erlaubnis Gebrauch, die staatsbürgerlichen Anschauungen des Mannes einmal ganz aus dem Spiel zu lassen, und sehen wir auch von den advokatorischen Mängeln der Sprache ab, so können wir in seinem Schaffen noch zwei Hemmungen unterscheiden: Hemmungen des Dichter- oder Sehertums und solche des engern Künstlertums oder der Gestaltung.

Die ersten bestehen zunächst darin, daß er, der gewiß nicht gemütsarm ist, doch zu sehr von der Verstandesseite an die Kunst herantritt, zuviel Unruhe und Enge der Tageskämpfe, zuviel selbst für die Dichtform des Romans, hineinträgt. In ursächlichem Zusammenhang damit, weil nämlich die übereifrige Beachtung des Demos wieder die Liebe zur Durchdringung der Einzelseele beeinträchtigen muß, haben seine Helden großenteils etwas Markloses, Verschwimmendes, allzu sorglich Geschobenes, steht seine Psychologie oftmals der Konvention allzu vertraulich nah.

In der Gestaltung hindert ihn an vollkommnerem Gelingen schon die überkommene und darum mildere zu beurteilende, nichtsdestoweniger aber in der Wirkung verhängnisvolle Schwäche für den Zufall. Was in dieser besseren Welt des Spielhagenschen Romans Seine Majestät der Zufall alles zusammenfügt, was da an nahen Verwandten alles unerkannt (bis zum großen Moment) beieinanderweilt, was alles aus dem Bereich ganz Deutschlands oder der größten Großstadt sich im wünschenswerten Augenblick prompt zusammenfindet, also daß schließlich die ganze zivilisierte Erde aus eitel Verwandten oder einander brauchenden und nie einander verfehlenden Bekannten zusammengesetzt scheint — das können wir beim besten Willen nicht mehr stillgläubig hinnehmen.

Der Dichter betont zwar mehrfach, daß das Leben voller Wunder und truth stranger than fiction sei. Aber das hilft ihm nichts. Die Konzentration im Kunstwerk darf nicht so mechanisch nach außen dokumentiert werden, und begründeter Unglaube zersprengt die ganze Suggestion des Dichterwerks. Wir fühlen da — und in manchem andern — eine irrende Phantasie, eine falsche Romantik, die sich mit den realistischen Teilen noch weniger verbinden will als die echte.

Friedrich Spielhagen hat immer die Wahrheit gesucht. Es hieße ihn zu niedrig einschätzen, wollte man ihm jetzt mit Schmeichelreden auf Kosten dieser Wahrheit kommen. Aber wir dürfen ihm, trotz allem, ein gut Stück ehrlichen Rühmens darbringen. In vollem Maße gilt für ihn der Spruch, den wir vom seligen Kürschner gelernt haben: „Welcher der Zeit dient, der dient ehrlich.“ Dann aber müssen wir insonderheit ein Zwiefaches an ihm verehren: den glänzenden, sicheren Meister der Gesellschaftsschilderung und einer Kompositionskunst, die wir Jüngeren sehr bedauerlicherweise verloren haben.

Als eine starke organisatorische Energie wird er im Gedächtnis der Nachlebenden bleiben. Und einige seiner überholten Gegenwartromane können heute als überaus echte historische Romane weitere Dauer beanspruchen: als bewußte und überdies unbewußt treue Zeugnisse vom Leben der deutschen Intelligenz und des deutschen Adels in den mittleren Jahrzehnten des liberalen Säkulums.

Willy Rath

Digitized by Google

Berliner Theater

Ist der Narrenmonat mit seiner angebornen Buntscheckigkeit dran schuld oder steht die neue Revolution schon unmittelbar vor der Tür? So chaotisch wild und wüst wie in den letzten Wochen ist es selbst auf den Berliner Bühnen selten zugegangen. Von der heroischen Tragödie bis zum französischen Spektakelstück und zum englischen Pensionatslustspiel konnte man von allen Gattungen moderner und unmoderner Dramatik kosten. Es lohnt sich nicht, das ganze Menü aufzutischen; ein paar Gänge daraus werden hinreichend für die Vielseitigkeit der Tafel zeugen.

Karl von Levetzows im Berliner Theater gespielte Tragödie „Der Bogen des Philoktet“ (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin-Westend) wandelt auf den Pfaden Hofmannsthals. Weniger vielleicht im Darstellungsstil und in der Sprache als in den Absichten modern-psychologischer Umformung eines Stoffes, dessen antike Bearbeitung uns Menschen von heute mittlerweile so fern und fremd geworden ist, daß wir die Sophokleische Gestaltung als poetisches Rohmaterial betrachten dürfen. Mit dem Vorwurf der Pietätlosigkeit sollte man solchem Beginnen nicht gleich in die Arme fallen: der Abstand zwischen dem uralten Mythus der Hellenen und dem attischen Tragiker des fünften Jahrhunderts vor Christus ist kaum weniger groß als der zwischen uns und ihm. Und dann: die Wiederaufnahme und Weiterbildung eines Stoffes nach Jahrtausenden kann immer nur dessen anreizende Lebenskraft beweisen, und wer Schöpfermut genug hat, ihn neu zu ergreifen, ehrt den ersten Gestalter durch seinen Widerspruch mehr, als es aller toter Respekt je vermöchte. Sophokles' „Philoktet“ ist ein nur für Augenblicke durch individuell seelische Anwandlungen unterbrochenes politisches Drama, das durch die göttliche Erscheinung des Herkules, des deus ex machina, in dem Augenblick zur ersprießlichen Lösung für das Gemeinwohl geführt wird, wo die persönlichen Charakterkonflikte zwischen Odysseus und Neoptolemos dem Staatsinteresse gefährlich zu werden beginnen; der Staat und die ewigen Götter sind seine obersten, von außen bewegenden Kräfte. Demgegenüber sucht der Dichter von heute die Tragödie ganz nach innen, in die Seele des Philoktet, dieses Einsamen, Ausgestoßenen, aber auch der großen Natur um so näher Gerückten, zu legen. Dieser aus dem Griechenheer Verbannte steht außerhalb, aber auch oberhalb der Menschheit. Daraus erwächst ihm sein tragisches Schicksal. Denn als Mensch muß er sich schließlich doch bejahend oder verneinend, trotzend oder sich beugend mit ihr auseinandersetzen. Je grimmiger sein Zorn, je wilder sein Rachedurst, je eingefressener seine Verachtung, desto furchtbarer, denkt man, wird sich der Zweikampf zwischen ihm und der Welt entladen müssen. Aber leider! dieser Zweikampf spielt sich mehr in seinem Innern lyrisch-reflektierend ab als nach außen hin im dialogisch-dramatischen Zusammenprall mit ebenbürtigen Gegnern. Der Haß und die Menschenverachtung des Philoktet kapituliert, ehe noch die Funken sprühen, vor der jugendlich offenen Herzlichkeit des Neoptolemos; er wird von der Erscheinung dieses trugfosen Knaben-Jünglings, in dem der Mann erst keimt, gleichsam steriliſiert, was im Drama so viel

Digitized by Google

heißt wie entwillt. Der Haß wandelt sich in Frieden, der Rachedrang in Selbstvernichtung, und so löst sich das Schicksal in Entsagung auf, noch ehe es seine brausenden Kräfte ausgewirkt hat. Wenigstens merken wir trotz aller Redseligkeit zu wenig davon, und wenn es am Ende gar des Dichters Absicht war, auch noch den Charakter des Neoptolemos aus vager Schwärmerei zum Persönlichkeitsbewußtsein und zur männlichen Höhe der Tat hinaufzuführen, so ist diese dramatische Entwicklung völlig in Wolken verhüllt geblieben. Eine dramatisch-tragische Idee, die sich ihren dramatischen Körper noch nicht zu schaffen weiß ... Noch nicht? Wird sie es jemals können? Das ist die Frage, mit der wir von dieser unendlich wortreichen und doch an dem eigentlichen Kern immer wieder vorbeiredenden Tragödie scheiden, ähnlich wie von Johannes Raffs letzthin hier besprochener „Königin von Navarra". Die Notwendigkeit des großen tragischen Wollens dämmert der jungen Dramatikergeneration wieder; aber die Nebel gesuchter und gekünstelter Gefühle im gefährlichen Bunde mit einer weit über ihre dienenden Rechte hinaus langenden Sprache umbrodeln ihre Schritte noch so dicht, daß der junge Morgen kaum von der Nacht zu unterscheiden ist.

Zwei aus Österreich-Ungarn kommende Stücke suchen ihre Wirkung mehr in der unter und über den Ereignissen schwebenden Milieu- und Gefühlsstimmung als im dramatischen Konflikt, im Aufeinanderprall feindlicher Willen. Da ist zunächst das dreiaktige Drama „Das kleine Heim" von dem Wiener Thaddäus Rittner, dessen verborgene Schönheiten bei dem Publikum des Schillertheaters im Osten nur wenig Verständnis und Anklang fanden (Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart). Daß da ein Arzt, dessen Ehe mit einem lieben, aber unbedeutenden Weibchen kein Band inneren Einsseins mehr zusammenhält, diese seine Frau nun doch in einem Augenblick empörter Aufwallung erschießt, als er die nach Hingebung und Verständnis Hungernde für einen andern erglühen sieht, daß er, von den Geschworenen freigesprochen und nach längerer Reise in sein Heim zurückgekehrt, von Gewissensbissen gefoltert wird und sich selbst aus dem Wege räumt — das und noch manches andre der äußeren Handlung macht nicht das Wesen des Stückes aus. Was es von Dutzenden handlungverwandter Theaterstücke unterscheidet, ist die leise und doch so eindringliche Stimmungskraft, die von einzelnen Szenen, Kontrasten und Wendungen ausgeht. Etwa wenn die Familie mit ihren Gästen am Abendtisch sitzt; und aus gleichgültigen Alltagsworten, kleinen versteckten Anspielungen, selbstvergessenen Unvorsichtigkeiten braut sich über dem Haupte des Ehepaars das Gewitter zusammen. Oder wenn zum Schluß ein junges keusches Liebespaar, dessen Glück nicht nach der Zufallsstätte fragt, worauf es erblüht, den Hausherrn vergiftet oder erhängt in seinem Zimmer findet, erschüttert, ins Innerste erschauernd bei dem Anblick, aber nun erst recht ineinander gerankt und verschlungen. Auch psychologische Feinheiten und Besonderheiten gibt es genug, wie das Stück überhaupt — und das ist vielleicht seine wertvollste Eigenart — bei all seiner hastigen Knappheit reichliche Gelegenheit findet, sich aus Blumen, die am Wege blühen,

Digitized by Google

einen lieblichen Kranz zu flechten, auf dem sogar ein paar Tautropfen echten Humors glitzern. Zu einem Ganzen aber gehen die Teile nicht zusammen. Dazu fehlt es dem sensiblen Verfasser, der seinen Menschen, vor allem der mehr kindlich unerwachsenen als leichtfertigen Frau und dem jugendlich reinen Liebespaar so viele seelische Heimlichkeiten abzulauschen weiß, an willensmächtiger Gestaltungsenergie und zielbewußter Einfachheit. Er tändelt und schmeichelt zu lange mit seinem Stoff, anstatt ihn von vorneherein beherzt in die Arme zu schließen. So wächst auch der dritte, der Sühne- und Heilungsakt nicht aus reiner Notwendigkeit heraus, sondern wirkt wie ein willkürlich aufgesetztes Stockwerk, das im Grundriß nicht vorgesehen war.

Die seelische Stimmung, aus der Rittner schöpft, veräußerlicht sich bei dem Ungarn Alexander Brody in geographisch-geologische Milieustimmung. Ja, seine Dorfkomödie „Die Lehrerin" hätte wahrscheinlich, anderswo aufgeführt als am Deutschen Theater, noch offenkundiger ihre harmlos-liebenswürdige Äußerlichkeit, mit ein wenig Satire gespickt, herausgekehrt als hier, wo man sich einmal gewöhnt hat, nach versteckten Lebenstiefen zu fahnden. Die sind nun leider diesmal beim besten Willen nicht zu entdecken. Man müßte denn die Mischung von unverfrorener Gemeinheit, naivem Lüstlingstume und blinder Verliebtheit mit harlekinshafter Komik bei den edlen Madjarensöhnen, die alle insgesamt, alt und jung, ärmlich und mächtig, groß und klein, der ebenso tapferen wie hübschen jungen Lehrerin nachstellen, für Humor gelten lassen. Ein Lokalgemälde, nicht ohne einen Anflug von saftigem Kolorit, aber ohne dramatischen Lebensnerv.

Dieser dramatische Lebensnerv ist dagegen in dem dreiaktigen Schauspiel „Revolutionshochzeit" des Dänen Sophus Michaelis (deutsch von Marie Herzfeld) eher zu stark ausgebildet. Es wurde am Hebbeltheater aufgeführt, wo sich überhaupt, seit Björnsons Sohn dort den Dramaturgenposten innehat, eine ausgesprochene Vorliebe für derb zupackende Dramatik, um nicht zu sagen Theatralik bemerkbar macht. So heiß wie dies Schauspiel des jungen Dänen sahen wir jedenfalls lange keins um die dramatische Spannung werben. Floreal des Jahres II (Mai 1793). Ein adliger Emigrant, der mit bewaffneter Hand auf den republikanischen Boden Frankreichs zurückkehrt, wird an seiner Hochzeitstafel von Jakobinerhorden gefangengenommen und zum sofortigen Tode verurteilt. Ein Jakobiner-Offizier, den das Schicksal des jungen Paares rührt, wirkt ihm eine Gnadenfrist von zwölf Stunden aus. Ehe die Kugel ihn ins Bett des Todes reißt, mag der arme Bursche wenigstens noch seine Hochzeitsnacht feiern! Eine kurze Frist — aber lang genug für zwei entschlossene Menschenkinder, das Glück an die Brust zu pressen; lang genug zumal für den Dramatiker, uns hügelauf hügelab durch Spannung und Erwartung, Hoffnung und Enttäuschung, Versprechen und Erfüllung zu jagen. Von dieser Pendeltechnik des Damokles-Schwertes leben denn auch die kommenden zwei Akte fast einzig und allein. Der Todeskandidat nämlich weiß mit den zwölf ihm geschenkten Paradiesstunden nichts anzufangen. Er vergeudet die kostbare Zeit mit Winseln und Weinen. Seine

Digitized by Google

immer noch bräutliche Frau verhilft ihm schließlich zur Flucht, indem sie die Nacht, die dem Gemahl gehörte, jenem mitleidigen Jakobiner-Offizier verspricht. Der weiß, was seiner dafür wartet. Aber seinen Lohn will er doch nur, wenn er freiwillig gegeben wird. Denn er ist kein Räuber, sondern ein der schönen Marquise in Verehrung längst Zugetaner — was wir dem Verfasser wie manches andre, wofür er uns die Motivierung, ja auch die kargste Vorbereitung schuldig bleibt, aufs Wort glauben müssen. Die Marquise lacht anfangs über den Narren, der da so geruhig auf sein Schicksal wartet. Wir glauben schon, der arme Teufel werde wirklich um seinen Todeslohn geprellt werden. Aber nein, sie kommt und bringt dem Schicksalsgewärtigen freiwillig das Geschenk, das jener Davonläufer um sein bißchen Leben verschmähte ... Die Stunde schlägt. Der aus höchster Seligkeit Erwachende weiß, was sie ihm schlägt. Wohl packt auch ihn im Rausch seines jungen Lebens- und Liebesbewußtseins für einen Augenblick die Todesfurcht — dann aber weist er die Begnadigung, die sein Vorgesetzter ihm anbietet, stolz zurück. Mit einem Jubelruf an die Republik auf den Lippen tritt er auf den morgenfeuchten Balkon und kommandiert sich selbst die Todessalve ... Mit der psychologischen Kunst dieses Stückes ist es, wie gesagt, schlecht bestellt. Wir erfahren weder, woher die Gefühle kommen, die den Jakobiner, der mit Leib und Seele der Revolution gehört, den Bitten der Marquise willfährig machen, noch erleben wir mit, wie sich die Hingebung der jungen Frau, deren Leben nicht bedroht ist, von dem Emigranten, ihrem Verlobten von Jugend auf, zu dem Jakobiner kehrt. Ja, alles Innerliche in diesen drei Akten ist recht grob gesponnen, und es fällt uns das um so peinlicher auf, als der Däne sich dann und wann doch deutlich von den leiseren und feineren Kunstmitteln angewandelt zeigt, die in seiner heimischen Dramatik sonst zu Händen zu sein pflegen. Immerhin sollten wir uns diese „Revolutionshochzeit“ als spannungskräftiges und wirkungssicheres Theaterstück, das seine literarische Würde noch gerade zu behaupten weiß, gefallen lassen. Es gehört zu dem Kommißbrot, ohne das nach Laubes gesundem Wort ein Theater auf die Dauer nicht bestehen kann.

Verschmähen wir diese Kost ein für allemal, so werden wir, von Nektar und Ambrosia der neuromantischen Stilkunst bald übersättigt, immer wieder in die klitschigen Wecken beißen müssen, die uns französische Spektakel-Dramatiker vom Schlage Alexandre Bissons auf den Frühstückstisch legen. Dieser Bisson, den wir bisher nur als Verfasser des „Schlafwagen-Kontrolleurs“ und anderer dunkler Ergötzlichkeiten kannten, hat plötzlich entdeckt, daß seiner „Muse“ (so sagt er) die Trauergewänder noch besser stehen als die luftige Direktoire-Mode, in die sie sich bisher zu kleiden pflegte. Und so hat er statt des gewohnten Schwanks einmal ein „seriöses Schauspiel“ geschrieben. Es heißt „La Femme X“, ist von dem Übersetzer Dr. Epstein für das Neue Theater in die „Fremde Frau“ umgetauft, und spielt in seinem entscheidenden Akt vor den Schranken des Schwurgerichtshofes zu Bordeaux. Der junge Rechtsanwalt Raymond Fleuriot, Sohn des assistierenden Staatsanwalts Lucien Fleuriot, hält da eine flammende

Digitized by Google

Verteidigungsrede für die Angeklagte Unbekannt, eine tief heruntergekommene Frau, die einen Schurken von Zuhälter erschossen hat, weil er seine Kenntnis ihres Vorlebens — sie ist dereinst als „Ehebrecherin“ von ihrem Mann auf die Straße gejagt worden — als Daumschrauben zur Erpressung gebrauchen wollte. Ahnt's der Leser schon? Ja, richtig: der Rechtsanwalt ist der Sohn, der Staatsanwalt der einstige Gatte dieser Frau X. Der ganze Apparat wird nur deshalb in Bewegung gesetzt, um den erschütternden Doppelschrei „Mein Sohn!“ — „Meine Mutter!“ zu inszenieren. Aber weiß der Teufel! Für den Augenblick wirkt es doch wieder, als wäre es wirklich ein elementarer Ausbruch und kein kalt raffiniert vorbereiteter Theatercoup. So oft man ähnliches oder genau dasselbe bei den Franzosen erlebt hat, man läßt sich immer wieder überrumpeln. Ich habe in meiner Stube einen eisernen Ofen, einen lieben Kollegen nun schon seit manchem Winter. Wenn sich darin die Flamme durch die obere Kohlenschicht durchgefressen hat, schleudern die Gase regelmäßig mit polterndem Knall die Klappe auf. So oft ich mir's nun schon vorgenommen habe, mich dadurch nicht erschrecken zu lassen — es hilft nichts: ich fahre immer wieder zusammen. Ich werde den Ofen von heute ab Alexandre Bisson und die Klappe „La Femme X“ taufen.

Friedrich Düsel

Münchner Theater

Unsre Ernte an Ur-Neuheiten — um auch dieses Wort zu „prägen“ — war in der verflossenen ersten Hälfte dieser Spielzeit recht spärlich, zumal uns Berlin mehrere in kurzem Vorsprung abgewann oder durch gleichzeitige Aufführung streitig machte: Thomas „Moral“, des jungen Schweden Ernst Didring „Hohes Spiel“ und Heinrich Lilienfeins „Schwarzen Kavalier“. Auch Frank Wedekinds Sittengemälde „Musik“, über das ich seinerzeit im Kunstwart berichtete, war immerhin schon in Nürnberg zur Darstellung gelangt. Außer Wedekind trat von den deutschen Modernen noch die Rosmer mit einem neuen Werke hier auf den Plan. Ihr fünfaktiges Schauspiel „Maria Arndt“ hat insofern eine Überraschung gebracht, als es von dem letztbekannten Streben der Verfasserin nach ausgesuchter Originalität kaum eine Spur mehr bemerken läßt und eher an jene Frauenromane der neueren Zeit erinnert, die eifrigst für den Fortschritt auf pädagogischem und sexualethischem Gebiet eintreten, während ihre Darstellungsweise und ihre Effektmittel noch ganz im herkömmlichen Damengeschmack verharren. Bewußte Zugeständnisse an diesen älteren Geschmack machte die Rosmer sicher nicht, sie wollte sich wohl nur — in gesundem Empfinden — aus den hoch- und weitgreifenden, kühnen und komplizierten Experimenten ihres künstlerischen Ehrgeizes ins menschlich Schlichte der nächstliegenden weiblichen Interessensphäre zurückziehen. Doch in solcher Schlichtheit Eigenart zu zeigen, auch den unmittelbar natürlichen Ausdruck vom Konventionellen freizuhalten, eben das ist ja die alleranspruchsvollste Kraftprobe dichterischen Könnens. Sie wird von Frauen selten und auch von dem Talent der Rosmer nur sehr teilweise bestanden.

Tragische Heldin ihres Schauspiels ist die schöne Frau eines

Digitized by Google

berühmten, in Florenz ansässigen deutschen Malers. Als Opfer altmodisch-oberflächlicher Erziehung, hat sie diese Ehe ohne die entsprechende Seelenharmonie geschlossen und daher kein Glück in ihr gefunden, doch als Mutter eines reizenden Mädchens sich zufrieden gegeben — bis die stille und still erwiderte Neigung zu dem Afrikareisenden Claußner ihr die Kraft gab, bei dem Gatten eine vorläufige Trennung durchzusetzen, die der Welt gegenüber als gesundheitlich nötiger Klimawechsel erklärt wird. Mit ihrer zärtlich geliebten, schon zur Jungfräulichkeit herangereiften Gemma ist sie in die süddeutsche Vaterstadt des ferne weilenden Claußner gezogen und widmet sich ganz nur der modernen Erziehung ihrer Tochter zur wissenden und selbstbewußten, starken, freien und wahrhaftigen Persönlichkeit, damit das Kind lebenstüchtiger und glücklicher werde als sie selbst. Doch eines Tages taucht plötzlich Claußner bei ihr auf; von dem Gedanken an sie verfolgt, ist er aus Afrika nach Florenz zurückgekehrt, hat von dem Maler den wahren Grund ihrer Abwesenheit erfahren und kommt nun, um sie „zum Reden zu bringen“. Ohne ihre Gefühle ganz zu verleugnen, weist Frau Maria den Leidenschaftlichen zunächst ab, ihre mütterliche Sorge für Gemma als die einzige Lebensaufgabe bezeichnend, an die sie noch glaube. Als aber der Schwerenttäuschte nun auf Nimmerwiedersehen zu seinen Wilden will, bringt sie es doch nicht übers Herz, ihn ohne das tröstende Geständnis ihrer Liebe ziehen zu lassen: und als er dann heftig sein Recht auf sie geltend macht, gibt sie sich dem Scheidenden hin. Es zeigen sich aber Folgen, und ein Brief der Verzweifelnden, die sich Gemma gegenüber schwer schuldig fühlt, läßt Claußner die neue Situation erraten. Er eilt zu ihr zurück und denkt jetzt den Maler zu einer versöhnlichen Scheidung zu bewegen. Aber die aufgeklärte Gemma erfaßt die Sachlage, ohne ihr drängendstes Moment zu ahnen; als sie in erregtem Auftritt die Mutter für sich und den Vater in Anspruch nimmt, sieht Frau Maria aus ihrer Not keinen Ausweg mehr und vergiftet sich, um mit diesem Opfertod ihrer mütterlichen Pflicht treu zu bleiben und ihre Schuld zu sühnen.

Aber ihre Mutterpflichten gegen das Kind, das sie von dem einzig geliebten Manne empfing, und das sie mittötet? Und was wird Gemma Besseres gerettet, als der bloße Wahn unverletzter Familienehre, also just die verheimlichende Scheinmoral der Tradition, vor der Frau Maria ihr Töchterlein bewahren wollte? Oder welches persönliche Schuldbewußtsein kann sie in den Tod treiben? Noch unmittelbar vor ihrem Selbstmord belehrt sie nachdrücklichst einen in korrektem Glücksverzicht hart und lieblos gewordenen Ehemann, wieviel besser es sei, durch einen resoluten Fehltritt ein fühlender, Freude verbreitender Mensch zu bleiben, als in Schuldlosigkeit seine Herzenswärme zu verlieren — kann sie ihren *eigenen Fall entgegengesetzt* beurteilen? Und bedeutet ihre Nachgiebigkeit Claußner gegenüber nicht obendrein jene Hingabe an den würdigsten, seelisch und geistig allein ergänzenden Mann, die sie Gemma als notwendig und gottgewollt bezeichnet hat? Nein: ein vernünftiges, widerspruchsfreies oder gar ideales „Opfer“ läßt sich in der Tat Maria Arndts nicht

Digitized by Google

erblicken, vielmehr nur das tragisch-hilflose Ende einer Repräsentantin unserer Übergangszeit, einer Frau, die sich wohl halb von der Tradition löste, halb aber noch in ihrem Banne steht, daher nicht die Kraft findet, die letzten Konsequenzen des freien „Rechtes der Persönlichkeit“ zu ziehen, und widerspruchsvoll enden muß, wie sie in Widersprüchen gelebt hat. Hiernach hätte die Rosmer eine Art Schicksalstragödie geschrieben, in welcher besondere Zeitverhältnisse die Rolle des Schicksals spielen. Wollte sie das? Wahrscheinlicher ist, daß sie sich jener Widersprüche nicht recht bewußt wurde und selbst an den positiven, freien, ideal-heroischen „Opfertod“ ihrer Heldin glaubte.

Neben der Haupthandlung tritt, mit deutlich tendenziöser Absicht, das Musterbild hochmoderner Mädchenerziehung, namentlich in puncto sexueller Aufklärung, stark in den Vordergrund. Die Szene, in welcher Frau Maria der erstmalig verliebten Gemma die letzten Aufschlüsse über die Liebesvereinigung von Mann und Weib erteilt, entbehrt nicht stimmungsvoller Wirksamkeit, auch läßt die Formulierung der heiklen Belehrungen weder an Wahrheitsliebe noch an ruhiger Gesinnungsreinheit und poetischer Verklärung zu wünschen übrig. Freilich, bei alledem wird man nicht davon überzeugt, daß dieses aktuelle Problem auch in der Wirklichkeit so leicht und einfach zu lösen wäre, wie es hier in effigie gelöst wird; man fürchtet, daß solche feierlich-nachdrücklichen Eröffnungen über das Geschlechtsleben just auf noch ungeklärte jugendliche Gemüter mehr phantasieerregend und anreizend als beruhigend wirken könnten, und die Mahnung, das so lockend und erhaben dargestellte Mysterium der Liebe sich erst von dem echten und rechten Manne enthüllen zu lassen, könnte leicht dahin führen, daß die Aufgeklärte diesen Echten und Rechten möglichst schnell zu finden trachtet und — auch schnell gefunden glaubt.

Im szenischen Aufbau bewährt die Rosmer wieder ihre ansehnliche Bühnengewandtheit, in der Einzelgestaltung — abgesehen von dem schon erwähnten Familienromanmäßigen, das namentlich auch in reichlicher symbolischer Verwertung allzu wohlfeiler Stimmungsrequisiten hervortritt — ihren regen Geist, ihre Gemütswärme und dichterische Einfühlungsfähigkeit.

Auch am Vorabend der Rosmer-Premiere hatten wir hier eine Uraufführung, ja sogar die Sensation einer französischen auf deutschem Boden. Suzanne Després brachte die „adaptation française“ der „Elektra“ Hugo von Hofmannsthals durch die Herren Paul Strohecker und Stephan Étienne. Es ist gerade jetzt gelegentlich der Strauß-Premieren nicht uninteressant, kurz davon zu sprechen. Die Übertragung zerschneidet zwar sehr zum Schaden der dramatischen Kontinuierlichkeit und Spannung wie der momentanen Verständlichkeit des Bühnenvorgangs die ununterbrochene Szenenreihe Hofmannsthals in zwei „tableaux“; just im ungeeignetsten Augenblick, zwischen der fürs Publikum unhörbaren Überbringung der Trugbotschaft von Orests Tode an Klytämnestra und der lauten Verkündigung dieser Botschaft durch Chrysothomis bleiben die Uneingeweihten in ärgerlicher und wirkungschwächender Ungewißheit über den Inhalt der geheimnisvollen Meldung: während im Originale die Aufklärung unmittelbar folgt. Im übrigen macht

Digitized by Google

die „adaptation“ einen ganz günstigen Eindruck, zumal sie den bösen Alexandriner vermeidet und in gehobener Prosa alles poetisch Wesentliche des deutschen Gedichtes wiedergibt. Sehr interessant war die Verkörperung der Titelrolle durch die Després. Bei aller Kraft und Natürlichkeit des Gefühlsausdrucks zeigte sie stilisierende Anlehnungen an den französischen Klassizismus und auch unmittelbare an das maßvolle Pathos der antiken Plastik: letztere namentlich in der Kultur des gehaltenen Schreitens und in der stilisierenden Wiedergabe des abschließenden Triumphtanzes, der dadurch nur altgriechisch charakteristischer, nicht aber dramatisch schwächer wirkte.

Als interessante Erstaufführung folgte jetzt im Januar, am Geburtstage Grillparzers, sein fünfaktiges Trauerspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg“. Die charakteristischen und ideellen Reize dieses Geschichtsdramas aus Grillparzers Nachlaß, wohl noch mehr aber der unmittelbare, menschlich ergreifende Aufschluß, den die markante Hauptgestalt ganz unverkennbar über des weltflüchtig alternden Dichters persönlich eigenstes Sinnen und Fühlen gibt, machten diese Aufführung zu einem verdienstvollen Unternehmen unseres Hoftheaters, so ferne dem großen Publikum dieses Drama mit seiner zerstreuend breiten Anlage und seinen mehr beschaulichen als leidenschaftlichen Höhepunkten liegt. Auch Mängel in der Wiedergabe störten hier wie bei den Hoftheater-Premieren von „Antonius und Kleopatra“ und „Maß für Maß“, die als neue Versuche zur Eroberung dieser Shakespere-Dramen Erwähnung verdienten. Dem letzteren Stücke kam freilich eine Inszenierung im Sinne des Münchner Künstlertheaters zugute, mit sehr reizvoller dekorativer und kostümlicher Ausstattung durch Julius Diez. Wenn man neuerdings so viel über den Niedergang der Dramatik großen Stils klagt, sollte man gerechterweise nicht den Poeten oder dem Theaterpublikum oder der angeblichen Kleinlichkeit und Nüchternheit des modernen Zeitgeistes die entscheidende Hauptschuld aufbürden, sondern der tatsächlichen Unfähigkeit fast aller unsrer Bühnen, derartige Werke ebenso würdig und eindringlich zu verwirklichen wie die anspruchsloseren Familien- und Gesellschaftsstücke. Daß die nachschaffende und ergänzende schauspielerische Phantasie, auf die es da vor allem ankommt, heute weniger zu haben wäre als in früheren Zeiten, glaube ich nicht; wohl aber fehlt es heute an ihrer Schulung und auch an ihrer entsprechenden Wertschätzung — hat doch die naturalistische Bewegung neben ihren heilsamen Wirkungen auch viel leichtfertige Nüchternheit und Trivialität in unsre Schauspielerschaft gebracht und manche Irrtümer beglaubigt, die immer noch fortwirken und selbst starke Phantasiebegabungen lähmen. Dazu kommen allerlei schwere Mißstände in der Gewinnung, Wertung und Leitung der zweiten und dritten Kräfte eines großen Schauspielensembles, die für gestaltenreiche Stücke so überaus wichtig sind. Bei dem traditionellen klassischen Spielplan kann man einer mindestens durchschnittlichen Gewandtheit der Darsteller wie der bedingungslosen Dankbarkeit des Publikums sicher sein; der Mangel zeigt sich beiderseits erst bei neuen Objekten gleicher Gattung. Hoffentlich führen die mehr oder minder verstimmen-

Digitized by Google

den Erfahrungen, die man da macht, nicht zu unbegründeter Entmutigung, sondern nur zur schnelleren Klarlegung und Bekämpfung der schädlichen Gepflogenheiten und Maximen.

Nachdrücklich muß der Leichtsinn verurteilt werden, mit dem manche unsrer literarischen Vereine hoffnungslose Erstlingsstücke oder Erstlingsstücke von Hoffnungslosen aufführen. Gewiß ist es sehr schwer, ja wohl unmöglich, das Maß der äußeren Wirksamkeit einer Bühnendichtung vorher abzuschätzen, schon wegen der zufälligen Zusammensetzung des Publikums und aller Unberechenbarkeiten der Augenblicksstimmung: aber jeder Verein, der sich literarisch nennt, könnte und sollte sich vor einem solchen Experiment unbedingt darüber klar werden, ob es überhaupt berechtigt, ob nicht jedes günstige, irgendwie fruchtbare Ergebnis von vornherein ausgeschlossen ist. Auch diese elementarste Überlegung wird neuerdings oft genug verabsäumt, im Wettlauf der zahlreichen Gesellschaften um „Uraufführungen“; die Folge ist dann unnötige Schädigung eines Unberufenen, schmähliches Vertun eines großen Aufwands und, für die Zuschauer, ein verlorener Abend, der häßlichen Nachgeschmack hinterläßt, auch wenn seine unfreiwillige Komik momentan erheiterte. Noch schlimmer wohl ist die Unlust, die auf diese Art bei den vergeblich bemühten Darstellern, und das Mißtrauen, das beim Publikum allem gegenüber gezüchtet wird, was seitwärts vom regulären Theaterbetrieb seinen Weg suchen muß und doch in vielen Fällen sehr wertvoll sein kann. Solche Gedanken drängten sich wieder auf, als Ende Januar der Literarische Verein Phöbus mit seiner Uraufführung von Ewald Silvesters vieraktiger Komödie „Der komische Prinz“ eine schwere und durchaus begreifliche Niederlage erlitt. Der noch jugendliche pseudonyme Verfasser wollte die Thronfolge-Verlegenheiten schildern, in die ein moderner Staat durch äußere und innere Emanzipation des Kronprinzen gerät; er dialogisierte diesen weit mehr epischen als dramatischen Vorwurf mit großer technischer Ungeschicklichkeit, schablonenhafter Pathetik und grotesker Naivität in der Darstellung höfischer und politischer Vorgänge. Irgend Positives, Eigenes, Widerstandsfähiges zeigte seine mißglückte Anfängerarbeit nicht, es war daher ebenso überflüssig wie frivol, daß man sie öffentlich auslachen und niederzischen ließ.

Hanns von Gumppenberg

Richard Straußens „Elektra“

Musik

wird voraussichtlich die nächste Zeit hindurch im Mittelpunkt des öffentlichen Musikinteresses stehen. Es hilft nichts, daß man mancherlei Bedenken gegen sie ins Feld führt — man muß sich mit ihr abfinden. Sie ist eine Zeiterscheinung, an der man um ihrer selbst wie um des Komponisten willen nicht vorübergehen kann. Richard Strauß hat von jeher soviel Gegner wie Freunde gehabt. Je weiter die Kreise hüben und drüben sich zogen, je mehr seine Bedeutung erkannt, sein Einfluß bemerkbar wurde, desto intensiver kamen natürlich Sympathie und Antipathie zum Ausdruck. Mag man nun zur einen oder zur andern neigen: soviel steht fest, daß jemand schon „etwas“ sein muß, über den sich so lange und so heftig streiten läßt. Es ist auch nicht eine zufällige Persönlichkeit, die man in Richard Strauß bekämpft;

Digitized by Google

es sind vielmehr allgemein-künstlerische Tendenzen, und somit hängt er aufs engste mit dem Kulturbild unsrer Zeit zusammen.

Vor allem springt eines in die Augen: die Kultur des Technischen hat in der Straußischen Musik einen Gipfel erreicht. Das ist keine naive Kunst mehr, die ihre Wirkungen aus dem Empfinden schöpft. Der Intellekt überwiegt hier das Gefühlsmoment in einer gerade bei der Musik noch nie beobachteten Weise. Die oft berauschende Klangwelt des Komponisten, die nervenerregende Kompliziertheit seiner Ausdrucksmittel, sie sind das Ergebnis kompositionstechnischer Errungenschaften.

Bei Strauß, das weiß man, steht immer das Orchester im Vordergrund, auch dann, wenn er, wie in der „Elektra", für die Bühne, also auch für Singstimmen schreibt. Dem Orchester gilt seine größte Sorgfalt, die Erweiterung der instrumentalen Ausdrucksfähigkeit ist recht eigentlich die Summe der Lebensarbeit von Richard Strauß. Dem Orchester hat er einen unerhörten Reichtum an Mitteln gegeben, indem er seinen Klang aufs feinste differenzierte, und den einzelnen Stimmen wie Instrumenten die größtmögliche Bewegungsfreiheit ließ. Eine neue Art instrumentaler Polyphonie ist so entstanden, die über die Wagners weit hinausgeht und den Orchester- mit dem Kammerstil verbindet. Dabei kann man verfolgen, daß Strauß weniger neue Ideen anregt, als vorhandene durch Steigerung ausnützt. Die althergebrachte Teilung der Geigen in erste und zweite genügt ihm nicht; er führt drei selbständige Gruppen ein, deren unterste zuweilen die Violine mit der Bratsche zu vertauschen hat. Indem er jede dieser Gruppen noch in eine Vielheit von Stimmen spaltet, ist er, zumal auch Celli und Kontrabässe geteilt erscheinen, in der Lage, allein in dem Streichkörper eine Klangfülle zu erzeugen, die ihre Wirkung nicht verfehlt. An Blasinstrumenten verwendet Strauß den gesamten Apparat der Modernen, einschließlich des jüngst erfundenen Heckelphons (der Oktavoboe), die einzelnen Gattungen wiederum vielfach besetzt. Nach Wagners Vorbild geht er noch weiter in der Art, sie in geschlossenen Gruppen mit- und gegeneinander zu führen, nicht ohne auch hier der kompakten Majorität alle Klangmöglichkeiten individualisierender Schreibweise gegenüberzustellen. Was auf solche Art an neuen Schattierungen und Farbenkomplexen gewonnen worden, läßt in der „Elektra" selbst die früheren Experimente des Komponisten hinter sich zurück. Ein Vergleich der Partitur mit der „Salome" lehrt, um wieviel bewußter diese Kunst der Instrumentation in ihr auftritt, und wie die Sicherheit in der Beherrschung sogar verhältnismäßig einfache Wirkungen nicht verschmäht. Merkwürdig scheint, daß Strauß, der Orchestervirtuose, zuweilen den Instrumenten Unmögliches zumutet, so wenn er z. B. die Baßtuba sich in schnellen Sechzehnteln bewegen läßt. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sich unsre Musiker schon öfter an Dinge gewöhnt haben, die, als sie neu waren, gleichfalls für unausführbar, weil gegen die Natur der Instrumente verstoßend, galten. Die Grenze zu bestimmen, bis zu der sich die Technik der Zukunft zu entwickeln vermag, liegt uns nicht ob. Das Prinzip der Differenzierung ist endlich auch in

Digitized by Google

den Schlaginstrumenten durchgeführt. Was früher ein einfacher Paukenwirbel oder Beckenschlag zu leisten hatte, wird je nach der gewollten Eindrucksnuance in ein Vielfaches zerlegt; die bekannten Akzentwerkzeuge erscheinen nicht nur in vermehrter Anzahl und verschiedenen Gattungen, auch neue Geräuscherzeuger, wie die „Ruthe", treten malend in den Tonkörper.

Gegenüber dem Orchester ist in den Straußischen Dramen den Singstimmen eine nicht bescheidene, aber doch untergeordnete Rolle zugewiesen. Es hieße das Wesen der Wagnerschen Musik verkennen, wollte man etwa auch hierin den Einfluß des Bayreuthers erblicken. Das ist vielmehr auf zwei Mängel der Begabung des Elektrakomponisten zurückzuführen, die je länger, desto offenkundiger zutage treten. Die Technik zwar des vokalen Satzes beherrscht er wie jede andere Technik; das beweisen zur Genüge seine Lieder. Aber sein melodischer Ausdruck ist nicht stark, nicht persönlich genug, um ihm zu erlauben, die Höhepunkte der Handlung, so wie es das Drama verlangt, in die unmittelbare Darstellung der handelnden Personen, das heißt in den Gesang zu verlegen. Zweitens aber ist Straußens Stellung zu seinen Stoffen, ist sein ganzes kompositorisches Verfahren so wenig — nach unsern Begriffen wenigstens — ein spezifisch dramatisches, daß wir uns über die Vernachlässigung des Gesanglichen nicht wundern dürfen. Das führt uns auf die Wahl des Elektra-Stoffes und seine Behandlung.

Die Tragödie des Sophokles braucht uns in diesem Zusammenhang nicht zu kümmern. Richard Strauß hat sich Hugo von Hofmannsthal zum Genossen erwählt, dessen Umdichtung des antiken Stoffes teils hinter Sophokles zurückgeht, teils ihn der Sensibilität unsres modernen Empfindens näher zu rücken versucht hat. Für unsre Aufgabe hier fragt es sich allein: wie hat Strauß diese Hofmannsthalsche Elektra zu einem Musikdrama umgebildet, und war diese Wahl überhaupt eine glückliche? Ich möchte zunächst die zweite Frage beantworten, und zwar mit einem bedingten Ja. Der Elektra-Stoff ist zweifellos der musikalischen Darstellung fähig. Die Aufgabe, eine menschliche Leidenschaft in konzentriertester Form zum Ausdruck zu bringen, war es wohl auch, was den Komponisten reizte. Es liegt Größe in dieser Einseitigkeit, mit der hier in die Erscheinung tritt, was Gram und Haß von einem Menschen allein noch übrigließen. Auch die psychologischen Zutaten des modernen Bearbeiters waren für den Komponisten vielleicht verwendbar. Was sich seiner Kunst entzieht, ist die eigentümliche Sprachtechnik Hofmannsthals. Die aber bildet gerade den stärksten Reiz seines Dramas. Strauß hat hier wie in der „Salome" nicht empfunden, daß die Musik das Charakteristische solcher modernen Dichtungen verdeckt oder doch kraft ihrer Natur abschleift. Auch was im Wortdrama an Vereinfachung der Szenerie und Handlung als kunstvolle Berechnung erscheint, wird unerträglich, sobald die Tonkunst ihre ausdehnende Wirkung darauf ausübt. Manche Länge und Monotonie hätte vermieden werden können, wenn eine eigens für die Bedürfnisse der Musik zugeschnittene Bearbeitung dem Komponisten vorgelegen hätte. Daß Strauß nicht das Wesentliche und Brauchbare ausgeschieden, daß er, getreu seinem Grundsatz, nach

Digitized by Google

dem alles „komponiert“ werden kann, die Hofmannsthalsche Dichtung — von kleinen Auslassungen und Änderungen abgesehen — sozusagen mit Haut und Haaren vertont hat, das zeigt meines Erachtens, weshalb wir ihn wohl zu den großen Musikern, nicht aber zu den geborenen Dramatikern rechnen müssen, und weshalb sein Einfluß auf die zukünftige Entwicklung schwerlich als heilsam zu betrachten ist. Damit ist zugleich die letzte der gestellten Fragen beantwortet.

Bedeutet die Überschätzung des Technischen nur einen relativen Vorwurf — weil Technik und Ausdruck so ineinander übergehen, daß eine Grenze mit Sicherheit schwer zu ziehen ist, und weil „Erfindung“ sich schließlich auch im Technischen äußern kann — so gehört eine andre Tendenz der Straußischen Kunst, in der sich der Geist unsrer Zeit spiegelt, gewiß nicht zu den erfreulichen. Ich möchte sie die materialistische nennen. In der Musik haben sich von jeher zwei einander ausschließende Wirkungsmöglichkeiten gegenübergestanden. Die eine ist transzendenter Natur und ruft seelische Eindrücke, aber auch Vorstellungen und Bilder hervor mit Mitteln, die dem dafür nicht Empfänglichen in Worten nicht zu erklären sind. Es ist die Art fast aller älteren Musik und moderner Meister wie Brahms und Schumann. Die andre wendet sich mehr an die sinnliche Wahrnehmung und sucht sich durch Täuschungen und Analogien der Wirklichkeit zu nähern. Sie kann als die spezifisch-musikalische nicht betrachtet werden, da sie sich mit Vorliebe an andre Künste lehnt oder sie gar für ihre Zwecke zu Hilfe nimmt. Liszt war einer der Begründer dieser — weil sie die Materie des Tones ausnutzt — materiellen Richtung in der Musik, Richard Strauß ist ihr neuester und überzeugtester Vertreter. Durch sie wirkt er auf die Massen, die immer mit dem Äußerlichen leichter als mit dem Innerlichen, mit dem Sinnlichen leichter als mit dem Geistigen gewonnen werden; sie gibt, mehr noch als das Stoffliche, seinen letzten Schöpfungen den Charakter des Sensationellen. Kein Zweifel, daß er damit dem Verlangen unsrer Zeit auf das weiteste entgegenkommt, und so darf er sogar wagen, den Genuß seinen Hörern so schwer und mühselig wie nur möglich zu machen.

Gerade weil nun Strauß keine zufällige, sondern eine aus den allgemeinen und im besonderen den künstlerischen Zuständen der Gegenwart bedingte Erscheinung ist, darf man ihn nicht nach rein artistischen Gesichtspunkten beurteilen. Theoretische Bedenken geltend zu machen und auf leicht erkennbare Unzulänglichkeiten hinzuweisen, darf zwar der Kritik nicht verwehrt sein. Viel schwerer aber ist es, den unleugbaren Eindruck der Größe, den selbst der widerstrebende Hörer von der „Elektra“ empfängt, zu erklären. Es ist nicht damit getan, daß man von dem Wunderwerk der Partitur spricht, die als ein musikalischer Monumentalbau von durchaus neuer und eigenartiger polyphoner Arbeit dasteht. Obwohl das allein schon ein Beweis von Genialität wäre. Es lösen sich auch aus der verwirrenden Tonflut Gebilde von hoher Schönheit und imponierender Kraft, die unmittelbar die Phantasie ansprechen und gefangennehmen. Wer sie geschrieben, wird wohl wissen, was er tut. Jedenfalls liegt in der

Digitized by Google

„Elektra“ ein Versuch vor, einer großen Aufgabe gerecht zu werden, dem an Kühnheit und gewaltiger Anlage nichts Zeitgenössisches an die Seite zu stellen ist. An theatralischer Haltung und bunter Farbenpracht steht das Werk der „Salome“ nach; dafür ist es weniger unerquicklich, trotz aller Grausigkeit des Stoffes, und ernster und einheitlicher gestaltet. Wir können uns nur bemühen, einem solchen Werke allmählich näher zu kommen, und es getrost der Zukunft überlassen, über seine Wirkung und seinen Wert oder Unwert das endgültige Urteil zu fällen. Leopold Schmidt

Leroux' „Vagabund“

Im vergangenen Sommer sprach sich mit mehreren Kapellmeistern größerer deutscher Theater — sie weinten beinahe Tränen, weil ihnen Weingartner das Recht der deutschen Erstaufführung des „Vagabunden“ von Leroux vorweggeschnappt hatte. In Wien, wo man sich gerne auf Deutsch-Paris hinausspielt, erhoffte man sich von dem an der Seine rasch in Mode gekommenen Werke den vielberufenen „Clou der Saison“. Und nun wurde es beinahe ein Durchfall. Ja nun, im Theaterleben kommt es immer anders, als man glaubt. Man könnte den Fall ruhig „zu den übrigen“ legen — wenn nicht so manches Symptomatische dabei zu näherem Befassen lockte.

Der Text ist von Richepin, also einem wirklichen Dichter, der sein altes, auch auf deutschen Bühnen schon gegebenes Volksstück „Le chemineau“ für den Komponisten hergerichtet hat. Der Held ist ein Landstreicher, ein lustiger Gesell, der allem Volk mit seinen Liedchen die Grillen vertreibt, von einem Ort zum andern zieht und sich da und dort zur Erntezeit als Schnitter verdingt. In der Bourgogne hat er einmal ein Mädel betört und verlassen, und nur weil ein braver Landmann ihr die Hand bot, ist es der Schande entgangen. Der Sohn wächst heran und liebt ein reiches Bauernmädel, kann es aber nicht kriegen, weil er ein Bastard ist. Darob verfällt er in Trübsinn. Bis sein rechter Vater eines Tages vorbeikommt, von seinem Dasein erfährt und ihn gerührt ans Herz drückt. Ja noch mehr. Der Vagabund heilt das Vieh des halsstarrigen Bauernvaters und besiegt damit seinen Einspruch gegen die Heirat. Das Liebespaar ist glücklich, ihm selbst winkt im Schoße der Seinen ein trautes Heim. Aber Dämon Landstraße will sein Recht. Mitten in der Christnacht zieht der Vagabund wieder von dannen auf Nimmerwiedersehen.

Das gäbe eine sehr wirksame Volksoper mit lebendigen Gestalten, packenden Situationen, anheimelndem Milieu. Und wie natürlich, jenseits aller Opernkonvention hat Richepin den Dialog entwickelt! Der Einwand, daß die Fabel Konflikte aus dem Leben der höheren Stände unters Bauernvolk trage, die dort gar nicht so schwer genommen werden, kann dem äußern Erfolge nicht viel schaden, denn um so verständlicher ist die Oper für jene Schichten, die überhaupt Theater besuchen. Ein tiefer, in der Menschennatur schlummernder Trieb hat da Gestalt angenommen, ein Erbteil aus den Zeiten, da unsere Väter als Nomaden schweiften. Daher der poetische Schimmer, der die Gestalt des Vaganten in den Tagen seßhafter Kultur verklärt. Bei uns Deutschen ist von der Romantik her etwas mehr Mondschein, sowie Seife dabei. Der

Digitized by Google

Vagant des modernen Franzosen ist realistischer, er hat röteres Blut in den Adern. Und wir fühlen, daß auch in ihm ein Stück vom Poeten steckt.

Wenn nur Leroux kein gar so seichter und phantasiearmer Musikus wäre! Er stammt aus der Schule Massenets, und das Beste, was seine Oper bietet, sind die Stellen, wo er — um es recht höflich auszudrücken — sich zu seinem Meister bekennt. Wer aber einen so aszetisch homophonen Satz schreibt, muß durch die Kraft und Eigenart der Gedanken wirken. Daran, ach, fehlt es gänzlich. Er hat bestenfalls immer nur den Rhythmus, nie das Melos des Affektes, den er ausdrücken will. Am erträglichsten wirkt er, wo er sich auf die bloße Untermalung einer Szene beschränkt und seinem Dichter das Wort läßt. Da genügt die Musik, zwar nicht um die Stimmung sicher heraufzuführen, aber doch um die mittätige Phantasie der Zuhörer anzuregen. Sobald er aus dieser Reserve heraustreten, Farbe bekennen soll, versagt er regelmäßig. Darum wirkt der exponierende erste Akt am besten. Ja diese Zurückhaltung erscheint sogar als ein Vorzug, wenn wir an die deutschen Komponisten denken, die am liebsten gleich von Anfang an mit Volldampf ins Zeug gehen. Um so kläglicher wirkt dann aber die Unfähigkeit Leroux', seine Musik mit den Situationen ins Bedeutende zu steigern. Daß ihm selbst die dankbarste Situation keine warme, ergreifende Melodie eingibt, wurde schon angedeutet. Einigemal verwendet er auch Originalmotive des Volksliedes, aber keine jener munteren, liebenswürdigen Weisen, an denen Frankreich wahrlich nicht arm ist, sondern nichtssagende, rohgefügte, einfach lästige Melodien, die eher aus dem ethnologischen Museum bezogen, als auf freier Landstraße erlauscht zu sein scheinen. Und wenn er diese Motive noch verarbeitete! Aber sie sind an Tonika und Dominante, wie an zwei Stuhlbeine, gebunden, streben wegzukommen, rücken ihren Haltpunkt hin und her, versuchen es nach der Mollseite und zucken wieder zurück. Sie wachsen nicht von innen, sie steigern sich nicht harmonisch, sie werden einem höchstens mit vierfachem Forte des ganzen Orchesters brutal um die Ohren geschlagen. Und die ganze Volkstümlichkeit Leroux' besteht darin, daß er seine Weisen auf derbe Bauernquinten setzt.

Von diesem armseligen Zeug also haben sich die deutschen Theaterdirektoren etwas versprochen — hier haben sie einen „französischen Anzengruber der Musik" vermutet! Unwillkürlich denkt man an den von den deutschen Musikbonzen so über die Achsel angesehenen Kienzl, der in den Kegel- und Kinderszenen seines „Evangelimanns" gerade jene Gemütswärme und Volkstümlichkeit bekundet hat, die Leroux so gänzlich mangeln. Er brauchte, ehe man ihn in Lyon aufführte, genau so viel Jahre, wie Leroux Monate gebraucht hat, um an eines der ersten deutschen Hoftheater zu gelangen. Angesichts welcher Tatsache es in der Volkswirtschaft mit geistigen Gütern auch auf dem Opernmarkte doch wohl noch nicht befriedigend aussieht.

Richard Batka

Die Dresdner Gewerbehauskapelle

erklärt uns durch ihren Leiter Willy Ohlsen, daß sie selbst an dem Reklameunfug nicht beteiligt sei, von dem wir im zweiten Dezember-

Digitized by Google

hefte sprachen. Sie sei für diese Rundreise lediglich engagiert worden, „der geschäftliche Teil liegt völlig außerhalb unsres Vertrages“. Der Mitteilung, daß Wagner und Schumann Begründer des Gewerbehausorchesters gewesen seien, stehe sie also auch fern. Herr Ohlsen habe sofort um Richtigstellung der Tatsachen ersucht. Nur mit der Annahme der Bezeichnung „Philharmonisches Orchester“ habe man sich einverstanden erklärt. Das Märchen von dem Prinzen sei wohl dadurch entstanden, daß Ohlsen „für die amerikanische Tournee Herrn Konzertmeister Prins aus Altenburg (Hoftheater) als Konzertmeister engagiert“ habe. Kurz: die Dresdner seien an dem Schwindel unschuldig.

Schutz des künstlerischen Berufes

Vor kurzem erfuhr ich bei einem mir befreundeten Künstler Erlebnisse, die zwar etwas typisch sein mögen, doch vielleicht gerade deswegen endlich einmal oder wieder einmal die Öffentlichkeit beschäftigen sollen. Der Künstler, Träger eines sehr geachteten Namens und mehrfacher Ehrungen von Ausstellungen her usw., im Besitze von Staatsaufträgen und auch sonst keineswegs erfolglos, führt den Kampf um das materielle und ideelle Dasein seit längerem in einer getreulichen und sachlich hochstehenden Weise. Das dadurch noch lange nicht ausgeschlossene Mißverhältnis zwischen Bedarf und Erwerb brachte ihn allerdings mit der Zeit bekannten Konflikten mit materielleren Mitmenschen nahe. Unmittelbar nachdem er die Forderung eines Lieferanten durch eine Teilzahlung gedeckt, erschien in dessen Auftrag eines schönen Morgens der vielberufene Vollzieher irdischer Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit im Heime des Künstlers und begann sein wohlbekanntes Walten.

Dieses gipfelte darin, daß einige der beim Künstler lagernden eigenen Werke in das Pfändungsprotokoll aufgenommen wurden. Es handelte sich um Kunstleistungen, deren Material- und Ausführungswert im einen Fall etwa 1000 Mark, im anderen Fall eine noch höhere Summe beträgt — noch ungerechnet die auf dem Markte zu einigen Tausendern anzusetzende künstlerische Arbeit. Diese Werke wurden nun jedes mit der Summe von — 50, in Worten: fünfzig, Reichsmark in das Protokoll aufgenommen und nach einem bescheiden entrüsteten Proteste des Künstlers in entgegenkommender Weise zu je 60, in Worten: sechzig, Reichsmark angesetzt. Eine alte, ziemlich belanglose Truhe mußte hinter den künstlerischen Werken so weit zurückstehen, daß sie lediglich mit 40, in Worten: vierzig, Reichsmark eingetragen ward. Ein oder das andere Möbelstück wurde geschont und würde anderenfalls mit einem Viertel seines Wertes berechnet worden sein.

Unmittelbar nach der Erholung von diesem Erlebnis, die dem Künstler durch private Bemühungen gelang, wendete er sich sowohl an das zuständige Amtsgericht wie an den (preußischen) Kultusminister mit Protest und Anfrage, ob eine solche Behandlung eines Künstlers und seiner Werke wirklich im Sinne der gegenwärtigen Gesetze liege, ob also Produkte in dem ohne weiteres festzustellenden Werte von mehreren tausend Mark in die Gefahr kommen sollen, zu einem Zwanzigstel oder einem noch geringeren Bruchteil ihres rein materiellen Wertes dem Künstler aus der Hand zu gleiten. Insbesondere wurde dabei auf die doch ohne weiteres selbst-

Digitized by Google

verständliche Notwendigkeit hingewiesen, dem Gerichtsvollzieher, der von sich aus allerdings mit Recht die Auffassung, als sei er Sachverständiger der Kunst, ablehnt, bei einer solchen Prozedur einen künstlerischen Sachverständigen mitzugeben. Zwar würde eine solche Beigabe die dem Schuldner insgesamt zur Last fallenden Kosten noch erhöhen; allein wenn es schon soweit kommt, dann würde wohl auch der leidende Künstler diese Mehrbelastung zugunsten seines Berufes williger tragen. — Die Antwort jenes Amtsgerichtes ergab den Bescheid, daß der Gerichtsvollzieher vor der Versteigerung einen Sachverständigen zuzuziehen habe; womit also indirekt sein Recht einer beliebigen Bewertung im Protokoll aufrecht bleibt. Das Amtsgericht berichtigt also das Vorgehen des Gerichtsvollziehers nicht nur nicht, sondern bestätigt dessen Erklärung, daß er mit einer richtigen sachlichen Schätzung gar nichts zu tun habe.

Uns Miterlebenden solcher Schicksale aber erwächst die dringende Pflicht, nicht nur die Künstler, sondern auch uns Kunstfreunde usw. vor einer solchen mehr als barbarischen Behandlung künstlerischer Werte, also hiermit vor einer tiefen Schädigung desjenigen Nationalbesitzes, den nun einmal die heimische Kunst und Künstlerschaft bedeutet, zu schützen. Den Juristen verbleibe die Fassung all dessen in legale Formen und Formeln.

Selbstverständlich können wir bei aller Achtung vor Künstlertum die Mitschuld jenes Künstlers nicht verschweigen. Es geschieht ihm völlig recht, wenn er ideale Werke geschaffen und damit nicht genug irdische Werte gefunden hat. Warum stellt er nicht einen Dackl, der raucht, und eine Mieze, die schnupft, dar, und nennt das Ganze „Zwei Menschen“?! Hans Schmidkunz

Wir unterbreiten diese Einsendung einfach als Material und unterlassen jede Kritik sowohl an dem geschilderten durchaus typischen Vorkommnisse wie an der Einsendung selbst. Weil wir hoffen, daß sich Rechtskundige zur Sache äußern werden. A

Angewandte Kunst

Ausstattung und Einrichtung

Die drei Bilder, die wir den Lesern hinten mit unsrer Illustrationsbeilage zeigen, könnten auch überschrieben werden: die Verzweiflung des Architekten, der ein Mietshaus gebaut hat. Vorausgesetzt nämlich: daß er einer ist, der sich um sein Kind auch noch kümmert, wenn's ihm weggenommen ist. Auf dem ersten Bilde hat sich die einfach schöne Tür des Raumes in Scham vor diesen Basarmöbeln gleichsam hinter sie verkrochen, auf dem zweiten und dritten Bilde aber ist es allein das einfache Geländer, das dem nachprüfenden Auge verrät: es sind nicht zwei, es ist ein und derselbe Raum, den du da in verschiedener Aufmachung vor dir siehst. So wie auf dem dritten Bilde hatte der Architekt sich's gedacht, so wie auf dem zweiten hatte die eingezogene Herrschaft die „Piece“ eingerichtet. Sogar das hübsche Fenster links ist zugehängt, nur die „Konsole“ verrät noch verschämt deren Dasein: da man sie, als Hausinventar, nicht entfernen durfte, hat man sie wenigstens mit einem Topfe „dekoriert“. Den Dreiklang der Fenster hat man durch Vorhänge glücklich totgekriegt: das eigentlich Wichtige, wenn man gegen das Licht sieht, ist eine Klunker, die anscheinend geradeswegs von dem Claudius-

Digitized by Google

schen Goliathhut kommt. Aber im Dunkeln, wo man nichts sieht, hängen die Bilder. Alles nach der Natur, meine Herrschaften, nichts arrangiert, alles, wie es tatsächlich den Mietern am schönsten schien! Daß die Fächerpalme wirklich am Lichte steht, dürfte überraschen, weil sie ja wirklich Licht braucht — nehmen wir an, das Künstlerische sei dadurch gewahrt, daß sie aus Blech ist. Das Gesamte ein Bild zufriedenen Glücks bei gänzlicher Ahnungslosigkeit. Man wolle sich die Bilder rechts und links einmal auf die Raumwirkung ansehen. Wie schön ist die rechts in diesem ruhigen und feinen Lichte. Links fehlt sie einfach. Übrigens ist der Raum der gleiche wie auf dem ersten Bild, das sich zur Rechten des zweiten anschließt, nur von etwas andrer Stelle gesehn.

Sind die Mieter schon zahlreich, die beim Beziehen einer neuen Wohnung überhaupt darauf achten, welche Raumwirkungen vom Architekten gleichsam angeboten werden? A

„Papierblumen"

Zum Empfange des Königs von England hat man in Berlin wieder reichlich Papiergirlanden gebraucht — und eine ganze Menge von entrüsteten Zuschriften sind uns deshalb zugegangen. Papierblätter, Papierblumen, das sei doch die widerlichste Art von Imitation, der Kunstwart müsse mit aller Entschiedenheit dagegen schreiben. Es ist seltsam: unter all den Zuschriften ist keine einzige, deren Verfasser die Sache anders ansieht.

Wie im besonderen die Berliner Papierdekorationen sind, das kann ich nicht beurteilen, ich habe sie noch nicht gesehen. Sind sie aber wirklich üble Imitationen, das heißt gehen sie auf Irreführung aus? Auch der Maler oder Bildhauer, der einem Stück Natur nachgeht, ist doch deshalb noch kein Imitator im schlechten Sinn, und der Architekt, der Gehänge oder Gewebe zu Motiven stilisierter Dekoration nimmt, auch noch nicht. Mir scheint die Sache eher so zu liegen, daß jetzt eine neue Art billiger Straßendekoration aus Papier aufkommt, die gelegentlich auch Motive aus dem Pflanzenreich mit verwertet, ohne ihren Charakter als Papierarbeit irgendwie zu verschleiern.

Ist dem so, dann müssen wir das Fälschen und Täuschen doch wohl aus der Kritik lassen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß die Papiergirlanden jetzt in Berlin am Platze seien.

Bunter Straßenschmuck aus Papier kann sehr lustig aussehn, ich sehe gar keinen Grund, ihn für alle Gelegenheiten zu verfehmen, wo ohne viel Geldaufwand Fröhlichkeit ausgedrückt werden soll: was schadet er bei Karneval und Vogelwiese, Kirmes und Schützenfest? Aber das ist die Frage: ob solch vergnügter Tand zu besonders feierlichem Empfange des Königs von England der Reichshauptstadt würdig sei. Meines Erachtens nicht. Ich meine: wollte man große Aufwendungen machen, so hätte man einen edleren Festschmuck von geeigneten Künstlern ausführen lassen sollen, und bei kleineren Aufwendungen wäre ein entsprechender Schmuck auf ein, zwei Stellen beschränkt wohl auch das Würdigere gewesen. Was den Voraussetzungen der ausspannenden Fidelität entspricht, braucht unter denen der freudigen Festlichkeit nicht zu passen.

Wir haben allein von Papierblumen und Papiergehängen zum

Digitized by Google

Straßenschmuck gesprochen. Schon für einen Festsaal gilt das Gesagte nur beschränkt. Für Papierblumen in Zimmervasen gilt es natürlich gar nicht mehr, sobald man nicht etwa ein Zimmer für einen heitern Abend karnevalmäßig ausstaffieren will. Die getrocknete echte Pflanze kann hier ein beschränktes Zulassungsrecht behalten, sofern sie noch im getrockneten Zustande besondere Reize hat. Viel besser paßt aber natürlich der frisch geschnittene Strauß und die lebende Pflanze ins Zimmer. Die Papierblumen sind ja nur Dekoration: in der Nähe besehen sind sie langweilige Industrismen. Und in unser Heim wünschen wir doch wohl nur, was uns bei intimer Zwiesprache immer noch Feines und Erfreuliches zu sagen weiß, mit anderm Vergleich: was nicht tot scheint, auch wenn man ihm nah in die Augen sieht. A

Heimatpflege

Aus Kiel

haben wir den Lesern zunächst etwas mitzuteilen, was nicht nur zum Bedauern, was zum Trauern Grund gibt: das Klaus Groth-Haus ist nicht mehr. Schon als unser Aufsatz erschien, war es zu spät. Um was sich's handelte, haben unsre Leser aus unsrer vorigen Mitteilung (Kw. XXII, 4) ersehen. Die Zerstörer dieses Lebensheimes des größten Dichters plattdeutscher Zunge haben keine Entschuldigung irgendwelcher Art, als die: wir haben nicht begriffen, wir haben nicht geahnt, was wir da taten, wir haben wie unerzogene kleine Kinder gleich einem Groschenspielzeug einen Wert zerstört, der auf der Welt einzig und der unser war. Gerade heraus: wir haben keine Ahnung davon gehabt, wer der lange dürre alte Professor eigentlich war.

Auch ein Klaus Groth-Denkmal aus Marmor und Erz, und wär es nicht nur das kostbarste, sondern das schönste, kann nur mehr den schreienden Gegensatz beleuchten zwischen noch Erreichbarem und für immer Verlorenem. Hier: eine Arbeit von fremder Hand, dort: was der Meister sich selber gebaut und worin er vier Jahrzehnte geschaffen und gelebt hat, nun umrauscht vielleicht vom grünen Parke des Krankenhauses — das verhält sich zueinander, wie das Goetheheim in Weimar zu einem beliebigen Goetheſtandbild. Was in Kiel geschehen, war nur möglich, weil man auch in weiteren Kreisen die Gefahr nicht sah, und man sah sie nicht, weil man unter gebildeten Menschen ein solches Zerstören für undenkbar hielt. Den Söhnen der Heutigen werden alle neuen Prachtbauten, Anlagen und Denkmäler Kiels zusammen dieses eine abgebrochene Gartenhäuschen nicht aufwiegen, wenn sie auf die Frage nach dem Kultur-Zustande ihrer Väter antworten sollen.

Aber die Kieler sind immer noch dabei, ihren Ruhm weiter auszubauen. Jetzt schreibt man uns: „Die letzte Strecke des Düsternbrooker Weges, und damit das Düsternbrooker Gehölz in Kiel, dieses wunderbare Fleckchen Natur innerhalb der Großstadt, soll durch eine Straßenbahn verschandelt werden, trotzdem die Bahn besser einen andern Weg geführt werden kann, den Strandweg. Die Anlieger haben es erreicht, daß die Linienführung durch den Strandweg vom Polizeipräsidenten verboten worden ist, trotzdem dieser geradlinige, breite Kunstweg sich vorzüglich dazu eignet. Der Düsternbrooker Weg ist ja in allererster Linie ein herrlicher Naturweg mit prächtiger Allee."

Digitized by Google

Was kommt nun daran? Gut, daß die Hügel ringsum schon bebaut sind, sie würden sonst vielleicht aus „Verkehrs“-, verbunden mit „Schönheits“-Rücksichten begradigt und applaniert. Die Ortspresse soll ungern sprechen, während sie doch an Aufklärungsarbeit tagtäglich zu tun hätte. Den Spott der hamburgischen und sonstigen nachbarlichen Zeitungen steckt man eben ein. Es ist wirklich mitunter, als wenn sich Kiel um den Ehrennamen eines Nordland-Schildas geradezu bemühte. A

Wunder des Alltags

Das Auslagefenster eines größeren Tee- und Kakao-Geschäfts: ein paar bewegliche Puppen, Trinkschalen in den Händen, winken und nicken einander regelmäßig zu. Davor stehn nicht nur zwei Kinder, sondern auch ein paar kräftige Männer aus dem Volke voll Staunen und aufmerksamer Beobachtung. Ich wäre der letzte, den es ärgerte, wenn zierliches Spielwerk auch Erwachsenen Spaß macht, aber bei solchem Anblick steigt mir die Frage auf: ist wohl in diesen Männern je das Gefühl geweckt worden, daß ein rasch hineilendes Pferd mit seinem prächtigen Gliederspiel nicht nur viel unerklärlicher, sondern auch viel schöner ist als solche Gliederpuppen? Eine rasche Gedankenkette schießt mir auf: das Dienstmädchen fällt mir ein, das den Hintertreppenroman liest; der Bub, der aus Abenteurersucht schlimme Indianerstreiche macht; die Dame, die ihre Kinder zu Hause eigentlich nur so obenhin kennt, aber mit leidenschaftlichem Interesse das neue nervenerregende Stück sieht und in hochwissenschaftliche Vorträge eilt; der Unruhige, der nach seltsamen Erlebnissen hascht; die große Masse, der ihr Leben zu langweilig ist und die sich mit Gier auf alles Absonderliche, und sei es voll Schreck und Grausamkeit, stürzt, um darin „aufzuleben“. Was schließt sie alle zusammen? Sie wollen Leben fühlen und können nicht erfassen, daß alles, wonach sie begehren, in Fülle um sie da ist.

Gewiß, viele stehen wirklich in ertötenden Lebensumständen — wennschon die meisten, von denen man das annimmt, wohl auch zu einer andern Erfassung des eigenen Lebens zu wecken wären. Aber ich spreche von den viel mehreren, die in ruhigen äußeren Bedingungen sind und immer nach dem Außergewöhnlichen verlangen, weil sie nur darin Lebenswellen fühlen. Ihnen sollte gezeigt werden, daß wir beständig von Wundern umgeben sind; sie sollten empfinden, wie groß und herrlich unser eigenes Körper- und Geistesleben ist, und wie köstlich interessant die alltäglichsten Vorgänge um uns sind. Nichts Überstiegenes, nichts „Geheiztes“ dürfte dabei sein; nein, gerade das sollten sie sehen, wie der Alltag voll Größe und unendlichem Reichtum ist und doch der Alltag bleibt — mit andern Worten: wie es Uninteressantes überhaupt nicht gibt. Wir können nicht bei jedem Sonnenbrand sein, der sich im Weltall entzündet, aber wir können gewahr werden, wie Natur- und Menschenleben um uns voller bedeutsamer Geschehnisse sind, so daß wir nie gelangweilt sein können. Avenarius hat davon einmal in dem Aufsatze „Vom Erstaunen“ (Kw. XX, 7) ausführlicher gesprochen.

Ich denke an einen lieben, alten einfachen Freund meiner frühen Jugend; der ging täglich des Sommers denselben Spaziergang. Ich,

Naturschönheit

Digitized by Google

im jugendlichen Ungestüm, die ganze Welt zu entdecken, fragte ihn: „Aber Herr Rat, wird Ihnen denn das nicht langweilig?“ Und er: „Kind, ich habe ja den einen Weg noch lange nicht fertig angesehen; täglich entdecke ich eine neue Schönheit, und wenn ich wo anders ginge, so ließe ich ja das eine hinter mir mit dem Bewußtsein, es nicht gewürdigt zu haben.“

Gewiß steht die Unruhe in bezug auf das Gewöhnliche bei Begabten oft in Zusammenhang mit der Entdeckung neuer Güter, neuer Werte. Aber auf jeden Fall ist es gut, wenn wir unsre Kinder, unsre Unreifen anlehren, das Interessante, Beachtenswerte zunächst einmal im Alltäglichen zu erkennen, das jeder besitzen kann. Viel mehr Freude, viel mehr Gesundheit könnte geschaffen, viel mehr sonst verschleuderte Kraft dadurch gesammelt werden. E. Wibiral

Handel und Gewerbe

Vom Alkoholkampf in England und Frankreich

Der Kampf gegen das Alkoholkapital dürfte in diesem Jahrhundert gemeinsame Sache aller Kulturvölker werden, die germanischen treten ja jetzt schon in ihn ein. Es ist daher wohl Zeit, daß wir uns über die Kampfweise des Alkoholkapitals gut unterrichten. Über die inländische sprach ich im Dezemberheft, heute zwei Beispiele aus dem Auslande.

Die englische Regierung hatte bekanntlich ein sehr eingehend ausgearbeitetes Schankgesetz („Licensing-Bill“) eingebracht. Das Unterhaus hat das Gesetz mit überwältigender Mehrheit angenommen, das Oberhaus aber hat es kurz darauf verworfen. Daß das geschehen würde, war vorauszusehen; die enge Verbindung, in der ein großer Teil der jetzigen englischen „Lords“ mit den Brauern steht, ist bekannt. Lord Rothschild, der an nicht weniger als fünf Brauereien beteiligt ist, hat die Opposition geführt. Sie dürfte ihm nicht sehr erschwert worden sein, denn neben ihm sind insgesamt 130 Mitglieder des Oberhauses am Alkoholhandel unmittelbar interessiert, sei es als Aktionäre oder als Unternehmer von Brauereien und Brennereien. Desto fühlbarer ist der moralische Schlag, den das englische Alkoholkapital durch die überwältigende gegnerische Mehrheit im Unterhaus — der eigentlichen Volksvertretung — erfahren hat.

Interessant ist nun die Art, wie man versucht hat, diesen Schlag abzuwenden. Ich denke dabei vor allem an die große „National-Demonstration der Brauer“ am 27. September 1908 im Londoner Hydepark. In deutschen Zeitungen ist (zum Teil aus den Gründen, die mein voriger Aufsatz zeigte) über die Mächtigkeit und den Eindruck dieser Demonstration viel zu lesen gewesen. Wir sind in der Lage, etwas tiefer zu zeigen. Man lese das folgende Rundschreiben:

„Camden Brauerei Co. Ltd.

London, 16. September 1908

Geehrter Herr!

Auf Anordnung unserer Direktoren erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß diese erwarten, daß Sie jedenfalls (without fail) an der National-Demonstration, die am Sonntag den 27. cr. im Hydepark gegen die grausame Licensing-Bill stattfindet, teilnehmen werden.

Alle mit unserer Brauerei in Verbindung stehenden Lizenzinhaber werden eingeladen sich an diesem Tag um 1/3 3 Uhr nachmittags am Chelsea-Embankment zu versammeln, wo sie von unsren Direktoren begrüßt werden.

Ich ersuche Sie, mir gefl. um-

Digitized by Google

gehend mitteilen zu wollen, ob wir auf Ihr Erscheinen rechnen können, und wie groß die Zahl Ihrer Mieter, Freunde und Angestellten sein wird, die Sie voraussichtlich begleiten werden.

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, wie wichtig es ist, diese Protestkundgebung erfolgreich zu gestalten. Hochachtend

L. H. Chittenden, Sekretär."

Einer der Empfänger dieses Rundschreibens hat, nachdem es ihm zugegangen war, einem Berichterstatter der „Daily Chronicle" gegenüber folgendes erklärt:

„Ich bin Inhaber einer Schankwirtschaft in London und Pächter der Camden-Brauerei mit einer Kündigungsfrist von drei Monaten. Bis jetzt war alles in Ordnung; aber ich billige nun die Licensing-Bill, die ich für eine der großartigsten Reformen halte, die je eingeführt wurden. Könnte ich nach meinem eigenen Gewissen handeln, so würde ich an der Demonstration nicht teilnehmen. Nun habe ich aber diesen Brief erhalten, der mir meines Erachtens den klaren Wink gibt, daß, wenn ich an der Demonstration nicht teilnehme, ich meine Lizenz verwirken würde. Ich bin verheiratet und habe Familie; all mein Geld habe ich in meinem Haus angelegt, und wenn ich dies verliere, verliere ich den Lebensunterhalt für mich und meine Familie. Dem kann ich mich nicht aussetzen, deshalb werde ich an der Demonstration teilnehmen."

Wie die Camden-Brauerei haben alle andern Brauereien in England es auch gemacht. Um das Bild zu vervollständigen, sei noch bemerkt, daß den Rundschreiben Antwortformulare beigefügt waren. Den „Demonstranten", die von auswärts nach London kamen, wurden von den Eisenbahngesellschaften ermäßigte Fahrpreise gewährt. Diese Preise aber wurden dann noch zu mehr als zwei Dritteln von den Brauergesellschaften bezahlt. So ist die große „National"-Demonstration im Hydepark zustande gekommen.

Nicht allzulange vorher hatte sich in Frankreich folgendes abgespielt:

Die „Ligue Nationale française contre l'alcoolisme" setzte eine Bittschrift an das Parlament in Umlauf, worin das Absinthverbot (das in der Schweiz bekanntlich Gesetz geworden ist) gefordert wurde. Die Bittschrift hatte immerhin 400000 Unterschriften. Plötzlich stellte sich die mächtige Zeitung „Le Matin" auf die Seite der Absinthgegner, veranstaltete eine große Kundgebung und verbreitete eine Broschüre gegen den Absinth in fünfzigtausend Exemplaren in ganz Frankreich. Die Haltung des Blattes war ganz unzweideutig: Parteinahme für die Absinthgegner in schärfster Form. Doch nur wenige Wochen später sprach der „Matin" sein Bedauern aus über die „falsche Interpretation", die man seinem Vorgehen gegeben habe. Er habe nur gegen die Verfälscher (les fraudeurs) ins Feld ziehen wollen. Um den Wirten einen klingenden Beweis seiner Hochschätzung zu geben, bezahle er ihrer Zentralkasse zehntausend Franken. Und der Grund dieses Umfalls? Höchst einfach: nach dem Erscheinen des ersten Artikels für die Absinthgegner hatten in allen Pariser Kneipen kleine Zettel gehangen: „Ici on ne lit pas le Matin."

Fr. Karlstadt

„Die Dame in Kunst und Mode" Gesellschaft

Seitdem man uns gesagt hat, daß alle großen weltgeschicht-

Digitized by Google

lichen Begebenheiten aus wirtschaftlichen Forderungen aufgesprossen sind, haben anschmiegsame Nationalökonomen sich beeilt, auch den Nährboden unserer Zeitgeschichte festzustellen. Das Hetzen und Jagen aller Stände und Berufe nach blinkendem Gewinn: die Sucht, viel Geld zu verdienen, um viel Geld ausgeben zu können, befeuert den Puls dieser Tage. Fremde Beobachter, denen trotz ihrer natürlichen Voreingenommenheit doch ganz andere Vergleichsmöglichkeiten zu Gebote stehen als der Mehrzahl der heimischen Bußprediger, behaupten, Deutschland sei sämtlichen anderen Nationen in der Kunst voran, Reichtümer aus dem Boden zu stampfen — und sie dann auf die Straße zu werfen. Was sich in Nordamerika, England und Frankreich nur die Führenden gestatten, das sei bei uns zu Lande bis tief in den Mittelstand hinein gang und gäbe. Der Deutsche prunke mit seinen luxuriösen Neigungen und überbiete bewußt, als echter Emporkömmling, die übrigen Völker. Wir wollen die Richtigkeit der Beobachtung und der daraus gezogenen Schlüsse nicht nachprüfen. Wollen auch alle nationalsittlichen Bedenken, die gegen den neuen Geist sprechen, auf sich beruhen lassen. Daß wir uns von der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der Altvordern sehr weit entfernt haben, daß wir uns nicht mehr wie sie mit geistigen Genüssen bei Butterbroten und schlecht sitzenden Röcken begnügen, sondern lieber auf geistige Genüsse verzichten, wenn ein Diner mit sieben teuren Weinsorten winkt — darüber sind wir uns ja wohl klar. Wird doch jetzt sogar von oben her zum Rückzug geblasen und zur Mäßigung geraten, von oben her, wo man sich jahrzehntelang gar nicht genug an ödem Festpomp, aufreibender, alle Arbeitskraft zerstörender Repräsentation und entsprechenden Geldforderungen tun konnte. Wir sind ein luxusliebendes Volk geworden, und man kann höchstens fragen, ob wir trompetenblasend an der Spitze dieser Entwicklung marschieren oder erst im Trupp.

Die Volkswirte — geben wir ihnen noch einmal das Wort — verwerfen den Luxus an sich nicht ohne weiteres. Er bringt das Gold in Umlauf. Er schafft neue Bedürfnisse, neue Industrien; er kann die Kunst befruchten, den Künstlern nützen. Er *kann* es. Kann's, wenn er der feine, geschmackvolle Luxus ist, die Verschwendung des Gebildeten. Mit hunderterlei Schönheit, mit zärtlichem Prangen und streichelndem Wohlbehagen umhängt er das Leben. Da seine Verwöhnten unausgesetzt nach frischem Schmucke rufen, stachelt er die Phantasie und die Arbeitskraft der Schaffenden an. Vielleicht sind die Meister, die dem Reichtum dienen, nicht eben die erhabensten, und vielleicht sind nur selten Bahnbrecher unter ihnen gewesen. Immerhin — tropischer Sonnenschein und Goldregen fördern die schlanke Palme mehr als die geizige Kälte des ordinären Raffers, der allein darauf ausgeht, sein Bankkonto zu erhöhen. Mäzenatischer Luxus hat, auch in seinen Verstiegenheiten, die künstlerische Kultur noch stets gehoben. Er dachte zwar in der Regel nur an sich und seinen Lebensgenuß, sah in der Kunst nicht sowohl die Herrin als die eifrige, jeder Laune gehorsame Magd, aber zu guter Letzt hat den reichsten Gewinn beim Spiel doch immerhin *sie* davongetragen.

Digitized by Google

Ist der deutsche Luxus unserer Tage von dieser künstlerischen, verfeinerten Art? Dürfen wir in ihm einen Bundesgenossen begrüßen? Nimmt er auf seine Weise an unserm Kulturkampf teil und erzieht durch sein gutes Beispiel die Nation zur Kunstliebe und zur Kunstempfänglichkeit?

In Berlin hat man kürzlich eine strotzende Luxusausstellung eröffnet. „Die Dame in Kunst und Mode", so betitelt sie sich. Mancher klangvolle Namen steht auf ihrem Arbeitsprogramm. Der Reichtum und die Köstlichkeiten von heute unsern Frauen zu Füßen zu legen, den Glanz der Juwelen, mit denen wir uns brüsten, dadurch zu verdoppeln, daß er die Geliebte schmückt — der Einfall ist nicht gerade originell, doch ist er anmutig. Wieviel Anregung und Segen könnte einer solchen Schaustellung entströmen, wenn sie Gold in Schönheit zu verwandeln lehrte! Umgekehrte, doch reizvollste Alchimie! Daß die Dame in Kunst und Mode ein stattliches Gewand zeige, dafür haben neben allerlei Ästheten die Aristokraten von heute und die von morgen gesorgt. Prinzessinnen des königlichen Hauses, die Frau Kronprinzessin sogar, gehen Hand in Hand mit den Gemahlinnen der Börsenfürsten. Man sieht, am materiellen Können fehlt's nicht.

Ich will keine Kritik der Ausstellung schreiben. Sie dient neben dem idealen Zwecke, den die Plakate und die Zeitungsanzeigen verkünden, auch schlicht kaufmännischen. Sie soll Wünsche erregen und Tausendmarkscheine locker machen. Niemand dürfte ihr daraus an sich einen Vorwurf machen — im Gegenteil. Erst wenn das künstlerische Schaffen nicht mehr in umfriedeten Tempeln aufgespeichert liegt, wo man es andachtsvoll und ängstlich anstarrt, sondern wenn es auf den Alltagsmarkt getreten ist und jedem gehört, der's haben mag, erst dann sind wir siegreich gewesen. Die ganze Arbeit des Kunstwarts zielt ja dahin. Schade, daß im vorliegenden Falle derselbe jähe Riß aufklafft, der die Äußerungen und Offenbarungen des modernen Luxus immer von der Kultur trennt. Dieser Riß, der übertünchte Barbarei bedeutet! Kommen wir denn nie von der Freude des Wilden am Glitzernden, Funkelnden, Nach-etwas-Ausschauenden los? Nie von dem Protzenstolz auf das teure, kostspielige Material, dessen künstlerische Gestaltung dem glücklichen Besitzer wie dem neidvollen Betrachter durchaus Nebensache ist? Noch immer regiert Seine Majestät, der König Pratsch. Und wenn der deutsche Kulturmensch wunderliebliche oder heilig-erhabene Schmuckräume deshalb ablehnt, weil snobistischer Unverstand sie zu Restaurationszwecken mißbraucht; weil er es zuläßt, daß in dämmernden Gralskapellen warme Würstchen mit Senf serviert werden; wenn wir die Überpackung gedeckter Tische mit Blumenmassen, Silberzieraten und Porzellanphantasien tadeln, weil dieser fürnehm-bombastische Luxusüberschwang den armen Esser ob seiner dazu gar nicht passenden, sinnlichen Gier erröten macht, dann verdient eine Ausstellung von klobigem Frauenschmuck und aufgedonnerter Frauengewandung weit härteren Tadel. Weil hier ohne Not eine Gelegenheit versäumt worden ist. Weil man die Dame unserer Zeit dadurch beleidigt, daß man sie vom starken und redlichen Streben der deutschen Kunst ausschließt und ihr zumutet, sie finde noch immer

Digitized by Google

Gefallen an roher Stofflichkeit, am dick Aufgetragenen und grob in die Augen springenden. Sie mag noch Gefallen daran finden, ich glaube es. Doch das dürften ihre Erzieher nicht gelten lassen. Sie müßten ihr statt dessen vielmehr zeigen, woran sie Gefallen finden *soll*. Eine Ausstellung, wie die im Berliner Hohenzollernhause, hat keinen Sinn, wenn sie nicht aus dem Elend der Mode von heut nach oben weist. Will sie nur den großen Schneiderfirmen und Juwelenhandlungen Wettbewerb machen, dann sind ihre künstlerischen Ambitionen Spiegelfechterei.

Daß manch schönes Stück die Ausstellungsräume ziert, sei der Gerechtigkeit wegen und um unerwünschte Mißverständnisse zu vermeiden, ausdrücklich betont. Vielleicht wird im andern Zusammenhange daran noch einiges im Kunstwart besprochen oder gezeigt. Aber die Schönheit ist fast durchweg alte Schönheit. Es flimmert ringsum von adligstem Spitzengerieſel. Daß tüchtige Künstler und Künstlerinnen sich mit Erfolg beeifern, *neue* Spitzenanmut zu schaffen, davon erfährt der Besucher der Ausstellung nichts. Er erfährt nichts von den Bemühungen um das neue Frauenkleid — die Paquinschen und Worthschen Maschinen hängen auf der üblichen Wachspuppe mit der üblichen Sanduhrfigur. Von Laliques Dasein weht nur ein Hauch durch die Säle. Mit Beweisen dagegen, wie besinnungslos dem niedrigen Geschmack der gewissen Kaufkräftigen entgegengekommen worden ist, könnte man einen Katalog füllen. Dies gerade fordert harten Tadel heraus: statt fröhlich einzutreten in den fröhlichen Wettstreit um die Veredelung des deutschen Luxus, statt im ureigenen Interesse die überall aufkeimende Liebe zur Kunst, zur edeln Feinheit zu finden, halten sich die Veranstalter der Ausstellung tatenlos abseits. Schlimmer als das: sie hemmen die Entwicklung und verderben den Geschmack der Vielzuvielen, sie zertreten die mühsam ausgestreute oder aufkeimende junge Saat. Der Luxus, der sich in plumpen Häßlichkeiten austobt, ist ein Feind der Kultur. Ein um so gefährlicherer Feind, als er die urteilslose Masse bezaubert und sie verleitet, das zu vollenden, was er mit seiner ungeheuren Geldmacht begonnen hat. Die Unterstützung brutaler Unkunst nämlich und die Aushungerung emporstrebender Künstler. Pflanzen wir vor diesen Abwegen so viele Warnungstafeln wie möglich auf! Die Hausgreuel der Kleinen sind nicht so gefährlich, wie die der Reichen und Mächtigen im Lande.

Richard Nordhausen

Die sozialethische Bedeutung der Nachlaßsteuer

hebt *Adolf Harnack* im Februarheft der „Deutschen Revue“ hervor, indem er auf die sozialethischen Gründe antwortet, welche die Gegner der Nachlaßsteuer geltend machen. Die Nachlaßsteuer sei, sagen jene, geeignet, den Familiensinn und den Zusammenhang der Familie zu erschüttern, indem sie in dem Augenblicke in Erscheinung tritt, wo die Familie besonderer Stärkung bedarf. Dazu bemerkt Harnack: „So treffend dieses sozialethische Argument in der Theorie erscheint, so schwach ist es, wenn man die wirklichen Verhältnisse ins Auge faßt. Erstens nämlich ist der Besitz keineswegs die vornehmste, geschweige denn die einzige Voraussetzung der Erhaltung der Familien-Einheit und

Digitized by Google

-Überlieferung, ja er ist eine solche überhaupt nur, wenn die Kräfte und Tugenden vorhanden sind, die ihn erst mit zu einer Voraussetzung des Familiengeistes machen. Fehlen diese, fehlt die Erziehung, die Kraft, der Fleiß und das brüderliche Verhalten, so ist das aus dem Nachlaß fließende Kapital allein schlechterdings nicht imstande, einen volkswirtschaftlich und ethisch wertvollen Zustand zu garantieren. Die Ausstattung mit geerbtem Kapital ist dann nur ein »Zufall«, an welchem die Allgemeinheit nicht das geringste Interesse haben kann. Sodann ist daran zu erinnern, daß für die große Masse der Staatsbürger die ganze Frage überhaupt nicht existiert, sobald man, wie geplant ist, das kleine Kapital steuerfrei läßt. Daß aber ein Kapital von 20000 Mark keine Nachlaßsteuer von 100 Mark und ein solches von 200000 Mark keine Nachlaßsteuer von 4000 Mark verträgt, ohne die Familie und den Familiensinn zu schädigen, wird man uns vergeblich einzureden versuchen." Von besonderem sozialethischen Werte aber sei es, wenn gerade die Kinder als Erben eine Nachlaßsteuer zu entrichten hätten. „Erstlich, jeder, der etwas erbt — auch der Sohn und die Tochter —, soll daran erinnert werden, daß es etwas anderes ist, ein Kapital zu erwerben, und etwas anderes, ein Kapital zu erben. Sodann jeder, der etwas erbt — auch der Sohn und die Tochter —, sollen daran erinnert werden, daß sie überhaupt nur erben können, weil sie unter dem Schutze des Rechtsstaates stehen, der den ruhigen und sicheren Übergang des Vermögens aus einer Hand in die andere allein ermöglicht." Die Nachlaßsteuer bringe also die besonderen Pflichten des nicht selbst erworbenen Kapitales zum Bewußtsein und sei zugleich der Ausdruck des hohen Gutes, welches die Gesellschaft an dem Rechtsstaate besitze. Man dürfe also sagen, daß die sittliche Kulturentwicklung in der Gegenwart auf diese Steuer geradezu hinweise. Das sind Gedanken, die deshalb nicht weniger frisch und groß sind, weil die Mehrheit unseres Volkes für ihr Verständnis noch nicht reif ist. Noch nistet in uns die Auffassung zu tief, der Übergang des Vermögens der Eltern auf die Kinder sei eben eine Selbstverständlichkeit, und das Bewußtsein gar, daß Reichtum verpflichtet, fehlt vorläufig unserm öffentlichen Leben ja noch so gut wie ganz.

Ein Franzose über deutsches Kunsthandwerk

Vom Ausland

Im August 1908 „tagte" in München der Zweite Kongreß des „Provinzialverbandes — französischer Kunsthandwerker". Der Gemeinderat von Paris hatte dahin eine Abordnung entsandt, bestehend aus dem Vorsitzenden und einigen Mitgliedern der Jury der kunstgewerblichen Ausstellungen des „Musee Galliera". Der Bericht der Herren, den Rupert-Carabin verfaßt hat, ist nun unlängst erschienen. Man kam mit vorgefaßter Meinung nach München. Deutsche Kunst, was ist das doch eigentlich? Eine schwerfällige Sache jedenfalls von fremdartigem Geschmack und ungeschickt in der Ausführung! Aber man fand etwas andres. Großen Eindruck machte auf die Franzosen die Ausstellung vollständiger Zimmereinrichtungen, und sie erkennen an, daß hier alles verwirklicht ist, was sich der moderne Komfort nur irgend wünschen kann. „Kein einziges dieser Zimmer," sagt der Bericht, „in dem

Digitized by Google

nicht das kleinste Einzelwerk in glücklichste Übereinstimmung mit dem Ganzen gebracht ist, angefangen bei den Fenstern, den Beschlägen, den Wandbekleidungen, den Vorhängen, Beleuchtungskörpern bis zur modernen Warmwasserheizung, deren Unschönheit auf geniale Weise dem Auge verborgen wird." „Die Möbel sind meist sehr einfach in der Form, nicht überladen mit Ornamenten, die Ausführung läßt dem Material seine Schönheit und strebt nach Zweckmäßigkeit für den Gebrauch." „Der Gesamteindruck der Räume ist über alle Kritik erhaben, ebenso die technische Ausführung." „Zu bemerken ist, daß die ausgestellten Gegenstände nicht besonders als Ausstellungsstücke gefertigt wurden, man kann sie in den verschiedenen Geschäften Münchens käuflich erwerben." „Die Goldschmiedekunst hat dieselben Fortschritte gemacht, man hat nicht mehr gleich uns die überladenen, oft unverwendbaren künstlerischen Schmucksachen. Ihr Schmuck ist einfach, praktisch sozusagen, und der gute Geschmack dokumentiert sich eben in der Einfachheit." „Eisen- und Kupferschmiedekunst, Glaserei, Email usw., kurz jegliches Kunsthandwerk hat die glückliche Wandlung durchgemacht, die besteht in der Vereinfachung der Form, Einschränkung der Ornamentierung und Veredlung des Materials. Schmuck und Dekor der kunstgewerblichen Gegenstände sind ausnahmslos der Natur entnommen ohne jegliche Reminiszenz an verflossene Stilarten." „Der feste Wille dieses Volkes, mit der Routine endgültig zu brechen, ist so mächtig, daß er sich selbst im Kinderspielzeug, in der Puppe geltend macht." Hier werden viele Werke als nichts besonders Hervorragendes gezeigt, meint der Referent, die mit Ehren in jedem französischen Museum bestehen würden.

„Ein Vergleich mit den Arbeiten unsrer Fachschulen", fährt Carabin fort, „ist für uns tiefbetrübend und könnte uns zur Verzweiflung bringen. Denn unsre Funktionen (als Preisrichter) am Musee Galliera setzen uns in die Lage, besser darüber zu urteilen als jeder andre, und erklärten uns die Gründe des unermeßlichen Fortschritts, den das Münchner Kunstgewerbe in den letzten zehn Jahren gemacht hat. Wie wir uns auch anstrengen und welche Opfer wir bringen, nimmermehr können wir den Vorsprung, den München auf kunstgewerblichem Gebiet errungen hat, wieder einholen. Erst in fünf oder sechs Jahren werden wir die Folgen davon sehen und spüren, wenn dieses ganze Heer von Schülern, das wir gesehen haben, selbständig produzieren wird. — Unsre heutige junge Generation müssen wir völlig verloren geben. Das einzige, was wir allenfalls versuchen könnten, wäre, das kommende Geschlecht auf einen aussichtsvolleren Wettbewerb vorzubereiten."

Vermutlich werden die Franzosen damit etwas zu spät kommen. Auch vergessen sie, daß bei der deutschen Dezentralisation München nicht etwa allein auf dem Kampfplatze erscheint. Allenthalben in deutschen Landen regt sich ja der frische Zug im Kunstgewerbe; Carabin weiß nicht, daß die „Armee", die er gesehen, nur einen Bruchteil, gewissermaßen nur ein Armeekorps der deutschen Kunsthandwerker darstellt. Freilich, sein Urteil könnte auch dann kaum resignierter ausfallen. Ein objektiver Vergleich deutschen und französischen Schaffens auf diesem Gebiet lehrt, daß

Digitized by Google

er nicht übertrieben hat, es kann uns Deutsche nur mahnen, auf der neuen Bahn weiterzuschreiten.

Georg A. Krusch

So bestätigt ein hervorragender französischer Fachmann selbst, was wir z. B. gelegentlich der franko-britischen Ausstellung in London unter lebhaftem Widerspruche mancher Leute gesagt haben. Unser Kunsthandwerk hat den Weg zum Siege eingeschlagen in dem Augenblick, als es sich vom Ausländern freimachte, aber zugleich auch vom Inländern, mit andern Worten: als es aus einer äußerlichen Nachahmerei zu einer persönlichen Auseinandersetzung der Schaffenden mit den Aufgaben wurde. Aber immer noch haben wir einen Schwarm, der meint, man könne den rechten Honig nur von Seine und Themse holen. Und immer noch haben wir sogar Industrielle, die den „Einbruch" der Künstler in ihr Gehege mit Kümmernis ansehen, obgleich wir doch ohne den Ruf „Künstler heran" noch heutigestages bei dem Kunstgewerbe der verschleierten oder unverschleierten Hausgreuel von damals steckengeblieben wären. A

Nochmals: Die teure Rechtschreibung

Rund 35 Millionen, so rechneten wir im ersten Heft dieses Jahrgangs aus, müssen wir in Deutschland jährlich ausgeben, nur weil unsre Rechtschreibung so mangelhaft ist. Und das ist nur der Aufwand, der für die Erlernung der sogenannten Rechtschreibung in den Volksschulen gemacht wird. Sehen wir aber einmal ab von den Klagen der Schulleute über nutzlos vergeudete Kinder- und Lehrerkraft und über das dafür nutzlos aufgewandte Kapital. Fragen wir: Wie sieht die Sache für den aus, der sie mitten aus dem praktischen Leben heraus betrachtet? Einiges von dem, was sich einem solchen Beobachter aufdrängt und was recht nachdenklich stimmen kann, zeigt die Zuschrift eines höheren Bahnbeamten, der als Leiter einer Eisenbahnwerkstätte tätig ist und in verschiedenen Gegenden des Reiches während langer Jahre seine Wahrnehmungen gesammelt hat.

Auf zweierlei weist er zunächst hin: darauf, daß die deutsche Rechtschreibung nach seinen Wahrnehmungen nicht nur für Ausländer, sondern auch für einen überaus großen Teil der Volksgenossen in Wahrheit unerlernbar ist, und darauf, „wie wenig Aussicht auf Ausbreitung die deutsche Sprache infolgedessen hat".

Die Rechtschreibung ist „unerlernbar". Daß schwerlich zurzeit irgendein Mensch, der sich nicht nur mit Unterrichten, Schreiben oder Schriftsetzen befaßt, der Rechtschreibung in vollem Umfange mächtig ist, das hat schließlich nicht viel zu sagen. Recht bedenklich aber stimmt, daß unser Gewährsmann bei seiner Beschäftigung mit Lehrlingen, bei der Durchsicht von Arbeitszeugnissen, Gesuchen und Prüfungsarbeiten und bei andern Gelegenheiten so minderwertige Leistungen im Elementaren fand, daß ihm eine gründliche Vereinfachung der Schreibung (und der Schrift) unerläßlich erscheint. Die preußische Eisenbahnverwaltung verzichtet laut einer Prüfungsordnung vom 1. Mai 1906 von vornherein darauf, daß die Bewerber für die unteren Beamtenstellen im Deutschen mehr leisten, als daß sie „in deutschen und lateinischen Buchstaben Geschriebenes und Gedrucktes lesen und deutsch leserlich schreiben" können. Sicherheit in der Rechtschreibung

Digitized by Google

und in der Zeichensetzung wird zwar vom Kanzlisten gefordert, bei Werkführern aber ebensowenig vorausgesetzt wie bei Bahnhofswächtern, Stationsdienern, Schaffnern, Lademeistern, Fahrkartenausgebern, Eisenbahngehilfinnen, Magazinaufsehern, Bahnwärtern, Rottenführern, Maschinenwärtern, Lokomotivheizern und Wagenmeistern. Daraus geht hervor, daß trotz des immensen Aufwandes an Kraft und Zeit der heutige Rechtschreibunterricht der Volksschule sein Ziel nicht erreichen kann. Was die Schulleute längst schon inter parietes gemerkt haben.

Es ist keine Kleinigkeit, daß dem zahlenmäßig größeren Teil der Volksgenossen die schriftliche Darstellung der Sprache etwas sehr Schwieriges, etwas Unbeherrschtes, Fremdes bleibt. Denn die heutige Zivilisation bewirkt, daß alle die Schrift als integrierenden Teil der Sprache empfinden; und wem die Schreibung etwas Unbehagliches, Fremdes ist, dem ist auch die Muttersprache, diese stärkste Kulturträgerin und Kulturmittlerin, nicht ungestörter, voller Besitz.

Also: die Rechtschreibung erweist sich im Leben als unerlernbar, und auch deshalb sind die ihretwegen ausgegebenen Millionen nutzlos vergeudet.

Das Zweite: Infolge der Schreibungsschwierigkeiten hat unsre Sprache wenig oder sagen wir: weniger Aussicht auf Ausbreitung. Wenn auch hierfür die grammatischen und syntaktischen Schwierigkeiten noch mehr in Frage kommen, so ist doch klar, daß eine Vereinfachung der Rechtschreibung die Ausbreitung des Deutschen fördern würde. Der Italiener, der z. B. das Wort anfiteatro in seiner Muttersprache überhaupt nicht falsch schreiben kann, hat im Deutschen (natürlich nur theoretisch) 3888 Schreibungsmöglichkeiten dafür! Denn von den zehn Lauten des Wortes können acht verschieden geschrieben werden: zwei auf zweifache Weise (t, th), fünf auf dreifache (z. B. a, aa, ah) und einer auf vierfache Weise (i, ie, ih, ieh); das ergibt für das Wort $2 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 3 \cdot 3 \cdot 3 \cdot 3 \cdot 4 = 3888$ Schreibungsmöglichkeiten!

Die Konsequenz dieser Erfahrungen und Überlegungen sind vier Forderungen: 1. das vierfache Abc, das wir Deutschen brauchen, ist allermindestens zur Hälfte nutzloser Ballast. Schon die Orthographische Konferenz von 1876 hat hier die Vereinfachung empfohlen. 2. die „unerlernbare Rechtschreibung mit den geradezu widersinnigen Regeln“ ist abzuschaffen. 3. die zwanzig Regeln (des preußischen Regelbuches) über große und kleine Anfangsbuchstaben sollten aufgehoben werden. 4. die Schwierigkeiten, die die aus allen möglichen Sprachen in Urschrift übernommenen „Fremdwörter“ bereiten, müssen beseitigt werden.

Ob die Durchführung dieser Forderungen wirklich 200000000 Mark Ersparnis herbeiführen würde, wie der Einsender meint, das sei freilich dahingestellt. Auch müßten die schwierigen wirtschaftlichen und praktischen Probleme, die eine umfassende Reform der Rechtschreibung mit sich bringen würde, wohl noch gründlicher erörtert werden, als es anläßlich der bisherigen Orthographiereformen geschehen ist, ehe man an die Verwirklichung solcher Forderungen wie der genannten denken könnte.

Sicher aber sind die angeführten Erfahrungen und Meinungen wieder ein Beweis dafür, daß die Vereinfachung unsrer Rechtschreibung weiterer, gründlicher Er-

Digitized by Google

wägung und Erörterung wirklich wert ist. Nicht obgleich, sondern weil sie im Grunde nur Äußerliches betrifft. H.

Aufgesparte Jugend

Wenn sich der gebildete Mensch bei Kunst und Poesie der Vergangenheit zum Mahle setzt, wird er die schöne Illusion, daß jene glücklich gewesen, als sie dies Große schufen, nie völlig von sich abwehren können oder wollen. Jene freilich retteten nur mit großen Opfern das Ideale ihrer Zeiten und kämpften im täglichen Leben den Kampf, den wir alle kämpfen. Ihre Schöpfungen sehen nur für uns aus wie gerettete und aufgesparte Jugend. J. Burckhardt

Lebende Worte

Unsre Bilder und Noten

Im vorigen Heft haben wir unsern Lesern mit dem Kupferdrucke nach Adolf Stäblis schwermütigem Landschaftsbilde ein Werk gezeigt, das alle Einzelformen in ein Zusammenspiel leuchtender oder schattender Flächen gleichsam einwebte, so daß die einzelne Naturform im Ganzen aufging wie der Faden im Gewebe. Ganz anders arbeitet dagegen die Radierung von Heinrich Reifferscheid: nicht nur malerisch, sondern auch und vorzugsweise zeichnerisch. „An Annette Droste-Hülshoff", das schöne Blatt hat einen Titel, der ausnahmsweise nicht nur auf den Stoff, sondern auf den Gehalt deutet. Hier ist ihr westfälisches Land, aber hier ist auch ihre Stimmung, die freie, gesunde, weitblickende, kräftige, ernste und herbe, die das Kleine sieht, aber im Großen.

Auf seinem zweiten Bilde, dem „Abendbrot", ist Reifferscheid behaglicher Schilderer des Idyllischen. Die Wirkungen einer Kerze oder Lampe bei verdeckter Lichtquelle zu schildern, ist alte Malerliebhaberei, gewöhnlich aber beschränkte man sich dabei im wesentlichen auf den Widerschein auf Angesicht, Hand und Kleidung der tragenden Gestalt. Hier wird uns der ganze Raum in solcher Beleuchtung gezeigt. Und dabei, was in derartigen Darstellungen auch ungewöhnlich ist, im Hintergrunde auf der scheinbar wenig formenreichen Fläche des Vorhangs und der Tapete. Gerade dadurch ist eine ganz besondere Stimmung leisen Lichtlebens erreicht. Man muß sich in dieses Lichtleben „einfühlen", wenn das Bild „sprechen" soll: die unsichtbare Lampe ist in ihm gleichsam der „heimliche Kaiser".

Sintemalen jetzt Fastnachtswochen, ist das Bild von Paul Thiem an der Zeit. Wirtshaus-Kehraus mit verschiedenen Zuständen der Gemüts- und der Beinkräfte: elegisch tönend entfernt man sich zur Linken, in der Mitte hupft und juchzet man, dahinter denken Vater und Sohn über den Heimweg verschieden, und zur Rechten leidet wer unter den Schwierigkeiten, zu seinem Hute zu kommen, nun die Anziehungskraft der Erde ihn überwältigt hat. Ganz scharf zu sehen ist dabei nicht viel mehr als das Wirtshauszeichen mit dem sitzenden Trompetersmann. Alles übrige flimmert. Und es ist wohl nicht zum geringsten dieses Flimmerige, was der blaunächtigen Szene ihr überzeugend alkoholisch-humoriges Mischgepräge gibt.

Zu den drei Bildern der Illustrationsbeilage „Ausstattung und Einrichtung" wolle man den kleinen Rundschaubeitrag vergleichen.

Digitized by Google

Die letzte Seite benutzen wir, um den Lesern ein paar schöne neue Standuhren vorzuführen, von vier verschiedenen Künstlern: Bertsch, Riemerschmid, Schumacher und Gertrud Kleinhempel. Alle vier Uhren sind modern, insofern keine mit historischen Stilformen aufwartet: man wird einer jeden das Herkommen aus der Gegenwart sofort ansehen. Und doch ist der Charakter bei allen vieren so verschieden wie die Künstlerpersönlichkeiten und die Persönlichkeiten der Käufer, an die man dachte, oder der Räume, für welche man gestaltete. Das ist „individuelles" Kunsthandwerk im guten Sinne. A

Unsre Notenbeilage will dem Charakter der Fastnachtzeit Rechnung tragen und stellt darum zwei der Volkskunst entlehnte draftische Satiren auf die „lustigen Witwen" des Bauernstandes nebeneinander, eine deutsche und eine französische. Die deutsche stammt aus Niederösterreich und wurde — obwohl sie der Volksliedliteratur gut bekannt ist — vom Bearbeiter zu Pöchlarn dem Volksmund unmittelbar abgelauscht. Es ist versucht worden, die mannigfachen, mit dem Inhalt der einzelnen Strophen wechselnden Vortragsnuancen, wie sie die Landmädchen oft aus dem Stegreif vornehmen, gleich schriftlich zu fixieren und demgemäß auch die instrumentale Begleitung durch die verschiedenen Strophen sinngemäß abzuwandeln. Im Vortrage müssen diese kleinen Nuancen, wenn auch ohne Aufdringlichkeit, wohl beachtet und zum Ausdruck gebracht werden. Das französische Volkslied ist sehr alt und wird auch von Madame Yvette Guilbert gesungen. Wir geben damit zugleich eine Probe der in der Hausmusik erschienenen drei Hefte altfranzösischer Chansons in deutscher singbarer Bearbeitung. Hier werden Sänger und Begleiter durch ähnliche improvisierte Varianten die Melodie und den Klavierpart dem rhythmischen Bau der verschiedenen Strophen und deren Inhalt anzupassen haben. B

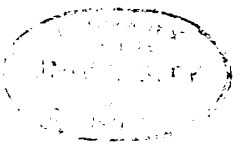
Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

KW

HEINRICH REIFFERSCHEID

Digitized by Google



Digitized by Google

PAUL THIEM

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: AUSSTATTUNG UND EINRICHTUNG

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: AUSSTATTUNG UND EINRICHTUNG

KW

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

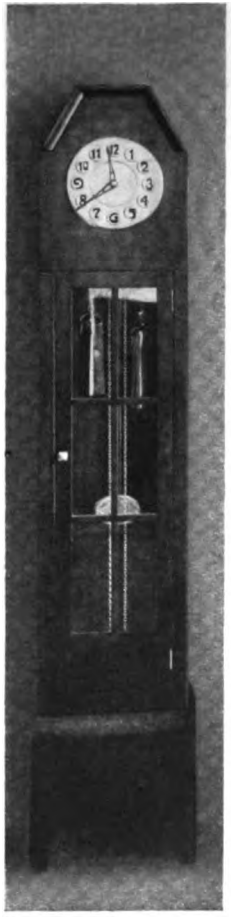
ZU DEM BEITRAGE: AUSSTATTUNG UND EINRICHTUNG

KW

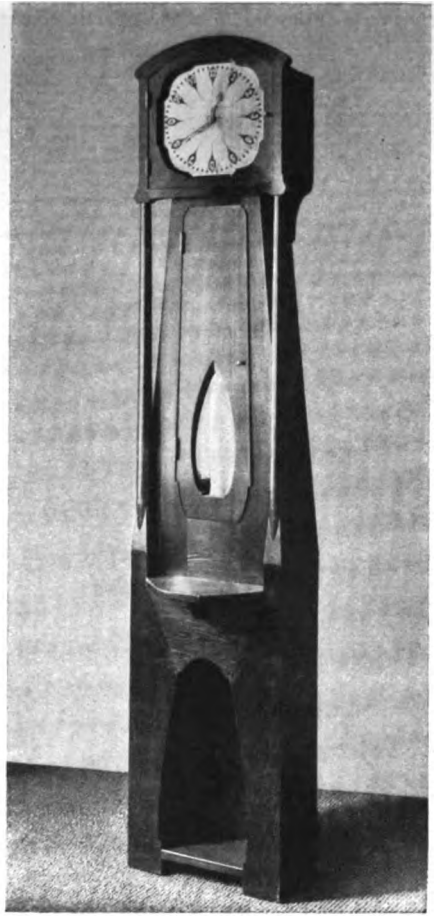
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

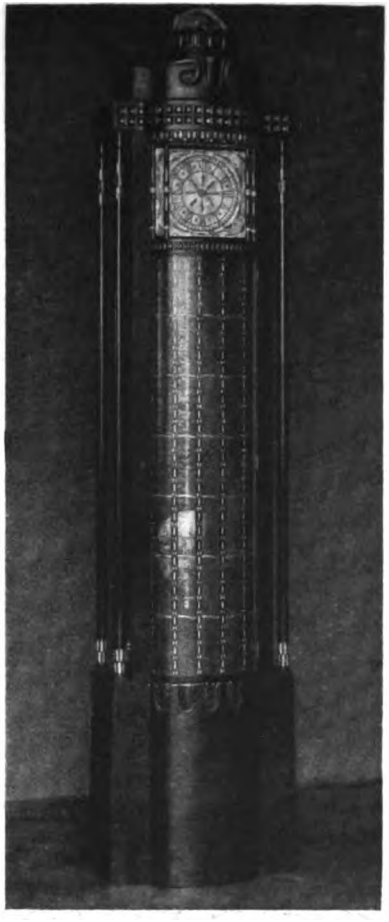
STANDUHREN



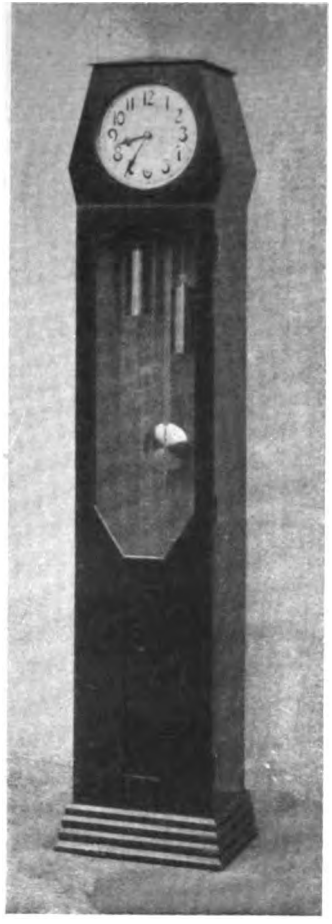
K. BERTSCH



R. RIEMERSCHMID



F. SCHUMACHER

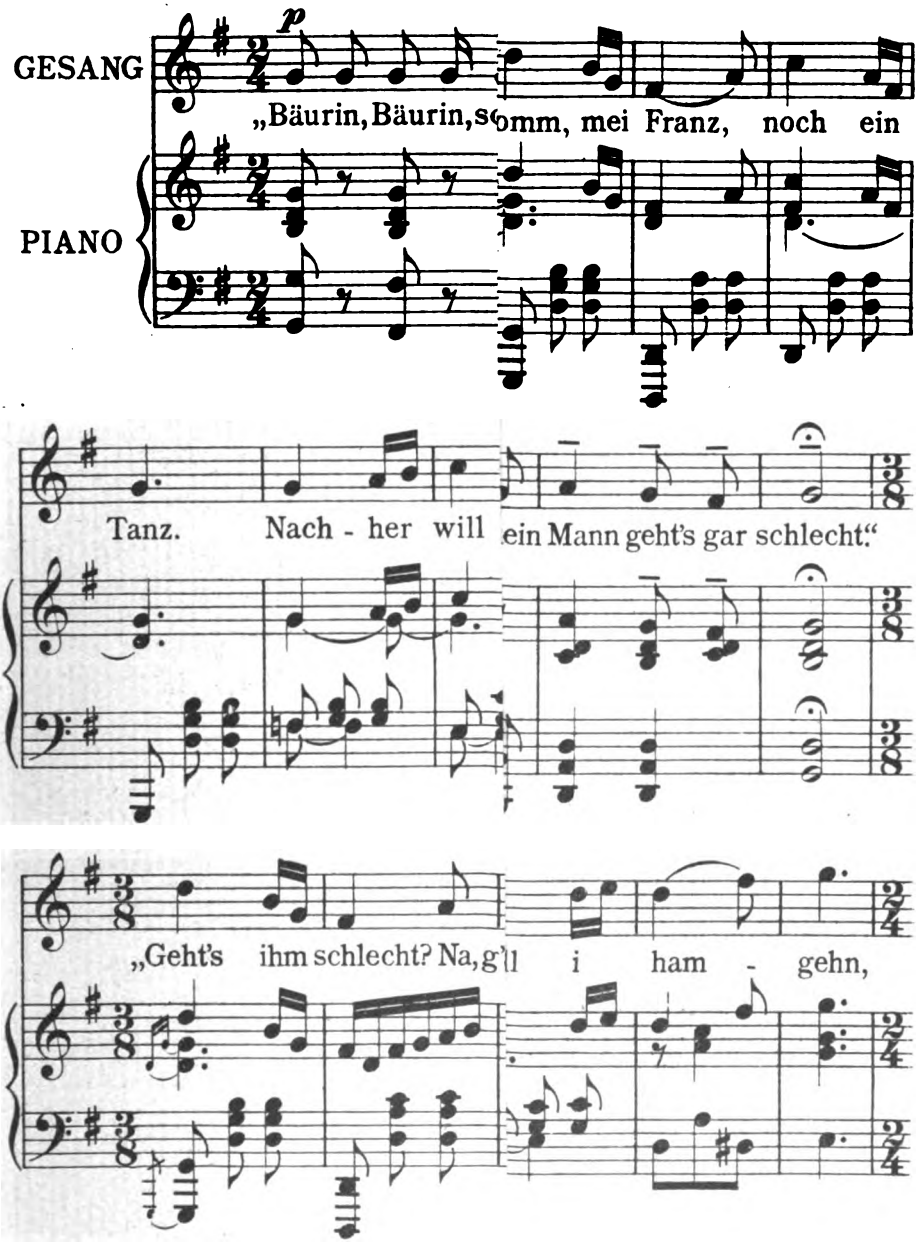


G. KLEINHEMPEL

Digitized by Google

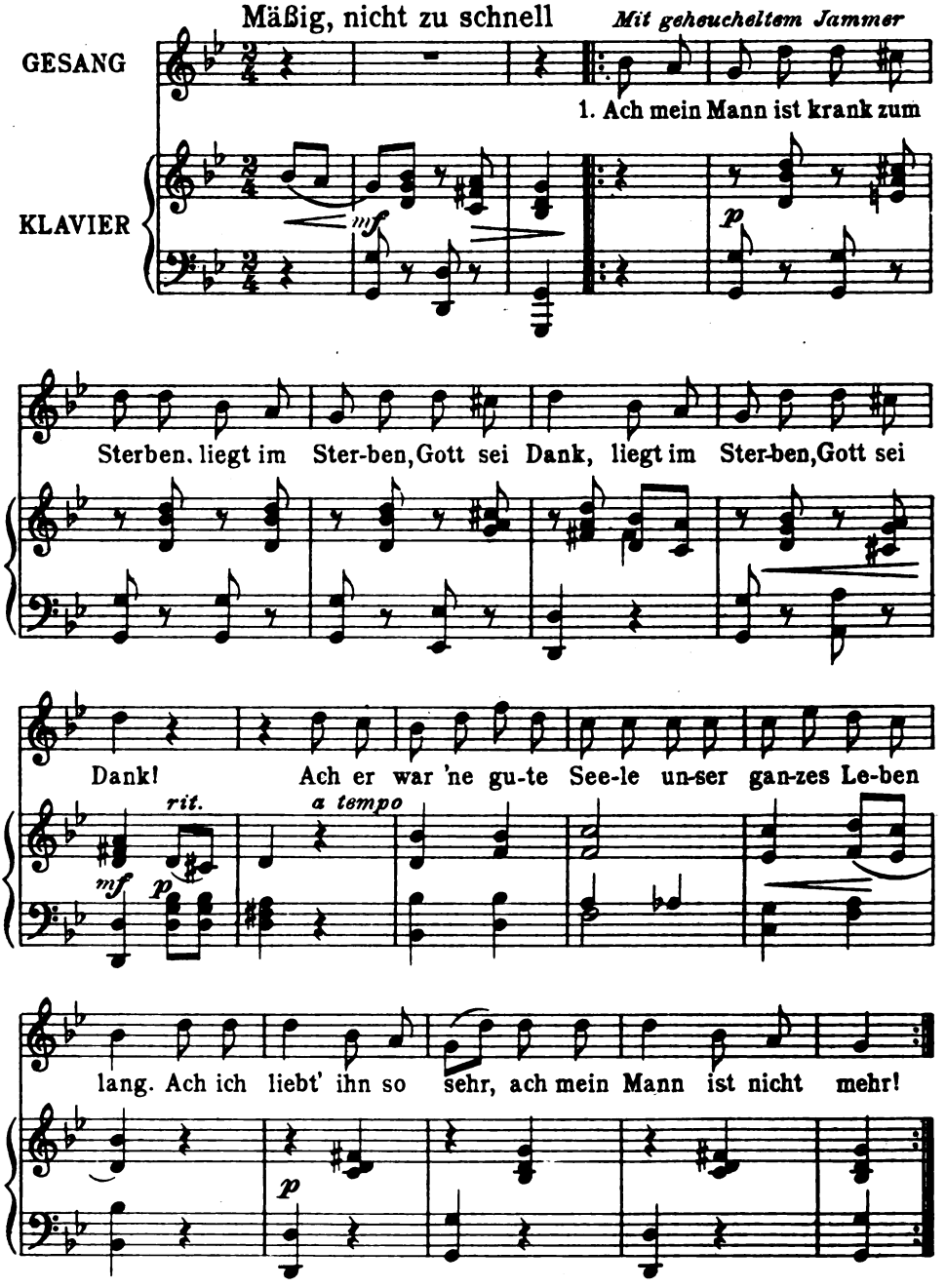
(Österreichisches Volkslied)

Gesetzt von FELIX GÜNTHER



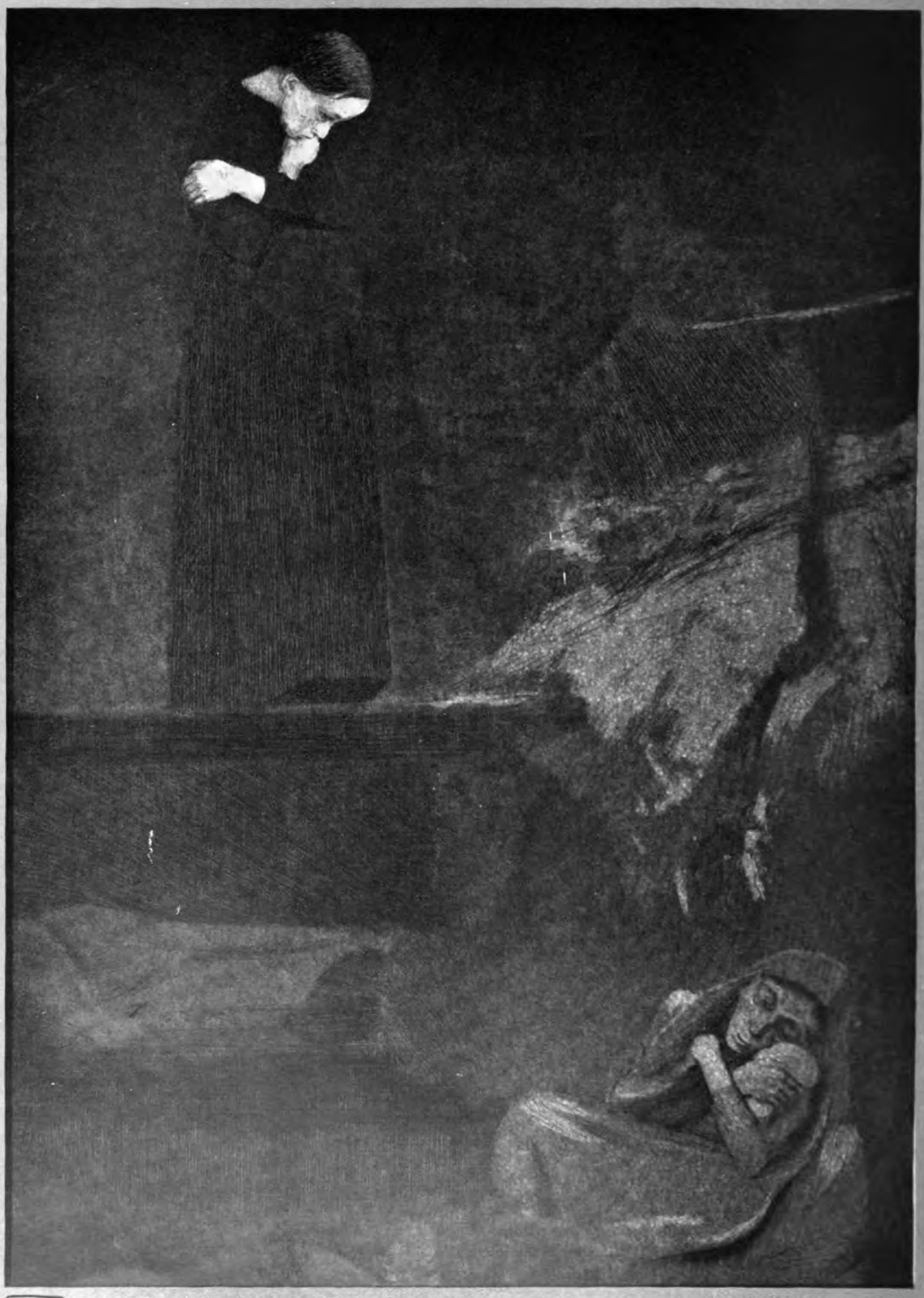
Digitized by Google

Der tote Mann



Digitized by Google

Digitized by Google



KÆTHE KOLLWITZ

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Märzheft 1909 Heft 11

Ernste Kunst und schöne Formen

Auch eine Aschermittwochsbetrachtung

Die nachfolgenden Betrachtungen kamen mir beim Studium der Kollwitzschen Radierungen, von denen der Kunstwart heut einige in Nachbildungen vorführt.

Diese Radierungen sind ausgeprägt naturalistisch. Sie sind dennoch so stark Ausdruck eines Gefühls, einer Stimmung, eines tiefen Grübelns, sind besonders auch Darstellungen einer Massensuggestion, daß man die oft befremdlich häßlichen Formen über dem, was sie von Leben vermitteln, vergißt, man fühlt sich dem Schicksal gegenübergestellt. Zuzeiten, wie in einigen Blättern des neuen Bauernkriegzyklus, geschieht das mit einer solchen Wucht, daß die [illegible] und Intensität erreicht wird, wo gewissermaßen die Stimmung [illegible]schlägt und Offenbarungen der inneren Welt- und Schicksalsbewegung zu sehen glaubt — wo sie „religiös" wird.

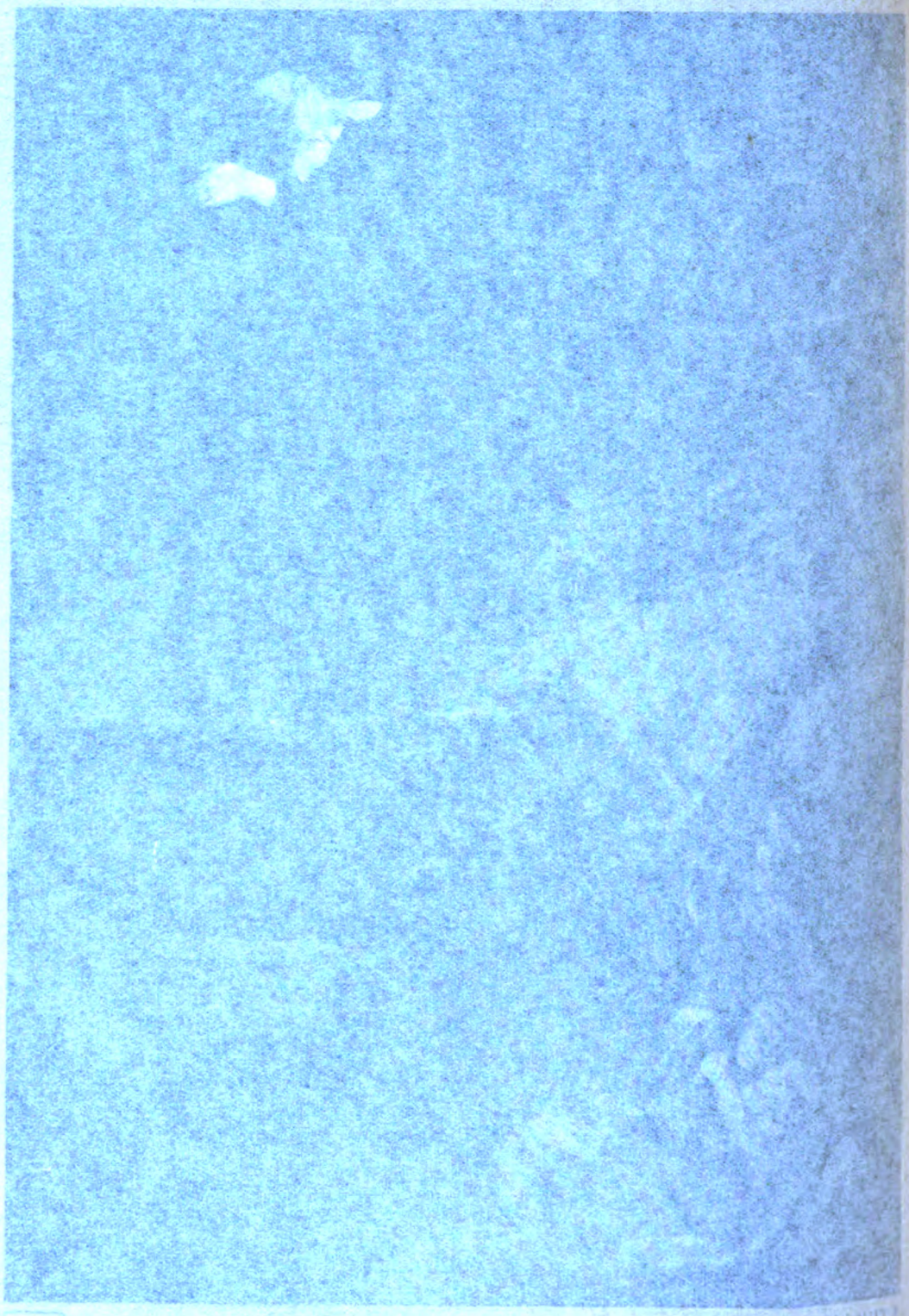
Eben dieser sozusagen ungewollt [illegible] Eindruck, der ohne Vermittlung von Vorstellungen erreicht [illegible] religiöse Gefühle nicht sowohl durch sich selbst erzwingen [illegible] Erinnerung andeuten, eben dieser unmittelbar religiöse [illegible] in unserer gewollt religiösen Kunst überaus selten.

Mir ist es oft wunderbar vorgekommen, daß gerade unsre frommen Kreise Gewicht darauf zu legen pflegen, schöne Formen zu sehen. Sachlich müßte es ihnen ja ganz ferne liegen. Sachlich müßte ihnen ja alles daran liegen, daß das Innere, das Geistige, das Erlebnis sich als Herr über den schönen Schein erweise. „[illegible] ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte [illegible] ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen [illegible] euch das Leben."

Aber man weiß, wie sehr es [illegible] der einen nicht schönen Christus [illegible] fast schon als des Unglaubens überführt.

Das ist wohl so, weil überall bei [illegible] punkt der Religion steht, so daß sie [illegible] ständen für fromm gilt. Die Tradition [illegible] für schöne Formen. Ich wüßte aber nicht, daß [illegible] besonders frommen Grunde wäre.

Man kann ein leidenschaftliches [illegible] Linien, Formen, Farben in der Kunst sein [illegible] die man liebt, ja nicht in dem zu [illegible] als „schön" gilt, aber vielleicht [illegible] schön ist. Man gibt auch zu, daß [illegible] Formen, [illegible] liebt, jedenfalls weder das Ganze, [illegible] noch gar [illegible] Bedingung der Kunst sind. Nur [illegible] eigene [illegible] ein inbrünstiger Verehrer der den [illegible] Linien. [illegible] wird aber auf jeden Fall zugeben [illegible] daß sie, was sie [illegible]



KÄTHE KOLLWITZ

Digitized by Google

Jahrg. 22 Erstes Märzheft 1909 Heft 11

Ernste Kunst und schöne Formen

Auch eine Aschermittwochsbetrachtung

Die nachfolgenden Betrachtungen kamen mir beim Studium der Kollwitzschen Radierungen, von denen der Kunstwart heut einige in Nachbildungen vorführt.

Diese Radierungen sind ausgeprägt naturalistisch. Sie sind dennoch so stark Ausdruck eines Gefühls, einer Stimmung, eines tiefen Grübelns, sind besonders auch Darstellungen einer Massensuggestion, daß man die oft befremdlich häßlichen Formen über dem, was sie von Leben vermitteln, vergißt; man fühlt sich dem Schicksal gegenübergestellt. Zuzeiten, wie in einigen Blättern des neuen Bauernkriegzyklus, geschieht das mit einer solchen Wucht, daß die Richtung und Intensität erreicht wird, wo gewissermaßen die Stimmung überschlägt und Offenbarungen der inneren Welt- und Schicksalsbewegung zu sehen glaubt — wo sie „religiös" wird.

Eben dieser sozusagen ungewollt religiöse Eindruck, der ohne Vermittlung von Vorstellungen erreicht ist, welche religiöse Gefühle nicht sowohl durch sich selbst erzwingen als durch Erinnerung andeuten, eben dieser unmittelbar religiöse Eindruck ist in unserer gewollt religiösen Kunst überaus selten.

Mir ist es oft wunderbar vorgekommen, daß gerade unsre frommen Kreise Gewicht darauf zu legen pflegen, *schöne* Formen zu sehen. Sachlich müßte es ihnen ja ganz ferne liegen. Sachlich müßte ihnen ja alles daran liegen, daß das Innere, das Geistige, das Erlebnis sich als Herr über den schönen Schein erweise. „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte." „Das *Leben* ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben."

Aber man weiß, wie sehr es anders steht bei uns: ein Maler, der einen nicht schönen Christus malt, gilt den meisten Kirchlichen fast schon als des Unglaubens überführt.

Das ist wohl so, weil überall bei uns die Tradition im Mittelpunkt der Religion steht, so daß sie zu wahren unter allen Umständen für fromm gilt. Die Tradition nun ist freilich für schöne Formen. Ich wüßte aber nicht, daß sie es aus irgendeinem besonders frommen Grunde wäre.

Man kann ein leidenschaftlicher Anhänger der schönen Linien, Formen, Farben in der Kunst sein. Man braucht diese Schönheit, die man liebt, ja nicht in dem zu sehen, was überkommenerweise als „schön" gilt, aber vielleicht mehr langweilig und geistlos als schön ist. Man gibt auch zu, daß die schönen Formen, die man liebt, jedenfalls weder das Ganze, noch das Höchste, noch gar eine Bedingung der Kunst sind. Nur man ist für die eigene Person ein inbrünstiger Verehrer der den Augen gefälligen Linien. Man wird aber auf jeden Fall zugeben müssen, daß sie, was sie auch

Digitized by Google

seien, nicht das sind, was gerade für den Ausdruck oder die Erweckung frommer Gefühle im besonderen charakteristisch oder notwendig wäre.

Nicht als wenn es gar keine religiöse Möglichkeit für die Freude an schönen Formen gäbe. Das Gebiet des Religiösen ist schließlich nicht so eng, als es darnach scheinen würde. Selbst die mittelalterliche Mystik, die doch ganz und gar asketisch gerichtet war, kannte sehr starke Stimmungen, überschwängliche Stimmungen in der Richtung des Gerhardtschen „Geh aus, mein Herz, und suche Freud".

Es gibt also gar wohl religiöse Stimmungen, die positiv von den Gipfelungen des Lebens zur Gottheit aufsteigen, aber im besonderen Sinne christlich — was doch jene Kunst sein will — sind sie gewiß nicht, und ob man von ihnen aus in die Tiefen gelangt, ist auch sehr zweifelhaft.

Denn die eigentlichen Tiefen des religiösen Sinnens setzen doch wohl unter allen Umständen einen lebendigen Eindruck von der Tragik allen Weltlebens voraus. Oder vielleicht sollte man lieber sagen: sie öffnen sich erst da, wo die Positionen und Gipfelungen des Lebens, überhaupt das „Positive", nicht mehr im Gefälligen erblickt wird, sondern erst in der Entfaltung jener Kraft, die über Gefallen und Abstoßen hinweg die Geister an sich fesselt, die ihrer fähig sind. Diese Kraft wird aber stets jene besondere Eigenheit zeigen, die wir mit den Ausdrücken „geistig" und „innerlich" bezeichnen, anders gesagt: die wir als gesund und erfreulich empfinden, abgesehen vom Gefälligen und gerade auch gegen das Gefällige. Sie kann also nicht deutlich in Formen ausgedrückt werden, die selbst wieder gefällig sind.

Vielmehr kann alles dies, was im Mittelpunkte aller religiösen Mysterien stets gestanden hat, alles dies vom Überwinden des Schicksals und der Widerstände, vom Festwerden im Wechsel, vom Siege gar im Untergange, deutlich nur in Darstellungen gegeben werden, in denen die Gewalt des Ausdrucks durch nicht gefällige Formen hindurchbricht.

Wäre man übrigens sonst noch zweifelhaft, so könnte ein Blick auf die gewöhnlichen Typen unserer monopolisierten Kirchenmaler sehr schnell über die Tiefe der religiösen Empfindung aufklären, die in diesen schönen faden Christussen und klugen Jungfrauen sich wiedererkennt.

Denn schließlich — wenn man das Wort „Ausdruck" in einem weiteren und allgemeineren Sinn anwenden will, so ist auch unsre landläufige Kunst ein beredter Ausdruck innerer Zustände, nämlich völliger und fast hoffnungsloser Leerheit unter einem matten Abklatsch einst gewaltiger Formen. Wir hätten fast Grund zum Verzweifeln, wenn diese unsre landläufige Kunst, zumal unsre landläufige „religiöse" Kunst unsre einzige wäre. Bonus

Digitized by Google

Wahrheitswert und Phantasiewert

(Schluß)

In einem Aufsatz „Die Großen und wir“ (Kw. XXI, 23) hat Avenarius Fragen aufgeworfen, die mit den vorliegenden Gedankenkreisen sich berühren. Er legt dar, daß wir uns im wesentlichen auf zwei Arten mit den Großen auseinandersetzen könnten, mit den „Betätigungen der Großen an sich“ und ihren „Persönlichkeiten“. „Nehmen wir im Beispiel an, es handle sich bei den Betätigungen nur um Gedanken, die begriffliche Erkenntnisse bedeuten oder die doch in dem Glauben, sie bedeuteten solche, ausgesprochen werden. Betätigung der Persönlichkeit ist ja alles, was von ihr ausgeht, aber der hinausgesprochene Gedanke hat einen Wahrheitswert oder Unwahrheitsunwert an und für sich, der für seinen begrifflichen Gehalt Daseinsrecht oder -nichtrecht bedeutet — aber nur für diesen. Darüber sich klar zu werden, heißt die sachlichen Bedingungen des Gedankens so gut nachzudenken, wie man's eben vermag. Eine logische und abstrahierende Arbeit, die unentbehrlich, die notwendig ist, wenn wir weiter wollen. Aber doch erst die eine und nicht die einzige Art, die hier Werte vermittelt. Denn eine große Persönlichkeit gibt uns so gut wie niemals nur etwas Falsches, es ist immer noch etwas von ihr selber dabei, und das behält seinen Wert. Oder jedes Schullehrbuch über Psychologie und Physik ist mehr wert als Plato und Aristoteles, denn es ist weniger »veraltet«.“ „Beim Nachprüfen der einzelnen Aussprüche auf ihren sachlichen Wahrheitsgehalt hin mögen wir im gewöhnlichen Wortsinne lernen. Beim Eindringen in die Persönlichkeiten gilt es mehr. Wir kommen ja dem anderen Ich nicht nur mit dem Verstande näher, sondern wie unsere Phantasie mitarbeitet, wird es für uns zu einer Anschauung, die auch mit ihm zu fühlen befähigt. Wir gewinnen ein Ahnen von seinem Hören und Sehen, und ein Schatten wenigstens von seinem Bilde der Welt steigt auch in uns selber auf.“

Diese Forderung, zwischen den disparaten Werten, die sich auf dieselbe Sache oder Persönlichkeit beziehen, strenger als üblich zu unterscheiden, ist sehr angebracht. Das in einer Hinsicht ganz Wertlose und Unbedeutende hat vielleicht in andrer Hinsicht einen hohen Wert. Das gilt in so beträchtlichem Maße, daß ja selbst die blöden Ratschläge eines Irrsinnigen an den Reichstag, die dieser ungelesen beiseitewirft, für einen Psychiater oder Psychologen von fundamentaler Wichtigkeit sein können. Nur darf man nicht vergessen, daß dort die Scheidung der Werte unmöglich ist, wo sie miteinander verhäkelt sind und voneinander abhängen. Sagt einer: ich schätze Wagner ungemein, aber ich halte seine theoretischen Forderungen für verfehlt, so ist natürlich das Auseinanderhalten dieser auf ganz verschiedene Gebiete sich beziehenden Werte leicht möglich. Kaum mehr angängig ist's aber schon, Wagners Person für hochbedeutend, aber seine Musik für stümperhaft zu erklären; und vollends sinnlos wird die Behauptung, Wagner gehöre wohl zu den „ganz Großen“, aber seine musikalischen sowohl, wie seine denkerischen Leistungen seien nichts wert. Was ist denn schließlich das Kennzeichen dafür, daß

Digitized by Google

einer zu den Großen gehört, als eben Werke oder Taten auf irgendeinem Gebiete? Und so läuft doch aller sogenannte Persönlichkeitswert in letzter Linie auf die Bewertung von Leistungen hinaus. Und nehmen wir an, die Größe eines Menschen bestehe darin und nur darin, daß er als Denker die Erkenntnis gefördert hat, dann wird es allerdings nicht mehr möglich, zwischen dem Werte der „begrifflichen“ und sachlichen Darbietung „an sich“ und dem Wert der Persönlichkeit reinlich zu scheiden, weil der eine nur die Konsequenz des andern ist. —

Gerade aber, weil ich zwischen den Werten dort, wo es angängig ist, scheiden möchte, würde ich auch gar kein Bedenken tragen, ein Schullehrbuch der Physik für wertvoller zu erklären als die Physik des Aristoteles, natürlich nur vom Standpunkte eines Menschen aus, der ein tiefes Bedürfnis nach Naturerkenntnis hat. Enthält doch ein modernes Lehrbuch die Quintessenz alles dessen, was die bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Physik in Jahrhunderten erreicht haben. Was ist für einen angehenden Newton, der sich mit Inbrunst auf die Erforschung der Naturkräfte wirft, ein gutes Lehrbuch, und was kann ihm im besten Falle die Physik des Aristoteles sein? Warum sollte er also nicht von seinen Bedürfnissen aus ersteres für unmeßbar viel wertvoller erklären? Etwas ganz anderes ist es aber, wenn der Gegenstand der Bewertung nicht physikalische Theorien, sondern Menschen sind, wenn es sich nicht um die Interessen eines Naturforschers, sondern die eines Biographen oder Kulturhistorikers handelt. Dann kommt der Lehrbuchverfasser als ein Kompilator überhaupt nicht in Frage, Aristoteles aber bleibt ein stupender Kopf — selbst dann, wenn er etwa gerade auf physikalischem Gebiete — wie viele meinen — nicht einmal ganz auf der Höhe seiner Zeit gestanden hätte.

Im übrigen ist's wohl unnötig, zu betonen, daß der Gegensatz zwischen „begrifflichem“ Wahrheitswert und Persönlichkeitswert, wie er in dem genannten Kunstwart-Aufsatz aufgestellt wurde, sich nicht ohne weiteres mit dem Gegensatz von Wahrheitswert und Persönlichkeitswert deckt, wie ich ihn hier im Sinne habe, schon deshalb nicht, weil ich das Prädikat wahr auch auf Werturteile bezogen wissen möchte. Und wenn Avenarius rät, sich in die Persönlichkeiten großer Menschen zu vertiefen, auch ihre Einseitigkeiten und Irrtümer zu begreifen, wenn er von der Bereicherung des Weltbildes spricht, das uns erwächst, wenn wir mit den Augen der Großen sehen lernen, wenn er für Toleranz sich erwärmt und fordert, man solle doch nicht immer fragen: ist das im plumpen Wortsinne wahr?, sondern auch der anderen Werte sich erfreuen — wer wollte ihm da nicht beistimmen? Aber freilich, nur in gewissem Sinn, nur dann, wenn man, wie er, besondere Fälle und bestimmte Menschengruppen im Auge hat, an die man sich augenblicklich wendet. Im andern Falle lassen sich auch genau die entgegengesetzten Forderungen aufstellen. Denn die Fragen sind hier sehr verwickelt und so bedingt, daß sie sich leicht in Form von Antinomien kleiden lassen. Da ist z. B. die Mahnung: „Lernt mit den Augen anderer, insbesondere mit den Augen der Künstler sehen!“ Eine treffliche Forderung. Wenn aber einer ruft: „Seht

Digitized by Google

doch die Welt nicht immer mit fremden Augen an, schaut doch endlich einmal durch eure eigenen!“ — so hat der auch etwas Vernünftiges gesagt. — „Der Vielseitige ist reich — er gewinnt ein weiteres, ein bedeutenderes Weltbild.“ Das scheint ganz einleuchtend. Nur hört man mit gleichem Beifall, daß bedeutende, ja die größten Menschen einseitig waren und gerade hieraus ihre Kraft schöpften. Auch waren sie in ihrer Einseitigkeit nichts weniger als arm, denn sie gewannen reichlich an Tiefe, was sie an Breite verloren. Gilt das aber nicht auch für viele Durchschnittsmenschen? Hat also nicht auch der Individualismus recht, der auf einseitige Erziehung dringt, der fordert, nur das zu assimilieren, was der eigenen Natur gemäß ist nach den Worten Schillers:

„Suchst du das Größte, das Höchste? die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend! Das ist's.“

Wenn einer heute im Banne Darwins, morgen im Banne eines Mystikers lebt, wenn er sich bald an Tolstoi, bald an Nietzsche berauscht, so mag's ja immerhin möglich sein, daß er seinerseits diese Großen übersieht, daß er sich unter freier Wahrung des eigenen Standpunktes nun liebevoll in die verschiedenartigsten Persönlichkeiten versenkt. Häufiger noch mag aber die fragliche Vielseitigkeit nur auf der Unfähigkeit beruhen, sich in gewisse Probleme zu vertiefen, sie ernst und schwer genug zu nehmen. Die geistigen Feinschmecker, die aus allen Blüten Honig zu saugen wissen, huldigen vor allem dem Grundsatz „variatio delectat“; sie wollen heute diese, morgen jene Sensation erleben und denken gar nicht daran, die Lehren der Denker wichtig genug zu nehmen, um ihnen eine Bedeutung fürs Leben und einen Einfluß aufs eigene Handeln einzuräumen. In diesem Sinne wäre dann Vielseitigkeit wiederum nur ein Ausfluß von Oberflächlichkeit.

Auch der Begriff der Toleranz ist recht heikel. Wir preisen Duldsamkeit als eine Tugend und nennen sie nicht selten ein Zeichen ruhiger und gesicherter Kraft. Erfahrungsgemäß zeigen sich aber auch diejenigen besonders tolerant, die keiner starken Empfindung fähig sind, die feige vor allen letzten Konsequenzen zurückschrecken, die niemals bereit sind, für eine Sache zu kämpfen und zu leiden. Schopenhauer sprach verächtlich von „breiiger“ Toleranz und belehrte seine Anhänger, sie sei keine Propheten- und Apostelтugend. Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, zu bestreiten, daß Toleranz auch eine gute, eine notwendige Eigenschaft sein kann; aber ganz konsequent durchgeführt, hebt sie sich selbst auf: sie wird zur Toleranz der Intoleranz. Und so ist ja auch die hier in Frage kommende Nuance, die alles begreifende Duldsamkeit des „psychologisch-ästhetischen Standpunkts“ niemals auf die Dauer konsequent festzuhalten, so sympathisch und weitherzig auch dieser Standpunkt zunächst erscheint. In dem genannten Aufsatz im Kunstwart freut sich z. B. Avenarius, daß man schon anfängt, Bismarck bei den Gegnern zu „sehen“, ihn zu sehen „als die stärkste ästhetische Erscheinung persönlicher Art, die das neunzehnte Jahrhundert uns Deutschen geschenkt hat“: „Wer gewöhnt ist, sich an der Erscheinung als solcher zu freuen, aber auch aus der

Digitized by Google

Erscheinung das Sein zu lesen, dem müßte das Gedenken an diese Fülle von echter Kraft und von echter Betätigung etwas wie ein Seebad sein — gleichviel, wo er politisch steht.“ Sehr schön! Wenn ein Sozialdemokrat sich für Bismarck als prachtvolle Erscheinung begeistert, so mag er ein weitherziger und großdenkender Mann sein; nur an seiner Geschicklichkeit zum praktischen Politiker, an seiner Überzeugungskraft und Aktionsfähigkeit wird der Menschenkenner zweifeln. Rücksichtslose Energie in der Bekämpfung der Gegner ist nun einmal mit verstehender Toleranz und ästhetischer Würdigung dieser Gegner erfahrungsgemäß nicht vereinbar.* Bismarck selbst war ja auch ein guter Hasser und wenig geneigt, seinen Feinden tolerant Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es liegt ein gewisser Widerspruch darin, den psychologisch-ästhetischen Standpunkt in der Beurteilung anderer zu preisen und dann gerade von diesem Standpunkte aus jene Energie und Kraft aufs höchste zu bewundern, die unfähig macht, eben denselben Standpunkt einzunehmen. Schließlich gibt's ja auch einen Punkt, wo er zur vollendeten Würdelosigkeit und Charakterlosigkeit umschlägt. Angenommen, es würde einer von einem prachtvollen Gewaltmenschen mit Peitschenhieben und Fußtritten traktiert, und hätte dann nur Worte der Bewunderung für die herrliche Kraftnatur, das stolze Herrentemperament, das sich an ihm entlädt, wäre er nicht trotz aller Ästhetik und Weitherzigkeit ein hündischer und erbärmlicher Wicht — jedenfalls das vollendete Gegenteil dessen, den er so tief bewundert? Als Subjekt einer psychologisch-ästhetischen Betrachtungsweise ist er vollkommen, als Objekt dieser Betrachtung aber gänzlich minderwertig. Es gibt heute noch viele Sozialdemokraten, die die blutigen Striemen am Leibe tragen, die ihnen das Sozialistengesetz geschlagen hat. Ist's daher nicht begreiflich, daß sie den Urheber und rücksichtslosen Vertreter dieses Gesetzes hassen, um so stärker hassen, je mehr sie ein Stück von seinem Temperament und seiner Kraft in sich selber tragen? Warum sollte man schließlich — selbst als Nationalliberaler oder Konservativer — nicht auch einen Sozialdemokraten psychologisch-ästhetisch werten und ganz dessen ehrlichen und kräftigen Fanatismus „begreifen“, ja, wenn er einen großen Zug trägt, auch bewundern? So dreht man sich ununterbrochen im Kreise und kommt zu genau entgegengesetzten Forderungen. Jedermann — so sagt man — gleichviel welcher politischen Richtung, solle doch endlich einmal einen bedeutenden politischen Gegner begreifen und bewundern; aber dann muß man wieder Verständnis dafür fordern, daß so viele die Bedeutung ihres politischen Gegners unmöglich begreifen und ihren Kulturidealen gemäß auch nicht bewundern *können*. Und beides im Namen derselben Toleranz, weitherzigen Vielseitigkeit und ästhetischen Lebensauffassung.

Immer wenn man ein spezifisch ästhetisches Verhalten auf *allen* Lebensgebieten einem rein praktischen oder einem rein theoretisch-

* Denkbar ist's doch wohl auch. „Mit dem Hut in der Hand bis auf die Galgenleiter, aber hängen muß er“ — so oder ähnlich hat gerade Bismarck gelegentlich der Franktireurs gesprochen. A

Digitized by Google

wissenschaftlichen Verhalten gegenüberstellt, um dann für dieses Verhalten nicht bloß reichere Vielseitigkeit und weitherzigere Toleranz, sondern überhaupt einen höheren Rang in Anspruch zu nehmen, wird man auf Schwierigkeiten, Circuli vitiosi und unlösbare Widersprüche stoßen. Denn dieser ästhetische Standpunkt ist zwar einerseits den andern entgegengesetzt, soll sie aber anderseits völlig verstehen und umfassen. Nun sind diese Widersprüche zum Teil sicherlich unauflösbar, sie beruhen auf der Unvereinbarkeit gewisser letzter Werte; zum Teil aber treten sie doch nur auf, weil man unberechtigt verallgemeinert und die einzelnen Fälle nicht genügend auseinanderhält. Und das gilt denn auch von dem Streite über die Bewertung des Wahrgehalts einerseits und der „Persönlichkeits"- und „Phantasiewerte" anderseits. Ich meinerseits erkenne die relative Berechtigung der Forderung durchaus an, man solle sich in die Persönlichkeit eines Autors versenken, sich auch ästhetischen und Phantasiewerten hingeben, um dadurch mehr zu gewinnen, als der bloße Wahrheitsgehalt vermitteln kann. Nur ist's nützlich, daran zu erinnern, daß diese Forderung in gewissen Fällen auch sehr unangebracht ist und daß sie tatsächlich sehr oft verfehlt gestellt und an die falsche Adresse gerichtet wird.

Ich meine, daß es zwar nicht für alle, aber doch für die meisten Erzeugnisse der Gedankentätigkeit einen natürlichen, wenn man will „normalen" Standpunkt der Beurteilung gibt, und daß derjenige, der einen andern betritt, dem fraglichen Werke niemals gerecht wird. Bei diesem Werke ist die Frage nach dem Wahrheitswert die einzig wesentliche, und alle andern stehen in zweiter Linie, bei jenem Werke ist's umgekehrt. Es ist selbstverständlich, daß die tiefsinnige und poetische Kosmologie einer primitiven Kultur andern Maßstäben unterliegt, als die Kant-Laplacesche Theorie. Kein Verständiger stellt für Nietzsches Zarathustra im selben Sinne die Frage nach dem Wahrheitswert, wie bei einem Werke Kants. Man lacht über den „rationalistischen" Knaben, der Fabeln für dumm erklärt, weil Tiere ja nicht reden können; man spöttelt mit Recht über den Gelehrten, der vor einer trefflichen Homerbüste nichts andres zu sagen weiß, als die Worte: wer garantiert uns, daß Homer wirklich so ausgesehen hat? Nur ist es genau so verfehlt und einfältig, wenn Ästheten vor wissenschaftlichen Leistungen, die nichts, gar nichts anderes erstreben, als die Ermittelung der Wahrheit, nur die Frage nach Phantasiewerten stellen, um dann zu einer Ablehnung jener Leistungen zu gelangen oder, was schlimmer ist, zu einem verfehlten Lobe.

Sieht man von Werken ab, die nur noch einer historischen Würdigung unterliegen, so darf wohl jeder Autor verlangen, in erster Linie von dem Standpunkt aus beurteilt zu werden, den er selbst bei Abfassung seines Werkes eingenommen hat. Er darf das verlangen, auch wenn sein Werk sehr wohl hohe Werte andrer Art aufweist. Diese meines Erachtens ganz selbstverständliche Forderung wird vielfach völlig mißachtet. Man denke an die Art, wie Tolstoi jüngst gefeiert wurde. Mich haben die meisten dieser schwungvollen Aufsätze recht peinlich berührt. Und ich kann mir denken,

Digitized by Google

daß ihn selbst das so verschwenderisch gespendete, nur dem Künstler geltende Lob wenig erbaut hat. Ähnliche Empfindungen hätte vielleicht Shakespere gehabt, wenn man seine Königsdramen als hochbedeutende historiographische Studien oder seinen Hamlet als die größte Bereicherung der dänischen Geschichte gepriesen hätte. Gewiß, Tolstoi ist einer der größten Künstler aller Zeiten und verleugnet das nie. Aber man weiß, daß er seit langer Zeit ganz andere als künstlerische Ziele verfolgt. Mit einer Inbrunst sondergleichen hat er für eine Lebensanschauung gekämpft. An der Bekehrung eines Bauern lag ihm mehr, als an der ästhetischen Erbauung der Gebildeten. Das Vorgehen der russischen Regierung, ihr Verbot, ihn als Propheten und Religionsstifter zu feiern, war brutal und beschränkt, aber es zeugte doch davon, daß man den Denker fürchtete, daß man ihn ernst nahm. Gerade das aber taten seine Verehrer und begeisterten Kritiker großenteils nicht. Wie viele jener zahlreichen Artikel in den maßgebenden Zeitschriften fühlten denn die Verpflichtung, sich mit der Gedankenwelt Tolstois auseinanderzusetzen? Ob er recht hat? Ja, wer spricht denn davon? Ob man seiner Lehre praktische Folgen geben soll? „Das ist doch lächerlich — man ist doch kein . . . ianer!“ Und so hält man sich einfach an die Form, man berauscht sich am „Wie“ seiner Darbietungen, man läßt sich von seiner Persönlichkeit faszinieren — kurz, man nimmt auch den Denker und Propheten nur als Künstler. Hat man denn gar kein Gefühl dafür, wie beleidigend das im Grunde ist? Heißt das nicht, das Lebenswerk eines bedeutenden Mannes als ein Spiel betrachten, dem der Ernst des Wollens fehlt? Es ist, wie wenn einer glühend für eine Sache kämpft und mit der ganzen Kraft seiner Seele einen andern zu überzeugen sucht und dieser dann beifällig zuhört und spricht: „Ach reden Sie doch weiter, ich höre Ihre melodische Stimme so gern!“ Oder, als hätte einer zum Stifter der christlichen Religion gesprochen: „Laß mich Dir eine Weile folgen, Meister. Ich will nicht Dein Jünger sein, dazu bin ich zu selbständig. Aber Deine Persönlichkeit ist voller Zauber und Deine Bergpredigten sind so originell.“

Wie unendlich achtungsvoller kann eine leidenschaftliche Bekämpfung, eine ehrliche kritische Auseinandersetzung über den Wahrheitsgehalt sein als eine tolerante ästhetische Würdigung!

Im übrigen möchte ich selbst hier am wenigsten vergessen, daß schließlich niemand aus seiner Haut heraus kann. Zwischen den nur ästhetisch Orientierten und den reinen Theoretikern, die ausschließlich nach Erkenntnis trachten, werden ewig Mißverständnisse bestehen bleiben, genau so, wie zwischen diesen und den rein aufs Praktische gerichteten Willens- und Tatenmenschen. Jede dieser Typen hat ja seine eigene Größe, seine eigene Stärke, aber auch seine spezifische Beschränktheit und andern gegenüber seine besonderen Grenzen der Toleranz. Allerdings, reine Typen sind ja bloße Abstraktionen: in Wirklichkeit gibt es weder nur Wollende, noch nur Erkennende oder nur ästhetisch Genießende. Aber viele neigen doch stark nach der einen oder andern Seite. Und diese haben dann das Bestreben, die Schwankenden und indifferent Veranlagten zu sich herüberzuziehen, die eigene Wertungsweise zur herrschenden zu machen und die ent-

Digitized by Google

gegengesetzte zu diskreditieren. Daß ein Volk, das Wissenschaft und Kunst verachtet, in Barbarentum versinkt, daß schon das, was man — ob mit Recht oder Unrecht — „Amerikanismus“ nennt, eine unerfreuliche Erscheinung ist, wird freilich sattsam betont. Daß aber ein Volk, bei dem die ästhetische Wertungsweise völlig überwöge, ebenso lebensunfähig wäre, wie eins, das in der Mehrzahl aus Theoretikern bestände, wird gern übersehen, am häufigsten vielleicht gerade von ästhetisch veranlagten Naturen. Ich habe schon recht viel rein wissenschaftlich tätige Menschen gefunden, die allen künstlerischen Gebieten völlig verständnislos gegenüberstanden, aber kaum einer von ihnen trat diesen Gebieten feindselig oder ohne allen Respekt entgegen, ja nicht wenige waren sich der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit ihrer Veranlagung durchaus bewußt. Umgekehrt aber bin ich schon sehr vielen rein ästhetisch Gerichteten begegnet, die nicht nur mit absoluter Verständnislosigkeit, sondern mit unsäglicher Verachtung von jeder gelehrten oder gewerblichen Betriebsamkeit sprachen. Man muß diese Art Leute über konkrete Aufgaben, etwa über Schulreform reden hören! Sie tun dann so, als habe der Staat keine dringendere Aufgabe, als nur und nur Ästheten zu züchten, als sei es gar nicht Sache der Schule, auch für die Vorbildung künftiger Ärzte und Juristen, Ingenieure und Politiker zu sorgen.

Hat es überhaupt einen Sinn, eine aufklärende Tätigkeit zu entfalten, Forderungen und Mahnungen auszusprechen, *so verdient jedes Milieu andere*. Und das gilt auch vor allem von der stärkeren Betonung des Wahrheitswertes hier und der Phantasiewerte dort. Der gute Rat: man solle beim Genusse der Werke unserer Denker doch nicht immer nach dem Wahrheitsgehalt fragen, sondern sich auch andrer Werte erfreuen, hat seine Berechtigung vor allem dort, wo ein einseitiger Wissenschaftsbetrieb blüht, wo subalterne und handwerksmäßige Gelehrsamkeit in unberechtigtem Ansehen steht und wo Neigung vorhanden ist, deren Maßstäbe auf alle Gebiete zu übertragen. Ich möchte nur bezweifeln, daß diese Kreise heute sehr einflußreich sind. Die große Menge der „Gebildeten“, insofern sie überhaupt geistige Bedürfnisse hat und literarische Zeitschriften liest, beschäftigt sich doch sicherlich *viel mehr* mit künstlerischen und ästhetischen Dingen, als mit wissenschaftlichen, womit natürlich nicht etwa behauptet werden soll, daß diese Interessen besonders ernst seien und die Bildung in den fraglichen Gebieten besonders tief. Und daß dieses Publikum auch in der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen in irgendeiner Hinsicht nur *ästhetische* Anregung erstrebt, das habe ich wohl genügend erläutert. Wo in aller Welt ist außerhalb der Fachkreise ein einseitiger Drang nach *Erkenntnis* zu spüren? Man denke an die *Art* des zweifellos vorhandenen und durchaus achtbaren philosophischen Bedürfnisses weiter Kreise, an das Bevorzugen der Aphorismen, an die übermäßige Wertschätzung des Aperçus. Man preist wieder die alten großen Metaphysiker, ruft nach neuen Systemen, in denen eine Persönlichkeit sich ausleben und frei ihre Gedanken schweifen lassen kann, ungehindert durch pedantische Kontrolle der Erfahrung. Als ob heute ein ehrlicher Denker noch so ins Blaue hineinphilosophieren

Digitized by Google

könnte, wie etwa Schelling in seiner Naturphilosophie! Welche Werke haben denn wirklich einen großen Erfolg gehabt? Bei Nietzsche zog anerkanntermaßen der Künstler. In Weiningers „Geschlecht und Charakter“ fesselte das Sensationelle. Häckels „Schöpfungsgeschichte“ und seine „Welträtsel“ machten gerade durch das Dogmatische und Unwissenschaftliche in ihnen Eindruck; andre Werke wurden viel gelesen, weil sie vor allem erbauend und aufs Gefühl wirkten. Ist es nicht kennzeichnend, daß Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ in die weitesten Kreise drang, während die ungleich gediegeneren Werke desselben Autors im Verhältnis wenig Leser gewannen? Wo ist also außerhalb von Fachkreisen jener einseitige Erkenntnisdrang, jene übermäßige Schätzung des Richtigen und Beweisbaren eigentlich anzutreffen? Ich kann nur finden, daß der Sinn für einfache sachliche Wahrheit eher abnimmt als zunimmt, daß allenthalben die Freude am Sensationellen blüht oder doch die Lust am gefühlsmäßig Wirksamen. Speziell den Lesern literarischer und ästhetischer Zeitschriften stehen die wissenschaftlichen Interessen nicht so im Vordergrunde, daß es nötig wäre, Ihnen gegenüber den Wahrheitswert zu diskreditieren. Das tun sie schon aus ihren eigenen Schutzgefühlen heraus. Hat es also überhaupt einen Zweck, an diese „Intellektuellen“ eine Forderung oder Mahnung zu richten, dann ist es eher die entgegengesetzte: fragt doch bei Aufnahme eines denkerischen Werkes nicht immer und überall: „Ist es geistreich?“, „ist es wirkungsvoll?“, „ist es berauschend?“, „stillt es unser Sehnen?“, „kommt es unseren Bedürfnissen und heimlichen Wünschen und Hoffnungen entgegen?“, „enthüllt es eine reizvolle Persönlichkeit?“, „hat es Phantasiewerte?“ Sondern fragt doch endlich auch einmal: „Ist es wahr?“

K. O. Erdmann

Die Leser des Kunstwarts wissen schon aus unserm alten Kampf gegen das Asthetentum, aus unserm wiederholten Spott über den Höhendunst und über den Markt mit Weltanschauungen, aus unsern ernsten und satirischen Aufsätzen gegen die Überschätzung der Essays und des Geistreichen überhaupt, daß solche Gedanken meinen persönlichen Anschauungen nicht widersprechen, sondern daß sie das von mir selber Gesagte, wie übrigens auch ihr Verfasser ausdrücklich betont, nur ergänzen. Ich halte Erdmanns Worte auch nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen nicht nur für richtig, nein, geradezu für einen Anruf in einer geistigen Not. Die Sorge, daß unser Asthetentum zur schweren Gefahr für unsre ganze Geisteskultur werden kann, zeigt sich von Jahr zu Jahr mehr begründet; geht es so weiter, so entwickelt sich bei uns ein Geschlecht von Genüßlingen, das selbst Menschenblut nur in irgendeinem Sinne als Farbstoff interessiert.

Unsre Leser wissen auch, daß ich aus Sorge vor dem Zusammenstellen dieser Herren und Damen mit unsrer Bewegung das Wort „Ausdruckskultur“ vorgeschlagen und den Begriff zu bestimmen versucht habe (Kw. XXI, 1). Man könnte den Unterschied zwischen einer Ausdrucks-Kultur und einer nur ästhetischen mit kurzem Zuge so umschreiben: der Asthet bleibt stecken in dem, was uns Durch-

Digitized by Google

gang zur Sache ist, ihm wird das ästhetische Genießen in allen Fällen selber Zweck, wir aber erstreben, daß es überall, wo es Ausdruck eines Wesens ist, zugleich zum Vermittler werde von „Lebenswerten", die sich auf andre Weise nicht vermitteln lassen. Immer wieder: „Kunst ist die Sprache des Unaussprechlichen." Dieses Unaussprechliche Goethes, das die Form ausspricht, kann uns nun hohe Werte vermitteln auch wo es mit Aussprechlichem des Gedankens verbunden ist, dessen Wahrheitsgehalt wir verneinen. Bei einem Nietzsche zum Beispiel kann ich mit entschiedener Gegnerschaft gegen viele seiner Gedanken nicht nur eine Bewunderung an der Schönheit seiner Sprache und an der Gestaltung seiner Ideen verbinden, sondern auch eine Bewunderung an dieser unerschrocken kämpfenden lautern Persönlichkeit, und dieses mein Genießen braucht nicht unfruchtbar zu bleiben, es kann geradezu erzieherisch wirken. Entsprechend bei Tolstoi, entsprechend bei Bismarck. Ich glaube nicht, daß das Verstehen des andern und die Toleranz im höchsten Sinne, die dadurch herangebildet wird, von schärfster sachlicher Gegnerschaft, von entschiedenstem Bekämpfen der feindlichen Gedanken und Taten abzuhalten braucht. Haben wir doch auch Beispiele hochstehender Männer genug, die sich achteten, während sie sich bekämpften, wie auf dem realen Schlachtfelde des Krieges der Feind den tapfern Gegner oft genug respektiert hat. Gerade diese Art der aus dem Verstehen geborenen Toleranz täte uns, glaube ich, in unsrer Zeit des Schmutzwerfens zwischen den Parteien besonders gut. Wer aber den Genuß am Persönlichen nur dadurch erkaufen kann, daß er sich heut in diesen, morgen in jenen „Bann" begibt — und das muß ja wohl die ungeheure Mehrzahl sein —, wer über dem „ästhetischen Genuß" das aufgibt oder zu dem unfähig wird, was den Geistern, die er bewundert, das zentrale Lebensfeuer war, der täte sicherlich gescheiter, er versenkte sich so tief er kann in einen einzelnen und schwörte dann in verba magistri. Am besten freilich tät er, wenn er all die Großen überhaupt beiseiteließe, deren Suggestionskraft ihn sozusagen plattdrücken muß, um schlicht zu lernen, was sein Verstand erfassen kann, und um sich anderseits solcher ästhetischer Werte zu erfreuen, die nicht in gefährlicher Weise zwischen den Wahrheitskämpfen liegen. Wem der Nervenreiz und das Phantasiespiel bei Zeugnissen des Ringens um Erkenntnis zur Hauptsache wird, wichtiger wird, als dieses Ringen selber, wem die Wahrheit, das heißt: das Sein weniger wert wird, als der noch so „künstlerische" Schein, der hilft für sein Teil nach Menschenvermögen mit, unsre Kultur herunterzubringen. Und von solchen Herren und Damen, denen jedes ernsthafte Anfassen und sachliche Eingehen auf das Wesentliche als „fad" und als „Schulmeisterei" erscheint, haben wir ja heutzutage nicht nur in den Gesellschaften, sondern auch in den Redaktionsstuben und sogar in den akademischen Hörsälen nicht nur bedenklich, sondern besorglich viele. A

Digitized by Google

Lose Blätter

Gedichte von Wilhelm Michel

[Aus dem Gedichtbuche „Der Zuschauer", das bei R. Piper & Co. in München erschienen ist. Wir bitten, die Besprechung in der Rundschau dieses Heftes zu vergleichen.]

Der Mond

Der Mond scheint überm Wald.
Verhüllte Tannen raunen
Ein Wort so ungestalt.
Was muß ich so erstaunen?

Er schweigt und strahlt so sehr.
Verblaßte Sterne gehen
Nachtwandelnd um ihn her.
Das hab ich nie gesehen,

Noch auch gehört zur Nacht
Dies Rauschen ohne Wind,
Dies Reden sanft und lind
Zu dem, der einsam wacht.

Regennacht

Durch feuchte Gassen saust der Wind
Und klagt um die verschloßnen Türen
Wie Lieder, die vergessen sind,
Wie Heimweh, das Verlaßne spüren.

Du hörst den bangen Wehelaut.
All deine Sünden sind vergeben.
Um eine treue Lampe baut
Sich auf dein ganzes, stilles Leben.

Die Maschine

Es war ein Tag voll Lust und Sonne,
Ein Tag, da man dem Leben zürnt,
Daß Leben, welches in uns funkelt,
Nicht alle Schranken glühend sprengt,
Daß man als helle Wolke nicht
Gewaltig leuchtet überm Land,
Daß man als dunkler Sturmwind nicht
Uralten Bergen sinkt ans Herz.

Ich wiegte mich auf einem Schiffe,
Das wühlte sich durch grüne Wogen,
Und Wälder rauschten kühl vom Ufer,
So hochgebaut, so fromm und stark.

Digitized by Google

Doch tief im Rumpf des Schiffes scholl
Und rollte wilden Eisens Kraft.
Tief hockte in dem engen Bauch
Voll Glut die stöhnende Maschine,
Und wälzte ihre Welle um
Und rieb die bleichen Schmeichelscheiben
Und fiel mit mächtigen Stangen aus
Und schüttelte die Kurbelfaust.

Umrannt von speichenloser Felge
Dick um die Welle stand die Nabe,
Rund um die Nabe stand das Rad.
Ich sah und stand und sah hinab
Und flehte erst: Sei fromm, sei treu!
Vergieße Blut und zeige Zorn!
Sei nicht so fremd! Gib meinem Herzen
Zum Mitleid Grund, zur Liebe Kraft!

Der Kolben schoß, die Kurbel riß,
Hoch kamen taumelnde Gehäuse.
Auf bleicher Welle schwankten sacht
Im Schaukeltakt wie fremde Vögel
Glasbecher voll von buntem Öl.
Nicht weit davon erschwang sich rund,
Auf spindeldürrem Füßchen schwang,
Von fremder Tänze Brunst empört,
Sich wie ein Derwisch das Ventil.
Und immer kam derselbe Blick.
Die gleiche Geste drohte auf
Und stieg und schwand, und fiel und kam.

Ich stand und sah, und sah hinab
Mit Menschenblick in fremde Welt.

Da wandte meine Sehnsucht sich
Und fühlte sich in diese Tiefe
Und wühlte sich hinab, hinab,
Und alles Dunkle meiner Brust
Erlernte tief im Eisenstanz
Unmenschlichen Gehorsam neu.

Dreimal durchschnitt das Schiff die Flut,
Dreimal sprang enternd an den Bord
Der Waldeskühle wilder Hauch
Und warb um mein verwandtes Herz.
Und dreimal stieß ich ihn hinab
Und saugte mich am Eisen fest
Wie nie an eines Märchens Süße,
Wie nie an eines Weibes Brust.

Digitized by Google

Da ward ich hell wie eine Wolke,
Und ward gehorsam wie ein Sturm,
Und ward wie Eisen fromm und treu

Spät trug ich meine Sehnsucht heim
Auf Eisenwegen nach der Stadt,
In Rauch und Lärm, in Glut und Licht.
Verhüllt von einer goldnen Wolke,
Einsam in ungeheurer Menge
Schritt ich durch steinerbaute Gassen
Dahin wie durch den stillsten Wald.
Wie Eisentanz war mein Gedanke
Und schwang sich rund: Sei stark, mein Herz,
Mein Menschenherz, sei fromm, sei treu!

Die Dreißigjährigen

Wir wagen uns weiter ins Leben hinein;
Den Rückweg versperrt uns Gebirg und Gestein,
Gelüst und Gefahr,
Den Rückweg zum Tod, der uns nahe war
In Jugendzeit.

Des Todes Schalmeien sind ferne verstummt.
Gefährlicher hat sich das Leben vermummt,
Gewaltiger schweift
Die Sehnsucht um, gewaltiger greift
Ans Herz das Leid.

Gewaltiger greift auch die Faust und türmt
Gestalten, die deuten, was in uns stürmt,
Was in uns bebt
Und mutig dem Tod entgegenlebt,
Der es befreit.

Aus Poes Schriften

[Der glücklose Poe ist auch nach seinem frühen Tode noch vom Unglück verfolgt worden. Die erschütternde Tatsache, daß er an der Krankheit der periodischen Trunksucht litt, war von seinem ganzen einsamen Wesen das, was die gedankenlosen Literaturbummler am ehesten begriffen. Als strenger Kritiker hatte er sich Feinde genug gemacht. Und zum Überfluß scheint er als posthumen Herausgeber seiner Schriften einen falschen Freund erhalten zu haben, der die abscheulichste Niedertracht beging: einen toten Kunst- und Lebenskämpfer gehässig bei der Nachwelt als moralisch verkommen zu verleumden.

Neuerdings ist sein Charakterbild auch für den deutschen Leser in helles Licht gesetzt worden. Die beiden Unsitten Auslandskult und Jubiläumssport haben hier, wie immerhin von Zeit zu Zeit geschieht, Gutes zuwege gebracht. Wir wissen jetzt, vor allem dank der biographischen

Digitized by Google

Schutzschrift des Amerikaners Ingram und der zehnbändigen Poe-Ausgabe von Hedda und Artur Möller-Bruck (bei Bruns in Minden), daß der Dichter des „Raben“ kein moralisch Zerrütteter, kein fragwürdiger Zigeuner mit etlichen guten Einfällen war, sondern ein außerhalb seiner Unglücksstunden redlich arbeitender Mensch, ein tiefer und außerordentlich umfassend gebildeter Geist, eine vornehme, zart empfindende Künstlernatur, in der sich melancholische Leidenschaft mit einer fast wieder leidenschaftlichen Kraft kühl analytischen Denkens zu einer eignen Art Romantik vereinte. Die darf als erste und stärkste Blüte einer nordamerikanischen Abart romantischen Wesens gelten.

Für die Kundigeren, die aus einer halben Seite guter Poescher Prosa (selbst in einer Verdeutschung noch) die erlesene Persönlichkeit erfühlen, braucht es ja überhaupt keine Rettung des Dichters. Und selbstverständlich geht sein Privatleben uns alle gar nichts an. Nur: wenn das Andenken eines Künstlers derart beschmutzt ward, daß die meisten seine Bedeutung gar nicht vermuten können, so muß die Läuterung schon um dessentwillen Gewicht haben, weil sie vielen halt doch erst die Möglichkeit, vielleicht gar den Antrieb gibt, nun an die Werke heranzutreten, die dann genügend für sich selbst sprechen werden.

Edgar Allan Poes Dichtungen sind erheblich vielseitiger, als man im allgemeinen glaubt. Sein Roman „Die Abenteuer des Gordon Pym“, der kürzlich (deutsch von Bodo Wildberg) in der Sammlung „Bücher des deutschen Hauses“ erschien, seine zwischen Novalis und den französischen Symbolisten schwebende Lyrik, seine lieblichen Frauenbildnisse, sein rein geistiges Schlußwerk, die Kosmogonie „Heureka“, bezeugen den weiten Umfang seiner innern Welt. Dennoch ist es begreiflich und nicht unberechtigt, wenn er als der „Dichter des Grauens“ betrachtet wird. Wie jede Erscheinung, die durch eine auffällige Wesensseite aus dem Zusammenhang des Normalen heraustritt, wird er sich's gefallen lassen müssen, daß auch er nach dem einen Auffallenden klassifiziert wird. Gerechter wäre es, ihn minder eng einen Dichter des Groteск-Phantastischen zu nennen. Doch in der Tat nimmt das Grauenhafte in seiner Novellistik einen sehr breiten Raum ein; und dieses bewußte, differenzierte Streben, Grauen zu erregen, war das Neue, das sich seinen Zeit- und Landesgenossen am schärfsten einprägen mußte.

Genauer: das Neue lag darin, daß hier (mit wenigen Ausnahmen, wie in dem billig allegorischen „Roten Tod“) nicht mehr die alten Requisiten der Schauerromantik, die tanzenden Toten und echten Gespenster verwendet wurden, sondern die unheimlichen Erscheinungen, die in unsrer Psyche wirklichen Sitz haben. Die Schrecken des Sterbens, das Doppel-Ich, die furchtbaren Wirkungen der Wahnvorstellungen auf ein Nervensystem, das durch erschütternde Erlebnisse, Alkohol, Morphium oder vererbte Entartung ausnehmend empfänglich ward, werden mit einer Kunst dargestellt, die das ganze Naturwissen ihrer Zeit beherrscht, mit Einschluß der Pathologie und der Kenntnis hypnotischer Kräfte, hierin sogar mit einer weitschauenden Erkenntnisfeinheit, die trotz dem Gebrauch des veralteten Namens Mesmerismus die eingebildeten Suggestionsklugen unsrer Tage beschämen kann und manches Ergebnis moderner psychologischer Studien kühn vorwegnimmt. Anderseits wird jedoch auch mit der deutschen Romantik Fühlung gehalten und die unterstützende Wirkung selt-

Digitized by Google

samer Naturstimmungen ebensowenig verschmäht, wie die öftere Beziehung des Stoffes zu vorhandenen Kunstwerken, die für unsre Romantik (freilich in wesentlich stärkerem Maße) kennzeichnend ist.

Diese Eigenschaften sind für den deutschen Leser in den Novellenbändchen der Sammlungen Meyer und Reclam bequem kennen zu lernen. In ausgezeichneter Ausstattung, mit Bildern von Kubin, gibt jetzt auch der Verlag Georg Müller in München einen Band ausgewählter Novellen (Das schwatzende Herz u. a.) heraus. Doch seien zartnervige Leute davor gewarnt, daß sie diese Kunst, in irgendeiner ihrer Fassungen, etwa als Lektüre für die Stunde vorm Schlafengehen ansehen. Sie könnten wirklich das Gruseln lernen.

In dem Dichter wirkten verschiedene Elemente zusammen, um seine schaurigen Werke zu erzeugen: die Abstammung von einem Geschlecht mit ungewöhnlich starker Einbildungskraft, eine Jugend ohne rechtes Heim, früher Verlust der einzig zärtlichen mütterlichen Freundin und die Grausamkeiten des Lebens, später auch die Folge von alledem (in der Novelle „Die schwarze Katze" offen bekannt): der Alkoholismus, und — die Notwendigkeit, Geld zu verdienen.

Nie wird Poe ganz unkünstlerisch. Seine Sprache hält sich immer auf bedeutender Höhe. Aber hier und da spürt man gleichwohl, daß — mit mehr oder weniger wahrnehmbarer Selbstironie — der Ausbau eines „Genres", das Beifall fand, notgedrungen betrieben wird. Diese Wahrnehmung mag uns helfen, eine weitere Steigerung der Sensationsseuche zu verhüten. Doch liegt das Fundament dieser düster phantastischen Dichtung unverkennbar tiefer. Meist spricht aus ihr der Klang der Notwendigkeit.

Und mitunter macht der überlegene Geist des Dichters sich in grotesk übertreibender Satire auf sich selbst und die Mitwelt Luft. So zum Beispiel in der „Unterredung mit einer Mumie" und in manchen Detektivgeschichten. Wobei anzumerken ist, daß Edgar Allan Poe der geistvolle Erfinder dieser allzu üppig gewordenen Gattung ist. Schon in dem „Doppelmord in der Rue Morgue" ist der geniale polizeigegnerische Amateur-Detektiv in der Gestalt des Monsieur (später Chevalier) Dupin so vollkommen auf die Beine gestellt, daß Herr Connan Doyle ihn dreist gebrauchsfertig an sich nehmen konnte! Auch den Jules Verne und Nachfolgern gab der amerikanische Dichter in seinen Erfindungsphantasien (wie „Hans Pfaalls Mondfahrt") und Abenteuergeschichten die anregendsten Vorbilder.

In Poes Werk findet eine hohe und keineswegs eng-spezialistische Begabung reichsten Ausdruck. Den sehnsüchteschweren Empfinder, den meisterlichen Könner wollen wir ehren. Wenn nur nicht bei uns alles ins Extrem getrieben und bei absonderlichen Künstlern immer nur zwischen Verhöhnung und Vergötzung geschwankt würde!. Hoffen wir, daß Edgar Allan Poe, der bei uns erst um die Jahrhundertwende einen späten Sieg zu erringen begann, nun einer ruhigen Schätzung teilhaftig und daß sein Schauer-Genre nicht breite Mode werde! W. Rath]

Um Poes auffälligstes Wesen durch seine Werke zu kennzeichnen, müßte man Stücke herausgreifen, in denen die scharfsinnigen Enthüllungen grauenvoller Verbrechen am packendsten dargestellt und in denen

Digitized by Google

schreckhafte Begebenheiten am meisten gehäuft werden. Denn das Wort vom Herrscher über ein wildes Heer wilder Phantasien, das Poe aus Tom O'Bedlams Gesang einer seiner Erzählungen voranstellt, paßt auf keinen besser als auf ihn selber. Wir treiben aber hier im Kunstwart keine Literaturgeschichte, wir befassen uns hier mit Kunst, nicht um Beziehungen, um „Fäden" irgendwelcher Art aufzuzeigen, sondern schlechtweg, um Lebendiges, noch gegenwärtig Lebendiges zu genießen. Auch wenn wir das suchen, gehen wir bei Poe jedenfalls nicht leer aus. Er liebt das Gespenstische und Schreckhafte, und wir alle kennen solche Regungen auch. Ein Gemeinsames also wäre da: weiß es der Künstler in Formen zu bannen, so kann er uns was geben. Freilich, Poe sieht — scheinbar — fast *nur* das Schreckhafte und Gespenstische, und er sieht es *überall*. So wird sein Weltbild einseitig und verzerrt: die Ungeheuerlichkeit der *Schattenformen*, nicht die *Gestalt der Dinge* bekommen wir zu sehen. Darum ist Poe eine große Gefahr für den unreifen Leser. Man muß schon fest verankert sein, um hinter ein Geheimnis des Poeschen Gestaltens zu kommen, um zu sehen, mit welcher Ruhe Poe das Grauen schafft und weckt. Es ist mehr als Ruhe, es ist wie ein ungeheurer Spott: „schrecken euch die wilden Phantasien? So seht doch schärfer hin, es steht ja einer hinter ihnen, der sie zu beherrschen und zu lenken weiß!" Schon der berühmte „Rabe" und noch mehr Poes rationalistische Erklärung dazu weist auf dieses seltsame Verhältnis. „*Hans Pfaall*" schafft seine Gläubiger teuflisch aus dem Wege, unternimmt eine höllische Fahrt nach dem Monde, schickt einen zwerghaften Boten nach Rotterdam, die ganze Stadt sieht's — aber zum Schlusse wird es nicht wahr. Dann die Episode mit dem „*Teufel im Glockenstuhl*". Wie die braven Spießburgher erschrecken, als mittags einmal die dreizehnte Stunde schlägt! Aber Faul Spießburgh liegt überall — wo die Alltäglichkeit zu gleichförmig wird, muß schon irgendein Teufel über die Berge in den Glockenstuhl fahren, und nur der Schrecken macht's, daß die Armen gar nicht merken, ein wie feiner Tänzer und schalkhafter Geiger der ist. Endlich der „*Mann der Menge*"! Hier sah Poe wirklich einmal Schatten und Ding zugleich. Das Riesenhafte, Unheimliche der Großstadt ist seinem Wesen ganz verwandt. Wer diese Gestalt mit dem Dichter schaut, dem mag es später im Straßengetriebe oft vorkommen, als lebe da in allen rings der Mann der Menge.

Wir geben den „Raben" in einer ganz neuen Übersetzung von Theodor Etzel, die im „Hyperion" (Verlag von Hans von Weber in München) erschienen ist. Unsre Prosa-Proben sind der zehnbändigen „Kritischen Ausgabe" von Poes Werken entnommen, die Hedda und Arthur Möller-Bruck bei J. C. C. Bruns Verlag in Minden herausgegeben haben.]

Der Rabe

In neuer Übertragung von Theodor Etzel

Einst in dunkler Mittnachtsstunde, als ich in entschwundner Kunde
Wunderlicher Bücher forschte, bis mein Geist die Kraft verlor
Und mir's trübe ward im Kopfe, kam mir's plötzlich vor, als klopfe
Jemand leis ans Tor, als klopfe — klopfe jemand sacht ans Tor.
„Irgendein Besucher", dacht ich, „pocht zur Nachtzeit noch ans Tor —
Weiter nichts" — so kommt mir's vor.

Digitized by Google

Oh ich weiß, es war in grimmer Winternacht, gespenstischen Schimmer
Jagte jedes Scheit durchs Zimmer, eh es kalt zu Asche fror.
Tief ersehnte ich den Morgen, denn umsonst war's Trost zu borgen
Aus den Büchern für das Sorgen um die einzge Lenor,
Um die wunderbar Geliebte — Engel nannten sie Lenor —
Die für immer ich verlor.

Die Gardinen rauschten traurig, und ihr Rascheln klang so schaurig,
Füllte mich mit Schreck und Grauen, wie ich nie erschrak zuvor.
Um zu stillen Herzens Schlagen, Herzens Zittern, Herzens Zagen,
Mußt ich murmelnd nochmals sagen: „Ein Besucher klopft ans Tor —
Ein verspäteter Besucher klopft um Einlaß noch ans Tor."
Sprach ich meinem Herzen vor.

Alsobald ward meine Seele stark und folgte dem Befehle,
„Herr", so sprach ich, „oder Dame, ach verzeihen Sie, mein Ohr
Hat Ihr Pochen kaum vernommen, denn ich war schon schlafbenommen,
Und Sie sind so sanft gekommen — sanft gekommen an mein Tor:
Wußte kaum den Ton zu deuten —" und ich sperrte auf das Tor: —
Nichts als Dunkel stand davor.

Starr in dieses Dunkel spähend, stand ich lange, nicht verstehend,
Träume träumend, die kein irdscher Träumer je gewagt zuvor;
Doch es herrschte ungebrochen Schweigen, aus dem Dunkel krochen
Keine Zeichen, und gesprochen ward nur zart das Wort „Lenor" —
Zart von mir gehaucht, — wie Echo flog zurück das Wort „Lenor".
Nichts als dies vernahm mein Ohr.

Wandte mich zurück ins Zimmer, und mein Herz erschrak noch schlimmer
Da ich wieder klopfen hörte, etwas lauter als zuvor.
„Sollt ich", sprach ich, „mich nicht irren, hörte ich's am Fenster klirren,
Oh, ich werde bald entwirren dieses Rätsels dunklen Flor —
Herz, sei still, ich will entwirren dieses Rätsels dunklen Flor;
Wind wohl machte da Rumor."

Offen warf ich nun die Schalter — flatternd kam herein ein alter
Stattlich großer schwarzer Rabe, wie aus heiliger Zeit hervor.
Machte keinerlei Verbeugung, keine kleinste Dankbezeigung,
Flog in edelmännischer Neigung zu dem Pallashaupt empor,
Grade über meiner Türe auf das Pallashaupt empor —
Saß — und stumm war's wie zuvor.

Doch das wichtige Gebaren dieses schwarzen Sonderbaren
Löste meines Geistes Trauer bald zu lächelndem Humor.
„Ob auch schäbig und geschoren, kommst du", sprach ich, „unverfroren,
Niemand hat dich herbeschworen aus dem Land der Nacht hervor.
Tu mir kund, wie heißt du, Stolzer, aus Plutonischem Land hervor?"
Sprach der Rabe: „Nie du Tor."

Digitized by Google

Daß er sprach so klar verständlich — ich erstaunte drob unendlich,
Kam die Antwort mir auch wenig sinnvoll und erklärend vor.
Denn noch nie war dies geschehen: Über seiner Türe stehen
Hat wohl keiner noch gesehen solchen Vogel je zuvor,
Über seiner Stubentüre auf der Büste je zuvor,
Mit dem Namen „Nie du Tor".

Doch ich hört in seinem Krächzen seine ganze Seele ächzen,
War auch kurz sein Wort und brachte er auch nichts als dieses vor.
Unbeweglich sah er nieder, rührte Kopf nicht noch Gefieder,
Und ich murrte, murmelnd wieder: „Wie ich Freund und Trost verlor,
Werd ich morgen ihn verlieren — wie ich alles schon verlor."
Sprach der Rabe: „Nie du Tor."

Seine schroff gesprochnen Laute klangen passend, daß mir graute,
„Aber", sprach ich, „nein, er plappert nur sein einzig Können vor,
Das er einem Herrn entlauschte, dessen Pfad ein Unstern rauschte,
Bis er letzten Mut vertauschte gegen trüber Lieder Chor —
Bis er trostlos trauerklagte in verstörter Lieder Chor
Mit dem Kehrreim: „Nie du Tor."

Da der Rabe das bedrückte Herz zu Lächeln mir berückte,
Rollte ich den Polsterstuhl zur Büste, Tür und Vogel vor,
Sank in Samtsitz, nachzusinnen, Traum mit Träumen zu verspinnen,
Über solchen Tiers Beginnen: was er wohl gewollt zuvor —
Was der alte finstergrimme Vogel wohl gewollt zuvor
Mit dem Krächzen „Nie du Tor".

Saß, der Seele Brand beschwichtend, keine Silbe an ihn richtend,
Seine Feueraugen wühlten mir das Innerste empor.
Saß und kam zu keinem Wissen, Herz und Hirn schien fortgerissen,
Lehnte meinen Kopf aufs Kissen lichtbegossen — das Lenor
Pressen sollte — lila Kissen, das nun nimmermehr Lenor
Pressen sollte wie zuvor!

Dann durchrann, so schien's, die schale Luft ein Duft aus Weihrauchschale
Edler Engel, deren Schreiten rings vom Teppich klang empor,
„Narr!" so schrie ich, „Gott bescherte dir durch Engel das begehrte
Glück Vergessen: das entbehrte Ruhen, Ruhen vor Lenor!
Trink, o trink das Glück: Vergessen der verlorenen Lenor!"
Sprach der Rabe: „Nie du Tor."

„Weiser!" rief ich, „sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier, ob Teufel —.
Ob dich Höllending die Hölle oder Wetter warf hervor,
Wer dich nun auch trostlos sandte oder trieb durch leere Lande
Hier in dies der Höll verwandte Haus — sag, eh ich dich verlor:
Gibt's — o gibt's in Gilead Balsam? — sag mir's, eh ich dich verlor!"
Sprach der Rabe: „Nie du Tor."

Digitized by Google

„Weiser!“ rief ich, „sonder Zweifel Weiser! — ob nun Tier, ob Teufel. —
Schwör's beim Himmel uns zu Häupten — schwör's beim Gott, den ich erkor —
Schwör's der Seele so voll Grauen: soll dort fern in Edens Auen
Ich ein strahlend Mädchen schauen, die bei Engeln heißt Lenor —
Sie, die Himmlische, umarmen, die bei Engeln heißt Lenor?“
Sprach der Rabe: „Nie du Tor.“

„Sei dies Wort dein letztes, Rabe oder Feind! Zurück zum Grabe.
Fort! zurück in Plutons Nächte!“ schrie ich auf und fuhr empor.
„Laß mein Schweigen ungebrochen! Deine Lüge, frech gesprochen,
Hat mir weh das Herz durchstochen. — Fort, von deinem Thron hervor!
Heb dein Wort aus meinem Herzen — heb dich fort, vom Thron hervor!“
Sprach der Rabe: „Nie du Tor.“

Und der Rabe rührt sich nimmer, sitzt noch immer, sitzt noch immer
Auf der blassen Pallasbüste, die er sich zum Thron erkor.
Seine Augen träumen trunken wie Dämonen traumversunken;
Mir zu Füßen hingesunken droht sein Schatten tot empor.
Hebt aus diesem meine Seele jemals wieder sich empor? —
Niemals mehr — oh, nie du Tor! (Hyperion)

Aus „Hans Pfaalls Mondfahrt“

Nach jüngsten Berichten aus Rotterdam scheinen sich alle Philosophen der Stadt in höchster Aufregung zu befinden. Es haben sich dort in der Tat so unerwartete, so absolut neue Phänomene gezeigt — Phänomene, die so im Widerspruch mit den bis jetzt behaupteten Ansichten stehen, daß ich fürchte, ganz Europa wird nach nicht allzulanger Zeit in eine Art Aufruhr geraten, die ganze Physik wird sich empören, der gesunde Menschenverstand und die Astronomie werden sich in den Haaren liegen.

Den Berichten nach hatte sich also im Monat . . . am . . . (ich erinnere mich des Datums nicht mit Bestimmtheit) auf dem großen Börsenplatze der bewußten Stadt Rotterdam zu einem nicht genauer erwähnten Zwecke eine große Volksmenge versammelt. Der Tag war warm — ungewöhnlich warm sogar für die Jahreszeit, kein Lüftchen wehte, und der Menge war es durchaus nicht unangenehm, daß von Zeit zu Zeit aus den großen, weißen Wolken, die über das blaue Himmelsgewölbe zogen, ein leichter Regen niederrieselte. Gegen Mittag nun machte sich in der versammelten Menge eine leichte, doch deutlich spürbare Erregung bemerklich. Darauf folgte das Gemurmel von zehntausend Stimmen, und eine Minute später wandten sich zehntausend Gesichter zum Himmel empor, zehntausend Pfeifen fielen wie auf einen Schlag aus zehntausend Mündern, und ein Schrei, der nur mit dem Getöse der Niagarafälle verglichen werden kann, erscholl durch die ganze Stadt und über die ganze Umgebung von Rotterdam.

Was die Ursache dieses immerhin seltsamen Gebarens gewesen, wurde bald offenbar. Hinter der scharfumrissenen Masse einer der schon erwähnten Wolken trat langsam hervor und glitt in eine der blauen Himmelslagunen ein rätselhaftes, heterogenes, doch offenbar stofflich festes Etwas

Digitized by Google

von so sonderbarer Gestalt, so phantastischer Zusammensetzung, daß es die wohlbeleibten Bürger, die mit offenem Munde nach oben starrten, nicht verstehen konnten, aber auch nicht zu bewundern müde wurden. Was konnte es sein? Im Namen aller Teufel von Rotterdam, was konnte das zu bedeuten haben? Niemand wußte es, niemand hatte auch nur eine Ahnung; niemand, nicht einmal der Bürgermeister, Mynheer Superbus van Underduk, fand die geringste Vermutung, die es ermöglicht hätte, das Geheimnis aufzuklären. So daß schließlich ein jeder, da man doch nichts Vernünftigeres tun konnte, seine Pfeife wieder sorgfältig in den Mundwinkel steckte, ein Auge beharrlich auf das Phänomen gerichtet hielt, paffte, eine Pause machte, mal nach rechts und links wackelte, bedeutungsvoll grunzte und — wieder paffte.

Mittlerweile jedoch kam der Gegenstand so außerordentlicher Neugierde und die Ursache so vielen Dampfes der guten Stadt näher und näher. In wenigen Minuten war das Wunder so nahe, daß man es deutlich erkennen konnte. Es schien — nein, es war bei Gott eine Art von Ballon, doch hatte man einen solchen Ballon in Rotterdam noch nie zuvor erblickt. Denn wer, lassen Sie mich fragen, wer hat jemals einen Ballon gesehen, der ganz aus schmutzigen Zeitungen gemacht ist? In Holland gewiß niemand! Und gerade vor der Nase oder vielmehr gerade über der Nase all dieser Leute befand sich nun ein solches Ding, eins, das, wie ich aus bester Quelle erfahren habe, gerade aus dem Material hergestellt war, von dem noch niemand gehört hatte, daß es je zu einem solchen Zwecke verwendet worden wäre. Das schien dem gesunden Menschenverstande der Bürger von Rotterdam eine ungeheuere Beleidigung zu sein.

Was die Gestalt des Ballons anging, nun, so war sie noch tadelnswürdiger, denn sie hatte keine andere Form, als die einer riesigen umgestülpten Narrenkappe. Und diese Ähnlichkeit verminderte sich durchaus nicht, als die Menge bei genauerem Hinsehen von der Spitze eine große Troddel herabhängen und an dem oberen Rand oder der Basis des Kegels kleine Instrumente herumbaumeln sah, die Schafsglocken glichen und fortwährend die Melodie des schönen Liedes »Wilhelmus von Nassauen« klingelten.

Aber es sollte noch schlimmer kommen!

An blauen Bändern hing vom Rande dieser phantastischen Maschinerie ein riesiger, grauer Kastorhut wie eine Gondel herab. Die Ränder waren übertrieben breit, der halbkugelförmige Kopf mit einem schwarzen Bande und einer silbernen Schnalle geschmückt. Es muß jedoch höchst merkwürdig erscheinen, daß mancher Einwohner von Rotterdam schwor, er habe den Hut früher schon öfters gesehen — ja, die ganze versammelte Menge schien ihn mit den Augen eines guten Bekannten zu betrachten. Und Mevrouw Grettel Pfaall stieß gar bei seinem Anblick einen Ruf freudigster Überraschung aus und erklärte, es sei der Hut ihres guten Gatten. Dieser letzte Umstand verdiente um so größere Beachtung, als Pfaall, Hans hieß er mit Vornamen, mit drei Genossen vor ungefähr fünf Jahren ganz plötzlich und auf unerklärliche Weise aus Rotterdam verschwunden war und bis zu dem Tage, an dem diese Erzählung beginnt, alle Nachforschungen nach seinem Verbleib nicht das geringste Ergebnis gehabt hatten. Allerdings waren noch neulich im Osten der

Digitized by Google

Stadt an einem versteckten Orte mit anderen sonderbaren Trümmern einige anscheinend von Menschen stammende Gebeine gefunden worden. Ein paar Leute hatten daraufhin die Vermutung ausgesprochen, daß an dieser Stelle wahrscheinlich eine schreckliche Bluttat geschehen sei, deren Opfer jedenfalls Hans Pfaall und seine Kameraden geworden.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Der Ballon (ohne Zweifel war es einer) hatte sich dem Boden bis auf hundert Fuß genähert und gestattete der Menge, die Person, der er zum Aufenthalt diente, genau in Augenschein zu nehmen. Es war ein sonderbarer Jemand. Er mochte kaum zwei Fuß hoch sein, und doch hätte ihn seine Winzigkeit nicht verhindert, das Gleichgewicht zu verlieren und über den Rand seiner Gondel hinauszufallen, wenn er nicht außerdem noch in einem runden Reifen gesteckt hätte, der ihm um Brust und Rücken ging und an den Stricken des Ballons festgebunden war. Der Körper des kleinen Mannes erschien über alle Proportion dick und gab seiner ganzen Erscheinung etwas absurd Rundes. Seine Füße konnte man natürlich nicht sehen. Seine Hände waren ungeheuer groß. Sein Haar grau und hinten in einen Zopf geordnet. Seine Nase war außerordentlich lang, gebogen und leuchtend purpurrot, seine Augen blickten scharf und glänzend. Sein Kinn und seine Wangen, obwohl von Altersfalten durchzogen, waren breit, weich und doppelt, von einem Ohr war hingegen an keiner Seite seines Kopfes auch nur das Geringste zu entdecken. Dieser sonderbare kleine Herr war in einen losen Überrock von himmelblauer Seide gekleidet; er trug eng anliegende Beinkleider, die an den Knien mit silbernen Schnallen befestigt waren; seine Weste bestand aus einem gelben, glänzenden Stoffe, eine Mütze aus weißem Taffet saß zierlich und kokett schief auf seinem Kopfe, und um seinen Anzug zu vervollständigen, trug er ein blutrotseidenes Tuch um den Hals gewunden; vorne war dasselbe zu einem ungeheueren Knoten geschlungen, dessen Zipfel prunkvoll auf seine Brust herabhingen.

Als der alte Herr, wie ich eben schon sagte, bis auf hundert Fuß der Erde nahegekommen, wurde er von einem Zittern ergriffen, und schien keine Lust zu verspüren, sich die terra firma genauer anzusehen. Er warf aus einem Leinwandbeutel, den er mit großer Mühe aufhob, eine Menge Sand aus, und der Ballon stand denn auch sofort still. Dann zog er in eiliger, aufgeregter Weise eine Brieftasche aus Maroquinleder aus der Seitentasche seines Überrockes. Er wog sie argwöhnisch in seiner Hand und betrachtete sie dann mit einem Ausdruck höchster Überraschung, als erstaune ihn ihr Gewicht. Endlich öffnete er sie und entnahm ihr einen riesigen Brief, der mit rotem Wachs gesiegelt und mit einem Bändchen von derselben Farbe sorgfältig zusammengebunden war, und ließ ihn gerade vor die Füße des Bürgermeisters Superbus van Underduk hinabfallen.

Seine Exzellenz bückte sich, um ihn aufzuheben. Der Aeronaut jedoch, der sich noch immer in großer Unruhe zu befinden schien, und auch wohl weiter keine Geschäfte in Rotterdam zu verrichten hatte, traf eilfertig seine Veranstaltungen zur Abfahrt. Da er wieder Ballast auswerfen mußte, um steigen zu können, so fiel ein halb Dutzend Sandsäcke, die er, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu leeren, einfach herunterwarf, dem unglückseligen Bürgermeister auf den Buckel und kugelte ihn nicht weniger als ein halbdutzendmal vor den Augen von ganz Rotterdam um und um.

Digitized by Google

Man muß nun nicht glauben, daß sich der große Underduk diese Impertinenzen des kleinen alten Mannes gefallen ließ. Im Gegenteil, man erzählt, daß er während der sechs Umdrehungen nicht weniger als ein halbes Dutzend wütender Dampfwolken aus seiner Pfeife blies, die er während der ganzen Zeit aus aller Kraft zwischen den Zähnen festhielt, und — so Gott will — bis zum Tage seines Todes festhalten wird.

Mittlerweile erhob sich der Ballon wie eine Lerche, schwebte hoch über der Stadt und verschwand endlich ruhig hinter einer Wolke, die der, hinter welcher er hervorgekommen, ganz ähnlich war, und wurde so den staunenden Augen der guten Bürger auf immer entzogen. Nun richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf den Brief, dessen Ankunft oder vielmehr dessen Begleitumstände sich so umstürzlerisch gegen die würdige Person seiner Exzellenz von Underduk gerichtet. Der hohe Beamte hatte jedoch während seiner kreisförmigen Bewegungen nicht vergessen, die Epistel in Sicherheit zu bringen, die, wie sich alsbald herausstellte, in die richtigen Hände gelangt war, da sie an ihn selbst und den Professor Sternekiek in ihrer Eigenschaft als Präsident und Vizepräsident des Rotterdamer Astronomischen Kollegiums adressiert war. Er wurde von den beiden Würdenträgern auf der Stelle geöffnet.

[Die Epistel, der wir im folgenden ein paar Bruchstücke entnehmen, erzählt, wie Hans Pfaall, von Gläubigern bedrängt, einen Ballon baut, um auf den Mond zu fahren, wie er dabei seine Bedränger durch eine Explosion geschickt ums Leben bringt, und enthält den genauen Bericht seiner Fahrt, die am ersten April beginnt.]

Um zwanzig Minuten vor sieben trat der Ballon in eine große, dichte Wolke, die mich sehr belästigte, meinen Kondensierapparat beschädigte und mich bis auf die Haut durchnäßte. Es war ohne Zweifel eine seltsame Begegnung, denn ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß eine Wolke dieser Art sich in so großer Höhe aufhalten konnte. Ich hielt es für das beste, zwei Stücke Ballast, von denen jedes fünf Pfund wog, auszuwerfen, so daß mir noch hundertundsechzig Pfund blieben. Ich ließ die Wolke denn auch bald unter mir und bemerkte, daß die Schnelligkeit des Aufstiegs bedeutend zugenommen. Wenige Sekunden, nachdem ich von der Wolke fort war, sah ich, wie ein Blitz sie von einem Ende zum andern durchschoß und die ganze ungeheure Masse entzündete, die bald wie ein riesiges glühendes Kohlenlager aussah. Dies geschah bei hellem Tage; und ich glaube, keine Phantasie könnte sich die Großartigkeit eines solchen Schauspiels zu dunkler Nachtzeit ausmalen. Die Hölle selbst hatte ihr getreues Abbild gefunden. Mir sträubten sich die Haare, und doch suchte ich mit meinen Blicken in die gähnenden Feuerabgründe hineinzutauchen und ließ meine Phantasie sich in den seltsamen Flammenhallen, purpurglühenden Meeren, wilden Lichtschlünden dieser furchtbaren Feuerwelt ergehen. Ich war ihr mit genauer Not entronnen. Wäre der Ballon nur noch eine kurze Zeit in der Wolke geblieben, das heißt, hätte mich die Nässe nicht dazu getrieben, Ballast auszuwerfen, so wäre ich unausbleiblich dem Untergang geweiht gewesen. Derartige Gefahren, an die fast niemand denkt, sind eigentlich die bedeutendsten, denen man sich bei einer solchen Ballonfahrt aussetzt. Ich hatte jedoch mittlerweile

Digitized by Google

eine Höhe erlangt, die einen ähnlichen Unfall ausschloß und mich weiterer Besorgnisse enthob.

17. April. Dieser Morgen war der Schluß und der Anfang einer Epoche meiner Reise. Man wird sich erinnern, daß die Erde am 13. von mir aus einen Winkel von 25 Grad umschloß. Am 14. hatte sich der Winkel bedeutend verkleinert, am 15. hatte er noch viel schneller an Größe abgenommen, und am 16., kurz vor dem Schlafengehen, schätzte ich ihn bloß noch auf ungefähr sieben Grad fünfzehn Minuten. Nun stelle man sich mein Erstaunen vor, als ich am 17. nach einem kurzen, unruhigen Schlummer bemerkte, daß die Oberfläche unter mir so wunderbar plötzlich an Umfang zugenommen hatte, daß sie einen Winkel von wenigstens 30 Grad umschloß! Ich stand sozusagen wie vom Blitz gerührt! Kein Wort kann meinen ungeheuren Schrecken, mein niederschmetterndes Entsetzen ausdrücken. Meine Knie schlotterten — meine Zähne klapperten — die Haare standen mir zu Berge! Der Ballon war also geplatzt? Dies war der erste wilde Gedanke, der mir durchs Hirn schoß. Der Ballon war also geplatzt? Ich sauste — ich sauste mit unausdenkbarer Geschwindigkeit nach unten! Nach der ungeheueren Entfernung zu schätzen, die ich in der kurzen Zeit des Schlafens durchmessen, könnte es höchstens noch zehn Minuten dauern, bis ich die Oberfläche der Erde erreichte, der grausigsten Vernichtung zugeschleudert wurde!

Doch dann begann ich ruhiger nachzudenken — ich machte eine Pause und sammelte mich. Zweifel stellten sich ein. Es war ja eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit! So rasend schnell hätte ich immerhin nicht nach unten fallen können. Und obwohl ich mich der Oberfläche unter mir zusehends näherte, stand diese Geschwindigkeit doch in keinem Verhältnis zu der, die ich anfangs mit solch ungeheurem Grausen für meinen Sturz angenommen hatte. Diese Überlegung beschwichtigte die Erregung in meinem Innern teilweise wieder, und es gelang mir endlich, die Erscheinung mit ruhigerem Auge zu betrachten. Erstaunen und Angst mußten mich wirklich meiner Sinne beraubt haben, daß ich die Verschiedenheit der Oberfläche des Weltkörpers unter mir und der meiner Mutter Erde nicht sofort erkannt hatte. Die stand jetzt über meinem Kopfe, und der Mond — der Mond in all seiner Glorie — lag zu meinen Füßen.

Das Staunen und die Erstarrung, die diese sonderbare Veränderung in der Lage der Welten in mir bewirkte, war vielleicht das Erstaunlichste und Unverständlichste an der ganzen Reise. Denn diese Umwälzung war nicht nur natürlich und unausbleiblich, ich hatte sie auch längst erwartet. Sie mußte eintreten, sobald ich an dem Punkte meiner Reise angekommen sein würde, an dem die Anziehungskraft des Planeten durch die Anziehungskraft des Satelliten aufgehoben werden würde, oder genauer: an dem die Gravitation des Ballons zur Erde geringer sein würde, als die zum Monde.

Allerdings erwachte ich gerade aus einem Schlafe und war noch nicht ganz bei Sinnen, als ich plötzlich diese seltsamste aller Erscheinungen gewahrte, die ich zwar erwartet — doch nicht in diesem Augenblick erwartet hatte.

Die Umdrehung selbst mußte ganz sanft und allmählich vor sich ge-

Digitized by Google

gangen sein, und es ist durchaus nicht gewiß, daß ich selbst in wachem Zustande eine Umkehrung verspürt haben würde, irgendein *inneres* Symptom einer Umdrehung — eine Unbequemlichkeit oder eine Verschiebung an meinen Apparaten.

Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß sich meine ganze Aufmerksamkeit, als ich zur klaren Erkenntnis meiner Situation gekommen und des Schreckens, der meinen Geist vollkommen gelähmt hatte, Herr geworden war, auf die Betrachtung der allgemeinen äußeren Erscheinung des Mondes konzentrierte.

Jedenfalls hatte ich den Planeten fast ganz erreicht und näherte mich ihm in schwindelnd eiligem Fall. Es war keine Minute zu verlieren, ich warf meinen Ballast über Bord, dann die Wasserfäßchen, den Kondensator, die Gummihülle, alles, was sich nur in der Gondel befand. Es half nichts. Ich fiel mit entsetzlicher Schnelligkeit, und war wohl nur noch eine halbe Meile vom Boden entfernt. In höchster Not warf ich meinen Rock, meinen Hut, meine Stiefel fort, löste *die Gondel selbst*, die ziemlich schwer war, vom Ballon, klammerte mich mit beiden Händen an das Netzwerk an und hatte kaum Zeit, zu sehen, daß das ganze Land, so weit das Auge reichte, mit winzigen Wohnstätten übersät war, als ich auch schon wie eine Kugel mitten in eine phantastische Stadt unter eine Menge häßlicher, kleiner Leute fiel, von denen keiner ein Wort sagte, oder sich die geringste Mühe gab, mir beizustehen, sondern die alle wie ein Haufen von Idioten mich und meinen Ballon mit lächerlichem Grinsen und in die Seite gestemmten Armen anglotzten. Ich wandte mich von ihnen ab und blickte zur Erde auf, die ich kürzlich und vielleicht für immer verlassen. Sie hing als ungeheurer, düsterer Kupferschild von vielleicht zwei Grad im Durchmesser, starr und unbeweglich, in den Himmeln über mir. Ein Teil des Randes erglänzte in der Gestalt einer goldig leuchtenden Sichel. Von Land oder Meeren war nichts mehr zu sehen, die ganze Oberfläche schien mit veränderlichen Flecken besät und war von den tropischen und Aquatorial-Zonen wie von Gürteln umschlossen.

So hatte ich also, Euren Exzellenzen mit Respekt zu melden, nach einer langen Reihe von Beängstigungen und mannigfachen Gefahren, denen ich so unglaublich gut und unbeschädigt entronnen war, neunzehn Tage nach meiner Abfahrt von Rotterdam, heil und gesund das Ziel der zweifellos seltsamsten, wichtigsten Reise erreicht, die je ein Erdenbürger vollbracht oder auch nur beabsichtigt hat. Doch habe ich meine Abenteuer hier noch nicht erzählt, und Eure Exzellenzen können sich wohl vorstellen, daß ich nach fünfjährigem Aufenthalte auf einem Planeten, der, an sich schon höchst interessant, es in seiner Eigenschaft als Trabant der menschenbewohnten Erde doppelt wird, dem astronomischen Kollegium im geheimen noch viele und wichtigere Dinge mitzuteilen habe, als die immerhin wunderbaren Einzelheiten der bloßen Reise, die ich so glücklich zu Ende geführt.

Ich könnte viel von dem Klima des Mondes erzählen, von dem wunderbaren Wechsel von Wärme und Kälte, von dem unerbittlichen glühenden Sonnenschein, der stets vierzehn Tage hintereinander anhält, und der darauf folgenden vierzehntägigen mehr wie polaren Eiseskälte; könnte vieles über eine beständige Zufuhr an Feuchtigkeit durch Destillation wie in einem Vakuum von dem Punkte unter der Sonne bis zu dem am

Digitized by Google

weitesten entfernten erzählen; von einer veränderlichen Zone fließenden Wassers könnte ich sprechen; dann über die Einwohner selbst — über ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre politischen Einrichtungen, ihren besonderen Organismus, ihre Häßlichkeit, ihren Mangel an Ohren, die in einer so anderen Atmosphäre nur nutzlose Anhängsel sein würden, über das Fehlen jeglicher Sprache bei ihnen, über ihre seltsame Methode einer inneren Mitteilung, welche die Sprache vollständig ersetzt; könnte von der unerklärlichen Beziehung reden, die je einen Mondbewohner mit je einem Erdenbürger verbindet — eine Beziehung, die den Bahnen des Planeten und des Satelliten analog ist, von ihnen abhängt, und mittels deren das Leben und Schicksal der Bewohner beider Sterne innig miteinander verbunden sind — und vor allem, mit Eurer Exzellenzen Erlaubnis, möchte ich über die dunklen, fürchterlichen Geheimnisse der anderen Hemisphäre des Mondes sprechen, die, dank der fast wunderbaren Übereinstimmung der Umdrehung des Satelliten um seine eigene Achse mit seiner Sternenbahn um die Erde, und durch Gottes Barmherzigkeit den Teleskopen der Menschen niemals zugänglich sein wird.

Alles das möchte ich erzählen und noch viel, viel mehr. Aber — um kurz zu sein — ich verlange eine Belohnung dafür. Ich sehne mich darnach, zu meiner Familie und in mein Heim zurückzukehren. Und als Preis für das Licht, das ich in viele wichtige Gebiete der physischen und metaphysischen Wissenschaften bringen kann, erbitte ich durch Fürsprache des hochzuverehrenden astronomischen Kollegiums Straflosigkeit für das Verbrechen, dessen ich mich bei meiner Abreise aus Rotterdam durch den Mord meiner Gläubiger schuldig gemacht. Diesen Zweck verfolge ich mit dem Briefe, den Eure Exzellenzen soeben gelesen. Der Überbringer, ein Mondbewohner, den ich zu meinem Boten ausgewählt und genügend instruiert habe, wird auf Eure Exzellenzen gnädige Äußerung warten und mir die erbetene Verzeihung, falls man sie mir gewähren wird, überbringen.

Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen als Eurer Exzellenzen
allerergebenster Diener

Hans Pfaall.

Als Bürgermeister und Professor diese überraschende Botschaft gelesen hatten, ließ der letztere, so erzählt man, im Übermaße des Erstaunens seine Pfeife auf die Erde fallen und Mynheer Superbus van Underduk nahm seine Brille ab, putzte sie, steckte sie in die Tasche und vergaß sowohl sich selbst, als auch seine Würde so weit, daß er sich vor Verwunderung dreimal auf dem Absatze herumdrehte.

Zweifellos mußte die Straflosigkeit erwirkt werden. Wenigstens schwor es sich Herr Professor Sternekiek mit einem festen Fluche — als auch schon van Underduk den Arm seines Bruders in der Wissenschaft ergriff und sich, ohne ein Wort zu sagen, mit ihm schleunigst auf den Weg nach Hause machte, um über die dringenden Maßregeln, die man jetzt ergreifen müsse, zu beraten. Als sie jedoch die Tür der bürgermeisterlichen Wohnung erreicht hatten, wagte der Professor den Einwurf, daß ja der Bote, ohne Zweifel durch das Gebaren der Rotterdamer zu Tode erschrocken, schon wieder verschwunden, das zu erwirkende Pardon also zwecklos sei; denn wohl nur ein Mondmensch würde eine so weite Reise unternehmen, um es doch noch zu überbringen!

Digitized by Google

Der Richtigkeit dieser Bemerkung konnte sich der Bürgermeister nicht entziehen und die Affäre hatte damit eigentlich ein Ende; nicht jedoch alle möglichen Gerüchte und Vermutungen. Der Brief wurde veröffentlicht und gab Anlaß zu den verschiedensten Meinungsäußerungen und den dümmsten Klatschgeschichten. Einige Neunmalkluge blamierten sich sogar so weit, die ganze Sache als einen bloßen Schwindel hinzustellen. Aber ich fürchte, für diese Leute ist eben alles, was über ihren Verstand hinausgeht, „Schwindel". Ich für meinen Teil kann wenigstens nicht verstehen, wodurch sie ihre Annahme begründen könnten.

Sehen wir zu, was sie sagen!

Erstens: Daß gewisse Spaßvögel in Rotterdam gewisse Antipathien gegen gewisse Bürgermeister und Astronomieprofessoren haben.

Zweitens: Daß ein wunderlicher, alter Zwerg, seines Zeichens Taschenspieler, dem man einmal für irgendeinen schlechten Streich beide Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten, seit einigen Tagen in der benachbarten Stadt Brügge vermißt werde.

Drittens: Daß die Zeitungen, mit denen der ganze kleine Ballon beklebt gewesen, holländische Zeitungen waren und deshalb nicht vom Monde kommen konnten. Sie waren schmutzig, sehr schmutzig, — und van den Druck, der Buchdrucker, wollte es auf seinen Eid nehmen, daß sie in seiner Druckerei gedruckt worden seien.

Viertens: Daß Hans Pfaall selbst ein Schuft und Trunkenbold und mit den drei Faullenzern, die er seine Gläubiger nannte, vor nicht mehr als zwei oder drei Tagen in einer berüchtigten Vorstadtkneipe gesehen worden sei, nachdem sie eben von einer Reise übers Meer mit vollen Taschen zurückgekommen.

Fünftens und letztens: Daß die Annahme allgemein verbreitet ist oder es wenigstens sein sollte, daß das Astronomische Kollegium in der Stadt Rotterdam, wie alle anderen Kollegien in allen anderen Teilen der Welt — von den Kollegien und Astronomen im allgemeinen überhaupt ganz zu schweigen — gelinde gesagt, nicht besser, nicht klüger, nicht weiser sei, als nötig ist.

Aus dem „Teufel im Glockenstuhl"

Es war vorgestern — noch fünf Minuten fehlten bis Mittag —, als ein wunderlich aussehender Gegenstand auf der Spitze eines gegen Osten liegenden Hügels erschien. Ein solches Ereignis zog natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und jeder alte, kleine Herr in seinem Lederarmstuhl wandte eines seiner Augen voll Verwunderung und Unheil ahnend auf das Phänomen, während das andere auf die Uhr im Turm gerichtet blieb.

Als nur noch drei Minuten bis Mittag fehlten, bemerkte man, daß das sonderbar aussehende fragliche Wesen ein sehr kleiner Mann und offenbar ein Fremder war. Er stieg mit großer Schnelligkeit den Hügel hinab, so daß man ihn bald sehr gut in Augenschein nehmen konnte. Es war die albernste Persönlichkeit, die man je in Spießburgh gesehen. Sein Gesicht war von tabakschwarzer Farbe, er hatte eine riesenlange Hakennase, Augen wie große, gelbe Erbsen, einen weiten Mund und darin ein prächtiges Gebiß, das er gern zu zeigen schien, denn er grinste unablässig von einem Ohr zum anderen. Außer dem Schnurrbart und

Digitized by Google

Backenbart war weiter nichts an seinem Gesichte zu sehen. Er war barhäuptig und trug sein Haar sauber auf Papilloten gewickelt. Sein schwarzer, eng anliegender Rock hatte lange Schwalbenschwänze, aus einer seiner Taschen hing ein mächtiges weißes Taschentuch heraus. Seine Beinkleider waren von schwarzem Kaschmir, er trug schwarze Strümpfe und an den Füßen ein Mittelding zwischen Stiefeln und Tanzschuhen mit riesigen Büscheln schwarzer Seidenschleifen als Schuhbänder. Unter einem Arme hielt er einen Chapeau claque und unter dem anderen eine Fiedel, die fast fünfmal so groß war, als er selbst. In seiner Linken ruhte eine goldene Tabaksdose, aus welcher er, während er mit den sonderbarsten Kapriolen den Berg hinuntersprang, unaufhörlich mit dem Ausdruck größter Selbstzufriedenheit schnupfte. Du lieber Himmel! war das ein Anblick für die biederen Einwohner von Spießburgh!

Genau gesagt, hatte der Bursche trotz seines Grinsens einen verwegenen und unheilvollen Ausdruck im Gesicht; und während er nun geradeswegs auf das Dorf zulief, erregte die besagte bizarre Form seiner Schuhe sofort Verdacht.

Mancher, der ihn sah, hätte gern etwas darum gegeben, einen Blick hinter das weiße Taschentuch werfen zu können, das so aufreizend aus der Tasche seines Schwalbenschwanzrockes hing. Was jedoch hauptsächlich gerechten Unwillen gegen ihn erregte, war der Umstand, daß der elende Harlekin, während er hier einen Fandangosprung, dort eine Pirouette machte, gar keine Ahnung zu haben schien, was es heißt, das Zeitmaß richtig einzuhalten.

Die guten Leute des Städtchens hatten jedoch kaum Zeit, die Augen weit zu öffnen, als, wie ich schon sagte, es war mittlerweile gerade eine halbe Minute vor Mittag geworden, der Lump mitten zwischen sie eilte, hier ein chassez, dort ein balancez machte, und dann nach einer Pirouette und einem pas-de-zéphyr sich wie auf Taubenflügeln in den Glockenstuhl des Rathausturmes schwang, in dem der jetzt vor Verwunderung und Schreck erstarrte Glockenstuhlmann voll Würde rauchend gesessen hatte. Doch der Galgenstrick packte ihn bei der Nase, schüttelte ihn und zog an derselben, stülpte ihm seinen riesigen Chapeau claque über den Kopf und zog ihm denselben bis über die Augen und den Mund herab; dann erhob er seine große Geige und schlug ihn damit so lange und so kräftig, daß man, da der Glockenstuhlmann sehr dick und die Geige hohl war, geschworen hätte, ein ganzes Regiment Paukenschläger spiele im Glockenstuhl des Spießburgher Turmes des Teufels Höllenwirbel.

Es läßt sich nicht ausdenken, zu welch verzweifeltem Racheakt dieser aufreizende Angriff die Bewohner von Spießburgh getrieben haben würde, wenn sie nicht der wichtige Umstand, daß nur noch eine halbe Sekunde bis zu Mittag fehlte, bei Besinnung gehalten hätte. Die große Uhr mußte gleich schlagen, und dann gab es für jeden Bürger von Spießburgh auf der ganzen Welt nichts Wichtigeres, als dabei seine Taschenuhr aufs genaueste zu beobachten. Allerdings sah jeder vernünftige Mensch, daß der Bursche sich gerade in diesem Augenblick an der Uhr irgend etwas zu schaffen machte, wozu er kein Recht hatte. Doch als sie jetzt zu schlagen anfing, hatte niemand mehr Zeit, auf seine Manöver achtzugeben, denn jeder mußte jetzt die Schläge der Glocke zählen.

„Eins!“ sagte die Uhr.

Digitized by Google

„Eens!“ echote jeder kleine, dicke Herr in jedem Lederarmstuhl in Spießburgh. „Eens!“ sagte auch seine Taschenuhr; „eens!“ sagte die Uhr von Mevrouw, und „eens!“ sagten die Uhren der Jongens und die kleinen, vergoldeten Repetieruhren an den Schwänzen der Katze und des Schweines.

„Zwei!“ fuhr die große Uhr fort.

„Twee!“ wiederholten alle übrigen.

„Drei! Vier! Fünf! Sechs! Sieben! Acht! Neun! Zehn!“ sagte die Turmuhr.

„Dree! Vier! Fif! Seß! Seeven! Acht! Negen! Tien!“ antworteten die anderen.

„Elf!“ sagte die große.

„Elfen!“ stimmten die kleinen bei.

„Zwölf!“ sagte die große Uhr.

„Twölf!“ antworteten alle, vollkommen befriedigt und ließen die Stimme sinken.

„Twölf is et!“ sagten alle die alten Herren und steckten ihre Uhren ein. Doch die große Uhr war noch nicht zu Ende.

„Dreizehn!“ sagten sie.

„O Gott!“ stöhnten die alten Herren und schnappten nach Luft, wurden bleich, ließen die Pfeifen aus dem Munde und ihr rechtes Bein von dem linken Knie fallen.

„O Gott!“ jammerten sie alle, „Dörteen! Dörteen! Mein Gott, et is dörteen Uhr!!“

Es wäre unnütz, die schreckliche Szene, die nun folgte, beschreiben zu wollen. Mit einem Wort: Ganz Spießburgh war in Aufruhr!

„Was ist denn mit meiner Zwiebel passiert?“ brüllten alle die Bengels. „Ich bin schon seit einer ganzen Stunde hungrig.“

„Was ist denn mit meinem Kraut passiert?“ schrien alle Mevrouws. „Seit einer Stunde ist es schon zerkocht!“

„Was ist denn mit meiner Pfeife passiert?“ fluchten all die alten, kleinen Herren. „Donner und Blitz, seit einer Stunde muß sie schon ausgeraucht sein.“ Sie füllten ihre Pfeifen von neuem in großer Wut, lehnten sich in ihre Armsessel zurück und stießen so schnell und wild Rauchwolken von sich, daß das ganze Dorf alsbald in undurchdringlichen Dampf gehüllt ward.

Mittlerweile wurden alle Kohlköpfe ganz rot im Gesicht, und es schien, als habe der Bösewicht von Anbeginn selbst von allem, was eine Standuhr war, Besitz genommen. Die in die Möbel geschnitzten Uhren fingen wie verhext zu tanzen an, während die auf den Kaminsimsen sich vor Wut kaum noch halten konnten und so hartnäckig fortwährend dreizehn schlugen und mit ihren Pendeln so wild herumfuhrwerkten und herumtollten, daß es wirklich schrecklich anzusehen war. Doch das schlimmste von allem war, daß weder die Katzen noch die Schweine länger mit dem Betragen der Taschenuhren an ihren Schwänzen einverstanden zu sein schienen und dies deutlich zeigten, indem sie alle auf den Platz Reißaus nahmen, dort herumkratzten und herumstöberten, quiekten und schrien, brummten und grunzten, den Leuten ins Gesicht sprangen, sich in ihre Röcke verwickelten, kurz, die greulichste Verwirrung anstellten, die sich ein vernünftiger Mensch nur denken kann. Und der elende,

Digitized by Google

kleine Taugenichts im Turme tat offenbar noch sein möglichstes, um den Tumult zu steigern. Hin und wieder konnte man den Schurken durch den Rauch einen Augenblick lang wahrnehmen. Er saß im Glockenstuhl auf dem Glöckner, der flach auf dem Rücken lag. In seinen Zähnen hielt der Schuft das Glockenseil, an dem er heftig zog, während er seinen Kopf bald nach rechts, bald nach links bewegte, und machte einen solchen Lärm, daß es mir noch jetzt in den Ohren saust, wenn ich nur daran denke. Auf seinem Schoße lag die große Geige, auf der er ohne jedes Zeitmaß und ohne Harmonie — der Hanswurst! — mit beiden Händen das schöne Lied „Komm herab, o Madonna Theresa" spielte.

Aus dem „Mann der Menge"

Ce grand malheur de ne pouvoir être seul. La Bruyère

[Poe sitzt, nach einer Krankheit, an dem Bogenfenster eines Londoner Cafés und schaut ins Straßengewühl.]

So studierte ich also, die Stirn an die dunstige Fensterscheibe gedrückt, die vorüberhastende Menge, als mich plötzlich ein Gesicht bannte, das da draußen auftauchte — ein Gesicht von sonderbar stark ausgeprägtem, vielfältigem Ausdruck — ein Gesicht, das einem alten, hinfälligen Manne von fünfundsechzig oder siebenzig Jahren angehörte — — — — —

Ich habe in meinem ganzen Leben kein zweites gesehen, das ihm auch nur im entferntesten glich. Aber ich erinnere mich sehr wohl, daß gleich mein erster Gedanke bei seinem Anblick war, daß jeder Maler, der noch immer den Teufel gemalt, dies Gesicht allen künstlerischen Darstellungen des Satans vorgezogen haben würde.

Ich bemühte mich sofort, noch während der ersten, flüchtigen Prüfung, den Eindruck, den ich da empfing, in etwas zu zergliedern: und es erhoben sich in meinem Kopfe die verwirrten und sich widersprechenden Vorstellungen von großer geistiger Kraft, von Vorsicht, Armut, Geiz, von Kälte, Bosheit, Blutdurst, von Hohn, ausgelassenster Lustigkeit und tiefstem Schrecken, rasendster Verzweiflung. Ich fühlte mich sonderbar gefesselt, ergriffen, aufgeregt. „Welch seltsame Geschichte", sagte ich mir, „muß in dem Buche dieses Herzens geschrieben stehen." Und plötzlich faßte mich das unwiderstehliche Verlangen, den Mann im Auge zu behalten, mehr von ihm zu erfahren.

Ich zog eiligst meinen Überrock an, ergriff Stock und Hut, bahnte mir einen Weg auf die Straße hinaus und drang in der Richtung, die der Mann genommen, durch die Menge vor; denn er selbst war inzwischen meinen Blicken natürlich entschwunden. Doch bald schon erblickte ich ihn wieder, näherte mich und folgte ihm aber so vorsichtig, daß er mich nicht bemerkte.

Ich hatte nun die beste Gelegenheit, seine ganze Erscheinung zu mustern. Er war von sehr kleiner Statur, sehr mager und äußerst schwächlich. Seine Kleider schienen im allgemeinen schmutzig und zerlumpt, jedoch bemerkte ich, als er zufällig unter das Licht einer Gaslaterne kam, daß seine Wäsche, wenn auch gleichfalls unsauber, doch von gutem Gewebe war; auch glaubte ich durch einen Schlitz seines sonst

Digitized by Google

fest zugeknöpften und wahrscheinlich aus zweiter Hand erstandenen Regenmantels einen Diamanten und einen Dolch aufschimmern zu sehen. Dies erhöhte noch meine Neugierde, und ich beschloß, dem Unbekannten zu folgen — wohin er auch gehen würde.

Es war mittlerweile vollständig Nacht geworden, und über der Stadt lag ein dichter, feuchter Nebel, der bald als heftiger Regen niederschlug. Die Veränderung des Wetters hatte eine seltsame Wirkung auf die Menge, die plötzlich in eine ganz neue Bewegung geriet und von einem Wald von Regenschirmen überdacht wurde. Das Schwanken, das Stoßen und Gesumme schien noch zehnmal stärker zu werden. Ich selbst machte mir nicht viel aus dem Regen, mein überstandenes Fieber brannte mir noch im Körper und ließ mich die kühle Feuchtigkeit verlockend und angenehm empfinden. Und so schützte ich mir denn den Mund mit einem Taschentuch und hielt tapfer aus. Eine halbe Stunde bahnte sich der alte Mann mühsam seinen Weg durch die belebte Hauptstraße, und aus Furcht, ihn zu verlieren, folgte ich ihm fast auf dem Fuße. Doch er bemerkte mich nicht, da er sich nicht ein einziges Mal umwandte.

Endlich bog er in eine Querstraße ein, die, obwohl auch noch sehr belebt, doch nicht so überfüllt war wie die Hauptstraße, die wir eben verlassen. Und alsbald bemerkte ich, daß sich in dem Benehmen meines Mannes eine Anderung vollzog: er ging langsamer, unbestimmter, unschlüssiger, als habe er kein rechtes Ziel. Ohne ersichtlichen Zweck schritt er ein paarmal von der linken Straßenseite zur andern hinüber und wieder zurück und wieder hinüber und wieder zurück. Das Gedränge war auch hier noch immer so groß, daß ich mich dabei immer ganz dicht hinter ihm halten mußte. Die Straße war sehr eng und lang, und bis wir an ihr Ende kamen, verging fast eine Stunde. Doch nahm die Menge der Passanten jetzt nach und nach ab. Eine Biegung der Straße führte uns über einen hellerleuchteten Platz, auf dem ein verhältnismäßig regeres Leben auf- und niederwogte. Und gleich nahm der Unbekannte wieder seine anfängliche Haltung an. Das Kinn sank tiefer auf die Brust herab, während seine Augen unter den zusammengezogenen Brauen nach allen Richtungen hin wilde Blicke auf die schleuderten, die ihm hemmend in den Weg kamen. Den Weg selbst aber verfolgte er mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. Als er jedoch die Runde um den Platz gemacht hatte, sah ich mit Erstaunen, daß er den Kreislauf von neuem begann und dann wieder und immer wieder von neuem, wobei er mich einmal bei einer raschen Wendung fast entdeckt hätte.

So kreiste er eine ganze zweite Stunde herum, gegen deren Ende wir immer weniger von Passanten gehindert wurden als am Anfange. Der Regen fiel in Strömen, es wurde kalt, und die Menschen zogen sich mehr und mehr in ihre Häuser zurück. Mit einer ungeduldigen Gebärde trat der Wanderer schließlich in eine verhältnismäßig leere Seitenstraße ein. Eine Viertelstunde lang eilte er durch diese mit einer Schnelligkeit vorwärts, die ich einem so bejahrten Manne niemals zugetraut hätte, und die mir meine Verfolgung sehr erschwerte. Nach kurzer Zeit erreichten wir ein großes, noch stark besuchtes Kaufhaus, mit dessen Lokalitäten der Fremde sehr bekannt zu sein schien. Er nahm seine ursprüngliche Haltung wieder an und bahnte sich durch den Schwarm der Käufer und Verkäufer seine ziellosen Kreuz- und Querwege.

Digitized by Google

Wir verbrachten ungefähr anderthalb Stunden an diesem Orte, und es erforderte meinerseits die größte Vorsicht, mich, ohne von ihm bemerkt zu werden, in seiner Nähe zu halten. Glücklicherweise trug ich ein Paar Gummiüberschuhe und trat daher ganz geräuschlos auf, so daß dem Unbekannten nicht einen Augenblick zum Bewußtsein kam, daß er verfolgt wurde. Er ging von einer Verkaufsstelle zur anderen, kaufte nichts, sprach kein Wort und starrte die Dinge mit seltsam abwesenden Blicken an. Sein Benehmen setzte mich in immer höheres Erstaunen, und ich beschloß bei mir, ihn jetzt erst recht nicht aus den Augen zu lassen, bis ich wenigstens irgend etwas über ihn in Erfahrung gebracht hätte. Von einem Turme schlug es laut elf, und die Menge beeilte sich, den Basar zu verlassen.

Einer der Kommis, der die Läden vor den Schaufenstern herunterließ, stieß den alten Mann zufällig an, und ich sah, wie ein heftiger Schauder seinen ganzen Körper durchfuhr. Er eilte wieder auf die Straße hinaus, blickte angstvoll umher und lief dann mit unglaublicher Schnelligkeit durch viele winkelige und öde Gassen, bis wir wieder auf die Hauptstraße gelangten, von der aus wir unsre Wanderung unternommen hatten. Sie bot indessen nicht mehr denselben Anblick, war zwar immer noch hell erleuchtet, aber bei dem strömenden Regen waren nur noch wenige Menschen zu sehen. Der Unbekannte wurde blaß, mit düsterer Miene schritt er ein paar Schritte auf der sonst so volkreichen Straße herauf, dann wandte er sich mit schwerem Seufzer in der Richtung nach dem Flusse hin. Er eilte durch verschiedene Straßen und langte endlich vor einem der Haupttheater an. Die Vorstellung war gerade zu Ende, und das Publikum drängte sich durch die Eingangstüren hinaus. Ich sah, wie der alte Mann tief aufatmete, während er sich in das dichteste Gewühl stürzte; auch schien der angstvolle Ausdruck in etwas von seinem Gesicht gewichen zu sein. Sein Kopf fiel wieder auf die Brust herab, und er zeigte auch sonst ganz sein altes Benehmen. Ich bemerkte, daß er den Weg einschlug, den der größere Teil des Publikums nahm; im übrigen wurde mir der Zweck seines ruhelosen Umherwanderns immer noch nicht klarer.

Je weiter wir schritten, desto mehr zerstreuten sich die Leute, und desto mehr fiel der alte Mann wieder in seine frühere Rastlosigkeit und Unstetigkeit zurück. Eine Zeitlang folgte er einer Gesellschaft von zehn oder zwölf lärmenden Nachtschwärmern, aber auch diese verloren sich nach und nach, bis in einer engen, düstern, verlassenen Straße bloß noch drei beisammen waren. Der Unbekannte stand still und schien einen Augenblick in Gedanken verloren, dann lenkte er mit allen Anzeichen innerer Aufregung seine Schritte einer Straße zu, die bis an die äußerste Grenze der Stadt führte und in Gegenden, die von denen, die wir bis jetzt durchschritten, weit verschieden waren: in das widerwärtigste Viertel Londons, wo alle Dinge den häßlichen Stempel trostlosester Armut und abscheulichster Verkommenheit tragen. In dem trüben Lichte einer vereinzelten Laterne bemerkte man alte, hohe, wurmstichige, hölzerne Behausungen, die dem Einsturz nahe schienen und so unordentlich und willkürlich umherstanden, daß es einen Weg, der den Namen Straße verdient hätte, gar nicht gab. Die Pflastersteine waren durch das frei wuchernde Gras aus ihren Fugen gedrängt. Unrat verweste in

Digitized by Google

den verstopften Rinnen. Die ganze Atmosphäre schien von dieser Verwahrlosigkeit vergiftet. Jedoch je weiter wir schritten, desto lauter vernahmen wir die Stimmen des Lebens, und schließlich sahen wir ganze Rotten des verkommensten Pöbels einhertaumeln. Die Lebensgeister des alten Mannes flammten noch einmal auf — wie eine Lampe, die dem Erlöschen nahe ist, und noch einmal wurden seine Schritte schneller. Als wir um eine Ecke bogen, drang plötzlich ein lebhafter Lichtschein auf uns ein — wir standen vor einem der vorstädtischen Tempel der Unmäßigkeit — einem der Paläste des Dämons Alkohol.

Es hatte schon zu dämmern begonnen, doch drängten sich noch immer neue Scharen elender Trunkenbolde durch die großen Türen aus und ein. Mit einem halb unterdrückten, heiseren Freudenschrei bahnte sich der alte Mann seinen Weg und ging in seiner ursprünglichen Haltung wieder ziel- und zwecklos unter der Menge auf und ab. Dies dauerte jedoch nicht allzulange, da sich bald ein allgemeines Drängen nach den Ausgängen bemerkbar machte: der Wirt wollte für diese Nacht sein Lokal schließen. Was sich jetzt auf dem Angesicht des sonderbaren Wesens, das ich so hartnäckig verfolgte, abspiegelte, war mehr als Verzweiflung. Doch hielt der Greis nicht einen Augenblick in seinem Wandern inne, sondern wandte seine Schritte mit krankhafter Ausdauer wieder dem Herzen des großen London zu. Rasch, in stets gleichem Tempo schritt er dahin, während ich ihm in immer wachsender, seltsamer Verwunderung folgte. Die Sonne ging auf, wie wir so dahinschritten, und als wir in dem belebtesten Teil der volkreichen Stadt anlangten und durch die Hauptstraße mit dem großen Café D. kamen, herrschte dort bereits wieder Menschengewühl und ein Verkehr, der dem Treiben am vorhergehenden Abend nichts nachgab. Und auch hier, während das erwachte Leben wuchs und an Fülle immer noch zunahm, setzte ich meine Verfolgung beharrlich fort. Seiner Gewohnheit nach ging der Unbekannte hin und her und kam, solange es Tag war, nicht mehr aus dem Getümmel jener Straße heraus. Doch als sich die Schatten des zweiten Abends niedersenkten, fühlte ich mich zu Tode erschöpft. Ich trat dem Wanderer fest entgegen und blickte ihm unverwandt ins Gesicht. Aber er bemerkte mich nicht, sondern setzte seine feierliche Wanderung ruhig fort. Jetzt folgte ich ihm nicht weiter. Und blieb stehen in tiefem Nachdenken.

„Dieser alte Mann", sagte ich endlich zu mir selbst, „ist die Verkörperung, ist der Geist des Verbrechens. Er kann nicht allein sein. Er ist der Mann der Menge. Es wäre vergebens, ihm noch weiter nachzugehen, denn ich würde doch nichts von ihm, nichts von seinen Taten erfahren." .....

Das schlechteste Herz der Welt ist ein abschreckenderes Buch, als der Hortulus Animae; und vielleicht ist es eine der großen Barmherzigkeiten Gottes, „daß es sich nicht lesen läßt"!?

Rundschau

Allgemeineres

Gegen die Schundliteratur verbreitet der Dürerbund den folgenden Aufruf ans Volk, dessen Text er hierdurch zum Abdruck durch alle Zeitungen, aber auch für Flugblätter jedem, der der guten

Digitized by Google

Sache helfen will, kostenlos zur Verfügung stellt. Einzige Bedingung ist, daß am Wortlaut einschließlich Über- und Unterschrift ohne Zustimmung des Arbeitsausschusses nichts geändert wird. Auch Quellenangabe ist nicht erforderlich.

Schützt Eure Jungen und Mädel!

Denn was sie in diesen bunten Heften da mit den aufregenden Bildern vorn darauf lesen, das ist zum großen Teile Gift!

„Gift?“ sagt ihr, „oho! Wir haben doch selber hineingeguckt: wie's da hergeht, das ist so interessant, daß sogar uns Großen mitunter zumute wird, wir wissen nicht, wie! Diese Gefahren — eine Gänsehaut kriegt man nach der andern! Dieser Mut, diese Gescheitheit, diese Gemeinheit und dann wieder: dieser Edelsinn! Aber ob es noch so oft haarbreit am Verderben vorbeigeht, schließlich wird's doch immer gut, und das unschuldige Mädel kriegt seinen Schatz, und der edle Held triumphiert, und die Tugend siegt. Na also! Gift?! Was soll es denn schaden, dieses Gift?“

Gift! Dabei bleiben wir. Aber die Gifte sind ja nicht ebenso schädlich für alt wie für jung. Ihr Eltern wißt doch, daß Ihr auch wohl einmal etwas vertragen könnt, woran Euer Kind zugrund gehen würde! Wir sind keine Freunde des Alkohols, aber immerhin: wieviel leichter verträgt der Erwachsene sogar ein großes Glas Schnaps, als ein Kind! Laßt Ihr Eure Kinder Schnaps trinken? Der Lumpenproletarier tut das vielleicht, der Verkommene, der Gewissenlose oder auch der Dumme — aber ganz gewiß nicht der gescheite Mann und die hellängige Frau, die ihren Menschenwert fühlen und die wollen, daß ihre Kinder heranwachsen zu gesunden und starken Menschen, zu Glücklichen, die's einmal womöglich besser haben, als ihre Eltern selbst. Gebt Ihr Euren Kindern Schnaps? Tut Ihr's nicht, so dürft Ihr sie aus ganz denselben Gründen auch keine Schundbücher lesen lassen. Oder wollt Ihr nicht, daß sie vorwärts kommen?

Sollen sie das, so müssen sie damit rechnen lernen, wie's in der Welt wirklich hergeht. Will ich mir eine Stellung im Leben verschaffen, muß ich mich auf Menschen, Dinge und Verhältnisse verstehen, wie sie sind. Wo geht's denn im Leben zu, wie in diesen Schauerromanen mit den ergreifenden Bildern vorn? Wo sind Menschen, die nicht nur allmächtig, sondern auch allwissend sind, wie der liebe Gott? Anderseits: wo sind diese eingefleischten Teufel, denen rein gar nichts einen Spaß macht, als ganz ausgesucht niederträchtig zu sein? Hat irgendwer von Euch schon irgendwen von der Sorte Menschen kennen gelernt, die in diesen Heften die Hauptrollen spielen? Oder irgend etwas erlebt, wie es hier geschildert wird? Oder auch nur sprechen gehört, immer hochtrabend und immer unnatürlich, wie es diese Puppen da tun, mit denen man Theater vormacht? In diesen Heften steht ja das Leben auf dem Kopf und strampelt mit den Beinen! Da sperren natürlich Eure Jungen die Augen auf, so was gefällt ihnen, denn das kriegen sie nirgendwo anders zu sehn. Aber hier liegt die Sache nicht, wie beim lieben Märchen, wo zwar auch nur ein Schein gezeigt wird, aber ein schöner und sinniger Schein. Der Märchen-

Digitized by Google

Schein, der verweht beim Alterwerden von selber, wie ein Morgennebel beim wachsenden Tage sich von Wiesen und Wald zieht, aber bei diesen Schriften wird getan, als wenn sich's um die jüngste Vergangenheit oder gar um die Gegenwart handelte, kurz, als wenn es so in der Wirklichkeit hergehen könnte. Euer Knabe soll dieses Zeug für möglich halten. Und er hält es dafür, weil er noch an Gedrucktes glaubt. Armer Junge du, der mit so aufgeblasenen Phantastereien im Kopfe dann im Leben vorwärts soll — du mußt schon Glück haben, wenn du nur mit heilen Gliedern aus dem Kampf ums Dasein herauskommst. Vorwärts kommen kannst du mit so verdorbenem Kopfe nimmer und nie.

Sollen wir vorwärts, müssen wir gesund sein. Unsre Jungen müssen sich nicht nur nach und nach darüber klar werden, was im Leben möglich ist und unmöglich ist, sie müssen auch Kraft haben, Tüchtiges zu tun. Wer sich mit Nick Carter und Sherlock Holmes oder ihresgleichen den Kopf schwindlig zu machen lernt, der ruiniert sich aber so nebenbei auch die Nerven. Die Erholung ist zum Kraftsammeln nötig, deshalb muß in ihr Ruhe sein. Diese Schundliteratur aber raubt die Ruhe, denn sie „spannt" fortwährend und hetzt dadurch den Geist von Aufregung zu Aufregung. Mitunter kommt's bis zum Überschnappen — wie bei dem Jungen in Hannover, der all seine Holzpapier-Herrlichkeiten dieser Art mit einer Girlande zusammenband ... und sich dann erschoß. Mitunter kommt's zum Verbrechen, wie bei dem Laufburschen in Köln, der unter Berufung auf ein Sherlock Holmes-Bild seinen ... Mord an einem Knaben schilderte. Stets aber kommt es zu einer Schwächung. Das braucht gar nicht erst bewiesen zu werden, denn jeder sieht doch wohl ohne weiteres ein: daß gesunde Nahrung gesünder ist als ungesunde. Diese Hefte nähren nicht, sie zehren.

Leser Du und Leserin Du, Ihr seid doch nicht dumm — wenn Euch einer anschreit, so wißt Ihr, er will etwas von Euch für sich, und wenn Euch einer schmeichelt, so traut Ihr dem Kerl nicht. Nun vergleicht bloß das Äußere dieser Hefte mit einem anständigen Buch. Welches spricht ruhig zum Beschauer, wie einer, der eben etwas mitzuteilen hat, und welches schreit ihn schon mit dem Bilde an: „Kauf mich! kauf mich!" Und diese schreierischen Bücher schmeicheln auch, und wenden sich, wie alle Schmeichler, nicht an das Beste, sondern an das weniger Gute in uns. In uns — ich meine in unsern Jungen. Sie wenden sich nicht an die gesunden Jungenstriebe, die verderben sie, und dann schmeicheln sie den niedrigen Instinkten. Sie drücken sie herunter zum Tierischen, während wir doch alle Ursache haben, unsre Jugend stark zu machen, damit sie das Tier in sich — und um sich — im Zaum halten kann. Warum tun sie das? Weil das Gemeine immer das Allgemeine ist: wer sich ans Tier im Menschen wendet, fängt am leichtesten die meisten Leser, und wer die meisten Hefte verkauft, macht die besten Geschäfte.

Und das muß man ihnen lassen, Geschäfte machen die Herren Verfasser und Verleger, ganz großartige Geschäfte mit ihrem Schund. Es ist nachgewiesen, daß unserm Volk damit Millionen aus der

Digitized by Google

Tasche gezogen werden. Ein einziger dieser Herren, die sich vor Euch und Euern Kindern so gern als „Volksfreunde“ aufspielen, hat 2½ Millionen in einem einzigen Jahre mit seinem Schunde auf Eure und Euresgleichen Kosten „gemacht“. In Wahrheit ist nämlich dieser Schund, der tut, als wenn er billig wäre, auch noch skandalös teuer. Denn für dasselbe Geld, das hier Euch oder Euern Jungen abgeluchst wird, könnten sie das Beste und Erfreulichste zum Lesen bekommen. Und zwar „Dauerware“! Wir meinen: Bücher, die sich halten. Bücher, an denen man sich nicht nach ein- oder zweimaligem Durchfressen den Magen verdorben hat, sondern die man in den Schrank stellt, wo sie sich nach und nach zu einer Bücherei von so hohem inneren Werte ansammeln, wie nur die irgendeines Reichen. Wollt Ihr wissen, wo sie zu kaufen sind, so wendet 50 Pf. daran und schickt sie in Briefmarken an den Geschäftsführer des Dürerbundes Georg D. W. Callwey in München mit der Bitte, Euch dafür postfrei den „Gesundbrunnen“ zu senden. Der gibt Euch neben manchem andern Nützlichen und Unterhaltsamen vielerlei Ratschläge, was, wo und wie Ihr für weniges Geld die besten Bücher ins Haus bekommt. Ihr solltet auch zu stolz sein, als daß Ihr Euch von Geschäftemachern ausbeuten laßt, die Euer Nichtverstehen benutzen wollen, um Euch Schund anzuschmieren, und Euch im stillen auslachen.

Wir, die wir hier zu Euch sprechen, wir dünken uns nicht besser oder vornehmer oder gescheiter, als Ihr seid, noch treibt uns irgendein Geld- oder Parteiinteresse zu Euch. Unser Dürerbund will keine Profite, weil er überhaupt keine Geschäfte macht. Und er hat zu Mitgliedern überzeugte Sozialdemokraten so gut wie Angehörige aller bürgerlichen Parteien. Die Jugend liegt uns allen am Herzen, genau so, wie sie Euch am Herzen liegt. Durch unsern Beruf aber sind wir gerade über diese Dinge besser unterrichtet als Ihr, wie Ihr Euerseits auf andern Gebieten besser unterrichtet seid, als wir sind. Wir dürfen also zu Euch guten Gewissens reden. Und wir warnen Euch und Eure Familie vor der Schundliteratur als vor einem geistigen Gifte. Verbündet Euch mit uns (wie das geschehen kann, sagt Euch auch der „Gesundbrunnen“), um statt Aufregungen und Rausch heilende, nährende und kräftigende Freuden in alle unsre Heimstätten zu bringen. Und damit die echte Bildung, die für jeden, der sie gewonnen hat, nach dem alten Sprichwort Macht bedeutet — und die zugleich Glück bringt.

Darum: schützt Eure Jungen und Mädel vor dem gedruckten Schund! Bekämpft ihn, wo Ihr ihn nur findet, schickt Eure Kinder vom allzu reichlichen Schmökern weg zur Erholung ins Freie und verschafft ihnen, wenn sie lesen wollen, Gutes zum Lesen, das nicht teurer, sondern billiger ist! A

Der Dürerbund

Literatur

Der alte Reder †

Der Generalmajor Heinrich von Reder ist kurz vor seinem fünfundachzigsten Geburtstage in München gestorben. In uns allen, die ihn gekannt haben, wird er weiterleben, so lange wir leben schlechtweg als „der alte Reder“.

Denn daß er schon als ein Alter zu uns trat, oder richtiger: uns annahm, als wir zu ihm traten, während wir noch so jung

Digitized by Google

und so grün waren, das war ja das Merkwürdige und das war's, weshalb vor allem wir ihn liebten. Wenn wir unter uns schwatzten oder niemanden vor uns hatten als das Schreibpapier, dann, ja dann glaubten wir zwar sozusagen unglaublich an uns. Aber daß gar keiner von den Älteren unsre Wertschätzung der „neuen", das heißt unsrer Literatur teilte, im stillen war uns das doch gar nicht lieb. Es war auch im Verhältnis zwischen Alten und Jungen damals nicht nur Großmäuligkeit unser-, es war wirklich auch Hochnäsigkeit anderseits im Spiel. Und vor allem: Mangel an Jugendkenntnis und Mangel an natürlicher Überlegenheit, die nicht nötig hat, durch Auftragen nachzuhelfen. So wurde bei den Jungen zuviel aufgeschnitten und geschimpft, bei den Älteren zuviel sich entrüstet und „verachtet". Nur einige wenige Anerkannte hielten's anders. Im Norden Fontane, in München Reder. Der schnauzbärtige Oberst kam geradeswegs aus Geibels und Heyses „Krokodil" und ließ doch mit sich reden und redete nicht nur selbst, sondern schalt auch mit. Das hob unser Selbstbewußtsein mehr, als wir's uns gestanden. Ging es gegen uns selber — in wie vornehmer Gesellschaft mit berühmten Größen waren wir da! Ging es gegen die andern — nun also, wenn selbst d e r es sagte! Ich glaube: wir a l l e haben Reder liebgehabt.

Als einen Dichter haben wohl die meisten von uns ihn eben deshalb stark überschätzt. Er war ein Poet wie er ein Maler war: was sich für ein kleines Talent lernen läßt, hatte er wohl alles gelernt, aber zu Neugebilden eigener Art aus den Tiefen des Unbewußten hob er weder mit Feder noch mit Pinsel Dunkles ans Licht. Seine Formen hatte er von der Münchner Schule, seine Kunst war mehr ein Spiel als ein ursprünglicher Ausdruck. Aber er schwindelte und poste nicht. Er war ein durchaus natürlicher Mensch. Dazu ein gesunder, kräftiger, der in freudigem Herzensverhältnis zur Natur stand. Und ein männlicher, ein freier Mensch, der uns vor Sentimentalität bewahren half, und die Derbheit stärkte. Trotzdem ein Mann von einer Geschmackskultur, die unsre jüngstdeutsche meist weit übertraf, die Zucht und Klarheit hatte. Die wirkte nur um so stärker auf uns, als sich Reder im persönlichen Verkehr so ledig jeder Gezwungenheit und Gebundenheit gab.

Wir sprachen einmal davon, wie schlimm die ehemaligen Offiziere im Zivil daran seien. „Ja," sagte er, „jetzt ist das Offizierseinein Beruf, der die ganze Kraft verlangt, zu meiner Zeit war's eine Beschäftigung, neben der man was treiben konnte, und so stand man nachher nicht leer da." Er hatte noch viel nebenher „getrieben", er war an Vielseitigkeit der Interessen und der Kenntnisse der Typus des höchststehenden bayrischen Offiziers. Dabei zog er gelegentlich mit einer, mit Verlaub zu sagen, hahnebüchenen Grobheit, die sich auch vor Majestätsbeleidigungen nicht im mindesten scheute, öffentlich über Personen und Zustände her. Wir fragten uns oft: wie würd es dir in Norddeutschland gehen? In Bayern „hörte man das nicht", selbst wenn Offiziere am Nebentisch saßen, und machte ihn noch nachträglich zum Generalmajor. Es gibt doch noch einige süddeutsche Sonderrechte — geschadet haben sie wenigstens im Falle Reder dem Staatswohle nicht.

Digitized by Google

Reders Bücher sind frisch und liebenswert. Aber der Mann Reder war mehr, als aus seinen Büchern zu ersehen ist. Ich glaube: in uns allen, die je einmal mit ihm verkehrt haben, lebt irgend etwas fort, das er gepflegt hat und das nicht das schlechteste in uns ist. Und vielleicht mehr, als wir wissen. A

Von neuerer Lyrik

Winfried Lüdecke, „Die Blumen der Nacht“ (Stuttgart, Axel Juncker) — **Wilhelm Michel, „Der Zuschauer“** (München, R. Piper & Co.) — **Ernst Schur, „Weltstimme“** (München, E. W. Bonsels & Co.) — **Friedrich Stieve, Gedichte** (Leipzig, Haupt & Hammon) — **Otto Freiherr von Taube, Verse** (Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand)

Fünf Bändchen neuer Lyrik, moderner Lyrik. Das zeigt das erste Blättern. Sie müssen ihre Unterschiede untereinander haben; wir müssen und werden das schon herausfinden. Aber zunächst, beim ersten Einblick, spüren wir nur sehr wenig von Unterscheidendem.

Es ist durchweg, künstlerisch genommen, anständige und sehr anständige Literatur. Sie wissen alle, was gute Form ist, sie haben alle im Ästhetischen das genossen, was man im Leben mit Recht schätzt und neuerdings nur ein bißchen zu viel im Munde führt: „Kinderstube“.

Sie haben eine fließende dialektfreie Sprache und viel Reimkunstfertigkeit teils geerbt, teils gelernt oder geübt, sie haben größtenteils Logik getrieben, haben einige Lebenseinsicht und Geschmack erworben. Und dennoch — woran mag es nur fehlen? — sie machen uns nicht warm. Sie machen uns eher Qual, wenn wir ihr Wesen zu ergründen, ihre Umrisse gegeneinander abzugrenzen haben.

Sollte den Versen zu wenig Herzblut zugeführt sein? Doch sie tragen zumeist das Gepräge eines redlichen und teilweise sogar stark angestrengten Strebens nach Gestaltung des Innerlichsten. Oder sollten die Hemmungen aus dieser geräuschvoll nüchternen Zeit sie an der rückhaltlosen Hingabe des herzlichsten Gefühles hindern? Oder aber sollte ihnen halt nicht so viel Überschuß an Gefühlskraft verliehen sein, daß es zu einer reichen Durchblutung ihrer Gedichte langt — und sollte eben in solchem Überschuß immer noch die Quelle dessen zu suchen sein, was man lyrische Begabung nennt? Nämlich in der Weise, daß wir aus diesem Überschuß zwiefache Wirkung hervorgehen sehen: gefühlsmäßige Überwältigung der äußern Welt, harmonisch vereint mit sinnfälligem Ausdruck der innern?

Wir werden uns wohl an diese Lösung halten müssen. Und wir können die Probe darauf machen, indem wir sie auf die besten Lyriker der Erdgeschichte (Literaturgeschichte soll uns nur als ein notwendiger Bestandteil von ihr gelten) anwenden. Es wird immer stimmen, selbst bei den romanischen Lyrikern, wenn wir bei denen das erhitzte Gefühl, das Pathos, in den natürlichen Gefühlsbestand mit aufnehmen.

Dabei ist es eine Voraussetzung, daß die Gefühls-Überkraft sich auch der notwendigen Sprachhandhabung bemächtigt, also daß die Eroberung der äußern gleichwie der innern Welt für die Kunst, die lyrische Dichtkunst überhaupt in Betracht kommen kann. Ganz von selbst, wiewohl beim Schaffenden nicht immer spielend, pflegt gerade die mächtige Empfindung den Sprachboden tiefer zu lockern, mit frischen und zugleich dauerhafteren

Digitized by Google

Gewächsen ihn zu bereichern, als der kühle Verstand mit seiner fleißigsten Feinheit je vermochte.

Heute aber finden wir immer häufiger die verstandesmäßige Art, die aufgetriebene Bewußtheit, die die Unbefangenheit in der Seele des Lyrikers an die Wand drückt. Unbefangenheit aber bedeutet ruhende Freiheit des Fühlens. Da das so erdrückte oder mindestens beengte Gefühl eher zu wenig als zu viel Kraft behält, bleibt in solchen Fällen für den köstlich reinen Kern aller lyrischen Schöpfung nur wenig und oft weniger als nichts übrig. Da soll denn die Außenwelt mit mehr oder minder vermummter Verstandesarbeit erobert werden; was von innen zum Ausdruck hindrängt, ist eben schon mit Bewußtheit vermengt und verderbt, so daß es mehr nach Wissenschaft riecht denn nach Kunst. Und was die Harmonie betrifft, die gilt als ein arg altmodisches Ding aus der kindischen Periode Winckelmanns und des alternden Goethe; schon des Wortes schämt sich der echt Moderne.

Für den mit Bewußtheit geschlagenen Literaten bietet sich, wenn er lyrische Dichtung schaffen will, ein Weg zu scheinbarem Gelingen. (Selbsttäuschung ist auch bei dem Bewußten nicht ausgeschlossen, so wenig, wie der nackte Dichter während der Formung seines Werkes die Vernunftbewußtheit ganz entbehren kann.) Der Weg geht durch die Sprache. Der Dichter wird zum bloßen Former, der lyrische zum Wortkünstler. Indem alle Kraft auf Sprachzucht und Wohlklang gesammelt wird, glückt es manchem, den Eindruck zu erwecken, er gebe Empfundenes, während es bloß Erdachtes ist.

So sind wir nun nachgerade in der einseitigen Überentwicklung der Form bis zu einem Punkt gelangt, von wo es scheint's trotz aller Gewalt nicht mehr weitergeht. Es ist uns eine vielbändige Lyrik beschert worden, die manchen Blender enthält, aber durchweg doch nur eine kalte Lyrik zu heißen ist, eine Lyrik der verschämten Armen. Keineswegs der Armen im Geiste — nie war ja eine Epoche so mit Geist verseucht wie die unsre — sondern der Armen im Gefühl.

⧈

Unsre fünf modernen Lyriker sollen nicht für all das den Sündenbock oder den Kronzeugen spielen; es gibt Schlimmere, noch Verstandesmäßigere. Aber der Richtung nach sind sie, in ihrer Eigenschaft als Lyriker, mitgekennzeichnet durch das, was hier an Älterem und Neuerem gesagt wurde. Im einzelnen hat jeder von ihnen sein Gutes, und zum Teil zeigt sich bei ihnen eine starke allgemein-dichterische Anlage.

Winfried Lüdeckes Art ist wohl die zugänglichste, verhältnismäßig einfachste; dafür ist wieder am wenigsten Persönlichkeit in ihr. Zu seinen allerrundesten Sachen gehört das Herbstbild:

„Herbstfeuer brennen auf den Feldern
Und wirbeln dünnen Rauch empor.
In fernen buntgefleckten Wäldern
Hängt still des Nebels Schleierflor.

Der Pflug legt bloß die braunen Schollen,
Der Krähen Schwärme krächzend schrein.
Vom Garten holt man schon die vollen
Obstkörbe in die Scheuer ein.

Des Himmels Blau ist mild und klar.
Und aus des Parkes rostigem Tore
Reitet der Jäger rote Schar
Mit Rüdenkoppeln zu dem Moore."

Die Sorge um den Reim ist

Digitized by Google

auch hier durchzuspüren. In anderen tritt das noch weit mehr hervor. In Dingen der Sinnlichkeit gibt's ein paar rechte Geschmacklosigkeiten. Anklänge an Gelesenes, Romantik und Neuromantik fehlen nicht. Ein Eklektiker, dem in einzelnen guten Stunden ein sauberer Vers gelingt, der aber durchs Äußerliche und zuweilen Altfränkisch-Deklamatorische fast nirgends hindurchdringt.

Weit schwerer wiegt Wilhelm Michels Buch. Am besten spricht für ihn ein Gedicht wie „Der Mond", das die Leser unter den „Losen Blättern" dieses Heftes finden. Wer sich da ein wenig hineinfühlt, wird ein knapp und sicher entworfenes Bild der seltsamen Vollmondstimmung genießen, die wohl schon jeder erlebt hat. Und zwar ist es ein neues Bild der alten Erscheinung. So lebt auch in den übrigen Stücken des Bandes, außer dem sprachlichen Reiz, ein organischer Zusammenhang und etwas von einer ernsten Persönlichkeit. Nur wird die nicht völlig plastisch, bleibt gewissermaßen im Flachrelief stecken. Allzuviel Dunkles und Erzwungenes (z. B. An blasser Hände Winken / Sind meine Zinnen reich) macht es wohl auch dem geschulten Lyrikleser schwer, sich durch das Ganze durchzuarbeiten. Der einfachere Intellekt wird schon sehr bald streiken, und insofern mit Recht, als auch die minder schwerverständlichen Teile größtenteils zu stark von philosophischer Unanschaulichkeit beschattet sind. Ein geborener Dichter-Kritiker? Oder vielleicht ein Dichter, den das Leben zum literarischen Schriftsteller machte? Wo dieser leidenschaftliche Hang zum Gedanken sich glücklich mit einem Moment der Anschauung begegnet, da gibt es — wie „Die Maschine" zeigt — etwas ganz Vortreffliches. Ein kleiner Faust-Mephisto-Dialog verliert sich, trotz burschikoser Sprache, ganz ins haarspalterisch Abstrakte. Und wie schön und schlicht wirkt es wieder, wenn Michel in einem liebevollen Bildnis Hölderlin so zeichnet:

„Er war ein Silber, drin ein jeder glich
Dem höhern Bild aus jenem fernen Lande,
Des reine Züge er nicht ganz behalten."

Ernst Schur gibt in „Weltstimme" vermutlich vom Besten, das ihm gelingen kann. Gegen „Die steinerne Stadt" stellt dieser neue Sammelband einen entschiedenen Fortschritt vom abgezogenen Denken zur Anschauung dar. Freilich, wenn man außer den beiden Büchern nicht viel von Schur kennt, muß man wohl die Möglichkeit offenhalten, daß da statt entscheidender Änderung bloß eine Abwechslung vorliege.

„Ein Ochsenfuhrwerk schiebt sich hin aufs Feld.
Braundunkle Masse. Langsam vorwärts rückend.
Die grüne Wiese — weich und wohlig gibt sie nach.

Senkt sich und wellt sich wie ein dichter Teppich.
Der Wagen knarrt. Die Räder treten schwer.
Vorn, auf dem Kutscherbock, sitzt ein breitrandiger Hut."

Dies Pröbchen, typisch für den gesamten Inhalt, zeigt, daß man (selbst in der Lyrik) auch der Bildlichkeit zu viel tun kann. So hat der Band mehr die Bedeutung einer sehr fleißigen Materialsammlung als einer Aufreihung lyrischer Kunstwerke. Die Beobachtung ist dabei durchweg von großer

Digitized by Google

Schärfe und nahezu eigensinniger Objektivität, hie und da mit barocken Gesichten gewürzt. Das Ganze ward in die Abschnitte Sommer, Herbst, Winter und Frühling geteilt. Dabei ist natürlich vieles stofflich reizvoller als der angeführte Sechszeiler, manches gibt Anlaß zu sehr feinfühliger Erforschung der Landschaftsstimmung, doch nur in seltenen Fällen wird die eingehende Federstudie zum Gedicht beseelt und konzentriert. Der Reim ist gänzlich vermieden; die Aufgabe, durch den bloßen, etwas zwanglosen Rhythmus Form zu geben, wurde nicht überall erfüllt.

Friedrich Stieves „Gedichte" bilden eine kleine Sammlung auf großen Seiten. Es ist gutes reifes Manneswesen darin. Schweres Leid wird mit Würde getragen und gesungen. Und man glaubt, daß es nicht nur als poetischer Einfall zwischendrin steht:

„So einsam und so heiß, wie dort die Sonne
In ihrem eignen Lichte niedertaucht,
So sei auch du! So einsam und so heiß!
Unnahbar, unantastbar, ganz durchglüht
Vollende deinen Lauf in Feuergröße,
Die Welt erwärmend rings und rings das Starke,
Das Lebensfrohe, das im Keime träumt,
Aufschließend, und mit deiner Glut durchtränkend,
So sei auch du! . . . . ."

Die meisten übrigen Gedichte sind weniger didaktisch; es ist manches dabei, das nicht mehr unter die Meinung der Einleitung zu fallen scheint. Doch auch in denen tritt irgendwo die unmittelbare Auseinandersetzung mit den Lebensproblemen ein bißchen zu bewußt oder die zusammenziehende Gestaltung nicht genug hervor. Die Verse sind wohlgefügt und anscheinend mühelos in Reime gebracht.

Als entfernt verwandte Natur, nur beweglicher, gesprächiger, jugendlicher und doch gelegentlich blasierter, erscheint Otto Freiherr von Taube. Als besonderer Zug wäre stofflich eine Bevorzugung Italiens und formal eine Liebhaberei für Reimspielereien, wie Brentano sie gern übte, und auch im allgemeinen eine liebhaberische Denkungsart zu vermerken. Als Probe (und zugleich als Seitenstück zu der ersten Gedichtprobe) diene die zweite Hälfte eines Stimmungsbildes „Die Jagd":

„. . . Und so gewahrten wir den tiefen Stand
Der Sonne und der Krähen spätes Ziehen,
Am Abendhimmel ward es wie ein Brand,
Auf Stoppeln ward es wie ein Flammenglühen.

Den Pferden stand der Schaum an den Gebissen,
Den Boden scharrten sie, wir aber harrten
Und waren stumm in fröstelndem Erwarten:
Ein Horn . . . die Jagd! — Wir wurden fortgerissen!"

Uns Lesern kann es im übrigen nicht leicht geschehen, daß wir fortgerissen werden, weder vom Versebuch des Freiherrn von Taube noch von den vier anderen. Dazu sind sie zu kühl. Aber, unbeschadet des pflichtmäßigen Nörgelns, Respekt gewinnen sie uns manches Mal ab, diese Ritter vom Wort. Am meisten freilich da, wo sie (wie bei Wilhelm Michel) nicht nur Ritter vom Wort sind. Und wo wir ihre Taten nicht als stilreine Kunst-

Digitized by Google

taten begrüßen können, dürfen wir ihre Erscheinung vielleicht wenigstens als Zeugnis zunehmender Kultur verzeichnen. Ob mit dieser Art von Kultur Starkes und Innerliches gewonnen wird, ist eine andre Frage. Willy Rath

Theater

Berliner Theater

Es ist der Winter, der geht, der Sommer, der kommt, und die Langeweile, die bleibt, sagte Schiller von der nur halb verstandenen deutschen Minnesängerpoesie. Es ist Barnay, der geht, Lindau, der kommt, und die Nüchternheit, die bleibt, könnte man in Anlehnung daran vom Königlichen Schauspielhause sagen. Nur ein neuer junger Herkules wäre allenfalls imstande, die Geister der Spießbürgerlichkeit, Krähwinkelei und Zurückgebliebenheit aus diesen Räumen zu verscheuchen; statt dessen wählt man zu Direktoren und Dramaturgen Männer um siebzig, Männer eines überlebten Geschmacks und einer stockigen, stumpf gewordenen Praxis, und ist sicher, daß alles hübsch beim Alten bleiben wird. Als Lindau vor zehn Jahren nach Berlin kam, hatte er es leicht, in dem von Prasch völlig heruntergewirtschafteten Berliner Theater ein Büschel bescheidener dramaturgischer Lorbeeren zu ernten. Er zog ein paar klassische und nachklassische, ja sogar einige naturalistische Werke der achtziger oder neunziger Jahre hervor, die wohl verdienten, von der modernen Schauspielkunst auf ihre Lebensfähigkeit neu erprobt zu werden. An einzelne seiner damaligen Leistungen, etwa an Grillparzers „Libussa“ und Schlafs „Meister Olze“, denkt man noch heute mit Vergnügen und Respekt. Das meiste aber war und blieb doch unfruchtbare Schatzgräberei, geschäftig müßige Schartekenkrämerei eines Mannes, dem das lebendige Verhältnis zu seiner eignen Zeit abhanden gekommen war. Wäre ihm nicht im letzten Augenblick ein Zufall, der Bombenerfolg von Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“ zu Hilfe gekommen, er hätte schon damals im Berliner Theater keinen bessern Abgang gefunden als einige Jahre darauf im „Deutschen“, das ihm der Besitzer des Hauses, sein Freund L'Arronge, in der Hoffnung anvertraut hatte, er werde an Stelle von Brahmsens „abgedampftem Naturalismus“ eine neue Ära großzügiger und einträglicher Theaterkunst heraufführen. Hier aber jagte ein Mißerfolg den andern, und wenn der Zufallsspielplan doch einmal etwas leidlich Gutes ans Land schwemmte, so schlug es eine charakterlos hin- und hertappende Regie und eine plumpe, schlecht beratene Schauspielkunst tot, noch ehe es sich recht das Wasser vom Fell geschüttelt hatte. Möglich, daß dem Herrn des Deutschen Theaters damals der neue farbenfrohe und phantasievolle Regiegeist, wie ihn Max Reinhardt schon im Kleinen und im Neuen Theater vertrat, das Leben und Sichbehaupten außergewöhnlich schwer machte; jedenfalls verließ er ein Trümmerfeld, eine Wüste, als er 1905 zurücktrat, und dem Nachfolger lag es ob, den verwelkten Ruhm des Hauses ganz neu wieder zu pflanzen. Seitdem lebte Lindau als Tages-Publizist in der Klause des Privatmanns, und sein an leichten Siegen und schweren Stürzen reiches Geschick fing an, ihm halb mitleidige Sympathien zu erwerben. Gefahren, sagte man sich tröstend, drohen dem öffentlichen Kunstleben von diesem Paul Lindau nicht mehr, und etwaige

Digitized by Google

Rückfälle in Jugendkrankheiten — man denke an die Molitor-Affäre — wird ihm schon der Strafrichter austreiben. Doch dabei hatte man an eins nicht gedacht: an die Senilitätspolitik unsres Königlichen Schauspielhauses. Dem nämlich wird eine Persönlichkeit genau in dem Augenblick wertvoll und begehrenswert, wo Alter oder ermüdende Gewohnheit ihr auch die letzten Ecken und Kanten abgeschliffen haben, wo sie glatt und platt wie irgendeiner vom Dutzend dasteht. Die Bedeutung von vorgestern ist in den Augen dieses Kunstinstituts schlechtweg ein solch ausschlaggebendes Verdienst, daß dadurch Vergangenheit und alles andre ausgelöscht wird. Wer mit dem biblischen Alter zugleich sein Ringen und Streben, seine Entwicklung und sein Wollen hinter sich hat, wohlan! der ist reif für den Direktor- oder Dramaturgenposten des Königlichen Schauspielhauses in Berlin.

Hauptmanns „Versunkene Glocke" war Lindaus Regiedebut, und es fiel, zumal in den naturbeseelten Gebirgsszenen, genau so nüchtern, philiströs, phantasielos, verlassen von allem belebenden, vertiefenden und beschwingenden Geist der neuerwachten Regiekunst aus, wie man es in diesem Hause seit Jahrzehnten gewohnt war, und wie man's von diesem Dramaturgen, dem offenbar immer noch die Gesellschaftsdramatik der Franzosen von 1870 im Blute steckt, vermuten mußte. So ist denn das rechte Amt an den rechten Mann gekommen. Sollte aber Lindaus Tätigkeit an seinem Lebensabende kürzer sein, als wir es ihm wünschen und als es für die Beständigkeit der alteingewurzelten Kunstprinzipien der Königlichen Bühne gut scheint, so wird in irgendeinem Altersstübchen schon wieder ein Mann heranreifen, der seiner Nachfolgerschaft würdig ist.

Im Lessingtheater beendet Brahm soeben seinen Ibsen-Zyklus. Er umfaßt dreizehn Stücke, das heißt alle die Dramen, „welche Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart des Dichters auch in der Sprache des Dichters darstellen". So die Ankündigung des Zyklus, in der es dann weiter heißt: „Prosadramen hatte Ibsen schon vor dem »Bund der Jugend« geschrieben, aber sie behandeln historische und mythische Stoffe; ein Gegenwartsstück ist auch die »Komödie der Liebe«, aber ihre Sprache ist der Vers; deshalb gelangen im Ibsen-Zyklus zunächst die dreizehn modernen Prosastücke zur Aufführung, die mit dem »Bund der Jugend« beginnen und mit »Wenn wir Toten erwachen« enden. Jedoch behält es die Direktion des Lessingtheaters einer folgenden Zeit vor, auch andre Dichtungen Ibsens, wie »Peer Gynt«, »Brand« usw. auf ihre Bühne zu stellen . . ." In diesem Programm — oder sollte man lieber sagen: Rechnungsabschluß? — liegt zugleich die Kritik der Bühne, die es aufstellt, und die Kritik des Unternehmens, mit dem sie sozusagen ihre theatergeschichtliche Sendung krönt. Es umschreibt den Gestaltungskreis der Brahmschen Bühne in seiner ganzen kleingeistigen, dem Nächsten und „Natürlichsten" zugewandten Enge, aber auch in seiner ganzen energisch geschlossenen Kraft — und es kann sich dennoch zum Schluß der Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß man aus diesem Pferch mit Biegen und Brechen hinausgelangen müsse. Müsse! So weh das dem naturalistischen Herzen tun mag und so gefährlich es sein wird, mit einem schon seit langem in dem neuen

Digitized by Google

Geist geübten Gegner so spät noch in die Schranken zu treten. Denn das lehrt selbst diese Parade eigensten Könnens und eigenster Kräfte wieder: groß, vollendet, unübertrefflich ist die Brahmsche Ensemblekunst nur da, wo sie, wie in der denkwürdigen Aufführung der „Wildente“, mit wenigen Darstellern in eng geschlossenem Kreise die Wirklichkeitsseite der Ibsenschen Dramatik in den Vordergrund rücken darf, wo ein zur Kunst geläutertes Abbild des menschlichen Alltags das Spiel beherrscht. Nur Sauer, Irene Triesch und allenfalls Bassermann sind zeitweilig berufen, die Darstellung darüber hinaus in Ewigkeitssphären zu heben. Im übrigen fühlt man deutlich, wieviel neuen Blutes und Geistes das Lessingtheater bedarf, um die Schlußverheißung seines Programms zu erfüllen, die Stelle, die von der „folgenden Zeit“, von „Peer Gynt“, von „Brand usw.“ redet. Dieses „usw.“ ist es, worauf wir hoffen.

Friedrich Düsel

Hamburger Theater

Im Mittelpunkt der Tragikomödie „Die Halben“ von Ludwig Zippert steht einer jener zu Hunderten herumlaufenden falschen Kunstbeglücker, von denen man nicht weiß, ob man sie belächeln oder bemitleiden soll. Der Korkenfabrikant Walter Grenzbach hat einst selbst den Künstlertraum geträumt, dann aber wohl oder übel resignieren müssen. Seit jener schmerzlichen Stunde ist es sein Herzenswunsch: der Kunst in den Künstlern auf alle nur erdenkliche Weise zu helfen. Mit urteilsloser Begeisterung geht er, nun er die Mittel (die ihm natürlich die Hauptsache scheinen) in Händen hat, ans Werk. Er gründet den „Bund der Künste“, um jungen verkannten Künstlern den Weg zu ebnen. Jeder, der sich als Künstler gibt (womit ja in den meisten Fällen schon dargetan, daß er keiner ist), findet bei ihm ein offenes Haus, eine reichbesetzte Tafel und eine niemals leere Hand. Die Fabrikarbeiterinnen erhalten Theaterbilletts. Die Dienstmädchen sind keinen Augenblick sicher davor, mit Kunst beglückt zu werden. Bald löst ein fragwürdiger Gast den andern ab. Die Nichte droht einem lüsternen Gesanglehrer zu verfallen. Lüge und Falschheit haben in dem Hause ihren Tummelplatz. Alles Kämpfen der Frau, alles Warnen eines nüchternen Freundes, alles Hinweisen des Geschäftsteilhabers auf den drohenden Ruin der Firma fruchten nicht, denn der gutgläubige Enthusiast erkennt von dem ganzen Humbug nichts. Erst als der Bund der Künste bei seinem öffentlichen Hervortreten kläglich Fiasko macht, das Geschäft vor dem Bankerott steht, ein Schauspieler sich als ein entsprungener Irrer ausweist, die Scharlatanerie des Gesangsmeisters offen zutage liegt, die Frau, in ihrem eigenen Hause ohne Schutz gegen das „Künstler“-Gesindel, davongeht, erst da kommt der Pseudomäzen zur Einsicht und ringt sich, nicht ohne bittere Kämpfe, zu dem Entschlusse durch, von der Kunst die Hand zu lassen. Er setzt das Künstlergelichter an die Luft. Die Frau kehrt zurück. Das von ihrem Lehrer künstlich hinaufgeschraubte Nichtchen findet nach dem gründlichen Durchfall beim ersten Auftreten seine Natürlichkeit und damit den Geliebten wieder. Das Geschäft wird saniert. Nur die Arbeiterinnen bleiben unzufrieden: sie wollen ihre Theaterbilletts wieder haben, die ihnen, ihrer Mei-

Digitized by Google

nung nach, als gutes Recht zustehen.

Der Stoff hätte einen menschenschaffenden Dichter verdient, einen, der die Tragikomödie, die der Theaterzettel verhieß, wirklich zu schreiben vermochte, der die Entwickelung von innen heraus glaubhaft gemacht hätte; denn es ist unverkennbar, daß das Ziel gut gewählt, daß es in der Tat schwer ist, auf das falsche Mäzenatentum unserer Tage keine Satire zu schreiben. Statt dessen fand er in Ludwig Zippert einen Theaterschriftsteller, der sich's oft schwankartig leicht machte und sich mit geschickter Persiflierung beim Herbeischaffen wirksamer Theatertypen begnügte. Daß er dabei über beachtenswertes Bühnengeschick, über Schlagfertigkeit und Witz verfügte, kam ihm bei der Absicht, durch allerlei blendende Einfälle über den Mangel an dichterischer Rundung und Vertiefung hinwegzutäuschen, gut zustatten. Hans Franck

Ein Shakespere für die Bühne

Shakesperes Stücke haben bekanntlich für die Darstellung auf der Bühne die mannigfaltigsten Bearbeitungen erfahren — erlitten. Nicht nur in England, auch in Deutschland. In der Geschichte dieser Bearbeitungen spiegelt sich die literarische Kultur der verschiedenen Zeitalter, und erst die jüngste Gegenwart verwirft entschieden die dramaturgischen Zutaten, lehnt sich gegen gewaltsame szenische Umstellungen auf, und verlangt die Wiedergabe der Dichtung in originaler Reinheit. Nicht leicht vermag der moderne Theaterbetrieb diese Forderung zu erfüllen, lediglich ihrethalben wurde eine besondere „Shakespere-Bühne" geschaffen, sucht man neuerdings durch Dreh-, Relief- und Gobelinbühnen die Schwierigkeiten zu besiegen. In der vorüberrauschenden Aufführung werden die dramaturgischen Einschnitte und textlichen Zusammenziehungen weniger empfunden, weit schmerzlicher aber berühren sie, wenn sie im Druck vorliegen. Darum sei die Aufmerksamkeit auf gewisse Bühnenbearbeitungen in der sonst so verdienstvollen Reclamschen Universalbibliothek hingelenkt, die sich mit dem Geist der Dichtung in auffälligen Widerspruch setzen, ja sich stellenweis geradezu an ihm versündigen. Es sind dies die „Bühnenbearbeitungen" von Karl Friedrich Wittmann, ehemaligen Direktor des Theaters auf Helgoland. Schon das Titelblatt verrät Unkenntnis, so heißt es z. B. bei Hamlet „übersetzt von Schlegel und Tieck". Jeder Kundige weiß, daß Hamlet von A. W. Schlegel übersetzt ist. Ohne mit den in diesen Bearbeitungen getroffenen szenischen Einrichtungen zu rechten, will ich nur das Augenmerk auf die Zusätze lenken, auf die Figuren und Anmerkungen, die der Bearbeiter aus eigenem hinzugetan. Es können selbstverständlich nur Stichproben geboten werden. Romeo, I. Akt, 12. Szene heißt es: „Zwischen Romeo und Julia stumme Zeichen der Bewunderung, ihre Blicke begegnen sich, bewegungslos und wie verzaubert starren sie sich an." Vor dem Monolog: Hinab du flammenhufiges Gespann . . . „kommt Julia, in Gedanken versunken, von links vorn, tritt langsam zum Fenster, öffnet es, wie um frische Luft zu schöpfen", nach den Worten: Romeo, dies trinke ich dir! „leert sie den Kelch, wirft ihn von sich, hebt die gefalteten Hände zum Himmel und sinkt zusammen". Das alles inner-

Digitized by Google

halb der Sprache Shakespeares, die so keusch in ihren Anmerkungen ist. Man glaubt die Birch-Pfeiffer zu hören. Merkutio vor seinem Streit mit Romeo ist „etwas angeheitert", und Capulet in seinem Auftritt mit Julia „heftig, polternd, aber nicht wirklich böse". Im Kaufmann von Venedig wird für notwendig erachtet, den Antonio als „schwermütig" und den Graziano als „munter" zu bezeichnen, Marokko kommt mit „vier Mohrenknaben, die sich vor Porzia auf die Erde werfen", außerdem treten „Hausbeamte" auf und „Damen", Arragon erscheint mit Gefolge, „das alle seine Bewegungen mitmacht, er selbst, seine Kavaliere und Pagen gehen mit großen Verbeugungen tänzelnd ab". Nach der Gerichtsszene ist ein Auftritt im „Hofe des Dogenpalastes" angefügt. „Alle strömen unter Hochrufen auf den Dogen und Verlachen Shyloks und der Juden jubelnd aus dem Palast." Tubal hat nämlich mit zwei Juden der Sitzung beigewohnt. Das Volk ruft: „Heil dem Dogen! Heil Doktor Balthasar! Jude, hohoho! Pfui, Jude! hahahahaha!" („Heiterster Lustspielton", Anmerkung des Bearbeiters.) Im Othello lautet die Anmerkung, als Desdemona ihrem Gemahl die Stirne verbinden will: „Othello verhindert es, indem er das Schnupftuch wegnimmt und es auf die Ottomane legt." Legt Othello selbst das Tuch dahin, unmittelbar ehe er geht, so ist seine spätere Raserei, daß das Tuch verloren ist, wenig begreiflich; Desdemona muß es, ihr unbewußt, fallen lassen. Dabei heißt es von diesem Tuch bei Wittmann auf Seite 62: „sie zieht ein mit Trauben gesticktes Taschentuch hervor" und Seite 74 von demselben Tuch: „er zieht Desdemonas Tuch mit der Erdbeerstickerei hervor und gibt es Bianca". An der Stelle: Ich nahm dich für die Dirne von Venedig .. „wirft Othello in höchster Erregung Desdemona hintenüber zu Boden". Dessen würde Emilia in der folgenden Szene gewiß Erwähnung tun, sie klagt aber nur: Metze schimpfte sie der Herr. — Hamlet beginnt mit der Verhandlung im Thronsaal, und zwar „hebt der Zeremonienmeister (!) den Stab, und man hört dreimal den Ruf von Pauken und Trompeten". Polonius liest die Lehren an seinen Sohn aus einem Buche ab. (Damit folgt Wittmann allerdings einer Vorschrift Ed. Devrients, der im Gegensatz zu Tieck die Einfalt Polonius' betont wissen will.) Aber Wittmann greift sogar auf Heufeld zurück, und zieht die drei Auftritte des Geistes in eine Szene zusammen. Der Bericht Horatios unterbleibt, statt dessen kommt Hamlet von ungefähr auf die Terrasse. Horatio: „Seht, kommt er da nicht selbst?" Marcellus: „An diesen Ort?" Horatio: „Mich wundert's, wie er sich jetzo gibt!" Hamlet, statt dem winkenden Geist zu folgen, schickt natürlich die Gefährten weg, und spricht: „Geist meines Vaters hier stehe ich, sprich zu mir!" Nach der Ermordung Polonius' bei den Worten: Du kläglicher, vorwitziger Narr fahr wohl! findet sich die seltsame Anmerkung: „in tiefem Schmerz, aus welchem seine Liebe zu Ophelia herausklingt". Widersinniger aber noch ist die Spielanweisung: „Hamlet rennt mit gezücktem Schwert auf die Mutter zu, als ob er sie durchbohren wollte", — und dabei hat er gerade im Auftritt zuvor gesagt (bei Wittmann steht es sogar in gesperrter Schrift): Nur reden will ich Dolche, keine brauchen.

Digitized by Google

Weg mit solchen Bearbeitungen, die unsre Meisterwerke entstellen!

Adolf Winds

„Zu wohltätigem Zwecke"

Man sendet uns aus einer norddeutschen Stadt die Anzeige eines Konzertes „zum Besten der von der Erdbebenkatastrophe in Sizilien Betroffenen", bei dem z. B. auch Henry Marteau mitwirkte. Hinterher gewann es den Anschein, daß nur der Ertrag des — Programmverkaufs dem guten Zwecke zugeführt werde, so daß manche Besucher an der Kasse ihr Geld zurückverlangten. Der Fall wird uns ausdrücklich als eine Probe des Gebarens „der" Konzertagenturen gemeldet.

Das ist er natürlich nicht, denn wenn sich die Sache wirklich so verhält, so handelte sich's um einen einfachen Schwindel, den die bestehenden Gesetze ahnden. Und „die" Agenturen durch eine Verallgemeinerung eines solchen, übrigens noch gar nicht aufgeklärten Ausnahmefalles der Schwindelei zu zeihen, geht denn doch nicht an. Das Nachspiel aber belehrt uns, daß es tatsächlich Leute gibt, die ins Konzert gehen, nicht weil sie die aufgeführten Werke oder deren Interpreten anziehen, sondern weil sie sich mit dem Besuch als Wohltäter der öffentlichen Anerkennung empfehlen wollen. Für gewöhnlich ist es freilich umgekehrt, so zwar, daß das Publikum angesichts der besten Zwecke versagt, wenn ihm für sein Geld „nichts Rechtes" geboten wird. Und doch sind die üblichen „großen" Wohltätigkeitskonzerte wesentlichen Teils an dem allgemeinen Konzertjammer mitschuldig, weil man dabei im Hinblick auf den Zweck alle Geschmacklosigkeiten und Kunstwidrigkeiten der Artisten, besonders wenn sie gratis mitwirken, hingehen läßt und einen Hörpöbel erzieht, der seine schlimmen Gepflogenheiten, seinen Starkultus, seine Gleichgültigkeit gegen die Werke, sein Interesse für alle Äußerlichkeiten und Nebensächlichkeiten auch in das künstlerische Konzert mitbringt. Die Virtuosen suchen ihre seichtesten, gefallsüchtigsten „Schlager" hervor oder bringen Dedikationskompositionen an den Mann. Sie erweisen Gefälligkeiten, kurzum, sie erlauben sich, was sie im Kunstkonzert aus Furcht vor der Kritik schwerlich wagen würden. Denn im Wohltätigkeitskonzert erscheint nicht der Fachkritiker, sondern der Lokalreporter, der seine altbackenen Phrasen von dem „distinguierten Publikum, das alle Räume des strahlenden Saales füllte", von der „wunderbar bei Stimme" befindlichen Diva und der „unvergleichlichen Bravour" des Pianisten zum besten gibt. Geht ausnahmsweise doch der Musikkritiker selbst, so weiß er in der Regel nichts Besseres zu tun als sich zum Lokalberichterstatter zu verwandeln. Denn es ist eben ein Wohltätigkeitskonzert, man will den guten Leuten, die sich so viel Mühe damit gegeben und das schöne Geld für den schönen Zweck zusammengebracht haben, die Freude nicht verderben. Das ist so journalistischer Brauch. Aber so anheimelnd der Gedanke ist, daß die Musik, die Beglückerin der Seelen, auch die materiellen Nöte der Menschheit lindern helfe — so sehr möchte man wünschen, daß diese edle Kunst nicht im Namen einer grausamen Humanität vergewaltigt werde. Man möchte all den geschäftigen Wohltätigkeitsausschüssen zurufen, Respekt vor der Musik zu haben, die man als Lockvogel braucht, oder auf eine andere Art zu sinnen,

Digitized by Google

um den Leuten die Taler im Beutel zu lockern. Laßt Tänzerinnen springen, dressierte Papageien Komödie spielen, Artisten ihre Künste treiben, Sportsmen aller Arten starten — aber verschont die wehrlose Musik. Oder: unterwerft euch den Anschauungen, die unter gesitteten Musikmenschen üblich sind, helft mit an dem Bau einer Kultur des Musikgenusses und vernichtet nicht, was ernst strebende Künstler mit Mühen und Sorgen in kleinerem Kreise herangezogen und entfaltet haben. B

Eidelberga mia

Ein italienischer Komponist, Herr Pacchierotti, hat Meyer-Försters „Alt Heidelberg" zu einer Oper verarbeitet, die in Mailand gefallen haben soll. Gelegentlich ihrer Uraufführung an der Wiener Volksoper lohnen sich ein paar Worte, nicht ihres künstlerischen Wertes halber, sondern weil sich daran allerlei Grundsätzliches und Lehrreiches beobachten läßt: das ganze Problem der veristisch-zeitgenössischen Oper und der Nationalmusik rollt sich da wie von selber auf.

Als Prinz Heinrich sich entschlossen hatte, aus seinem Liebesidyll heraus dem Staatsminister nach Karlsburg zu folgen und die Exzellenz mit tiefem Ernst im gemessenen Tonfall eines schweren italienischen Opernrezitativs sang:

„Der nächste Schnellzug
In einer Stunde . . ."

da ging ein Lächeln durch die ganze Hörerschaft. Denn jeder merkte, daß hier die Grenze übersehen war, welche die Idealsphäre der Musik von der Trivialität des Alltags scheidet: Eine Verbindung von Musik und Kursbuch scheint uns vorderhand nur im Rahmen eines Udelquartetts möglich. Und alsbald stehen wir vor der Frage, ob die Heranziehung von Stoffen des modernen Lebens ins Gebiet der Oper überhaupt ratsam ist. Wir verziehen keine Miene, wenn Don Alonso und Messer Giuseppe mit der linken Hand auf der Magengrube und mit weit ausgestreckter Rechten über die Bühne wandeln, aber es wirkt auf uns sehr komisch, wenn ein deutscher Professor und ein verliebter Korpsstudent sich so gebaren. Eine moderne „Wirklichkeitsoper" werden wir deshalb erst dann bekommen, wenn es unsren Komponisten gelingt, die Bewegung, die Gebärde, die Sprechweise moderner Menschen in Tönen und Rhythmen wiederzugeben. Bisher hat der Verismo Schiffbruch gelitten, weil er einseitig nur die Szene beherrschte und die Menschen auf der Bühne zu einer Musik agieren ließ, die einer ganz anderen Art pantomimischer Mitteilung entsprach. Den genauen Parallelismus, der zwischen den melodischen Linien Mozarts und der Gebärdenkultur des Rokoko, zwischen der Musik Wagners und dem pathetischen Schritt seiner Sagengestalten besteht, hat die musikalische Moderne für Stoffe aus dem zeitgenössischen Leben noch nicht gefunden.

Dazu kommt, daß all die deutschen Gestalten der Oper sich in einer Tonsprache äußern, die ihre jungitalienische Herkunft an keiner Silbe verleugnet. Es sind eben Italiener, die man in die Hülsen eines deutschen Professors, eines deutschen Prinzen, eines deutschen Kellnermädels gesteckt hat, und der Effekt ist für uns ungefähr derselbe, als wenn eine Nachtigall krähte, ein Gockel wieherte, ein Pferd tirilierte oder eine Lerche miaute.

Digitized by Google

Das kommt natürlich einem italienischen Publikum nicht zum Bewußtsein. Für dieses genügen die Kappen, die Trachten, die Studentenlieder vollauf, um seine Phantasie schon sicher zu bestimmen. Nicht aber uns, die wir die Urbilder dieser Gestalten täglich vor Augen sehen und die Szene an der gemeinen Erfahrung kontrollieren. Und die Musik, diese angeblich internationale Sprache, dient nur dazu, die Unterschiede deutlicher noch hervortreten zu lassen. Im gesprochenen Drama spielt viel Begriffliches mit. Auch überbrückt die Kunst des Übersetzers viel. Die Musik aber gibt den inwendigen Menschen, den unmittelbaren Ausdruck seines geistigen Wesens.

Pacchierotti kommt aus der Schule Puccinis. Freilich hat sein Orchester wenig von dem buntschillernden Farbenreiz dieses Meisters. Sein Kolorit ist vielmehr sanft, milde, bukolisch. Von seinen deutschen Kollegen hat er jedoch die Unart des immerwährenden zudringlichen Hineinredens des Orchesters in die Angelegenheiten der Sänger sich angeeignet. Obstinate Begleitfiguren liebt er ungemein. Stets klimpert die Harfe, schwirren oder kichern die Geigen, phantasiert ein Horn als Mittelstimme. Und wo die Handlung nur ein bißchen das Herz streift, öffnen die Violoncelle alle Schleusen eines larmoyanten Kantilenenstroms. Vor lauter Melodisieren kommt es zu keiner im Ohre haftenden Melodie. Zwar plündert der Komponist das halbe Kommersbuch, aber das einzigemal, wo er selbst ein Studentenlied zum Preise der Pfalzgräfin versucht, erleidet er ein klägliches Fiasko. Dagegen erscheint sogar der selige Neßler in seinem Kantus über das nämliche Thema fast wie ein Klassiker. Im übrigen bemüht sich Pacchierotti, zu zeigen, daß er nicht bloß Gedächtnis, sondern auch Geist hat. Er bringt die deutschen Lieder beziehungsvoll nach Moll gewendet. Er zitiert die Meistersinger. Er malt deutsches Milieu. Er stellt hinter jede Ecke der Szenerie einen Gesangverein, der dort auf den günstigen Augenblick lauert, wo er mit einem Chor unsichtbarerweise in die Handlung hineinplatzen kann. Der bezechte Professor Jüttner gröhlt Schuberts „Ständchen“ und die Kommilitonen markieren mit „Plon, plon, plon“ die Begleitung. Das soll vermutlich teutonischer Humor sein. Aber während die Unbefangenheit, womit der Italiener an diesen Stoff herangeht, uns nahezu entwaffnet, kann man zu Ehren der Spekulanten, die solche nur für welsches Publikum geschriebene Opern über die Alpen holen, wahrlich keinen kritischen Salamander reiben. R. Batka

Berliner Ausstellungen

Bildende Kunst

Volkskunstausstellung und Schadow-Ausstellung

Die internationale Volkskunstausstellung, veranstaltet von dem „Deutschen Lyceumklub“ hat hier in Berlin viel Teilnahme, besonders bei den Damen höherer Stände gefunden. Aus aller Herren Ländern waren mit einem imponierenden Eifer ältere und neuere Erzeugnisse des Kunstgewerbes zusammengetragen, und eine berufene Kennerin dieser Dinge, Marie von Bunsen, schrieb in bewußt erzieherischer Absicht einen sehr guten Katalog. Das Bemühen der Veranstalterinnen dieser Ausstellung war, gewissermaßen durch eine Demonstration der Werte künstlerisch gehobenen Handwerks, wie es ganz sensationslos und un-

Digitized by Google

preziös aus den natürlichen dekorativen Instinkten der Völker allerorten geübt wird, der unwürdigen und gedankenlosen Maschinenproduktion unserer Zeit entgegenzuwirken. Ein so löbliches Beginnen, daß jeder Versuch des angemessenen Dankes zu einem Hymnus werden müßte. Zwar für den Kenner bot sich nichts, was unsre vortrefflichen Kunstgewerbemuseen nicht längst dem Studium zugänglich gemacht hätten. Aber das große Publikum geht nicht in Museen, um zu lernen; man bewundert und oft mit Kälte, aber die Wirkungen in die Praxis des Lebens hinaus sind gering. So erfüllte diese Ausstellung wirklich ihren Zweck, den gebildeten Frauen vor allen den Wunsch nach Besitz wertvoller Handwerkserzeugnisse zu wecken. Und wer die Frauen einmal hier oder in irgendeiner andern kunstgewerblichen Ausstellung beobachtet, wer mit freudiger Rührung gesehen hat, mit welchem Heißhunger sie sich auf gute und geschmackvolle Musterarbeiten Begabterer stürzen, wie sie ernsthafte Erwägungen anstellen, ob sich diese Dinge nicht erwerben oder gar selbst anfertigen ließen, der weiß auch den Wert solcher Veranstaltungen richtig einzuschätzen. Mag sich die spielerische Nebenwirkung des Wunsches nach Kuriositätenbesitz — besonders bei fremdländischen Erzeugnissen — hier und da einstellen, bei den allermeisten ist doch das Bestreben da, das Gezeigte nur als Anregung zu betrachten, als Stachel für die eigene Phantasie, das Gute andrer Zonen und andrer Völker den heimischen und modernen Bedürfnissen anzupassen. Und erst so, durch die bewußte Mitarbeit der Frauen bei der künstlerischen Ausgestaltung des Heimes, kann auch unser heutiges Kunstgewerbe aus artistischen Bestrebungen zu wirklich gedeihlicher Kulturarbeit sich entwickeln. Vorläufig ist der Kunstgewerbler dem Schaffen aus deutschem Empfinden heraus noch wenig nahegekommen.

Aber wie dem besten Wollen selbst verdeckte Fußangeln und Fallgruben drohen, so fehlt es auch dieser Veranstaltung nicht an gefährlichen Möglichkeiten. Daß die Ausstellung in den Räumen des Warenhauses Wertheim stattfand, daß die meisten Erzeugnisse verkäuflich waren und nachbestellt werden konnten, weist darauf hin, daß an eine kaufmännische Ausbeutung des Interesses für das Gute gedacht war. Dagegen wäre ja an sich nichts zu sagen. Aber wie, wenn der Massenumsatz, ein Fundamentalsatz des Warenhausbetriebes, die ruhige und liebevolle Arbeit der Frauen aus dem Volke — und die meisten Erzeugnisse stammen aus deren Hand — zur Schnellverfertigung verleitete, wenn der unerwartete Verdienst zu möglichst rascher und angespannter Arbeit lockte? Dann wäre es zu Ende mit der Hingabe an die feinere Tätigkeit der Hand, der fast selbstlosen Freude am schönen Erzeugnis, an der wir uns jetzt noch erfreuen können. Malen wir den Teufel nicht an die Wand, stellen wir vorläufig das viele Erfreuliche fest!

In der Sonderausstellung der Kgl. Akademie der Künste ließ sich an Originalen und Gipsabgüssen das gesamte Schaffen Johann Gottfried Schadows bequem übersehen. Wer seine Kunst kannte, wußte, daß auf eine Überraschung durch interessante menschliche Dokumente kaum zu rechnen war. Sein künstlerisches Temperament ist von einer ziemlich engen Begrenztheit; kein Moment seines Lebens hat jenes Symbolische, dar-

Digitized by Google

an wir den Gottbegnadeten erkennen. Ein Leben voll Arbeit in selbstgezogenen Schranken, ein ernster und aufrechter Mann, gehoben von der feinen Kultur des Klassizismus, auf die wir mit so neidvollen Augen zu blicken gelernt haben. So hat er den Besten seiner Zeit genug getan. Wir aber glauben, daß die immerhin dankenswerte Gelegenheit, diesen Künstler in seinem Entwicklungsgange gemächlich verfolgen zu können, nichts bedeutet gegenüber einem andern Wirkungsmoment der Ausstellung. Der Kunsthistorie sind wir etwas müde geworden; es liegt uns nur noch wenig an dem intellektuellen Vergnügen, einen Künstler werden zu sehn, einen Augenblick in die Atmosphäre seiner Zeit zu tauchen. Unsre unproduktive Epoche hat derlei Betrachtungen bis zum Überdruß angestellt. So sehe ich die eigentliche Bedeutung der Schadow-Ausstellung in ihrer erzieherischen Wirkung, fast möchte ich sagen: in ihrem Vermögen der sittlichen Aufrüttelung. Als vor ein paar Monaten die Berliner Sezession das Werk Franz Krügers in der Absicht einer Huldigung zusammenstellte, da war selbst bei den Veranstaltern der Wunsch offensichtlich, daß durch diesen Blick in ein Leben voll ehrlicher Arbeit, als einem imponierenden Zeugnis davon, wie durch stetes Bemühen auch das Handwerk zu den Wirkungen hoher Kunst gesteigert werden kann, der jüngsten Malergeneration eine ernste Mahnung in die Seele bringen möge. Genialischtun, Verachtung des malerischen Handwerks und sehr geringe Ernsthaftigkeit bei den Künstlern; Wunsch nach müheloser Befriedigung eines fast sinnlichen Kunstbedürfnisses, Sensationsgier und Frivolität beim Publikum; bei beiden aber der von schlechten Schriftstellern und noch schlechteren Philosophen erzeugte Wahn, daß der Künstler „vom Himmel falle“, daß nicht vielmehr durch ernste Arbeit erst eine Begabung stark und frei werde! Gegen derlei Zeitkrankheiten kann auch diese Schadow-Ausstellung ihr Wörtlein reden. Und sie tut es. Man beobachtet mit Vergnügen, wie gerade Erwägungen dieser Richtung in der Kritik, unter den Künstlern und den Genießenden laut werden. Die Zeit erzeugt sich gegen das Gift ihre Medikamente selbst. Und wo es am schlimmsten ist, wie hier in Berlin, da werden auch sehr vernehmbar die Stimmen der Warnung laut. Es sei mir erlaubt, an das zu erinnern, was Goethe zu Eckermann über ähnliche Erscheinungen in seiner Zeit sagte: „Ein Mann wie Lessing täte uns not. Denn wodurch ist dieser so groß als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter?“

Ewald Bender

Der Ausbau gotischer Kirchtürme

Man ist in den Kreisen, die sich für Denkmalpflege interessieren, jetzt im allgemeinen der Ansicht, daß die Restauration eines gotischen Kirchturms, d. h. die stilgetreue Hinzufügung seiner oberen, im Mittelalter nicht vollendeten Teile ein überflüssiges, d. h. verwerfliches Beginnen ist. Wenn jetzt die Ergänzung der Kölner Domtürme oder des Ulmer Münsterturmes im Wege stünde, kein Zweifel, nicht nur in den Kreisen der Kunsthistoriker, sondern auch in denen der Architekten würde sich ein leidenschaftlicher Widerstand erheben. Ganz natürlich; denn man

Digitized by Google

sagt sich, daß ein an sich schon abgängiges Bauwerk, dessen Steinmasse vielleicht durch den Einfluß der Witterung an vielen Stellen zermürbt ist, durch den Aufbau eines schwer lastenden Turmhelmes jedenfalls an Standfestigkeit nicht gewinnen wird. Man sieht auch einen gewissen Widerspruch darin, einen Turm wie den des Ulmer Münsters, der sich schon im späteren Mittelalter als ungenügend fundamentiert erwiesen hat, heutzutage unter Anwendung gewaltiger Fundamentbogen zum Tragen eines mächtigen Aufbaues fähig zu machen, den man im Mittelalter, auch wenn die Mittel gereicht hätten, gar nicht durchzusetzen imstande gewesen wäre. Vor allen Dingen aber hat man heutzutage so viel historische Pietät, daß man den oberen Abschluß eines seine Umgebung beherrschenden Kirchturms in der Form, in der er jahrhundertelang die Silhouette der Stadt bestimmt hat, erhalten wissen will. Wie charaktervoll und eigenartig wirkte der kurze stumpfe Ulmer Turm mit dem geschweiften Notdache, das längst zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden war, wie individuell und gemütlich winkte er den auf der Bahn Vorbeifahrenden zu! Ich kann mich dieses Eindrucks aus meiner Jugend noch sehr gut erinnern, und wenn ich damit den Eindruck vergleiche, den ich jetzt habe, wenn ich auf den großen öden Münsterplatz trete und mir verstandesmäßig überlege, daß dies nun wirklich der höchste gotische Kirchturm in Deutschland ist, so krampft sich mir immer das Herz zusammen, und ich muß denken, daß sich die Millionen, die bei dieser Restauration verausgabt sind, doch wahrlich nützlicher hätten verwenden lassen. Dabei entspricht diese Ergänzung noch nicht einmal der ursprünglichen Intention, sondern ist eine an Böblingers Entwurf sich anlehnende, in den Projektionen ziemlich freie Schöpfung des Münsterarchitekten Beyer. Bei aller Hochachtung, die man für das technische Geschick und die organisatorische Kraft dieses Mannes haben kann, muß man doch dem einsichtigen Urteil unsres jetzigen württembergischen Landeskonservators recht geben, der diesen Ausbau ebenso bedauert wie die Freilegung des Gebäudes. Es trägt ja daran niemand eine persönliche Schuld, Ausbau und Freilegung entsprachen eben den damals herrschenden Anschauungen. Aber das darf uns nicht hindern, die jetzt durchgedrungene Überzeugung von der Überflüssigkeit solcher Arbeiten mit aller Entschiedenheit festzuhalten, damit in Zukunft ähnliche Überflüssigkeiten nicht wiederholt werden.

Daß eine solche Verwahrung auch jetzt noch am Platze ist, beweisen die Erörterungen über den Ausbau des Turmes der Petrikirche von Kulmbach, über den ich im ersten Juliheste 1908 des Kunstwarts (XXI, 19) berichtet habe. Einige Zeitungsartikel, Broschüren und Rezensionen, die seitdem erschienen sind, zeigen, daß selbst in einer so einfachen und, wie ich meine, zweifellosen Frage die Meinungen noch immer ganz auseinandergehen. Und zwar ist es charakteristisch, daß auch hier wie in allen ähnlichen Fällen die Architekten einen andern Standpunkt einnehmen als denjenigen, den die meisten Kunsthistoriker vertreten und auf den sich auch der Kunstwart, wenn ich mich recht erinnere, von jeher gestellt hat.

Kurz nach dem Erscheinen mei-

Digitized by Google

nes Kunstwartartikels publizierte die protestantische Kirchenverwaltung in Kulmbach ein Gutachten des Nürnberger Architekten Professor J. Schmitz, der warm für das von den Staatsbehörden schon genehmigte Projekt des Ausbaus — dessen geistiger Urheber er übrigens meines Wissens ist — eintritt, und in dem eben erschienenen Heft III des Anzeigers des Germanischen Nationalmuseums spricht sich der Direktor des letzteren, v. Bezold, ebenfalls, und zwar mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, gegen die Versuche aus, diesen Ausbau durch eine literarische Agitation zu verhindern. Ich muß gestehen, daß mich beide Publikationen in keiner Weise an meiner im Kunstwart vertretenen Auffassung irre gemacht haben. Ich würde aber, da mich der Petriturm in Kulmbach im Grunde nichts angeht, darauf nicht wieder zurückkommen, wenn nicht besonders der Artikel von Bezold eine Reihe prinzipieller Behauptungen enthielte, die bei dem großen Ansehen, dessen sich der Verfasser als Architekturhistoriker und Museumsleiter erfreut, geeignet sind, Unsicherheit in die Fragen zu werfen, über die wir annehmen durften, allmählich zu einer Klärung gekommen zu sein.

Bezold sagt, die Kulmbacher Angelegenheit sei eine Kirchturmfrage nicht allein im wörtlichen, sondern auch im übertragenen Sinne. Die Kirche sei nicht so bedeutend, daß es sich lohne, die Öffentlichkeit damit zu behelligen. Ob der Turm ausgebaut werde oder nicht, darauf komme wenig an, darüber brauchten sich weitere Kreise nicht zu beunruhigen.

Gewiß. Wer die meinem Kunstwartartikel beigegebene Photographie betrachtet, wird den Eindruck haben, daß es sich um eine Kirche handelt, die nicht besser und schlechter ist als hundert andere aus dieser Zeit, d. h. dem fünfzehnten Jahrhundert. Gerade das macht sie aber für die Denkmalpflege so wichtig. Fälle wie der Kölner Dom oder das Ulmer Münster sind immer Ausnahmen, die schon ihrer ungeheuren Kosten wegen sich nicht oft wiederholen werden. Fälle wie die Kulmbacher Petrikirche dagegen können alle Augenblick vorkommen. Sie sind geradezu von typischer Bedeutung. Es gibt gewiß viele hundert Kirchtürme dieser Art in Deutschland, auf die unternehmungslustige Architekten und Maurermeister schon längst ihre begehrlichen Blicke gerichtet haben. Überall wird das Kapital bereit sein, den Kirchenverwaltungen zu suggerieren, daß da etwas geschehen müsse. Und überall wird es Geistliche und Kirchenvorsteher geben, die nicht genügend in der modernen Denkmalpflege drinstehen, um dabei gleich den richtigen Standpunkt gewinnen zu können. Gerade deshalb eignen sich solche Fälle besonders zu einer prinzipiellen Behandlung.

Es ist nun sehr dankenswert, daß Bezold die geringe ästhetische Bedeutung der Kirche besonders betont. Man sollte denken, ein Bau, der so wenig besagt, könne einer durchgreifenden Restauration nur dann verfallen, wenn eine solche aus praktischen Gründen absolut notwendig wäre. Gebäude, die noch im Gebrauch sind, müssen natürlich nicht nur in anständigem Zustande erhalten, sondern auch, wenn das Raumbedürfnis es erfordert, eventuell vergrößert oder ergänzt werden.

Dieser Fall liegt aber hier nicht vor. Zwar macht Schmitz geltend, daß das Geläute infolge der ungenügenden Entwicklung der Glocken-

Digitized by Google

stube seinen Schall nur nach vorn und nach der Seite, nicht nach hinten entwickeln könne, daß man dieselbe also aus praktischen Gründen in die Höhe rücken müsse. Allein Spitzenpfeil hat schon bemerkt, daß eine Entwicklung nach hinten durch die Lage der Kirche zur Stadt keineswegs gefordert ist. Ich könnte mir auch denken, daß mancher Kulmbacher wenig Wert darauf legt, das alte Geläute, an das er sich seit seiner Jugend gewöhnt hat, an das sich für ihn vielleicht eine Menge trauter Erinnerungen knüpfen, durch ein neues „weihevolles" Geläute ersetzt zu sehen. Jedenfalls ist dieses Bedürfnis schwerlich so dringend, um für sich allein einen vergrößerten Neubau der Glockenstube zu rechtfertigen. Man sollte also denken, sowohl die Pietät wie auch die neuerdings so sehr betonte Sparsamkeit müßten hier den Gedanken an einen Ausbau zurückdrängen. Daß bei großen Kathedralen, die hervorragende Kunstwerke sind, ein ästhetisches Bedürfnis besteht, die unvollendeten Türme zu ergänzen, kann man noch begreifen. Aber bei einem Bau, der ästhetisch so wenig erheblich ist, wie die Petrikirche, kann, sollte man annehmen, gerade der ästhetische Gesichtspunkt keine große Rolle spielen.

Seltsamerweise sind es aber gerade ästhetische Gründe, mit denen Schmitz und Bezold den Ausbau des Turmes unterstützen. „Er entspricht in seinen Massen den Verhältnissen der Kirche nicht. Für jeden, der einigermaßen mit den Proportionen gotischer Bauten vertraut ist, ist klar, daß die Glockenstube zu dem viereckigen Unterbau ebenso wie zu dem Kirchenschiffe in einem schreienden Mißverhältnis steht. Die unschöne Glockenstube stört die Harmonie des ganzen Gebäudes, man frage sich, wenn man das große Dach der Kirche sehe, unwillkürlich: Wo ist denn der Turm? Das unschöne Verhältnis komme auch im Stadt- und Landschaftsbilde zum Ausdruck. Die Turmspitze biete für diese Gesamtansicht keinen erfreulichen Anblick, rufe keine ästhetische Befriedigung hervor, wirke sogar störend usw."

Man sieht, es sind lauter ästhetische Gründe, die hier angeführt werden. Und das bei einem Bau, von dem man behauptet, daß er als Kunstwerk nicht viel besagt und als historisches Denkmal infolge der Veränderungen, die er erlitten, kaum mehr in Betracht kommt. Ich frage ganz einfach: lohnt es sich, bei einem solchen Bau eine Veränderung dieser Art vorzunehmen? Wenn es notorisch eine ganze Anzahl Kulmbacher gibt — und das muß ich aus Zeitungsartikeln, die mir zugegangen sind, schließen —, die dieses Mißverhältnis durchaus nicht empfinden, denen der Turm gerade so wie er ist, lieb und wert ist, muß er dann um jeden Preis erhöht werden? Man entschließt sich doch zu einer solchen Ausgabe nicht aus reinem Tätigkeitsdrang, bloß damit etwas getan wird, damit die Architekten und Maurermeister etwas zu tun bekommen!

Und ist es nicht sehr bedenklich, einen solchen Bau nach unsrem ästhetischen Geschmack kritisieren und verbessern zu wollen? Schmitz gibt selbst jetzt zu, daß die Versuche, für die Entwicklung des gotischen Kirchenbaus genaue und bestimmte Proportionen herauszufinden, sich als wertlos erwiesen haben. Und wie viele gotische Bauten wären nicht zu nennen, die heutzutage jeder Architekt, wenn er vor dieselbe Aufgabe gestellt würde, ganz

Digitized by Google

anders proportionieren würde? Angenommen aber selbst, alle ästhetischen Bedenken gegen den Turm wären berechtigt — ich selbst finde ihn nicht besonders schön — angenommen, man würde anerkennen, daß dem Architekten des 16. Jahrhunderts „der Pust ausgegangen“ wäre, diese etwas kümmerliche Glockenstube sei in ihrer Vernachlässigung ein treues Abbild einer für Kulmbach unglücklichen Zeit — wie Spitzenpfeil ausführlich nachgewiesen hat —, ginge daraus etwa hervor, daß die Kulmbacher des 19. Jahrhunderts die Pflicht hätten, die Erinnerung an diese traurige Zeit in der Geschichte Kulmbachs durch die Errichtung einer neuen und höheren Glockenstube zu tilgen?

„Es heißt die Ziele der Denkmalpflege überspannen,“ sagt Bezold, „wenn man ausnahmslos jeden alten Bau als historisches Denkmal erklären und für alle Zeiten in seinem Bestand vom Jahre 1908 erhalten will. Das liefe darauf hinaus, daß vom Beginn des 20. Jahrhunderts an die Städte und Dörfer Deutschlands mumifiziert würden.“ Bezold scheint demnach anzunehmen, daß der Charakter unsrer Städte und Dörfer nur durch die mittelalterlichen Bauwerke bestimmt werde. Er muß mir schon die bescheidene Einwendung erlauben, daß wir doch neben der alten Architektur so etwas wie eine moderne Architektur haben, und daß diese sich ruhig weiter entwickeln kann, auch wenn man in bezug auf die mittelalterlichen Bauten den Grundsatz durchführt: Quieta non movere. Wohin kämen wir, wenn jeder Architekt das Recht hätte, einen mittelalterlichen Bau, dessen Proportionen ihm nicht gefallen, nach Belieben zu verändern, auf das Prokrustesbett seines modernen ästhetischen Empfindens zu spannen? Wir danken für ein nach dem Proportionsgefühl des 19. Jahrhunderts korrigiertes Mittelalter.

Man hat sich neuerdings an das Schlagwort gewöhnt, die Fragen der Denkmalpflege könnten nicht prinzipiell, sondern nur von Fall zu Fall entschieden werden. Auch Bezold sagt, die Sache liege nicht immer so klar, daß eine unzweifelhafte Richtschnur für die Entscheidung gegeben sei. Eine generelle Behandlung nach einem bestimmten Schema sei unzulässig. Ich halte diesen Grundsatz für sehr bedenklich. Selbstverständlich wird man in allen Fällen, wo das moderne Bedürfnis die Erweiterung eines mittelalterlichen Bauwerks nötig macht, einen Kompromiß zwischen ihm und dem Schutz des historisch Gewordenen schließen müssen. Und dieser Kompromiß wird in jedem Falle zu einer anderen Lösung führen. Aber daß eine Veränderung, ein Umbau oder Ausbau aus ästhetischen Gründen prinzipiell abzulehnen ist, darüber dürfte wohl ein Zweifel bei den meisten heutigen Denkmalpflegern nicht bestehen. Eine aus dem 16. Jahrhundert stammende Glockenstube einreißen, weil sie zu klein und dürftig ist, und sie durch eine neue höhere ersetzen, das steht ungefähr auf demselben Standpunkt wie die Übermalung des Kölner Claren-Altars oder des Heerberger Altars von Zeitblom, wobei die Restauratoren die mageren und schlanken Formen des Originals breiter und voller gemacht und, in dem Streben, den archaistischen Stil der Zeit zu verbessern, eine Hand oder einen Kopf an eine ganz andere Stelle gesetzt haben, als es dem erfindenden Meister gefallen hatte. Es ist dies

Digitized by Google

geradezu eine Fälschung des historisch Gewordenen, also ein künstlerisch und ethisch gleich verwerfliches Verfahren.

Bezold begründet seine Unterstützung des Kulmbacher Ausbauprojektes auch mit der Notwendigkeit, „einmal die fortwährenden Verunglimpfungen der Kunst des 19. Jahrhunderts abzuweisen". Denn „eine ganz verlogene Phrase sei die von der künstlerischen Impotenz des 19. Jahrhunderts". Man versteht zuerst nicht recht, was das mit dem Ausbau eines gotischen Turms zu tun hat. Allmählich kommt man aber dahinter, daß es eine Abwehr des neuerdings wiederholt begründeten Anspruchs sein soll, Restaurationen an mittelalterlichen Bauten in modernem Stil auszuführen. Unter der Kunst des 19. Jahrhunderts, die von unsrer modernen Denkmalpflege verunglimpft wird, versteht Bezold also eine ganz bestimmte Richtung der jüngst verflossenen Architektur, nämlich die retrospektiv-historische, die ihren Ehrgeiz dareinsetzt, mittelalterliche Bauten stilrein, d. h. genau im Stile der Entstehungszeit zu restaurieren.

Diese Frage scheint mir nun gerade bei dem Problem des Ausbaus gotischer Türme nicht besonders aktuell zu sein, denn ich halte es für selbstverständlich, daß, wenn man überhaupt einmal einen modernen Helm auf einen mittelalterlichen Turm setzt, man es in dem gleichen Stil tut, in welchem dieser selbst gebaut ist. Nun halte ich aber, wie gesagt, die Notwendigkeit einer solchen Ergänzung nicht für gegeben. Immerhin ist die Frage prinzipiell von großer Bedeutung für alle modernen Restaurationen, und Bezold bringt hier ein sehr wertvolles Material bei, das vielleicht klärend in dieser neuerdings so lebhaft besprochenen Frage wirken kann, mit dem man sich jedenfalls auseinandersetzen muß.

Man behauptet in der Regel, in früheren Zeiten seien Restaurationen, Anbauten usw. immer in dem Stil der betreffenden Zeit ausgeführt worden. Das Streben nach stilistischer Übereinstimmung des Neuen mit dem Alten sei erst ein Kennzeichen des 19. Jahrhunderts. Demgegenüber weist Bezold nach, daß stilgetreue Restaurationen doch auch schon früher vorgekommen sind, und zwar viel häufiger, als wir meistens annehmen. „Die Gotik war noch lange Kirchenstil, als die Renaissance schon längst herrschend war, des sind viele Jesuitenkirchen Zeugnis, und noch im 18. Jahrhundert wurde die Katharinenkirche in Frankfurt gotisch gebaut. Ein fast vollständiger Neubau aus dem 17. Jahrhundert ist die Kathedrale von Orleans... Schon im 14. Jahrhundert, als die höchste Blütezeit der Gotik schon vorüber war, wurde in Lassay die teilweise von den Engländern zerstörte Kirche in genauem Anschluß an die erhaltenen Teile in romanischen Formen ergänzt. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Kirche Saint Etienne in Caen ergänzt und dabei mit der größten Genauigkeit den Stilphasen der Erbauungszeiten (11.—13. Jahrhundert) angepaßt. Der Chor von Saint Nicolas zu Contances ist um 1620 ganz im Stil der normannischen Bauten des 13. Jahrhunderts, der Turm der Kirche zu Lassan zu Ende des 16. Jahrhunderts ganz im Stil des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Im nördlichen Flügel des Atriums von San Ambrogio zu Mailand sind im 17. Jahrhundert Restaurationsarbeiten vorgenommen worden, die nur sehr schwer von den alten unterschieden werden kön-

Digitized by Google

nen. Der Turm von S. Matthias in Trier weist Restaurationen in romanischen Formen aus dem 17. Jahrhundert auf. Große Teile der Kirche zu Andlau im Elsaß, die im Dreißigjährigen Kriege zerstört worden waren, sind in der Frühzeit des 18. Jahrhunderts in rheinisch-romanischen Formen aufgebaut worden."

Diese Aufzählung — die vollständigste, die mir bisher bekannt geworden ist, beweist zur Genüge, daß man auch schon früher, in den schöpferischen Zeiten der Architektur, zuweilen archaisiert hat, daß es auch schon damals Architekten gab, denen die stilistische Einheit eines zu restaurierenden Bauwerks über den Reiz einer selbständigen Betätigung der eigenen Schöpferkraft ging. Was können wir daraus für unsre Zeit lernen? Bezold gibt selbst zu, daß alles das nur Ausnahmen sind, und daß diesen Fällen viel mehr Beispiele gegenüberstehen, wo die Restaurationen im Stile der ausführenden Zeit gehalten sind. Ich glaube auch nicht, daß Bezold irgendeiner dieser stilgetreuen Restaurationen einen selbständigen baugeschichtlichen Wert zusprechen wird. Sie sind bestenfalls exakte, technisch einwandfreie Nachahmungen, also Kunst zweiter Hand, besser gesagt Handwerk. Für die Gegenwart beweisen sie gar nichts. Warum wir uns gerade an diese Beispiele halten sollen statt an die viel zahlreicheren, wo die Restaurationen selbständig und im Sinne der Zeit modern gehalten sind, ist nicht einzusehen. Und wenn die Alten sich ohne Zweifel deshalb so wenig um die Stilreinheit ihrer Kirchen kümmerten, weil sie den malerischen Reiz gemischten Stils empfanden, so ist nicht zu verstehen, warum wir Modernen, die wir ebenfalls malerisch empfinden, nicht auch das Recht haben sollen, einen verhältnismäßig selbständigen Bauteil, den wir einem mittelalterlichen Bau hinzufügen, in modernen Formen auszuführen, d. h. in Formen, die einfach und anspruchslos aus dem praktischen Bedürfnis heraus entwickelt sind. Kein Mensch verlangt, daß gotische Fialen oder Kriechblumen an einem mittelalterlichen Bauwerk im modernen Stil ergänzt werden, und selbst den Ausbau eines Turmes wird man, wenn er denn einmal unvermeidlich ist, im selben Stil wie die unteren Teile halten. Nun glaube ich nicht, daß sich ein wirklich schöpferischer Architekt darauf auch nur das Geringste zugute tun und eine derartige Flickarbeit als Kunst anpreisen wird. Das wäre ungefähr ebenso, wie wenn ein geschickter Gemälderestaurator, der ausgebrochene Stellen eines Gemäldes geschickt im Stil der alten Malerei zu ergänzen versteht, seine Tätigkeit mit der eines Menzel oder Böcklin vergleichen wollte. Bei einem Architekten, der seine ganze Kunst auf den Ausbau gotischer Türme oder die Ergänzung mittelalterlicher Burgen setzt, darf man immer einen gewissen Mangel an schöpferischer Empfindungskraft voraussetzen. Wir brauchen ja auch solche Leute, ebenso wie gute Gemälderestauratoren ein notwendiges und respektables Gewerbe treiben. Allein sie sollten nicht den Versuch machen, sich mit wahrhaft schöpferischen Künstlern in eine Reihe zu stellen. Konrad Lange

Angewandte Kunst

Das neue 25-Pfennigstück, richtiger: der mit dem ersten Preise gekrönte Entwurf dazu, hat so allgemeines Kopfschütteln erregt, daß wir darüber schweigen können. Um so mehr, als man an verschiedenen

Digitized by Google

Stellen öffentlich die maßgebenden Herren gebeten hat, sich die vom Dürerbunde preisgekrönten Münzen anzusehen, um zu erkennen, was erreichbar sei.

Woher kommt es denn nun, daß das Preisausschreiben des Dürerbundes so wesentlich glücklichere Ergebnisse gezeitigt hat, als das des Reichs? An unserm Preisgerichte hatten allerdings die ersten Autoritäten, wenigstens Mittel- und Norddeutschlands, teilgenommen, aber die Preisrichter des Reichs waren auch keine Laien, an ihrer Urteilsfähigkeit hat's schwerlich gefehlt. Und hinter unserm Preisgericht stand nur eine private Vereinigung, hinter dem Wettbewerb des Reiches stand eben das Reich — und stand der staatliche Auftrag. Des Rätsels Lösung liegt in der Fassung des Preisausschreibens durch das Reich. Die stieß viele der besten ab, weil sie viel zu viel vorschrieb, weil sie der Phantasie zu wenig Freiheit ließ, weil sie Geist vom grünen Tische verriet. Und nicht nur das: sie machte die Wettbewerbsfähigkeit der Entwürfe von ihrer Ausführung gleich in der Münzgröße abhängig, das aber heißt: sie machte den Wettbewerbern die Vorschrift, in den meisten Fällen, abgesehen von ihrer Arbeit, gleich je 200 Mark an Selbstkosten dranzuwenden. Man setzte für drei Bewerber 4000 Mark aus und veranlaßte dadurch insgesamt rund 100000 Mark Kosten.

Und was nun?

Das einfachste wäre wohl, das Reich entschlösse sich zu einem engeren Wettbewerb zwischen den von ihm und den vom Dürerbund ausgezeichneten Künstlern unter Entschädigung für deren Aufwendungen. Will man das nicht, so sollte man ein neues Preisausschreiben erlassen und zwar genau in der Art des alle Verhältnisse abwägenden Dürerbund-Preisausschreibens, das als praktischer ja nun erwiesen ist. Aus unserm Münzen-Elend müssen wir heraus. Und schon die wenigen Beispiele aus unsern Preisergebnissen, die wir auf der heutigen Beilage mit dem 25-Pfennigstück zusammenstellen, beweisen, daß wir auch herauskönnen.

Heimatpflege

Ansichtskarte und Naturdenkmalpflege

Vor mir liegen zwei Folgen Postkarten: „Rübezahl als Schutzgeist des Riesengebirges" nach Aquarellen von Fr. Rowland (Verlag von Max Leipelt, Warmbrunn). Namentlich vier Karten wären zu nennen, auf denen in derbkomischer Weise dargestellt ist, wie Rübezahl das Beschmieren der Felsen mit Reklame, das Ausreißen seltener Pflanzen, die Verunzierung eines großartigen Landschaftsbildes durch Anlage einer Bergbahn und die Unart, Speisereste und Stullenpapiere im Walde liegen zu lassen, bedroht und bestraft. Die künstlerische Leistung mögen Fachleute beurteilen, die Begleitverse sind nicht gerade hervorragend, aber der Gedanke an sich scheint mir recht beachtenswert.

Der Ansichtskarte ist bei der Beliebtheit, deren sie sich heutzutage erfreut, eine Bedeutung als Kulturträgerin nicht mehr abzusprechen; ihre Verbreitungsmöglichkeit ist unbeschränkt. Schon mehrfach hat sie sich in den Dienst einer ernsten und guten Sache gestellt; ich erinnere an ihre Verwendung für die Heimatschutzbestrebungen. Könnte sie nicht auch die Ideen der Naturdenkmalpflege ausbreiten helfen, die sich trotz ihrer wachsenden Bedeutung bei der großen Schar der Gleichgültigen noch

Digitized by Google

immer nicht das tiefere Verständnis zu erobern vermochten? Könnte sie nicht den harten Boden pflügen und vorbereiten, wenn sie nicht nur vereinzelt, wie bisher, sondern planmäßig und in größerem Umfange mit Bild und Wort dafür einträte? Hermann

Die Erhaltung unsrer Tierwelt*

1. Tierwelt und Volkstum

Die Heimatschutzbewegung, die man eine zielbewußte Vaterlandsliebe nennen kann, ist aus ihren Anfangsgründen herausgetreten.

Nicht mehr will sie, gewissermaßen als Kuriositäten, nur alte wertvolle Bauwerke, schöne landschaftliche Punkte, Bäume, Felsgruppen usw. schützen, sie will dem Volk seine Heimat erhalten und bewahren und gegen jeden ungerechtfertigten Eingriff zu Felde ziehen, der dem einzelnen wie der Gesamtheit ein höchstes Gut zu rauben oder zu beeinträchtigen sucht. Sie will das Vaterland so erhalten, wie es ist, daß das Volk nicht Schaden erleide an Leib und Seele.

Um diesen Zweck zu erreichen, muß die Heimatschutzbewegung ihre Aufmerksamkeit auf alles lenken, dessen Erhaltung die Erhaltung der deutschen Volksseele verbürgt, sie muß die ganze heimatliche Landschaft in ihren Schutz nehmen, soweit das den berechtigten Forderungen von Ackerbau, Forstwirtschaft, Verkehr, Handel, Gewerbe und Industrie gegenüber möglich ist.

Die Landschaft setzt sich aber nicht nur aus der Form des Geländes und aus dem Pflanzenwuchse zusammen, sie wird auch durch die Tierwelt bedingt: deshalb hat die Heimatschutzbewegung auch über diese ihre schützende Hand auszustrecken.

Leicht wird ihr das nicht werden; allerlei berechtigte und vermeintliche Sonderinteressen, Irr- und Aberglaube, Torheit, Händlerwesen, Sammlerunfug, Schießertum und einseitige Wildhege werden versuchen, sie davon abzuhalten; das darf sie aber nicht hindern, zäh und fest auf ihrem Wege zu beharren. Naturschönheit

Drei Gesichtspunkte kommen für sie hierbei in Betracht: erstens der innige Zusammenhang, der zwischen der gesunden Entwicklung der Volksseele und der Tierwelt besteht, zweitens der wissenschaftliche Wert der Tierwelt, drittens ihr volkswirtschaftlicher Nutzen.

Wie innig die heimische Tierwelt und die Volksseele miteinander verbunden sind, das geht aus unsern Sagen und Märchen hervor. Man darf nicht glauben, daß das Volk heute nicht mehr dichtet; wenn man es in allen seinen Schichten kennen gelernt hat, dann weiß man, daß heute noch Volkslieder, Märchen und Sagen entstehen, die vielfach an unsre Tierwelt anknüpfen. Eine Verarmung unsrer Tierwelt verursacht also auch eine Verarmung unsrer Volksseele.

Sodann ist der wissenschaftliche Wert unsrer einheimischen Tierwelt außerordentlich groß. Zoologie kann man nur „am Platze“ treiben. Vergleichende Systematik, vergleichende Entwicklungsgeschichte, vergleichende Anatomie, was sind sie im Grunde anderes als Steinträger und Materiallieferanten für die Biologie; diese aber kann ihre Ausgangspunkte immer nur von

* Nachdruck dieses Aufsatzes und der folgenden aus der Feder Hermann Löns mit der Quellenangabe „Aus der Dürerbund-Korrespondenz“ erlaubt.

Digitized by Google

der Heimat des Forschers nehmen, die er nach allen in Betracht kommenden Verhältnissen, wie Klima, Boden, Kultureinflüsse, beherrscht. Wird also der Zusammenhang unsrer Tierwelt durch die Ausmerzung ganzer Reihen von Arten unterbrochen, dann sind aus dem Buche der deutschen Natur so viele Blätter herausgerissen, daß der Zusammenhang fehlt, daß man sich genau wie beim Lesen eines unvollständigen Werkes die Lücken mit Hilfe von Verstand und Phantasie ergänzen muß, wobei natürlich allerlei Fehler unterlaufen.

Der dritte Punkt, die Nützlichkeitsfrage, ist nicht minder wichtig. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß durch das gellende Geschrei irgendeines Nützlichkeitsfanatikers diese oder jene Tierart dort oder da gänzlich vertilgt wurde. Hinterher stellte es sich heraus, daß man viel zu voreilig gewesen war, und man mußte einsehen, daß man unsinnig gehandelt hatte.

Das Mitglied des Gesundheitsamtes in Berlin Regierungsrat Professor Dr. G. Rörig teilt in seiner Schrift über die Mageninhaltsuntersuchungen der einheimischen Raubvögel und Eulenarten mit, daß in einigen sächsischen Forsten Eichelsaaten nicht mehr aufzubringen waren, weil nach der Ausrottung der Hühnerhabichte die Eichkatzen und Eichelhäher sich zu sehr vermehrt hatten.

Die Natur ist nämlich nicht ganz so einfach zusammengesetzt, wie eine Taschenuhr. Hier ist ein anscheinend überflüssiges Zäpfchen, dort ein scheinbar nur als Schmuck dienendes Edelsteinchen, an einer anderen Stelle sitzt ein Schräubchen, das zwecklos aussieht. „Weg damit!“ sagt der Mensch, der Allesbesserwisser — und schon ist die ganze Maschine in Unordnung.

Wo es sich um Tiere handelt, die, wie Bär, Wolf, Luchs und Adler, den Menschen selbst oder sein Nutzvieh gefährden, da ist, so sehr es vom zoologischen Standpunkte auch zu bedauern ist, Ausrottung notwendig. Bei allen Tieren aber, die nicht in allzu grober Weise in das wirtschaftliche Leben eingreifen, soll man sich sehr lange besinnen, ehe man sie zum Aussterbenmüssen verdammt.

Selbstverständlich gibt es Sonderverhältnisse, die sich mit dem Dasein dieser oder jener Tierart nicht vertragen. In einer reinen Niederjagd wird der Inhaber Hühnerhabicht und Wanderfalke, Fuchs und Wiesel nicht dulden können; unsinnig ist aber die Verallgemeinerung, und in Hochwildjagden hat ihre Ausrottung keinen Zweck, kann sogar ganz bedeutenden Schaden in forstwirtschaftlicher Beziehung bringen.

Bei der wirtschaftlichen Bewertung einer Tierart soll man, von ganz besonderen Fällen abgesehen, niemals *eine* Rücksicht allein sprechen lassen, sondern *alle* in Betracht ziehen; erst dann, wenn es sich herausstellt, daß der Schaden so groß ist, daß irgendein Nutzen dagegen nicht in Betracht kommt, soll man das Verdammungsurteil sprechen.

Auf diesen Standpunkt hat sich erfreulicherweise die preußische Regierung gestellt; sie hat einmal ihre Forstbeamten angewiesen, die Adler wegen ihres hohen ästhetischen Wertes zu schonen, dann hat sie es aber auch durchgesetzt, daß die Wildschwäne, Kraniche, Brachvögel, Wachtelkönige, Tauben, Drosseln und Kiebitze für jagdbar erklärt, also zeitweise wenigstens geschützt wurden, und neuerdings sind auch einige immer seltener werdende Raubvögel, wie der rote

Digitized by Google

Milan, unter Schutz gestellt worden.

So weit sind wir nun, wir müssen aber noch viel weiter; wir müssen dahin streben, daß nicht nur die wirtschaftlich wertvollen Tiere, also das Wild und die nützlichen und hübsch singenden Vögel, sondern die gesamte höhere einheimische Tierwelt, soweit sie augenfällig ist oder in irgendeiner Weise nützt, sich einer gewissen Hege erfreuen darf. Hermann Löns

„Dort unten in der Mühle"

Der König von England und Kaiser von Indien war bei der Hauptstadt des Deutschen Reiches zum ersten Male zu Gast. „Beim Eintritt in die Festräume sang die Kammergesangvereinigung der Berliner Liedertafel auf der hohen Empore zum Willkommen »Gott grüße Dich. Kein andrer Gruß gleicht dem an Innigkeit. . . Gott grüße Dich — wenn dieser Gruß So recht von Herzen geht, Gilt bei dem lieben Gott der Gruß So viel wie ein Gebet«." Mehr konnte Seine Majestät billigerweise von Berlin auch nicht verlangen. Nachdem die Liedertafel singend für ihn gebetet hatte, entbot der Oberbürgermeister dem König „durch eine deutsche Bürgertochter" in goldenem Pokale den Ehrentrunk. Der König nahm ihn und dankte: „Mein größter Wunsch ist, daß die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern immer die besten sein mögen." „Bravo!" Aber gesprochen wurde von dem Thema nicht mehr. Es gab Vorstellungen. Dann nahm der König zur Rechten des Reichskanzlers Platz. Die führenden Männer der Stadt waren versammelt; was, fragte sich alles, wird gesprochen werden? Wieder begann das Quartett der Berliner Liedertafel.

„Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt ins Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schoß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's ums Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr."

Gesellschaft

Aber der großbritannische Herrscher ging, nämlich, nachdem er höflich zugehört, „unter der Leitung der beiden Bürgermeister den Rundgang durch die geschmückten Repräsentantenräume der Stadt Berlin". Als er in den Festsaal zurückgekehrt war, „wo die große Schar der geladenen Gäste seiner harrte" — — räusperte sich abermals das Liedertafelquartett und begann: „Im schönsten Wiesengrunde". Seine Majestät König Eduard hörte abermals höflich zu. Als man ausgesungen hatte, begann man wieder. „Sturmbeschwörung" von Dürner. Seine Majestät König Eduard hörte wiederum höflich zu. Dann aber hatte er leider keine Zeit mehr und mußte gehen. Hoch! Hoch! Hoch! Des britischen Königs erster und wahrscheinlich einziger Besuch im Rathause der deutschen Reichshauptstadt war verlaufen. Geistig, die Entgleisungen abgerechnet, auf dem Niveau eines Liedertafelabends. A

Der Karneval

ist wieder einmal zu Ende, und wieder werden ihm Leichenreden gehalten, die nicht sehr freundlich sind. Man hätte nicht mehr den rechten Sinn für ihn. In Italien noch am ehesten — obgleich doch schon Goethe mit einem Mal

Digitized by Google

Karneval sogar in Rom genug hatte. In Nizza sei er halt Fremdenindustrie. Wie er in Köln ist, davon hat hier vor Jahren (Kw. XIX, 12) ein Eingeweihter gesprochen. In Berlin? „Karneval in Pastillenform", meinten neulich die Lustigen Blätter. Am erträglichsten zeigt er sich wohl in München. Aber auch dort fehle, sagen die Nörgler, was überall fehlt: die Allgemeinheit der Fröhlichkeit, als der doch unentbehrliche gemeinsame Nährboden der vergnügten Narretei. Oder, erlaube ich mir hinzuzusetzen: diese erblüht sozusagen aus einem allgemeinen Düngen des Lokals mit Alkohol, über dessen Wert die Meinungen zum allermindesten wohl geteilt sein dürfen. Wie über die ökonomischen und sozialen Folgen dieser „Festzeit". Und schließlich auch über die völkerpsychologisch, nationalökonomisch, historisch und sonstwie gelahrt zu benennenden Gründe für den allgemeinen Niedergang des karnevalistischen Geistes überhaupt.

Je mehr die Menschheit aus spiellustiger Kindheit in gesetzte Jahre kommt, je mehr sie sich individualisiert und spezialisiert, je seltener werden natürlich auch die Vorbedingungen zu gleichzeitiger gemeinsamer natürlicher Vergnügtheit. Aber mir scheint: diese Erkenntnis sollte nicht zu einer Feindschaft gegen den bunten Jux, zu einer Bekämpfung des Fastnachttreibens als solchen führen. Die „Auswüchse" — die Völlerei und Sauferei, der Pfandhaus-Leichtsinn, die Lüderlichkeit und, was um kein Haar schöner ist, die Gerissenheit, die unter der Narrenkappe nur Geschäftemacherei spekuliert — ja, die verdienten ein kräftigeres Prügelinstrument als die Pritsche. Im übrigen haben wir wohl wirklich keinen Grund, irgendwelche Frohsinnsmöglichkeiten künstlich zu töten, wo sie etwa noch lebendig sind.

Und ein Fastnachtsbrauch, das wollen wir nicht vergessen, hat sich erst in der Gegenwart entwickelt, der ganz gewiß gut ist. Wenn ich nicht irre, waren's die „Münchner Neuesten Nachrichten", die „Fastnachtsnummern" eingeführt haben, jedenfalls haben sie diese Einrichtung bei weitem am glücklichsten ausgebaut und gepflegt. Auswärts sind ihnen wenigstens einzelne andere Zeitungen und Zeitschriften gefolgt. Bei „Witzblättern" bedeutet das ja kein Heraustreten aus dem gewohnten Geleis, wohl aber bei „ernsten". Und gerade: daß wir unser Publikum und uns selbst daran gewöhnen könnten, dieselben Dinge auch einmal heiter anzusehn, die wir sonst ernsthaft behandeln, das schiene wenigstens mir persönlich ein für unsre ganze Kultur wirklich wünschenswertes Heraustreten auf einen andern Standpunkt sozusagen zum Atemholen. A

Rechtspflege

Über die Kunst der Rechtspflege und die Universitäten

hat kürzlich ein Mitglied des Reichsgerichts, Senatspräsident Förtsch, einen Vortrag gehalten, den das Dezemberheft der Deutschen Revue veröffentlicht. Auch Förtsch tritt der Auffassung entgegen, daß zur Ausübung der Rechtspflege schon der befähigt sei, der Rechtswissenschaft studiert habe. Er meint vielmehr, daß wir es hier mit einer Kunst zu tun haben, die geübt sein will, die nicht nur ideale Hingabe, sondern auch die Beobachtung von ästhetischen und ethischen Regeln fordere. Neben dieser juristischen Kunst bestehe auch ein juristisches Banausentum. Nur

Digitized by Google

Erfahrung und Übung setzen den Richter in den Stand, das Wesentliche aus der strittigen Materie herauszufinden und unnötige Beweiserhebungen zu vermeiden. Das Verhalten des Vorsitzenden fordere zumal in Sensationsprozessen oft ein Kopfschütteln heraus. „Hier ein Vorsitzender, der mit seiner persönlichen Ansicht vorzeitig und unvorsichtig hervortritt, überflüssige Reden hält, sich mit dem Verteidiger auf lange Gespräche einläßt, statt einfach auf die gestellten Anträge Beschlußfassung ergehen zu lassen; dort ein anderer, der seinem vielleicht gerechten Ärger über das Benehmen des Verteidigers in nicht zu billigender Weise Ausdruck gibt; dort ein dritter, der sich berufen fühlt, den Wahrspruch der Geschworenen zu kritisieren." Der Untersuchungsrichter habe sich niemals als Polizeikommissar, sondern stets als Richter zu fühlen, ganz besonders bei der Entscheidung über die Untersuchungshaft. Protokolle über gerichtliche Ortsbesichtigungen seien nicht so einfach und sollten gelehrt werden, sprachlich und sachlich. Man stelle nur einem deutschen Primaner, der über das wahre Glück sich ausgeschrieben hat, die Aufgabe, ein Zimmer, ein verletztes Türschloß, ein Dorf und dessen Lage zu beschreiben. Ein Professor juris könne da natürlich nichts nachholen, aber doch auf das Wichtigste hinweisen. Der Richter müsse unabhängig sein, deshalb sei er verfassungsmäßig unabsetzbar. Was hülfe das aber, wenn die Charakterfestigkeit fehle? Besonders der öffentlichen Meinung gegenüber sei die Unabhängigkeit schwer. Das Gesetz binde den Richter zwar, aber es tue das weder immer klar, noch immer vollständig; der Richter habe es also auszulegen und zu ergänzen. Es sei ferner eine große Kunst, ein guter Staatsanwalt zu sein. Auch hier gebe es Banausen. Die Schwierigkeit läge darin, daß der Staatsanwalt durch das Legalitätsprinzip gezwungen sei, wegen strafbarer Handlungen „einzuschreiten", dabei aber selbst zu ermessen habe, wie weit er dieses Einschreiten treiben will. Dazu gehöre großer Takt, ebenso wie zum Auftreten in den öffentlichen Verhandlungen, damit Konflikte vermieden werden. Förtsch schließt, er müsse auf zweierlei Einwendungen hauptsächlich gefaßt sein: erstens, Studenten seien noch zu jung, um aus Vorlesungen eine derartige Kunst zu erlernen, die eben erst durch die Praxis erworben würde; zum zweiten sei die Möglichkeit bestreitbar, geeignete Lehrkräfte zu finden. Förtsch wirft die Frage auf, ob unter diesen Umständen nicht Akademien errichtet werden sollten, an denen junge Richter, Staatsanwälte, Anwälte und Notare Gelegenheit hätten, über die Kunstseite ihres Berufes sich anzuregen und zu belehren. K

Zur Reichsfinanzreform

Zu den Tageskämpfen

An Mahnern, über die Partei- und Klasseninteressen hinauszusehn, hat es nie gefehlt, aber vielleicht hat die deutsche Intelligenz niemals stärker als jetzt nach Verbündeten „außerhalb der Fraktion" gesucht. Von den Worten, mit denen sich kürzlich Harnack angesichts unsrer Finanznöte an das Gewissen derer wandte, die ihm sonst politisch nahestehn, haben wir kürzlich (Kw. XXII, 10) gesprochen, solche Ermahnungen mehren sich jetzt. Auch der konservative Nationalökonom Professor Julius Wolf erhebt sie in seiner eben erschie-

Digitized by Google

nenen Schrift „Die Reichsfinanzreform und ihr Zusammenhang mit Deutschlands Volks- und Weltwirtschaft". Er weist darauf hin, daß eine Anzahl von Hauptsteuern nicht in dem Maße von uns ausgebildet und ausgenutzt würden, wie sie es zuließen. Das seien von den sogenannten indirekten Steuern die Massenluxussteuer, von den direkten Steuern die Erbschaftssteuer. Gleich Harnack hebt er das Wesentliche der Frage ans Licht, indem er die ganz besondere und grundsätzlich wichtige Funktion der Erbschaftssteuer im Finanzreformplan der Reichsregierung erkennt. Professor Wolf bemerkt dann noch, daß erst durch diese Vereinigung von direkter und indirekter Steuer dem sozialen Gedanken dasjenige Recht werde, ohne das heute kein Gesetzgebungswerk, das sich an die große Masse wende, auf Erfolg rechnen könne.

In Dresden sprachen die Professoren Lamprecht und Wuttke öffentlich über unsre Finanzlage — einige Ausführungen aus ihren Reden gehören auch an diese Stelle.

Die Abneigung, vom Besitze etwas herzugeben, ist nach Lamprecht eine altererbte Uranlage des Deutschen. Waren es einmal der Adel, die Territorien und Städte, so sind es nun die größeren Kreise und Parteien, die ihre Größe nur im Ablehnen zeigen. Auf der andern Seite aber ging man seit jeher verschwenderisch um, ehedem mit Grund und Boden, die das Reich verschenkte, heute mit dem nationalen Kredit. Wuttke führte an ein paar Ziffern vor Augen, wie die Dinge bei uns eigentlich liegen. 1875 noch betrugen die Einnahmen 707 Millionen Mark, 1878 911 Millionen Mark, 1880/81 676 Millionen Mark (niedrigster Stand), 1885 800 Millionen Mark, 1887/88 1141 Millionen Mark, 1895/96 1530 Millionen Mark, 1901/02 2000 Millionen Mark, 1907/08 2784 Millionen Mark. Das bedeutet seit 1880 eine Zunahme von mehr als zwei Milliarden! Dazu das Spiegelbild: die Ausgaben. Anfangs war die Schuldenlast gering. 1875 betrugen die Reichsschulden 769 Millionen Mark, 1878 923 Millionen Mark, 1880/81 696 Millionen Mark, 1885 586 Millionen Mark, 1887/88 1068 Millionen Mark, 1894 2000 Millionen Mark, 1902 3000 Millionen Mark, 1907 3929 Millionen Mark, jetzt 4,5 Milliarden. Also seit 1885 eine Steigerung um rund vier Milliarden! Doch nicht die Summe an sich ist das Gefährliche; sie ließe sich ertragen — nein, die rapide Steigerung ist's, die zum Einhalten und zur Umkehr gebieterisch mahnt. Man vergleiche damit die französische Finanzgebarung: vor 1870 betrugen dort die Einnahmen 2 Milliarden, 1873 2,7 Milliarden, 1880 3,5 Milliarden (seitdem fast Stillstand!), 1890 2,9 Milliarden, 1900 3,8 Milliarden, 1908 3,9 Milliarden. Also in Frankreich seit dem Stande von 1880 nur eine Zunahme von 400 Millionen! Die Schuldenlast betrug dort vor 1870 13 Milliarden, 1891 31 Milliarden, 1908 30,1 Milliarden. Also in diesem parlamentarisch regierten Lande keine Steigerung seit 1891!

Was sagt die deutsche Nation zu alledem? Nimmt man den einzelnen, so sagt er je nach Temperament „Es ist ein Skandal", oder „Es ist traurig". Die Parteien aber treiben's wie im alten Reiche Territorien, Adel und Städte. Lamprecht führte aus: Das Reich an erste, die Einzelstaaten (die nur innerhalb eines starken Ganzen gedeihen können) an zweite Stelle! Das sei die Parole. Wie

Digitized by Google

der Misere abhelfen? Zur Besteuerung sind solche Quellen heranzuziehen, die für die Zukunft eine ertragreiche Tendenz versprechen. Dagegen sträuben wir uns noch immer. Ferner: im Verhältnis zu unseren Einnahmen umgeben wir uns und die Unsrigen mit zu viel überflüssigem Luxus, der noch dazu meist schlechten Geschmack verrät. Doch das sind nur Nebensachen. Die Hauptsache ist: die steigende Inanspruchnahme des nationalen Kredits; sie ist geradezu eine fressende Krankheit, der rechtzeitig und mit Energie begegnet werden muß, soll sie nicht das neue Reich aufzehren, wie einst das alte aufgezehrt worden ist.

Die notwendige Steuerreform sollte zugleich eine Reform unsres Bewußtseins von diesen Dingen bedeuten. Wuttke schloß: Steuern sind und bleiben Opfer. Sie sollen aber nicht heimtückisch dem andern auferlegt, sondern von uns selbst mit Bewußtsein getragen werden. An einem Briefe Luthers wies Wuttke nach, wie deutlich das ethische Empfinden bei tüchtigen Männern schon damals in solchen Sachen gesprochen hat.

Vom blühenden Strumpfe

Ein hochmodernes Geschenk kann man sich billig aus unbrauchbar gewordenen Strümpfen herstellen. Diese werden stark lackiert, bis sie nach dem Trocknen eine feste Form behalten, dann überstreicht man sie mit Goldbronze und erhält auf diese einfache Weise entzückende Blumentopfformen. Eine wunderbare Wirkung erzielt man dabei, wenn man die Löcher nicht zustopft. Die Keime treiben dann dort heraus und erhöhen den eigenartigen Reiz dieser Töpfe, die sich vorzüglich als zarte Aufmerksamkeit mit persönlicher Note eignen."

Dieses stammt aus einer der illustrierten Zeitungen für Hausheimchen, die bei einer großen Anzahl von Damen so beliebt sind, weil sie erstens so reizende Rezepte und zweitens so viel Gemüt haben. Die Quelle zu nennen, wäre nicht nur ungalant, sondern auch wirklich nicht hübsch von uns, denn an der ästhetischen und intellektuellen Vertroddelung ihrer Leserinnen arbeitet die Empfehlerin der durchlöcherten Strümpfe als Blumentöpfe nicht intensiver als ihre Kolleginnen mit. Das Hinauskehren aller dieser Suselduselblättchen scheint uns ein unentbehrliches Aufräumen für die guten und ernsten Arbeiten der neuen Frauenbewegung. Denn aus derselben Höhe wie die „zarten Aufmerksamkeiten mit persönlicher Note" werden hier so ziemlich alle Fragen abgestrickt oder meinethalben „bronziert", die den betreffenden Damen unter die Finger kommen. Arme Leserinnen, die ihr euch an ihren Gaben erst einmal festgeschlekkert habt! Eh ihr nur wieder frei werdet, müßt ihr schon so viele Kraft verzappeln, wie die Fliegen auf dem Sirupbrot! A

Mann und Weib

Bildung und Schule

Schülerlügen

„Der Lehrer, der nur Kenntnisse vermittelt, ist ein Handwerker — der Lehrer, der den Charakter bildet, ist ein Künstler", sagt einmal Colonel Parker. Und Pestalozzi schreibt: „Es kann ein Zeitalter im Erkennen des Wahren mächtige Fortschritte gemacht haben und doch im Wollen des Guten weit zurückstehen." — Von Aristoteles an bis zu unsern modernen Pädagogen pflanzt sich die gesunde Ansicht fort, daß die sittliche Erziehung

Digitized by Google

zum mindesten ebenso wichtig sei wie die bloß intellektuelle, ja: daß Charakterbildung das erste Ziel auch der Schule werden müsse.

Es ist ein Verdienst Fr. W. Försters, daß er in seinem neuesten Buch* die Mängel unsres Schulwesens hinsichtlich der Charakterbildung wieder bespricht. „Denn die Weisheit geht nachgerade einem jeden auf, daß der Erfolg des Lebens und Wirkens viel mehr von ethischen als von intellektuellen Werten abhängt, daß viele Menschen im Leben Schiffbruch leiden, nicht weil sie kein Wissen haben, sondern weil ihnen die elementarste Weisheit der Menschenbehandlung fehlt, weil sie keine tiefere Ordnung, keine Pünktlichkeit und keine Vertragstreue im geschriebenen und ungeschriebenen Sinne kennen gelernt haben, weil sie weder zu gehorchen noch zu befehlen wissen."

Was ist nun Charakter? Nach Förster: Konzentration der Willenskraft, Lösung von der Welt äußerer Reize und ein Freiwerden des Menschen vom sinnlichen Selbst, Einheit statt Zerrissenheit und Zwiespalt. Charakter scheint ihm mit einem Worte die eigentliche Zentralkraft des ganzen Menschen, die für seine gesamte Lebensleistung ausschlaggebend ist. Und das ist wohl auch richtig.

Der Heranbildung einer solchen Zentralkraft ist die heutige Schule nicht fähig. Allein der amerikanischen Pädagogik ist die außerordentliche Bedeutung der Schuldisziplin für die Charakterbildung zum Bewußtsein gekommen. Auf diese greift der Verfasser denn auch ohne blinde Verkennung ihrer Schwächen gerne zurück, wenn er nachweisen will, wie ganz anders die deutsche Schule durch Methoden ihrer Ordnungs- und Arbeitsdisziplin auf die ethische Entwicklung der Jugend einwirken könnte. Unser Zeitalter freut sich der gewaltigen Triumphe der Wissenschaft und Technik, es pflegt auf körperlichem Gebiete Sport und Gymnastik — aber die Frage bleibt offen, ob wir nicht vielleicht gerade im Allerwichtigsten einen Stillstand oder gar einen Rückschritt zu verzeichnen haben: in der Herrschaft des Menschen über die Naturgewalten in seinem eigenen Innern, in der Macht der Persönlichkeit über Leben und Schicksal? Schon Joseph de Maistre hat einmal hervorgehoben, wie sich gerade die exakten Wissenschaften der Neuzeit von den ethischen Kräften nähren.

Worin wurzelt nun jede Charakterbildung? In der Wahrhaftigkeit! In jener großen ethischen Leidenschaft für die Wahrheit, ohne welche uns der ganze Kultus der Erkenntnis auf unseren Schulen nichts hilft. Zur Pflege der Wahrhaftigkeit ist die Schule berufen. Erst wenn sie solche übt, kann sie Charaktere bilden, denn Wahrsein und Persönlichsein ist identisch. „Die heutige Art der Schuldisziplin aber mit ihrem System von Schreckmitteln, die nur neue Lügen hervorrufen und noch nie eine Lüge verhütet haben", ist geradezu ein Hindernis für alle Wahrhaftigkeit und macht aus der Schule „eine Anstalt zur Korruption jeden Wahrheitssinnes". Eine positive Arbeit auf dem Gebiete der Schullüge gibt es bei uns nicht. Hat der Lehrer eine Lüge entdeckt, dann kommt er mit Inquisition, mit Ohrfeigen und gröblicher Mißachtung, statt zunächst einmal unsre ganze herrliche Schuldisziplin vor die Inquisition zu

* Schule und Charakter (Zürich, Schultheß & Co.)

Digitized by Google

fordern und damit zu beginnen, den Kindern durch ruhige Besprechungen mehr moralische Hilfe im Kampf gegen die Lüge zu geben (S. 25). — Auch fehlt es am psychologischen Verständnis für die Kinderlüge. Sie wird wie jeder Kindertrug meist zu tragisch genommen, indem man aus ihnen auf innere Verderbtheit schließt. Ich stimme hierin dem Verfasser ganz bei und kann nicht umhin, ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen. Ein Tertianer erhielt im „Betragen" folgende Note: „Er ließ sich leider einen groben Täuschungsversuch zuschulden kommen." Darob unbeschreibliches Entsetzen zu Hause, inquisitorische Verhöre, sehr harte Strafen. Und was lag dieser fürchterlichen Note zugrunde? Beim Diktieren einer lateinischen Übung — notabene ins Unreine — hatte der Junge auf das Heft des Nachbarn gesehen! — Erst als der Lehrer es bestätigte, glaubte man ihm, daß er nicht andere „grobe Täuschungsversuche" begangen. — Erweckt die Schule durch derartiges Ehr- und Wahrhaftigkeitsgefühl? — Der Verfasser streift auch das Gebiet der „heroischen Lüge", wenn es gilt, einem Kameraden in der Verlegenheit zu helfen, ihn zu retten, und der Schüler dadurch in Konflikt mit seiner Wahrheitsliebe kommt. Und auch hier: „Welch eine Unsumme von Verstocktheit und Ratlosigkeit wird in jungen Seelen erzeugt dadurch, daß solche Konflikte polizistisch statt seelsorgerisch behandelt werden!"

A. Brausewetter

Ratgeber-Verantwortung2

Die Klagen, die am frühesten bei uns eingingen, waren die der Franckhschen Verlagshandlung W. Keller & Co. in Stuttgart und der Gesellschaft „Kosmos", die sich über zu mangelhafte Berücksichtigung ihrer naturwissenschaftlichen Publikationen beschwerten. Der Ratgeber-Ausschuß des Dürerbundes kann in diesem Falle noch ganz besonders unbefangen sprechen, denn erstens haben wir uns nie als Sachverständige in naturwissenschaftlichen Dingen aufgespielt, und zweitens hat der Bund mit dem „Kosmos" bisher nur in den angenehmsten Beziehungen gestanden. „Riskierten" wir diese, so spricht das klärlich nicht gegen, sondern für unsre Sachlichkeit. Unsre Aufgabe war, den Fachleuten zu vollkommen offenherziger und vor Belästigungen gesicherter öffentlicher Aussprache ihrer Gutachten ohne jede Rücksicht auf Geschäfte, gute Beziehungen oder sonstige unsachliche Einflüsse zu verhelfen, und diese Aufgabe gebot, uns des Hineinredens unsrer Laienmeinung in die Ratgeber-Abteilung „Naturwissenschaften" peinlich zu enthalten.

Anderseits fordert aber die Billigkeit von uns, auf einiges aufmerksam zu machen, was die geringe Berücksichtigung der Franckhschen Publikationen mit erklären mag. Unsre naturwissenschaftlichen Mitarbeiter haben sich nicht zu einer vollständigen Übersicht über die einschlägige Litteratur verpflichtet gehalten, auch nicht zu einer Auslese des Wertvollsten als solchem aus dieser Literatur. Sondern sie haben die vollkommen neue Aufgabe laut Erklärung im „Ratgeber" selbst als einen Hinweis auf solche Werke zu lösen versucht, die zur Einführung am besten geeignet seien. Ergänzungen sparten sie sich für die anschließenden Ratgeber auf. Einige Gebiete, z. B. Paläontologie, sind von ihnen ganz ausgeschlossen worden, „weil sich

Unter uns

Digitized by Google

nur der Vorbereitete und Fortgeschrittene mit ihnen beschäftigen kann, dem dann andre Hilfsmittel zur Verfügung stehen, um sich die Literatur, die er braucht, zu verschaffen". Daß die Verschiedenheit der wissenschaftlichen „Schulen" bei der Auswahl eine Rolle mitspielte, ist dabei sehr leicht möglich: es schreibt eben kein Ehrlicher gegen seine Überzeugung und die wird von seiner „Schule" mitbestimmt. Daß aber bewiesenermaßen gerade die am richtigsten urteilen, die den Verfassern und Verlegern zustimmen, nimmt wohl auch der Franckhsche Verlag nicht an. Francés „Leben der Pflanze" schätzen die Bearbeiter nicht gering, obwohl sie diesmal im Text nicht davon sprachen — das beweist die Tatsache, daß sie das Buch unter den nur etwa fünfzig Titeln anführen, auf die sie aus dem gesamten Gebiete der Biologie mit ihrer Liste für Bücherei-Ankäufe aufmerksam machen.

Wenn sich die Gesellschaft der Naturfreunde „Kosmos" darüber beschwert, daß das Ratgeber-Referat sie in „blinder Feindschaft" „überhaupt ignoriere", so ist das sachlich irrig: das Ratgeber-Referat empfiehlt sogar einige Arbeiten des „Kosmos" ausdrücklich. Vielleicht zu wenige, aber Meinungsverschiedenheiten hierüber werden erlaubt sein. Als wir uns bei andern Fachleuten erkundigten, sind wir erstaunt darüber gewesen, wie weit gerade über Kosmos-Bücher die Meinungen auseinandergingen. Auch über den „Kosmos" selbst. Von einer Seite zum Beispiel, die der Redaktion unserer naturwissenschaftlichen Abteilung vollkommen fernsteht, wird jetzt von den „großen Gefahren" gesprochen, welche für die Volksbildung „die Befriedigung des Verlangens nach Belehrung mit sich bringt, wenn sie in einer Weise betrieben wird wie vom Verlage des »Kosmos«, der ja nur geschäftlicher Spekulation sein Dasein verdankt und nichts weniger als fachmännisch geleitet ist". Auch die „Gesellschaft der Naturfreunde Kosmos" wird einfach als eine Art „Verlagsunternehmen" hingestellt zum Sammeln von Abonnenten und Käufern der Verlags-Publikationen unter einem klingenderen Namen als „Kundenschaft des Franckhschen Verlages". Es ist sehr möglich, daß diese Annahmen falsch, möglich sogar, daß sie gehässig sind. Aber es läge wohl im Interesse des Kosmos, daß diese laut den Begleitzettel-Notizen über die ganze Welt verbreitete „Gesellschaft der Naturfreunde" einmal öffentlich mitteilte, welche gemeinsame Arbeit sie über das Abonnieren der Kosmos-Publikationen hinaus noch leistet. Es ist zwar seit der Paetelschen „Gesellschaft der Bücherfreunde" üblich, Abonnenten unter solcherlei Namen zusammenzufassen. Aber es gibt doch noch viele in Deutschland, denen dieser Brauch als ein Irreführen erscheint, so daß er eher ein ungünstiges als ein gutes Vorurteil erweckt. Möglich, daß darunter der „Kosmos" auch bei unsern Referenten ungerecht zu leiden hatte. Mir persönlich ist seine Sache bisher stets als eine gute erschienen.

Der Ratgeber-Ausschuß des Dürerbundes wird im Einverständnis mit unseren naturwissenschaftlichen Mitarbeitern dafür sorgen, daß die Franckhschen Publikationen noch von andern Bearbeitern auf die Empfehlungen im Ratgeber hin nachgeprüft und begutachtet werden. A

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Mit den Blättern von Käthe Kollwitz zeigen wir heute den Lesern große und tiefernste, aber zugleich auch „häßliche“ Kunst. Kunst, wie sie ein „vorsichtiger“ Redakteur nicht wagen darf, einem größeren Publikum zu zeigen, Kunst, die zunächst abstößt, statt sich einzuschmeicheln, aber auch Kunst, wie sie unser heutiger Leitaufsatz bespricht: die „Offenbarungen der inneren Welt- und Schicksalsbewegung vermittelt“ — Kunst, die religiös wirkt. Wem die Kunst in Wahrheit nach Goethes Wort die Sprache des Unaussprechlichen ist und wer den Willen hat, diese Sprache nicht nur in ihren Wohlklängen mit den äußeren Sinnen zu genießen, wer entschlossen ist, mit seiner Seele wirklich aufzunehmen, was Großes sie zu sagen hat — der muß den Weg auch zu Käthe Kollwitz suchen.

Unser erstes Bild wird auch für die meisten Glieder der kleinen, aber sehr begeisterten Gemeinde, die ihr jetzt schon lauscht, eine große Überraschung sein — denn die Platte des Originals unsrer Reproduktion ist zugrunde gegangen. Das ist sehr zu beklagen, denn die Meisterin hat kein innerlich größeres Werk geschaffen als dieses. Das Wesentliche des Gretchenmotivs, vollkommen modern, unter Verzicht auf alle Sinnengefälligkeit mit erschütternder Wucht traummäßig geschaut. Die Verlassene steht auf dem schmalen Steg, der noch ihr Leben trägt, da hebt sich ihr im unsichern Mondlichtspuk da drunten die entsetzliche Vision aus den Tiefen herauf.

Das zweite Blatt gibt eins aus dem neuen Zyklus vom Bauernkriege wieder. Sie stürmen die schmale Wendeltreppe empor — man sieht nicht einzelne, man sieht nur Masse und fühlt nur Masse, fühlt gleichsam nur einen riesigen Wurm von Weh und Wut, der sich unterm Tritt des Schicksals ins Dunkel hinaufkrümmt.

Auch auf dem dritten Bilde, dem schon älteren und unter den Kunstfreunden schon sehr berühmten „Tanz um die Guillotine“ ist es Masse, die wir sehn: unterm Mißhandeln vertierte und entmenschte Masse, deren Freude keine Freude ist, weil sie zur Freude nicht mehr fähig ist — sondern nur ein Austoben der Instinkte. Wie zum Himmel getürmtes Elend, das jeden Augenblick hereinbrechen will, schauen die Häuser zu.*

---

* Unser Steindruck gibt diese Gesamtwirkung vortrefflich wieder, ist aber in einigen Einzelheiten mangelhaft. Gerade weil sehr viel Mühe auf ihn verwendet werden mußte, um das düstre Blatt würdig wiederzugeben: die photomechanischen Hilfsmittel versagten, und so mußte bei den verschiedenen Platten die zeichnende Hand nachhelfen.

Digitized by Google

Die Bilder unsrer Illustrationsbeilage „Das neue Fünfundzwanzig-Pfennig-Stück“ und „Zu dem Ausbau gotischer Kirchtürme“ erläutern Rundschauaufsätze, die wir deshalb zu vergleichen bitten.

Zu dem Ausbau des Petrikirchturms in Kulmbach sei noch eine Zuschrift von Lorenz Reinhart Spitzenpfeil in Kulmbach beigefügt:

„Restauratoren und Wiederhersteller sind glücklich, wenn sie durch vorhandene Pläne, Bilder oder archivalische Notizen den Nachweis erbringen können, ein Bauwerk habe früher so und so ausgesehen oder sei so und so geplant gewesen, um daraus ein Recht für die oft so unnötige Veränderung alter Denkmäler abzuleiten. Fehlt ihnen derartiges, so helfen sie sich mit allgemeinen Vermutungen, oft auf ganz unhistorischer Grundlage. So griff man bei dem Plane, den Kulmbacher Petrikirchturm »auszubauen«, völlig daneben, indem man glaubte vollenden zu müssen, »was die Väter wollten«. Auf Grund längerer eingehender Untersuchungen des Bauwerks und seiner Geschichte darf man als feststehend betrachten, daß das heutige Aussehen der Petrikirche und des Turmes von dem vor 1553 trotz der Schicksale des Baudenkmals nur unwesentlich abweicht. Unter der Balustrade (jetzt Renaissancebalusterstelle des früheren gotischen Maßwerks) zog sich ein ornamentierter Fries herum. Die achteckige Glockenstube — früher an derselben Stelle und im gleichen Umfange da — war sehr wahrscheinlich um 1,80 Meter höher und unter dem Helmansatz ebenfalls mit einem Fries geziert. Der Helm für sich hatte dieselbe Höhe wie jetzt. Fünf Schallfenster der Glockenstube haben statt der früheren Profilierungen (wie an zwei Schallfenstern noch vorhanden) nur einfache Schrägen.* Der gegenüber früher etwas vereinfachte Wiederaufbau der Endigung 1568 entspricht dem Takte des Baumeisters (jedenfalls des Renaissancekünstlers Kaspar Vischer), der gotische Schmuckformen nicht wiederholen, Renaissanceformen aber nur spärlich verwenden wollte. Ganz im Sinne moderner Denkmalpflege bei notwendigen Ergänzungen.

Von tieferem Standorte aus über Eck gesehen ist das jetzige Aussehen des Turmes günstiger als das frühere. Dagegen würden die Giebelansicht und die reine Seitenansicht (auch die Rückansicht) mit der verlängerten Glockenstube (siehe oben) im Rahmen der Umgebung völlig einwandfreie Bilder ergeben. Übrigens noch kein Grund zu einer »Wiederherstellung« Jetzt will man sagen »Neuschöpfung aus heutigen Bedürfnissen« — die aber nicht vorhanden sind.

* Nach Abschluß der Untersuchungen erfolgt die Veröffentlichung der ausführlich belegten Begründung für das eben Gesagte. Dabei kann der Nachweis erbracht werden, daß die Kirche mit dem Turm tatsächlich nicht anders geplant war.

Digitized by Google

Die bisherige Polemik hat die Kulmbacher bereits vor einem bedauerlichen Schritt bewahrt. Der Schulzsche Entwurf, zwar genehmigt, kann als gefallen betrachtet werden. Aber man plant schon wieder etwas anderes, obwohl man eigentlich nicht recht weiß, warum man bauen will. Eine von allen Seiten und von hohem wie von tiefem Standort aus vollkommen befriedigende Lösung — selbst die praktische oder technische Notwendigkeit einer Änderung vorausgesetzt — ist bei der außergewöhnlichen architektonischen Situation nicht denkbar. Ein Grund mehr, das lokalgeschichtlich denkwürdige, kunsthistorisch bemerkenswerte und architektonisch interessante Bauwerk in seinem jetzigen, durchaus nicht unwürdigen Zustande zu belassen!"

Die beiden Bilder von der Kurfürstenbrücke mit dem Denkmal wie es war und wie es ist, versetzen uns unmittelbar in das Werden des neuen Berlins. Man vergleiche das Häuserbild rechts auf der älteren Ansicht mit dem Häuserbilde links auf der neueren — ist es nicht, als sähe man das alte geschmackvolle dem neuen protzigen, dem Parvenü-Berlin unmittelbar gegenübergestellt? Beim Denkmal selbst ist die Frage, was ihm besser „stand", ob die alte oder die neue „Aufmachung", freilich nicht so schnell entschieden — hier werden auch die Leute von Geschmack wohl geteilter Meinung bleiben. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal eine Anregung zur häuslichen Pflege des Quartettgesanges, indem sie aus den reichen Schätzen der alten Vokalmusik ein wertvolles Kleinod heraushebt: den „Zug der Juden nach Babylon" von Orazio Vecchi (aus Convito musicale, Venedig 1595 Nr. 12) in der meisterhaften Verdeutschung und Bearbeitung von Peter Cornelius. Das absolut Musikalische bereitet keine Schwierigkeiten. Die Tonschritte sind leicht zu treffen und von jener natürlichen Sangbarkeit, welche die Stimmführungen in der Blütezeit des mehrstimmigen Vokalsatzes kennzeichnet. Dieser durch drei Strophen notengetreu wiederholte Satz ist zudem ganz homophon gehalten, das heißt die übrigen Stimmen sind abhängig von der Linie des Soprans. Die Aufgabe der Ausführung wird also vornehmlich eine geistige sein und einem sinnvoll abgetönten Vortrag zustreben. Den Gesamtausdruck dürfte man schwerlich verfehlen können. Die tiefe Hoffnungslosigkeit, der verzweifelte Schmerz der Verbannung, die nagende Pein des Schuldbewußtseins prägt sich in der dumpfen Monotonie der Harmonien, in dem wankenden Rhythmus der Komposition, in dem sentimentalitätslosen Charakter der Melodie mit genügender Deutlichkeit aus. Nicht leicht ist das Zeitmaß festzustellen. Cornelius schreibt Allegro vor, weil es kein Wallfahrtsgesang werden soll und die babylonischen Schergen jedenfalls keine Gemächlichkeit dulden. Aber auch kein Geschwindmarsch darf es sein,

Digitized by Google

denn Alte, Kranke, Verwundete gehen im Zuge mit. Darum notiert der Bearbeiter zu diesem Allegro wohlweislich ein „molto moderato“, ein „sehr gemäßigt“. Aus der Intuition des „Zuges“ der Mühevollen und Beladenen trifft man das Rechte. Endlich kommt es darauf an, die durch die verschiedenen Strophen wechselnden, von Cornelius aus den Erfordernissen des Gedichtes heraus sehr feinsinnig angebrachten Vortragszeichen als Ausdrucksmittel zu verstehen. Gut vorgetragen wirkt dieser „Zug der Juden“ geradezu erschütternd. Es ist, als hörte man das Schicksal eines ganzen Volkes vorüberziehn. — Cornelius hat in den vier erst im Jahre 1877 bei E. W. Fritzsch (jetzt C. F. W. Siegel) erschienenen Heften seines Opus 20 übrigens noch andere altitalienische Gesänge „durch hinzugedichtete Texte dem deutschen Chorgesang angeeignet und dargeboten“, zwei Lieder von Gastoldi und ein Tanzlied von Donati, die aber heiteren Charakters und in rhythmischer Hinsicht zum Teil bei weitem schwieriger sind. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII, Auhofstr. 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

KW

KAETHE KOLLWITZ

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS NEUE 25-PFENNIG-STÜCK

25-PFENNIG-STÜCK

MIT DEM ERSTEN PREISE GEKRÖNT IM REICHS-WETTBEWERB

M. DASIO 1

M. DASIO 2

M. DASIO 3

M. DASIO 4

FR. LOMMEL

F. PFEIFER

FR. LOMMEL

O. AURICH

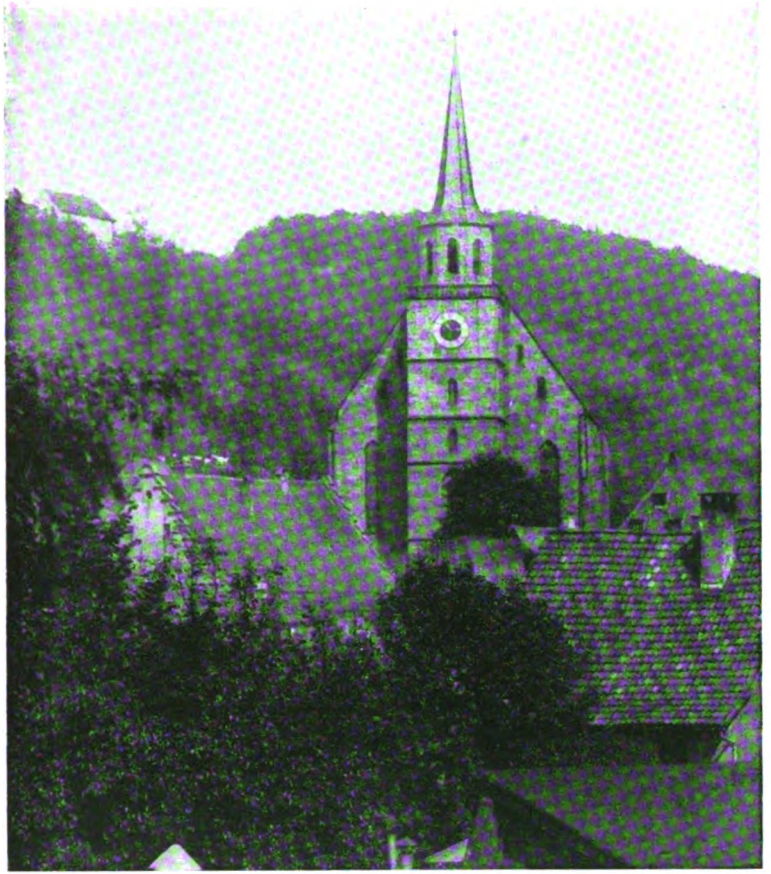
MIT PREISEN GEKRÖNT IM DÜRERBUND-WETTBEWERB

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

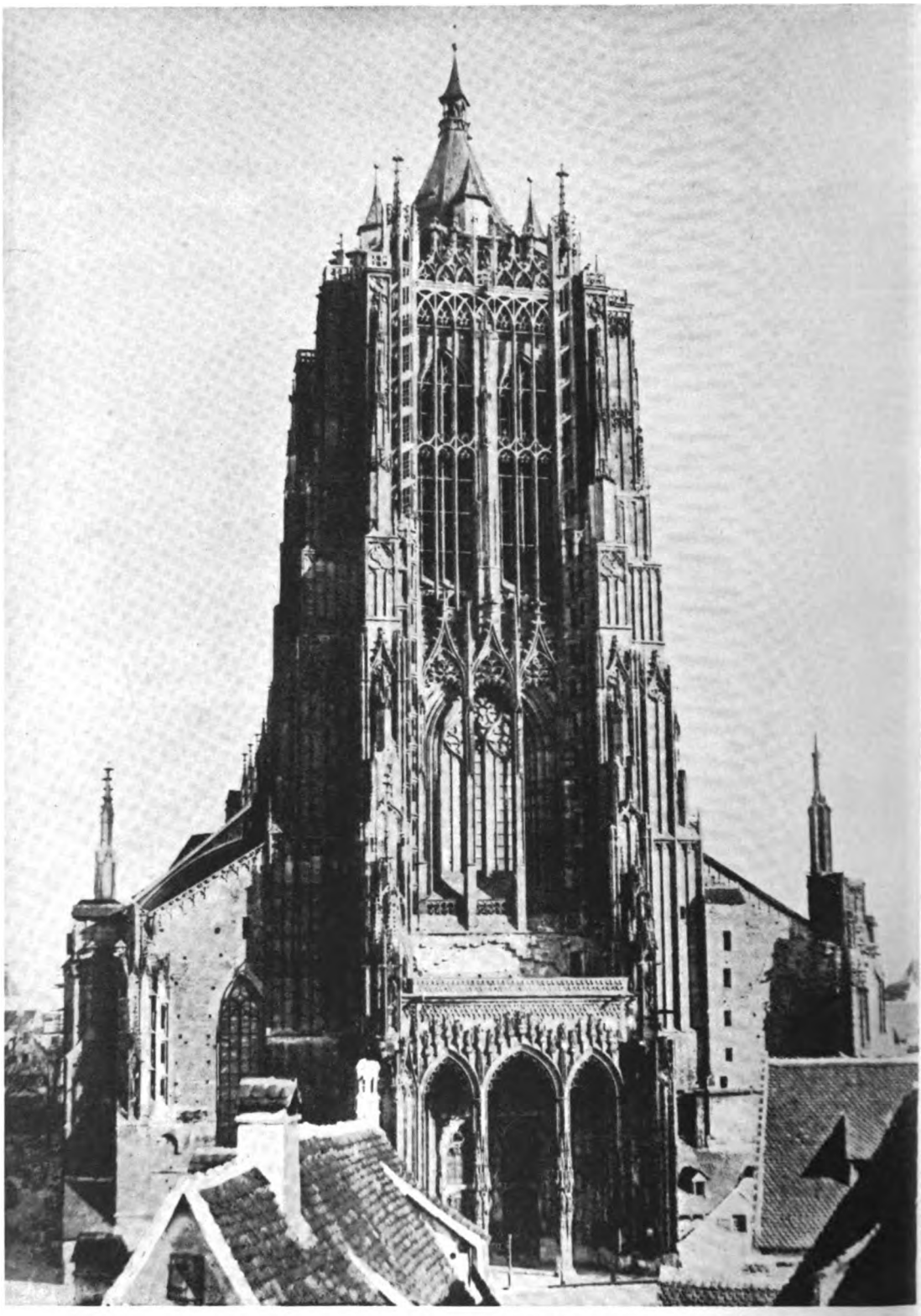


AUS KULMBACH: DER PETRIKIRCHTURM

KW

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: DER AUSBAU GOTISCHER KIRCHTÜRME

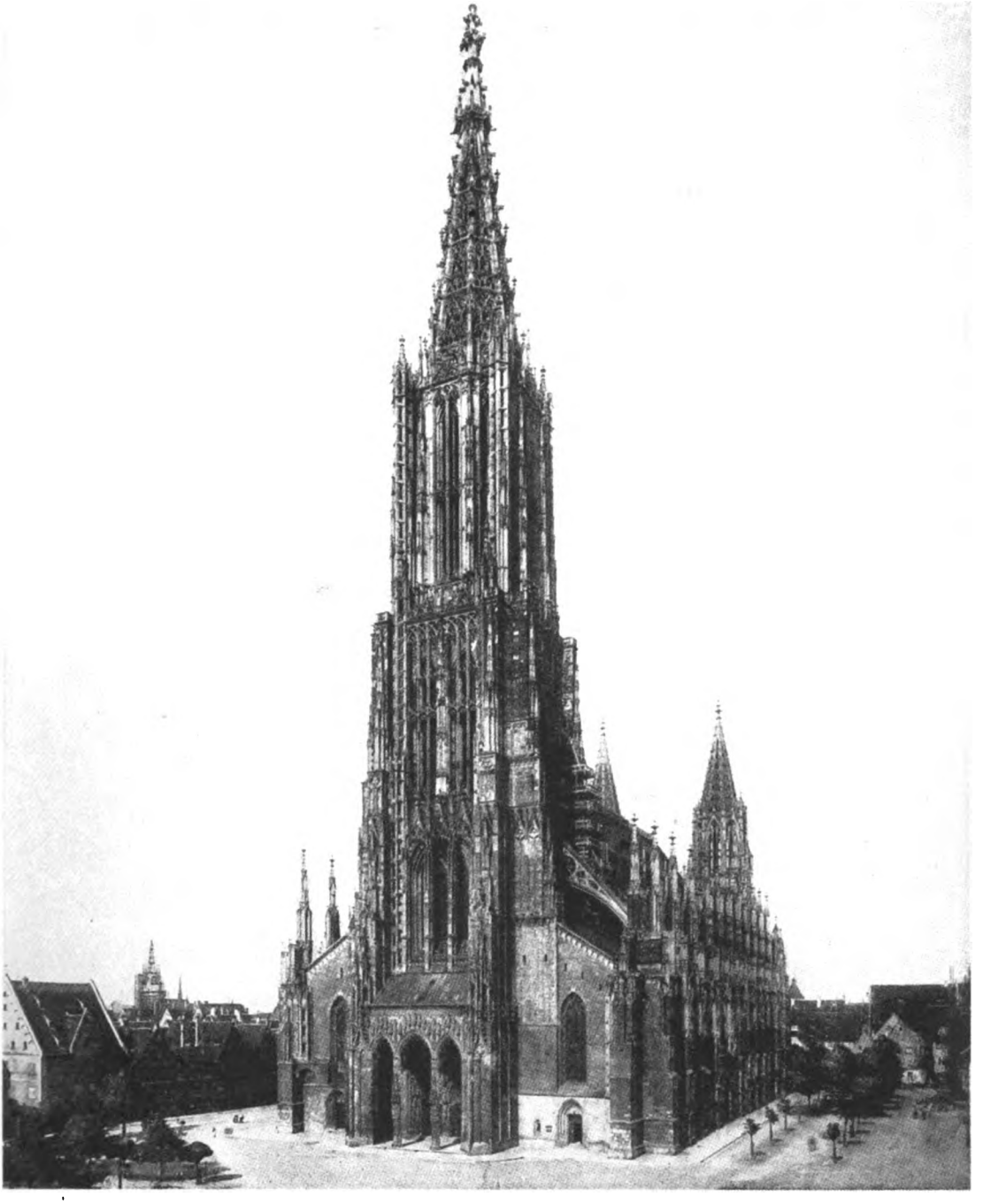


DAS ULMER MÜNSTER: VOR DEM AUSBAU

KW

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: DER AUSBAU GOTISCHER KIRCHTÜRME



DAS ULMER MÜNSTER: NACH DEM AUSBAU

KW

Digitized by Google

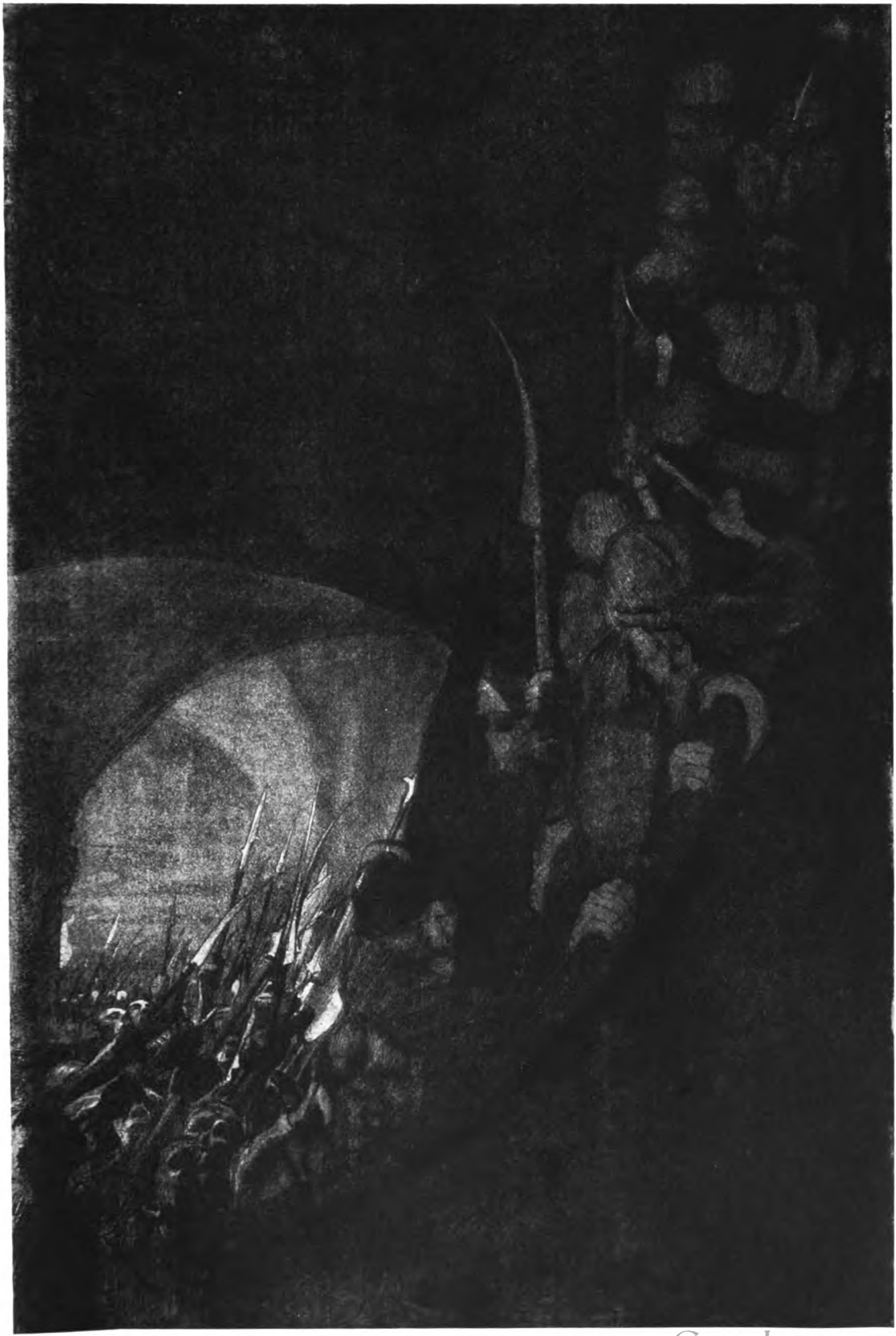
DIE KURFÜRSTENBRÜCKE IN BERLIN

EINST

JETZT

KW

Digitized by Google



KW

KÄTHE KOLLWITZ

Digitized by Google

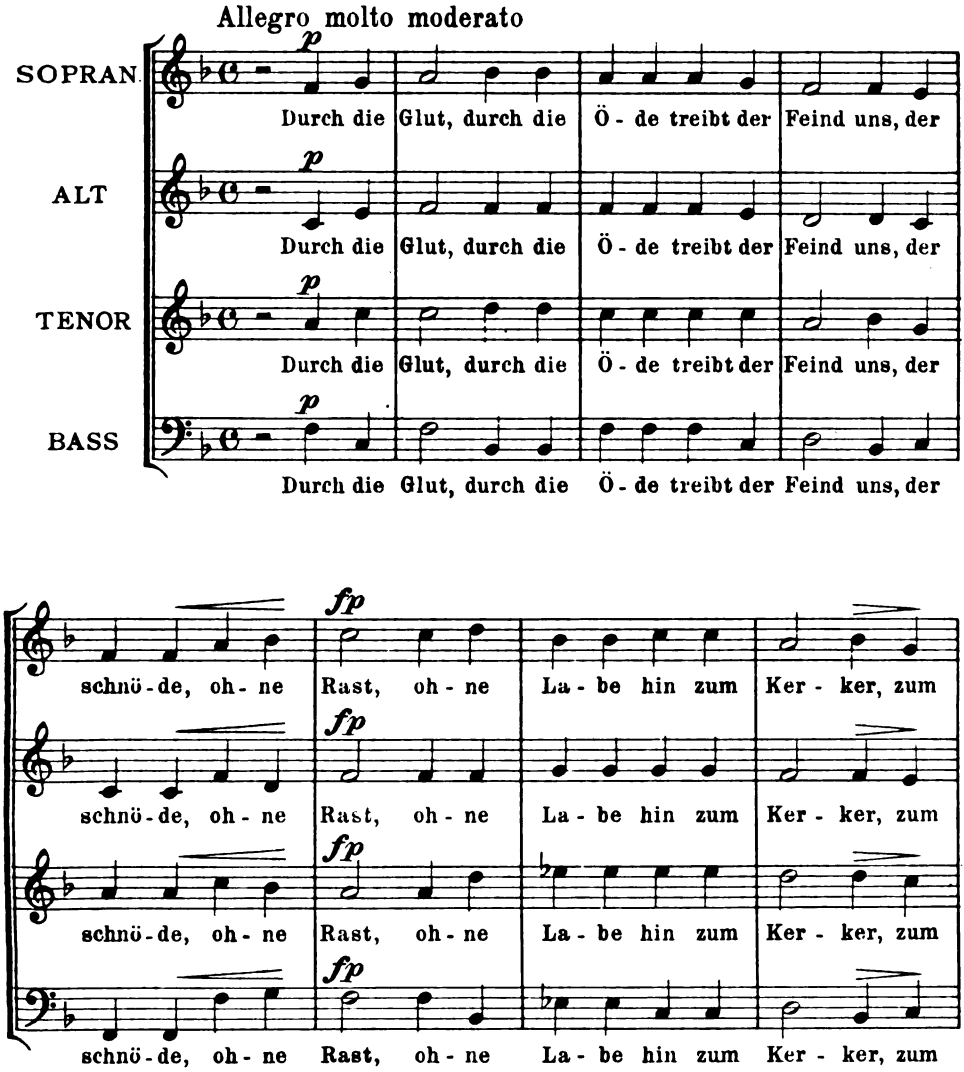
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Orazio Vecchi

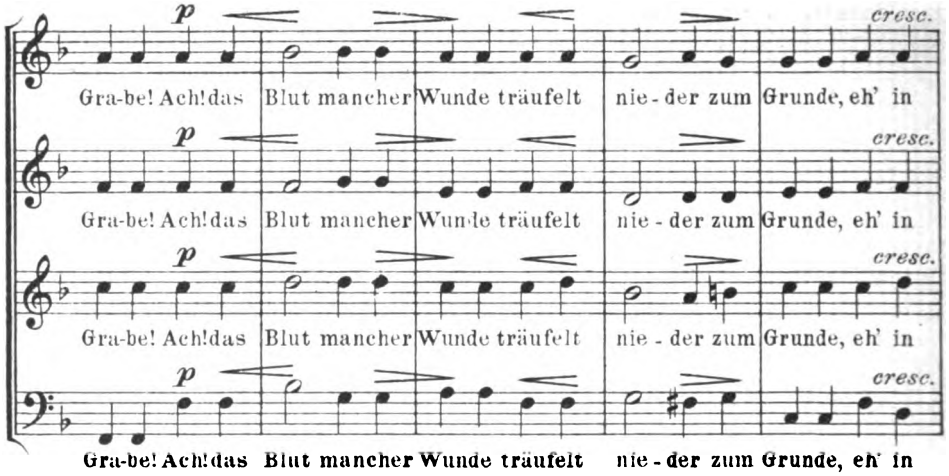
ZUG DER JUDEN NACH BABYLON

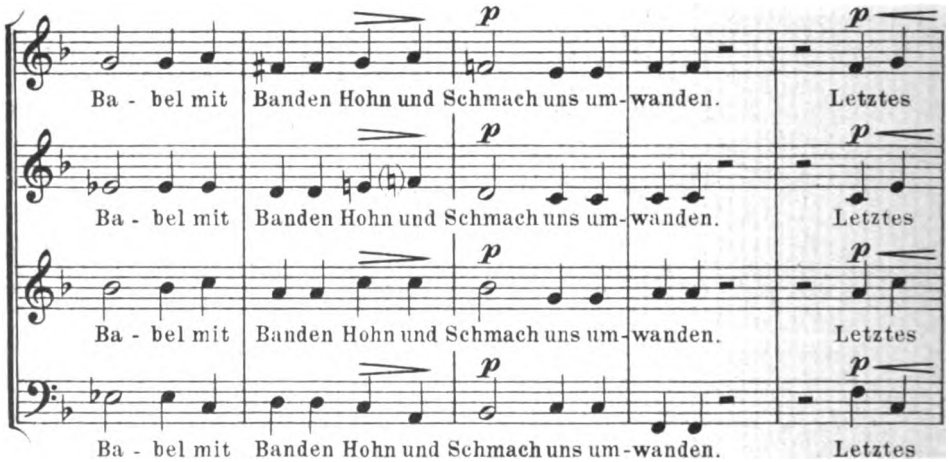
Bearbeitet von Peter Cornelius

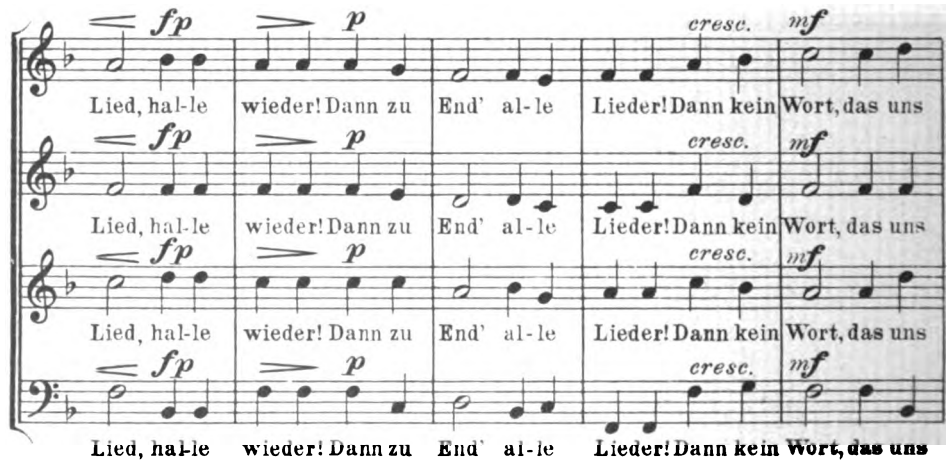


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

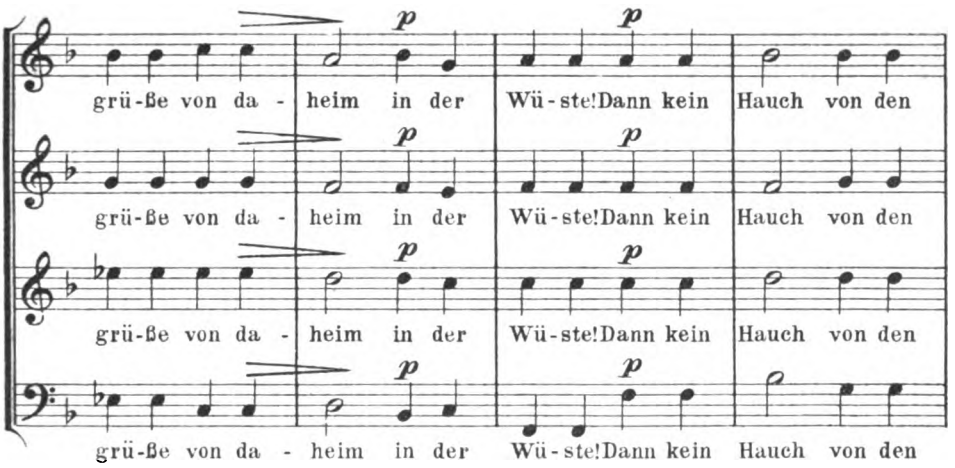
Digitized by Google

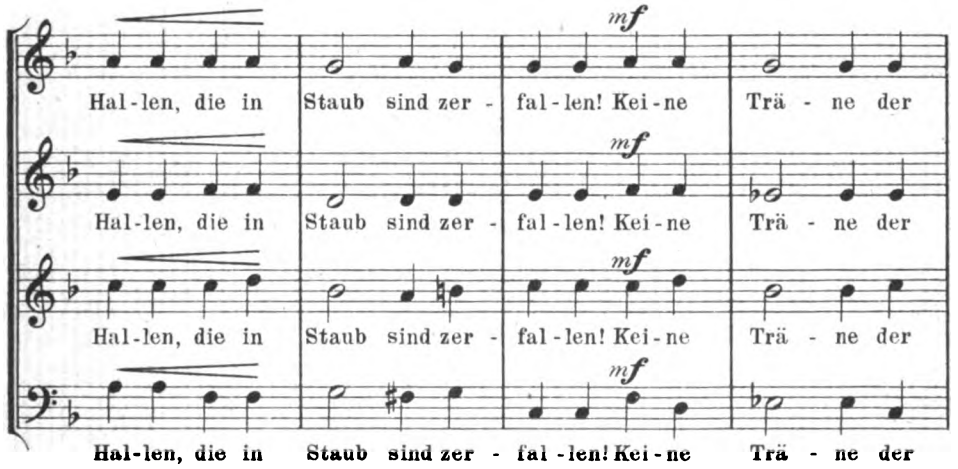


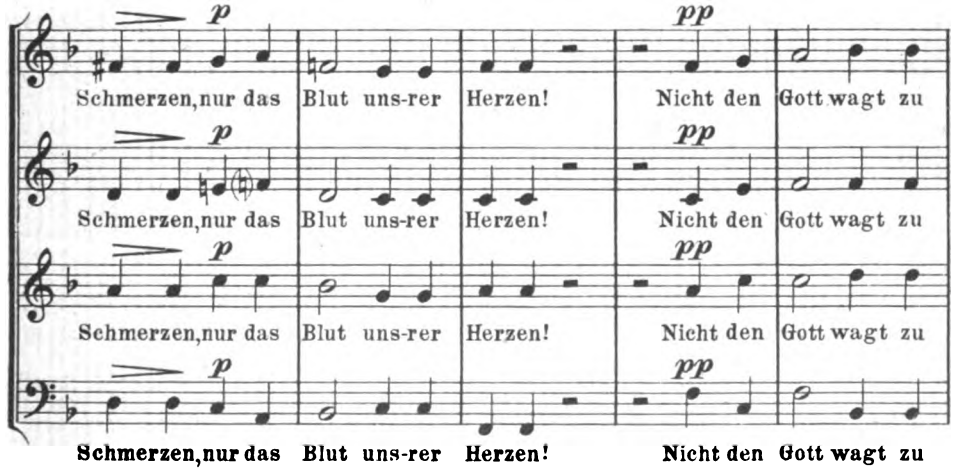




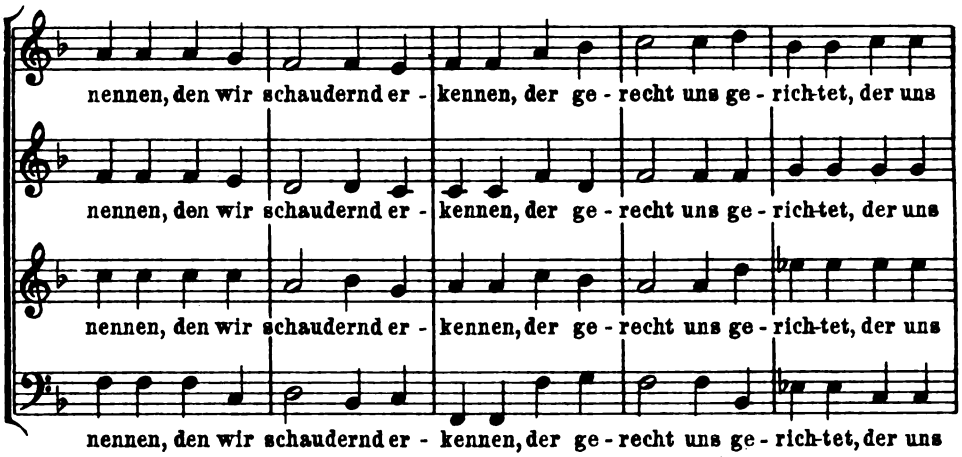
Digitized by Google

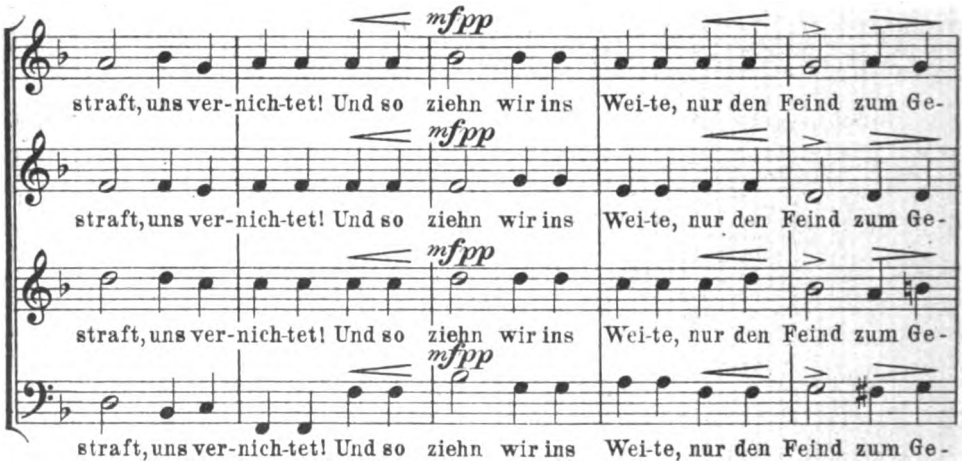


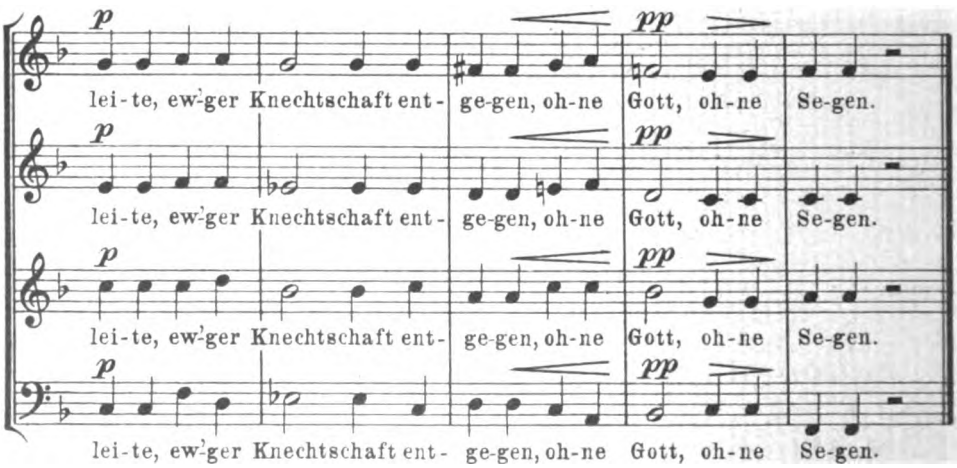




Digitized by Google







Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

DER MORGEN — PHILIPP OTTO RUNGE

ZWISCHEN DER PFLANZE, DEM TIER, ZUR ALLES WECKENDEN SONNE
ALS SEIN EDELSTES HOB, KIND, DICH DER HEILIGE GRUND —
MÖGE DEIN AUGE GEDEIHEN, UM FREI VON IRDISCHEM RAUCHE
STARK AUS DEN EWIGEN HÖHN IN DICH ZU TRINKEN IHR LICHT! A

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

DER W[illegible]

[illegible] DEM TIER. [illegible]

[illegible] KIND, D[illegible]

[illegible]EN, UM D[illegible]

[illegible]EN IN DIC[illegible]

[KW]

Digitized by Google

„Am Lebensquell“

Das kleine Hänschen schaut in diese riesengroße Zauberwelt neugierig und vergnügt eben erst hinein, und der Plappermund fragt und fragt. „Mutter, wo kommt die Sonne her?“ Dort hinter dem Berge hat sie geschlafen. „Und woher kommt der Schnee?“ Oben im Himmel schütteln die Engel die Betten aus! „Und wo bin ich hergekommen?“ Der Storch hat dich gebracht! Nun sieht das Büblein alles, was da lebt, lacht und leuchtet im Jugendlichte der Menschheit: im Märchenlicht. Aber die silbernen Morgenschleier lösen sich allgemach von den Dingen, Form auf Form und Farbe auf Farbe schimmert erst leise, unsicher und mißverständlich, dann klarer und da und dort schon deutlich aus ihnen hervor, und an die Erscheinung gebunden der Gedanke und das Erkennen. „Wo du herkommst? Der Storch hat dich gebracht!“ Der Storch? „Ja, der Storch!“ Das kann doch nicht sein! „Das ist so!“ Und jetzt webt zwischen Eltern und Kind nicht mehr das Märchen Fäden aus Duft und Licht — nein: jetzt tritt zwischen Eltern und Kind die Lüge.

Und die Lüge wirkt. Etwas, worüber man nicht reden mag, steht zwischen denen, die am wenigsten in der Welt Geheimnisse voreinander haben sollten. Etwas, worüber zu reden beiden peinlich wäre. Die eine Unwahrhaftigkeit der Eltern gegen das Kind zieht andre, zieht hundert und tausend andre nach sich und erzeugt auch Unwahrhaftigkeiten und Heimlichkeiten beim Kinde seinerseits gegen die Eltern. Dann greifen die Zufälligkeiten und greifen die verderbten Kameraden und die schlechten Dienstboten ein. „Eure Eltern lügen euch an, und sie müssen wohl wissen, warum sie's tun: es ist gemein, aber sie tun es doch. Denn wenn es auch gemein ist, es bereitet Lust, es zu tun.“ Gesegnetes Kind, das seine Reinheit bewahren kann, auch wenn nichts als der Zufall sie hütet! Gesegnetes Kind, das seine Liebe zu den Eltern bewahrt, auch wenn sie ihm schwiegen, wo sie sprechen sollten! Sie, die nicht wußten, was sie taten, weil sie nicht wußten, was sie zu tun hatten.

Und die Lüge wirkt weit über die Familie hinaus. Mit vielen andern sind wir davon überzeugt, daß das Verheimlichen, das Verdrehen, das Lügen in diesen Dingen eine der Hauptquellen der Verlogenheit unsrer ganzen Zivilisation überhaupt ist. Es ist zugleich eine der verderblichsten Quellen der Falschwertung wichtigster Güter. „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle“ — bei Gott, wenn sie sich nicht im gesunden Trieb reiner Jugendliebe oder alles beherrschender Mannesleidenschaft immer wieder dem Einzelleben derer offenbarten, die noch gesund und stark sind, so müßte der Methode unsres Wahnsinns schon ihre allgemeine Entwertung im Bewußtsein der Menschen gelungen sein. Was gedacht ist, damit es rein halte, führt in der Wirklichkeit des Lebens zum Beschmutzen. Nicht nur

Digitized by Google

der Geist, auch der Körper selbst rächt sich an dem alten Trug. Und nicht nur Geist und Leib des einzelnen, auch Geist und Leib von Kind und Kindeskind. All das ist in Wolken von Schleiern so versenkt, daß wir unter dem schönen Nebelmeer Freundliches über Freundliches vermuten können, so lange wir nur die Wolken sehen. Treten wir aber hinein und in die Tiefen hinunter, so enthüllen sich uns bei allen neuen Marksteinen neue Bilder einer Unterwelt, die im besten Falle zum Ernst, im schlechtesten zum Grausen stimmen. In jedem Falle zu dem Bewußtsein: es ist höchste Zeit zur Tat.

Die Familie, das Volk, die Rasse rufen nach Umkehr.

Die Erkenntnisse, von denen diese flüchtigen Andeutungen sprechen, haben vor einem Jahre den Dürerbund bestimmt, ein Preisausschreiben um Beiträge zur sexuellen Aufklärung zu erlassen, das der Kunstwart im ersten Aprilhefte 1908 veröffentlicht hat. Diese Aufklärung ist lange nicht alles, was hier mitwirken muß; es handelt sich um Erziehung des geschlechtlichen Lebens überhaupt. Selbst diese bedeutet ja nur ein Organ in einem Gesellschafts-Organismus, in dem die verschiedensten zusammenwirken. Aber eines seiner wichtigsten Organe.

„Wissenshungriger", so schrieben wir damals, „ist der Mensch nie, als während er im Werden steht, verlockender ist nichts, als das mit dem Schleier Verhüllte, verführerischer nichts, als was den ersten unbewußten Regungen gerade hier entgegenkommt. Der Aufklärer in dieser Lebenszeit, sei er nun, wer er sei, und spreche er, wie er wolle, er findet den lockersten Boden, den ein Säer nur finden kann. Und es geht nicht nur sein Korn auf, es gedeihen auch all die Keime, die von seinen Händen her am Korne kleben. Gesunde und edle Naturen überwinden sie, wenn sie schädlich sind; es gedeiht gottlob nicht bei allen jungen Menschen Unkraut, wo Unkraut mit gesät ward. Und von den vielen, bei denen solches gedeiht, läßt sich's bei manchen durch Selbstzucht, durch besseren Zuspruch oder, und das besonders, durch die Natur selbst ausjäten, wenn sie Raum für die erste reine Liebe braucht. Eine »Narbe« bleibt meistens auch dann. Und in jedem Falle ward *eins* versäumt: die feste Verknüpfung der stärksten seelischen Erlebnisse im Entwicklungsalter mit reinen Gefühlen durch uns, die Erzieher. Wie wir's heute treiben, lassen wir ja nicht nur Niedergefühle ein, sondern wir versperren zugleich den Zutritt für Hochgefühle. Und *wir* tun das, die Älteren, die Eltern, wir tun es *hier*, wo wir für immerdar das Gedenken unsrer Kinder an die wertvollste Erweiterung ihres Wissens vom Sein mit der Erinnerung an uns selber verbinden könnten.

Denn wir vor allem sind zum Sprechen die Berufenen, nicht die Lehrer und Lehrerinnen als solche sind es, nicht die Schule als solche ist es, oder doch: sie ist es nur, wo die Eltern ihrer Pflicht nicht nachkommen, oftmals nur, weil sie ihr nicht nachkommen *können*. Höchstens, daß in den untersten Schulklassen, während des in sexuellen Dingen »gefühllosen« Alters, auch eine rein sachliche, dem Kinde gleichgültig scheinende Belehrung am Platze ist, damit dann der unlauteren Aufklärerei ein Kinderlachen antworten könne: »Was hast du dich denn so? Das haben wir in der Stunde ja schon gehabt!«

Digitized by Google

Später muß unsrer Meinung nach eine Gefühlsbetonung dabei sein, ich meine: erregt werden im Kinde, es muß als einfachen Schluß aus dem, was es erfährt und wie es das erfährt, das adlig empfinden, was adlig ist. So ist es trotz allen naturwissenschaftlichen Stoffs eine ästhetische Aufgabe, die wir vor uns haben. Eine der feinsten und edelsten unter allen ästhetischen Aufgaben sogar, die an das Leben des einzelnen überhaupt herantreten können.

Und eine Aufgabe, die ganz sicherlich nicht nach einem Schema, auch nicht nach einem »künstlerischen« Schema gelöst werden kann, sondern nach der Besonderheit von Eltern und Kind abertausendfältig abgewandelt!"

Deshalb erließen wir wieder den Ruf, der uns auf andern Gebieten so wesentlich gefördert hat: Künstler heran! Nur, daß wir uns nicht an „Berufsdichter" und „Berufsdichterinnen" als solche wendeten. Dilettant im übeln Sinne war für dieses Gebiet allein, wer die Knaben- und die Mädchenseele, wer die Verhältnisse, kurz, wer den Gegenstand nicht aus eignem Erleben kannte. Ausdruck von Erfahrenem mußte alles sein. Wir brauchen Wahrheit in ernster, herzlicher Wahrhaftigkeit. „Kein Vorspiegeln, keine Spielerei, keine Unterhaltungsmacherei. Wir brauchen nicht schnell hingeworfene Skizzen geschickter Mache, noch zusammengebästelte Ausklügelungen der Absichtlichkeit, wir brauchen Gaben aus schöpferischen Stunden der Liebe zu unsrer Jugend. Hier gilt, wenn irgendwo, das Goethesche Wort vom Wert der »Gelegenheit«. Das schlichteste Wort kann hier ein den Lebensgehalt befreiendes Wort sein. Zudem: auch eine wissenschaftliche Form kann ja künstlerisch sein: auch davon sind uns Beispiele willkommen, wie die Mitteilung des rein Tatsächlichen, wie die lautere Belehrung für den oder jenen Fall sich gestalten kann. Aber noch einmal: Alles muß entstanden sein aus Liebe zur Wahrheit und aus Liebe zur Jugend, und alles muß begründet sein in Erfahrung."

Auf unser Preisausschreiben sind mit den Nachzüglern mehr als ein halbes Tausend von Beiträgen eingegangen.

Es ist uns eine große Freude gewesen, daß fast alle, die auf diesen Wegen Führende sind, auch bei uns eintraten. Aber weit über die Kreise der Schriftsteller und Schriftstellerinnen hinaus wird die gemeinsame Not auch schon empfunden. Wir haben wertvolle Einsendungen erhalten von Männern und Frauen aller Parteien, aller Stände und aller Konfessionen, von Lehrern und von protestantischen wie katholischen Geistlichen, von Ärzten und von Juristen, von Offizieren und von Bauern, von Begüterten und Bevorzugten wie von Handwerkern, und unter den Müttern, die sich mit ihren Erfahrungen beteiligten, fehlte die Fürstin so wenig wie die Arbeiterfrau. Wertvolle Einsendungen, so durfte ich sagen. Denn während sonst bei Preisausschreiben das Gemachte oder Erspielte meist weit überwiegt, gab hier die Erfahrung auch dem formell Mangelhaften fast immer irgendwelchen lebendigen Kern.

Die Verteilung der verfügbaren Preissumme in einzelne Preise war uns vorbehalten, wir sahen bald, daß die Verleihung nur einiger

Digitized by Google

weniger großer Preise eine Ungerechtigkeit gegen die Mitbewerber bedeutet hätte, und verteilten deshalb dreißig kleinere Preise. Die Träger dieser Auszeichnungen möchten wir hier nicht nochmals nennen: wir fühlen uns der Zustimmung aller Beteiligten sicher, wenn wir bitten, die Leistungen der einzelnen nicht auf ihr Gewicht an sich, sondern als Beitrag zum Ganzen zu bewerten. Dem Prüfungsausschusse des Dürerbundes gehörten an: Dr. Ferdinand Avenarius, Dr. Franz Diederich, Frau Professor A. L. Gebhardt, Robert Henseling, Frau Dr. Else Sylland. Die Beiträge der Beteiligten waren natürlich von der Teilnahme am Preiswettbewerb ausgeschlossen. Die Vorbereitung des Buches, das die wichtigsten Ergebnisse zusammenfassen sollte, war im wesentlichen Dr. Diederich und Frau Sylland anvertraut, die abschließende Redaktion vorzugsweise Avenarius.

Dieses Buch legt nun der Dürerbund unserm Volke vor. Es erscheint im Verlage von Alexander Köhler in Dresden unter dem Titel: „Am Lebensquell. Ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung, herausgegeben vom Dürerbunde. Betrachtungen, Ratschläge und Beispiele als Ergebnisse des Preisausschreibens von 1908."

Der Dürerbund ist zu praktischer Arbeit da. Auch mit diesem Buche möchte er praktisch nützen. Er wünscht, daß es ein Hausbuch werde.

So reich die Literatur für unser Gebiet schon ist, das vorliegende ist doch, soviel wir wissen, das erste seiner Art. Zunächst ja, weil es eine Auslese bringt, wie sie sich nur durch ein allgemeines Preisausschreiben ermöglichen ließ. Dann aber auch, weil hier Theorie und Praxis beisammen auftreten. Theoretischer Bücher über den Gegenstand haben wir viele und vortreffliche, aber das „Graue" ist keine Lebensfarbe, es schreckt zumal viele Mütter ab. Und wo es aufgenommen wird, fehlt ihm doch die Fähigkeit des anschaulichen Beispiels, unmittelbar anzuregen. In unserm Buch wechselt Erörterung und Beispiel fortwährend ab, bezieht sich aufeinander, ergänzt sich. Wir meinen, mit ihm tritt ein Freund ins Haus, der belehren, aber auch plaudern, der gedankenreich eindringen, aber auch sinnvoll heiter scherzen kann. Ein Freund, der Bescheid weiß bei arm und bemittelt, bei groß und klein, in Haus und Schule. Der das Band zwischen diesen beiden Reichen unsrer Kinder enger zu knüpfen versucht. Der den Eltern, insbesondere den Müttern, den Weg vom Erwachen bis zum Reifen der Kinderseele im Lichte zeigt. Und ihnen zeigt, wie ihre eigne Hand der Jugend Helligkeit oder Dunkel, Wärme oder Kälte geben kann mitunter, ohne daß sie bisher ahnten, warum. Aber auch ins eigne Innere der Erwachsenen lenkt dieser Freund den prüfenden Blick. Das Buch will wecken und will mahnen. Und aus allen seinen Teilen doch wieder wie aus Zimmern und Kammern hinausblicken lassen auf das große besonnte Sein, auf aller Heimat, die Natur, die genesen lassen kann, was krankt.

Bei der Auswahl, die wir zusammenfaßten, bitten wir den Leser zu bedenken, daß er vielfach nur Bruchstücke vor sich sieht. Es versteht sich ja von selbst, daß bei einem halben Tausend von Niederschriften

Digitized by Google

über ein und dieselbe Frage bei weitem die meisten Tatsachen, Mitteilungen und Gedankengänge oft wiederkehren mußten; der vollständige Abdruck auch nur der preisgekrönten Arbeiten würde den Leser durch Wiederholungen ermüden, während doch Preisausschreiben und Publikation ihre große volkserzieherische Aufgabe ganz verfehlen würden, wenn unser Buch nicht fesselte und anregte. Die Befragten ordneten besondere Wünsche in sehr dankenswerter Weise der Aufgabe unter, indem sie uns erlaubten, Auszüge zusammenzufügen. Ganz ohne Wiederholungen zwar wollt es auch so nicht abgehen, da manches von anderen Gesagte mitunter unlöslich mit noch Ungesagtem verquickt war, kein Beitrag aber ward aufgenommen, der nicht irgend etwas in besonderem Lichte erkennen ließ. Angeordnet sind die Beiträge ganz zwanglos, nur bedacht, nicht zu ermüden.

Möge nun das Buch auch richtig benutzt werden! Möge man ja nicht „Vorschriften", ja nicht „Rezepte" in seinen Beiträgen sehn! Zwar glauben wir nicht, daß sogar der Jugend selber das Lesen in unsern Blättern mehr schaden als nützen könnte, glauben vielmehr, daß selbst eine solche „Aufklärung" förderlicher wäre, als gar keine, und wissen, daß sie der Aufklärung auf dem Zufallswege mit seinen Gefahren hundertmal vorzuziehen ist. Aber wahrhaft Gutes kann nur erreicht werden durch natürliches Anpassen an den Einzelfall, und das Beste nur im Geben aus dem Eigenen heraus. Von der hemmenden Suggestion zu befreien, die auf uns nach alter Weise Erzogenen lastet, die Zunge zur natürlichen Sprache zu lösen, das, so hoffen wir, wird für viele unsres Buches beste Wirkung sein. Die Fülle der Beispiele, sagten wir schon beim Preisausschreiben, soll die Fülle der Möglichkeiten zeigen. „Wissen wir zehn Wege, werden wir einen elften, wissen wir hundert, werden wir hundert weitere sehen und die, welche uns selber dienen. Das ganze Vorstellungsgebiet wird in Bewegung kommen." Dann werden wir selber, der Befangenheit ledig, unsern Kindern sein können, was wir ihnen sein müssen. Bis ein späteres Geschlecht die edle Wahrheit aus Schwindel, Verhäßlichung und Erniedrigung nicht erst zu erlösen braucht, weil seine Kinder schon im natürlichen Verkehre Hand in Hand mit ihr heranwachsen.

Dresden-Blasewitz, im März 1909

Der Dürerbund

Für den Arbeitsausschuß der Vorsitzende:

Ferdinand Avenarius

Etwas vom Automobilfahren*

Es wird gewiß mancher fragen, was denn eigentlich das Automobilfahren mit dem Kunstwart zu tun hätte. Aber die erstaunte oder hie und da auch entrüstete Frage: „Was, Sie Vorsitzender vom Bunde Heimatschutz, Sie sind Automobilist?" kommt mir nun schon so oft über den Weg, daß ich mich gern einmal öffent-

* Vom Automobilfahren? Und draußen taut kaum der Schnee! Aber das Thema ist doch höchst zeitgemäß, denn die Regierung legt

Digitized by Google

lich darüber äußern möchte. Denn sie wird gewöhnlich in einem Ton gestellt, wie an einen Temperenzler-Häuptling, der heimlich trinkt.

Im übrigen haben ja Auto und Heimatschutz recht wenig Berührungspunkte. Der Heimatschutz hat zu tun mit Bauwerken und anderen mehr oder weniger mittelbaren Eingriffen in die Natur. Das leicht bewegliche Fahrzeug aber setzt sich in keine andere Beziehung zur Natur, als daß es die Menschen leicht und mühelos mit ihr in Berührung bringt. Das einzige, was man dem Auto bei halbwegs billiger Betrachtung als Störung vorhalten kann, ist das Aufwirbeln des Staubes bei rascher Fahrt bei trockenen Tagen auf schlechten Chausseen. Aber hieraus scheint sich mir allein die Folgerung zu ergeben, daß man die Fahrstraßen in bessern Zustand bringen solle. Denn der Wunsch nach einer Rückbildung oder Eindämmung unserer Technik ist ja an und für sich zu aussichtslos, um ihn überhaupt auszusprechen, ganz abgesehen von den neuen Werten, die, der Menge vielleicht noch ganz unbekannt, dadurch vernichtet würden. Die Möglichkeit, die Staubplage, die nicht allein durch das Automobil aktuell geworden ist, durch staubbindende ölige Stoffe zu bekämpfen, ist schon lange erkannt worden, und die Ausführung dieser Idee wird nun zu einer Aufgabe der Zeit. Die ölig gebundene Straße würde auch gegen das Aufweichen durch Wasser unempfindlich gemacht sein, was die schlammigen Wege nach Niederschlägen beseitigen würde. Man wird dem Automobil einst dafür danken, daß es durch ein erneutes Benutzen der schon verwaisten Landstraßen den Anstoß hierzu gegeben hat.

Daß das Automobilfahren tatsächlich neue Werte bringt, ist bis heute von der Menge allerdings noch kaum erkannt worden, da sie in dem neuen Fahrzeug nur eine Maschine erblickt, um sinnlos, ohne allen höheren Zweck, rein aus Lust am Rasen über die Landstraßen zu jagen. Ich gebe zu, daß auch mir diese rasche Bewegung allein ein Hochgefühl bereitet, daß sie vielleicht in gewissem Grade mit dem freien Vogelfluge zu vergleichen ist, von dessen Wonne ja jeder Dichter singt. Aber damit ist der Zweck des Automobils doch wahrlich nicht erschöpft. Ich will auch nicht reden von den Verwendbarkeiten im Krieg, vom Feuerlösch- oder Samariterdienst, anderseits auch nicht von den Tierquälereien, denen es bei schweren Transporten ein Ende machen kann. Ich will hier nur sprechen von der Verwendbarkeit als Hilfsmittel zum ästhetischen Genusse: als Reisewagen. Erst durch das Automobil ist jener Traum von der idealen Art des Reisens,

---

bekanntlich demnächst ein Automobilgesetz vor. Deshalb möchte Schultze-Naumburg seine Bemerkungen gerade jetzt gehört wissen. Selbstverständlich bildet er sich dabei nicht ein, als Unparteiischer zu sprechen, er weiß, daß er vom Standpunkt der Automobilbesitzer spricht. Diejenigen, so den Staub zu schlucken haben, werden stellenweis anderer Meinung sein, als er. Wir aber haben gegen die Automobilitis schon so oft gesprochen, daß wir schon des audiatur et altera pars wegen eine vorurteilslose Prüfung auch der Schultzeschen Ausführungen sogar besonders empfehlen möchten. A

Digitized by Google

wie ihn jeder Phantasiebegabte schon als Kind einmal gehegt hat, Wirklichkeit geworden. Welcher nur etwas Anspruchsreichere kann eine Eisenbahnfahrt als einen Genuß empfinden? Die Eisenbahn in ihrer heutigen Form ist ein Transportmittel; das Automobilfahren dagegen ist, so lange wir das Luftschiff noch nicht haben, die herrlichste Form der Bewegung durch den Raum. Was die Eisenbahn dagegen für ein Marterinstrument ist, wird einem erst dann recht bewußt, wenn man nach längerer Autoreise wieder im Eisenbahnwagen sitzt. Auch im komfortabelsten Coupé, und sei es erster Klasse, ist man eingezwängt in einen engen Kasten, den man mit Mitreisenden teilen muß, deren Wahl einem nicht freisteht. Auch kann der Reisende nur über Ausgangspunkt und Endziel bestimmen; auf das, was auf der Fahrt geschieht, hat er keinen Einfluß. Der Blick aus dem Fenster ist auf eine fatale Art beschränkt, indem immer nur ein Bruchstück der Landschaft an einem vorbeigezogen wird, und zwar immer nur ein seitliches und einseitiges. Nie kann man dem Kommenden gerade ins Gesicht schauen, nie die schimmernde Ferne sich allmählich zur Pracht der Landschaft entfalten sehen. Nie rundet sich so die Vorstellung von der durcheilten Landschaft zum plastischen Bilde, sie bleibt immer nur Fläche, und zwar ein Stückwerk von Fläche. Immer fährt man in der Eisenbahn geradeaus von der Stunde an, wo man in Berlin einsteigt, bis zu dem Augenblick, wo man in Rom aussteigt. Hat schon jemals einer in der Eisenbahn mit dem Auge gefühlt, daß der Reiseweg rechts und links abbiegt? Wohl beobachtet man auf der Gotthardbahn die Kehrtunnel und konstatiert, daß man große Schleifen gemacht haben muß. Aber hat man damit den grandiosen Aufbau des Gebirges erfaßt und als Erlebnis in sich aufgenommen? Wer ist überhaupt fähig, dauernd ohne Ermüdung nach immer derselben Seite herauszusehen und das ununterbrochene streifige Vorbeihuschen der nahen Gegenstände und den Tanz der Telegraphendrähte seinem Auge zuzumuten? Fängt man nicht immer sehr bald an, das Betrachten der gegenüberliegenden Abteilwand als Erholung zu empfinden oder — zum Buch zu greifen?

Und was seitlich an uns vorbeihuscht, bleibt unerreichbar. Man ahnt Herrlichkeiten, aber man kann sich ihnen nicht nähern. Aus dem D-Zug kann man nicht aussteigen und der Entschluß, die auf der Fahrt beobachteten Orte gelegentlich besonders aufzusuchen, wird meist ein frommer Wunsch bleiben, denn das nächstemal muß man doch wieder im D-Zug daran vorbei.

Und selbst das, was in greifbarer Nähe an uns vorüberzieht, bringt einem immer von neuem das Bewußtsein, daß man nicht zum Schauen das Land durcheilt, sondern, daß man ein Transportstück ist, dem gegenüber die Bahn nur die eine Verpflichtung übernommen hat, es auf einer vorher vereinbarten Station wohlbehalten abzusetzen, oder wenn es inzwischen entzweigegangen ist, es reparieren zu lassen. Daß der Reisende auf der Fahrt auch etwas sehen will, wird wohl meist als ein etwas romantischer Kinderwunsch betrachtet. Denn ganz sicher sind, wenn wir an einer alten Stadt vorbeifahren, die Güterschuppen davorgebaut, oder es kommt, wenn wir an einem schönen

Digitized by Google

See vorbeieilen, ein Bahneinschnitt oder wir sausen in einen Tunnel, wenn wir gerade in ein Tal hineinblicken wollen, oder es kommt, wenn wir eine Burg am andern Ufer sehen wollen, sicher ein Gegenzug, der in solchen Fällen immer ein Güterzug ist, oder wenn gar nichts anderes verfängt, zieht uns sicher der Rauch der eigenen Lokomotive einen Schleier vor den Augen.

Ganz anders im Auto. Man ist Herr des Wegs, Herr der Abfahrtszeit, Herr der Aufenthalte. Jeden Abstecher, zu dem die Ferne reizt, kann man im Augenblick machen, man braucht nichts Schönes, was am Wege winkt, liegen zu lassen. Das alles, könnte man sagen, hat ja der Wanderer auch. Aber wer von uns allen, die wir nicht mehr Jünglinge sind, und wie viele selbst von den Jünglingen der Gegenwart mit all ihren Ansprüchen an den einzelnen hätte denn die Zeit, zu Fuße Deutschland und seine Nachbarländer zu durchwandern? Er würde sich hie und da einen kleinen Ausschnitt zu eigen machen können, aber Länder zu Fuße zu durchreisen, ist heute ein unerfüllbarer Wunsch: es wäre, so paradox das klingt, zu teuer. Auch zu Pferde oder im Kutschwagen wäre der Aktionsradius zu klein und die Tierplage würde einem manchen Genuß verbittern. Mit seinen 28 HP hat man kein Mitleid, man besinnt sich nicht, sie stundenlang durch die Ebene galoppieren zu lassen oder sie jeden steilen Berghang hinaufzujagen. Aber diese „Pferdekräfte" sind gehorsam; sie verstehen auch den kleinsten Trab zu laufen, und nur wer die Kunst des Reisens nicht versteht, gibt immer Vollgas. Wieviel Strecken habe ich schon so im Zotteltrab durchmessen! Zum großen Ärger freilich meines Chauffeurs, der die Schande des 8-Kilometertempos schwer ertragen konnte und beschämt den Blicken der Vorübergehenden auswich, und erst dann wieder zum Leben erwachte, wenn er eine lange öde Strecke „fressen" oder sich die Berge sausend hinaufschwingen konnte.

Und immer ist man bei sich zu Hause, ein Stück des eigenen Heims begleitet einen. Wie oft verläßt man den Wagen, um diese Höhe zu erklettern, in jenes Tal hinabzusteigen, den abseits gelegenen Bauernhof zu durchforschen oder sich im Ufergebüsch zu lagern. Geduldig wartet das Reisehäuschen am Wege und empfängt einen mit Polstern, in denen man sich von der Wanderung ausruht, während man neuen Herrlichkeiten entgegenfliegt. Immer hat man sein Gepäck, und sei es auch umfangreich, bei sich, nie sitzt man plötzlich ohne wärmende Sachen da, stets findet man im Notfall etwas „eisernen Proviant" im Wagen, in dessen Thermosflaschen man heißes und kaltes Getränk tagelang mitführen kann. Und steigen dunkle Regenwolken auf, so braucht einem deshalb nicht unbehaglich zu werden. In einer halben Minute ist das lange Deck über den Wagen gezogen und die schützende Glasscheibe vorn fängt auch bei wildester Fahrt den Gewitterregen auf, während der Chauffeur durch den aufgeklappten Schlitz die Fahrbahn unbehindert überschaut. Gibt es wirklich Leute, die diese herrliche Art des Reisens, Schauens, Beobachtens und Sammelns einfach leugnen wollen und im Automobilismus nur einen Unfug sehen? Man komme doch nicht immer wieder mit der komischen Figur des „rohen Automobilisten". Den gibt es viel mehr

Digitized by Google

in den Papierspalten als in der Wirklichkeit. Die Rohlinge auf der Landstraße sind meistens allerhand Fuhrleute: von dem Verhalten dieser Klasse von Menschen weiß jeder, der einmal im Auto gefahren, Dinge zu erzählen, die einem den Sachverhalt in einem andern Lichte erscheinen lassen, als der Volksmund sie darstellt. Es gibt kaum etwas Trägeres, Brutaleres, Dümmeres und Böswilligeres als viele der Fuhrleute, die heute die Landstraßen Deutschlands bevölkern. Wir haben in Deutschland die Vorschrift, rechts auszuweichen und links zu überholen. Trotzdem hab ich nur sehr wenige Fuhrleute kennen gelernt, die sich durch diese Vorschrift in ihren Dispositionen stören lassen. Die Straße mag aussehen wie sie will, der Fuhrmann fährt in der Mitte. Wenn einem das Glück wohl will, schläft er: dann nämlich weichen die gescheiten Pferde rechtzeitig und gutwillig aus. Wacht er aber, so bleibt er dem Zentrum treu und verrät durch kein Anzeichen, ob ihm nach rechts auszuweichen belieben wird, oder ob ihm die linke Seite besser gefällt. Natürlich weicht er im letzten Augenblick nach der „andern" Seite aus, was, wo rascher Entschluß nötig ist, recht angenehme Situationen heraufbeschwört. Fährt der Fuhrmann aber in gleicher Richtung vor einem her, so ist er durch keinen Hupen-, Pfeifen- oder Sirenenton aus der Mitte des Weges herauszubringen. Er stellt sich tot und überläßt es dem Auto, ob es durch die schmale Passage links oder rechts, ganz wie es ihm gefällt, durchzuschlupfen versuchen will. Es bildet dann die Regel, daß der Fuhrmann im Augenblick, in dem ihn das Auto links überholt, nach links einbiegt, weshalb erfahrene Automobilisten meist lieber rechts überholen. Eine Spezialität aller Fuhrleute ist es, beim Herannahen eines Automobils die Pferde künstlich wild zu machen: zuerst reißt man dem Pferde mit solcher Gewalt ins Maul, daß es sich vor Schmerz aufbäumt, darnach bearbeitet man es mit der Peitsche und stößt dazu Laute aus, die ihm grauen machen. Natürlich ist die Frucht dieser Erziehung, daß das Pferd sich merkt: wenn so ein Wagen ohne deinesgleichen kommt, wirst du ins Maul gerissen und geschlagen. Wer eigne Pferde hat, weiß, wie leicht es ist, selbst ein scheues Pferd rasch an die neue Erscheinung zu gewöhnen, wenn man ihm gut zuspricht, und ihm nicht künstlich Angst macht. Sieht sich doch z. B. in den Straßen Berlins kein Pferd mehr nach einem Auto um.

Ein wahrer Schrecken für den Automobilisten sind die Kinder auf der Straße. Sie haben ein Spiel eingeführt: vor dem Automobil vorbeizulaufen. Es wird dies eingeleitet, indem man sich scheinbar harmlos am Wegrand aufstellt, und dann kurz vor dem Herankommen des Wagens plötzlich über die Straße springt. Das Spiel ist geradezu entsetzlich, denn während die Gewandteren die Straße überschreiten, werden die Ängstlicheren im Laufe von Furcht ergriffen, da sie die Schnelligkeit des Autos unterschätzen, wollen umkehren, besinnen sich, wollen doch noch vorbeirennen und bleiben dann schließlich unschlüssig mitten auf der Fahrbahn stehen, — was übrigens nicht nur kleine, sondern auch große Passanten zu tun lieben. Auch das im mäßigen Tempo fahrende Auto kann dann höchstens durch einen plötzlichen Gewaltakt noch gebremst werden, das nützt dann

Digitized by Google

wenigstens nur den Wagen, freilich ungeheuerlich, ab — während unbedachte Schnellfahrer den Versuch, das Leben des anderen zu retten, sehr oft mit dem eigenen Leben gebüßt haben.

Junge Burschen haben einen andern Zeitvertreib ersonnen; sie bilden quer über die Straße Kordon, um zum Spaß das Auto zum Stehen zu bringen. In solchen Fällen ist das einzig Richtige, einfach drauf loszufahren — die Herren gehen dann schon zur Seite.

Beim genußreichen Reisen sind der Geschwindigkeit ganz von selbst gewisse Grenzen gesetzt, die immer unverrückbar sein werden, und zwar durch die Grenzen der Fähigkeit des Gehirns, die Eindrücke zu behalten. Bei etwa 50-Kilometer-Geschwindigkeit fangen die Eindrücke an, zu flüchtige zu werden, und haften dann gleichsam nicht mehr. Es geht etwa so zu, wie bei unterexponierten photographischen Platten, die auch kein klares Bild mehr geben. Obgleich ich auf genaue und rasche Beobachtung „trainiert" bin, so habe ich von Reisestrecken, die ich im Tempo von 60 und mehr Kilometer durchfuhr, keine plastische Erinnerung mehr. Selbstverständlich ist, daß man, wenn man beobachten will, den Wagen nicht selbst führen darf, da man seine Aufmerksamkeit sonst auf die Fahrstraße derart sammeln muß, daß ohne Gefahr wenigstens kein freies Umherschauen möglich ist. Bei größeren Geschwindigkeiten als 70 Kilometern wird sogar die Aufmerksamkeit der Mitfahrer immer derartig auf den entgegenkommenden Weg gelenkt, und wohl auch durch den sausenden Luftzug gestört, daß sich diese Geschwindigkeiten als genußreiches Reisetempo verbieten. „Das Rasen" wird sich sicher für Reisende immer mehr verlieren, wenn die Freude am Beherrschen des Raumes Gewohnheit geworden ist.

Wenn erst einmal das Zeitalter der Luftschiffahrt gekommen sein sollte, so wird es natürlich möglich sein, auch bei noch größeren Geschwindigkeiten eine ungestörte Beobachtung des plastischen Gesamtbildes, des durchmessenen Landes zu erzielen, da man sich in der Höhe weiter von den Gegenständen entfernt befindet, und man nicht mehr von dem Vorbeihuschen der Nahobjekte und den Unebenheiten der Fahrbahn abgelenkt wird. Natürlich wird dann auch ein Beobachten der Einzelheiten nicht mehr in dem Grade möglich sein, was vielleicht durch stärkeres Erfassen der tektonischen Form des ganzen Landes ausgeglichen wird.

Daß die Zukunft immer schnellere Fortbewegungsmittel finden wird, dürfte sich nicht hindern lassen; das Schelten über diese Tatsache scheint mir zwecklos. Wichtiger scheint mir, darauf hinzuweisen, in welcher Form die neue Technik am besten ausgenützt werden kann, und welche Grenzen nicht überschritten werden dürfen, wenn sie eine Bereicherung, und nicht durch Mißbrauch eine Verarmung bedeuten soll.

Paul Schultze-Naumburg

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus dem Dürerbundbuche „Am Lebensquell"

[Um die Absicht der folgenden Stücke richtig zu sehen, wolle man vor ihnen selbst den Leitaufsatz dieses Heftes lesen. Was wir an dieser Stelle zeigen können, ist natürlich ganz und gar nur Stückwerk: das Buch „Am Lebensquell" bietet mehr als ein halbes Hundert Beiträge, wir können hier nur einige der allerkürzesten ganz und aus zweien der längeren je ein Bruchstück bieten. Aber wir meinen: eine erste Vorstellung von der Bedeutsamkeit des Sammelwerkes, das aus dem Preisausschreiben des Dürerbundes hervorgegangen ist, wird auch so schon erweckt. Wem daran liegt, für die Verbreitung des bei Alexander Köhler in Dresden erscheinenden Sammelbuchs in weiteren Kreisen zu wirken, wem aber die Versendung dieses Kunstwartheftes zur Propaganda zu teuer wäre, dem stellt der Dürerbund eine billige Flugschrift zur Verfügung, die den heute und hier gebotenen Stoff unter dem Titel „Unser Preisausschreiben und das Buch »Am Lebensquell«" zusammenfaßt. Sie ist von der Geschäftsstelle des Dürerbundes bei Callwey in München zu den bekannten Bedingungen zu beziehen.]

Mutter und Kind

Kind: Liebe Mutter, hast du mich auch so lieb als wie mein Brüderchen, das an dir trinkt?

Mutter: Habe ich dir nicht immer Gutes getan?

Kind: Liebe Mutter, darf ich dich um etwas fragen?

Mutter: So rede doch!

Kind: Liebe Mutter, ist's wahr, daß mich der Klapperstorch gebracht hat?

Mutter: Sieh nur, wie aus den dichten Zweigen die reifen Birnen golden glänzen. Quellenfeuchter Boden hat ihre Wurzeln genährt und die sonnigen Lüfte haben ihre Blüten befruchtet!

Kind: Ja, liebe Mutter! Aber bin ich wirklich aus dem Teich, wo nachts immer die Frösche herüber quaken?

Mutter: Hör nur, wie die treuen Schwalben aus dem Nestchen unterm Dache zwitschern. Zweimal hatten sie Mätzchen, und werden nun bald wieder scheiden!

Kind: Ich habe sie gern, liebe Mutter! Aber sag mir, bin ich wahrhaftig vom Himmel durch den schwarzen Schornstein dir in den Schoß gefallen?

Mutter: Mein Kind, wie könnte ich dich dann so lieben!?

Kind: Liebe Mutter!

Mutter: Weißt du noch, wie die Kuh, die Grauschecke, um ihr Kälbchen blökte, als es zum Schlachten mußte? Das Mäuschen draußen in den Feldern sammelt unermüdlich Halme und Körner nur für die Jungen ein. Auch die goldne Ähre hat Kinder, die Körner, und schützt mit den Grannen sie vor den Vögeln. Und der scheue Fuchs im Walde, dem man die Jungen nahm, folgte ihnen bis ins Haus und wurde zahm. Und der wilde Löwe, der wird fromm, der stumpfe Walfisch klug, wenn

Digitized by Google

er seine Jungen retten kann. Die schwache Henne kämpft mit dem Raubvogel um ihre Küchlein, bis sie in ihrem Blute stirbt! Und würde ich für dich, mein Liebling, nicht auch sterben?

Kind: Liebe Mutter!

Mutter: Nun Kind, so denk einmal ernst darüber nach, ob ich dich so lieb haben könnte, wenn du mir nur geschenkt wurdest? Wenn du mir ohne Anteil an Leib und Seele, ohne Leid und Liebe zufielst?

Kind: Nein, Mutter!

Mutter: Du bist die Frucht all meiner Liebe zu deinem teuren Vater! Gott aus seinen Himmelsewigkeiten hat sich in unser Herz gesenkt zu neuem Leben und segnete uns mit dir, mein Kind!

Kind: Mit mir, liebe Mutter?!

Mutter: Der Zweig über uns trägt die Birne nur an sich und hält sie doch fest im Sturm, bis sie reif ist, ich aber habe dich in mir getragen. Auf jeden Wohllaut in den Lüften lauscht ich, ich tauchte mit meiner Seele ein ins ganze Menschenleben, ließ die Gedanken durch das Weltall schweifen, und hab bei jedem Schritt gejauchzt, gebebt, voll Sorg und lichter Hoffnung um dein Reifen, bis ich im tiefsten Schmerz, mit dem Tode ringend, von mir dich trennte. Da warst du draußen auf der Welt, und dann hab ich dich gesäugt, wie jetzt dein Brüderchen da. Die Engel sangen und die Erde tönte um mich. Ach Kind, war das schön!

Kind: O liebe Mutter!

Mutter: Nicht mir hab ich dich, o mein Kind, geboren, sondern dem ewigen Gott, der alles Leben ist. Ihm gehört das deine, ich bin nur die Glückliche, die es ihm darbringen darf! Bete zu ihm.

Kind: O liebe Mutter!

Mutter: Nicht so stürmisch, Kind, dein Brüderchen ist eingeschlafen!

Waltersdorf bei Zittau — Bruno Tanzmann

Aus dem Beitrag: Vom Entstehen des Menschenlebens

„Mutter, Mutter! Kannst du dir etwas Schöneres denken? Bei Sören drüben am Hügel ist eine kleine neue Schwester angekommen. Sören hat es Hilda selbst erzählt, als er heute morgen hier war und Holz hackte. Dürfen wir jetzt wohl gleich hingehen und sie sehen, Mutter?“

Bubis Augen strahlten in einem ganz eigenen Glanz und Glück, als er bei dieser Frage lächelnd und bittend zur Mutter aufschaut. Doch Mutter zögert ein wenig mit der Antwort.

„Ich fürchte, Sophie ist noch nicht wohl genug, um das vertragen zu können, mein Junge, es ist besser, ihr wartet mit eurem Besuch noch ein paar Tage.“

„Ja, Sören hat gesagt, daß es Sophie so schlecht geht, und daß Vater doch kommen sollte. Da warten wir lieber noch etwas — aber dann dürfen wir doch wohl hingehen?“

„Ja, gewiß, mein Junge, sobald ihr wieder besser ist.“ Und groß ist die Freude, als alle zusammen hingehen dürfen, um den kleinen Ankömmling zu sehen, und jedes der Kinder der Sophie, die so krank gewesen ist, etwas Gutes mitbringen darf. „Nein, Mutter, du kannst dir nicht denken, wie reizend das neue Schwesterchen war! So ganz, ganz kleine Hände und richtige Finger hat es, und denke dir nur, es hat

Digitized by Google

dickes, schwarzes, wirkliches Haar! Liv* durfte es etwas auf den Arm nehmen, und da schlug es die Augen auf — aber es sagte nichts."

In einem Schimmer heiliger Reinheit steht das Werden des Lebens von der ersten Stunde an instinktmäßig vor jeder Kindesseele.

Unbewußt und vielleicht in unbestimmten Umrissen spiegelt dessen kleine Seele dies große Naturwunder wieder, das die ganze Schöpfung zu einer großen Einheit verbindet und jeden einzelnen zu einem Gliede in der unendlichen Entwicklungskette macht.

Das Kind versteht natürlich den Zusammenhang der Entwicklung nicht, aber es ahnt ihn, sobald es zum Bewußtsein und zum Nachdenken erwacht, und seine Ahnung äußert sich in jener wunderbar feinen und verschämten Weise, in welcher unverdorbene Kinder ihre Gedanken und Gefühle denen gegenüber an den Tag legen, die so glücklich sind, ihr ganzes Vertrauen gewonnen zu haben.

Erst wenn der Sinn des Kindes von außen her durch Roheit, Unwahrheit und Leichtsinn getrübt und verunreinigt worden ist, tritt die Verwirrung ein, und die wirklichen Schwierigkeiten bei einer sittlichen Erziehung beginnen.

Wenn so viele Eltern und Erzieher an dieser Klippe: der sittlichen Erziehung, stranden und nicht wissen, wie sie die Sache richtig angreifen sollen, so hat dies, meiner Meinung nach, seinen wesentlichen Grund in zwei Dingen. Erstens, in dem traurigen Mangel an Vertrauen, der so oft zwischen Eltern und Kindern herrscht, und zweitens in dem Umstande, daß der Ursprung des Lebens und die Fortpflanzung stets mit geheimnisvollem Dunkel für die Kinder umgeben wird: das ist etwas, wovon die Kinder durchaus nichts wissen sollen. Aber das, was im Dunkeln in unserm Gemüt heranwächst, wird krank und mißgestaltet in unserm Leben bleiben, genau wie die Pflanze, die jahraus, jahrein im Keller steht und dort lange, blasse Schößlinge treibt.

Die für viele so unüberwindliche Schwierigkeit, mit ihren Kindern über das Entstehen des Lebens zu reden, habe ich eigentlich nie recht verstehen können. Es ist möglich, daß die Lebensverhältnisse auf dem Lande mir hierin viel geholfen haben. Die große Einsamkeit, in der man oft in den Landgemeinden in Norwegen lebt, weist Eltern und Kinder so ausschließlich daraufhin, alles miteinander zu teilen, daß es den Zugang zur Vertraulichkeit und Gemeinsamkeit in allem erleichtert, und die große Natur, die den Menschen hier täglich umgibt, redet in ihrer einfachen, reinen Sprache mit erhabener Schönheit zu ihm. Und mehr als alles andre hilft sie ihm bei der Erklärung und Beleuchtung der Frage über den Werdegang des Lebens. Blumen, Bäume, Vögel, Tiere und Menschen — das ist eine so stetig und normal aufwärtssteigende Stufenleiter, daß niemand besorgt zu sein braucht, diesen Weg zu gehen.

Mir scheint, wir sind es den Menschen, die wir in die Welt hineinsetzen, schuldig, daß wir sie darüber aufklären, was sie selbst dem Leben schulden.

Wir sind es ihnen schuldig, ihnen zu helfen und sie geschickt zu machen,

* Liv ist ein norwegischer Mädchenname.

Digitized by Google

das Leben, das wir ihnen gaben, unter so schönen, reinen und glücklichen Formen, wie es eben möglich ist, zu leben.*

Wir sind es ihnen schuldig, sie zu befähigen, die Naturkräfte, die ihr eigenes Inneres besitzt, beherrschen zu können und den Versuchungen zu widerstehen, die ihnen von innen und außen auf diesem Gebiete begegnen werden. Aber, um dies zu können, müssen wir von Anfang an mit unsern Kindern in rücksichtsvollster Vertrautheit zusammen leben, und die Regungen ihres erwachenden Seelenlebens verstehen. Wir müssen uns in alle ihre Gedanken, in ihre erste dämmernde Sehnsucht völlig hineinzuversetzen suchen. Wir müssen ihr verschämtes Zartgefühl schützen, und wenn es sich uns erschließt, als unser teuerstes Besitztum betrachten.

Aber wie alles Hohe hier in der Welt wird dies Ziel nicht ohne Arbeit erreicht. Das völlige Zutrauen eines Kindes zu gewinnen, ist oft viel schwieriger, als man denkt. Es erfordert von seiten der Eltern einen außerordentlichen Takt und großes Feingefühl, sowie ein zartes Verständnis für alle die wunderbaren Gefühle, die sich in der Kinderseele regen.

Es hat mich oft traurig berührt, wie wenig Vertrautheit es zwischen Eltern und Kindern ringsherum in unsern Familien gibt. Beide Teile leben oft nebeneinander, als gingen sie sich gegenseitig gar nichts an und sind nur mit dem beschäftigt, was sie persönlich betrifft. Man könnte fast glauben, jeder von ihnen sei auf einer andern Seite des Erdballs zu Hause. Sie kämpfen sich allein, in ihrer eigenen Weise durch Zweifel und Seelenkämpfe hindurch, und keine einzige Brücke der Vertraulichkeit führt von Seele zu Seele.

Aber, um die sittliche Erziehung unsrer Kinder leiten und sie das zarteste von allem: das Verständnis für den Ursprung des Lebens lehren zu können, ist es gerade die erste Bedingung, daß wir eine Brücke der Vertraulichkeit zueinander bauen. Jeder, der mit Kindern zu tun gehabt hat, weiß, wie bange sie oft davor sind, sich körperlich und seelisch zu entblößen. Häufig tragen sie ihren Kummer oder einen kleinen intimen Schmerz lieber im geheimen mit sich herum, wenn es der Mutter nicht gelingt, ihr Zutrauen hervorzulocken und ihre Sorgen in kindlicher Weise zu teilen.

Selbst über die gleichgültigsten Dinge reden Eltern und Kinder oft nicht zusammen. Es ist vielleicht eine Volkseigentümlichkeit, daß es uns Norwegern so schwer wird, Vertraulichkeit zu erweisen und zu gewinnen. Aber dieser Mangel ist gewiß nichts Gutes. Ach, wieviel Unheil hat das Stillschweigen — alles, worüber wir *schweigen* — nicht schon in unsern Familien angerichtet! Wie mancher gute, edle Samen ist in dem Gemüt der Jugend verfroren, weil er bei Vater und Mutter nicht den warmen Boden des Verstehens fand!

Die erste Bedingung, um die sittliche Erziehung unsrer Kinder leiten zu können, ist daher die, daß wir lernen müssen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Dies ist mehr als je bei einer so feinen, zarten Frage wie der der Fortpflanzung nötig.

Und wenn irgend etwas Eltern und Kinder aufs innigste miteinander verknüpft, so sind es diese stillen, vertrauten Stunden, die wir mit unsern Kindern in deren erstem, grundlegenden Alter haben können.

---

* Man vergleiche mein Buch „Die Doktorsfamilie im hohen Norden", letztes Kapitel (Verlag Etzold & Co., München).

Digitized by Google

Ebenso wie der Körper des Kindes in den ersten Lebensjahren unter der Pflege der Mutter gedeiht, ebenso wird sich auch dessen Seele mit ihrer Sehnsucht und ihren Fragen unter der individuellen Pflege entwickeln, und die Mutter wird nach und nach das Licht der Wahrheit in dem empfänglichen Gemüt des Kindes verbreiten können. Aber wenn wir nichts säen — ernten wir auch nichts. Willst du die Seele deines Kindes und sein Zutrauen besitzen, dann mußt du deine eigne Seele als Entgelt geben. Du mußt deinem Kinde auch dein Vertrauen und deine Vertraulichkeit geben, erst dann wird es dir völlig glauben. Dadurch, daß wir ihm unser Vertrauen schenken — gewinnen wir das seine. Das Kind muß verstehen, daß du ihm glaubst und Vertrauen zu ihm hast. Vertrauen zu seiner Selbstbeherrschung, zu seinem Verständnis und seiner Klugheit. Ebenso wie sich ein Kind durch nichts mehr gekränkt fühlt, als wenn man es zum Narren hält, es verlacht und verspottet, weil es „nur ein Kind ist", ebenso gewiß wird nichts seinen Glauben an Vater und Mutter mehr stärken, als wenn Vater und Mutter von der ersten Stunde an vertraulich und vertrauensvoll mit ihm plaudern.

Eine ältere, feine, anmutige Dame hatte ihren einzigen Sohn erzogen. Sie war nicht allein seine Mutter, sie war auch sein Kindermädchen und seine Wärterin gewesen, bis er so groß wurde, daß er ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte. Während sie ihn badete, ihn wusch, seine Gesundheit pflegte, erhielt sie allmählich sein volles Vertrauen und wurde sein bester Freund. Als er heranwuchs, und sein Körper sich zur Schönheit und Kraft entwickelte, klärte sie ihn nach und nach darüber auf, wie wichtig es für sein ganzes Leben sei, seinen schönen, kräftigen Körper unbefleckt, gesund und rein zu erhalten. Dieser Knabe genoß während der Schulzeit einen solchen Respekt unter seinen Kameraden, daß, wenn diese rohe Gespräche unter sich führten oder jenes unglückselige Jugendlaster trieben, sie augenblicklich damit aufhörten, sobald er sich ihnen näherte. Sie wußten, was sie in ihm hatten. Er war wie ihr verkörpertes Gewissen. Eine solch große Macht kann ein einziger reiner, aufgeklärter und widerstandsfähiger Mensch auf seine Umgebung ausüben. Aus diesem Knaben wurde ein guter Mann. Er wurde eine Stütze der Gesellschaft, wie wir ihrer viele nötig haben. Und selbst als Mann war er nicht zu groß, um zu seiner Mutter zu gehen und sich Rat zu holen, wenn er dessen bedurfte. Er hatte ja mit seiner Mutter alles geteilt.

Villa Soleglad bei Aas, Norwegen Agot Gjems-Selmer

Aus dem Beitrag: Natürlichkeit! Nicht Künstelei!

Es war in den Weihnachtsferien. Ich saß in meinem Arbeitsstübchen und las in „Pfisters Mühle". Der heilige Christ hatte mir meinen einzigen Wunsch erfüllt und dies Buch unter den Baum gelegt. Nun las ich. Nicht lange, da grapst es draußen an der Tür und sucht offenbar nach der Türklinke. „Hanne!" denke ich. Richtig, da guckt das Köpfchen halb durch den Türspalt.

„Väterle — — darf ich — bissel bei dir bleiben?" Als ich lächelnd nicke, zieht Hanne schnell mit Aufbietung aller Kräfte, über die ein solch fünfjähriges Menschlein verfügt, den Stuhl heran und setzt sich gar wichtig neben mich an den Schreibtisch.

Hanna hat sich ein Buch mitgebracht. Das zieht sie jetzt mit einem

Digitized by Google

unsichern Seitenblick hervor: Die Thomagabe der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Die hat der Weihnachtsmann der Mutter gebracht, und ich zweifle sehr, ob Hanna die Erlaubnis zum Ansehen des „hübschen Bilderbuchs“ eingeholt hat. „Ich blättre ganz sachte“, meint sie vorbeugend.

Nun sitzen wir beide schweigend da. Hanna hat, wie ich, die Beine übereinander geschlagen und studiert eifrig ihre Bilder, bei manchem lange verweilend, über manches schnell wegblätternd.

„Guck, Vaterle, wo kommt nur der nackige Junge her?!“ fragt Hanna. Sie ist auf Seite 29, „Ritt auf dem Vogel“. „Hm!“ mache ich, erstaunt den Kopf schüttelnd und die Achseln zuckend. Denn ich lasse die Kinder gern selbst reden — besonders, wenn ich nicht weiß, wo's hinauswill. „Ja, Hanna, was glaubst denn du?“ „Ob der Vogel den Jungen einer Mama weggenommen hat?“

„Das glaub ich nicht.“

„Nein, da tät der Junge weinen“, gibt Hanna zu. — „Oder, ob der liebe Gott den Jungen einer Mama schickt?“

„Das könnte eher sein!“

„Ja!“ sagt Hanna begeistert. „So einen kleinen Bruder will ich auch haben.“

„Na, vielleicht bekommst du einen, wenn du recht artig bist.“ Eine Weile schweigt Hanna, und ich überlege, was ich sagen will, wenn sie das Thema etwa weiterspinnen sollte. Ich war mit meiner Frau einig, daß wir unsre Kinder nicht belügen wollten, aber diese Krabbe da — kaum 5 Jahre! Soll ich der mit Apfel- und Kürbisblüte, mit Befruchtung bei Fischen und Hunden kommen? Soll ich die Sache rein verstandesmäßig — nüchtern, hübsch wissenschaftlich und so recht pädagogisch klar entwickeln? Oder mit schönen Worten auf das Gefühl spekulieren? Gewiß würden bei dem kleinen Ding da neben mir keine „unreinen Gefühlstöne mitklingen“, aber würde mir mein Mädel die heilige Sache so auffassen, wie ich es so sehr wünsche? Würde ich bei meinem Kinde jetzt schon für die Schönheit und Tiefe dieser Fragen, für die Herrlichkeit des Werdens eines Menschenkindes, für die Hoheit der Mutterschaft ein tieferes Gefühl erwecken können?

Da fängt Hanna wieder an:

„Vati, nicht? So klein war ich auch, wie ich noch ganz klein war?“ Sie ist noch immer bei dem „nackigen Jungen“.

„Ei freilich, noch kleiner.“

„Noch kleiner?! Aber guck mal! Das ist doch gar kein Storch, der den Jungen trägt!“

„Nein, Hanna. Warum soll's denn gerade ein Storch sein?“

„Ja, Tante Anni hat gesagt, der Storch bringt die kleinen Kinder.“

„I, das kann ich doch gar nicht glauben! Tante Anni hat ja selber noch kein Kind. Woher soll denn die's wissen?“

Das läßt Hanna dahingestellt und fragt plötzlich: „Hat mich ein Storch gebracht oder so ein schwarzer Vogel?“

„Keins von beiden“, sage ich tapfer.

„Wer denn?“

So, da haben wir's. Meine Diplomatie hat nichts genützt. Na, noch ein Versuch!

Digitized by Google

„Ja, Hanni, — weißt denn du das nicht mehr? Du mußt das doch eigentlich am besten wissen. Wie war's nur gleich?"

Das ist eine Spekulation auf Hannas stets rege Phantasie. Und sie glückt.

„Ich — ich weiß nicht." — — Doch nach einigem Nachdenken: „Ja — ich weiß: — ich hatte schreckliche Kopfschmerzen, wie ich auf die Welt kam."

„I, sieh mal an! Das hast du mir ja noch nie gesagt. Davon weiß ich ja noch gar nichts."

„Ja," fährt das kleine Mäulchen, stolz über die Teilnahme, die ihre Mitteilung findet, fort, „und Mutti auch; die hatte auch schlimme Kopfschmerzen."

„Richtig! Darauf kann ich mich noch recht gut besinnen. Freilich, freilich! Der Muttel war's damals gar nicht gut."

Und Hanna nickt bekümmert, als ob sie in der Erinnerung noch einmal erlebte, was ihre Phantasie ihr vorgaukelte.

„Na," fahre ich fort, „aber heute haben wir keine Kopfschmerzen, gelt? Und weißt du, da wollen wir heut nachmittag mal, weil's so schön ist, mit dem Schlitten zum Großpapa fahren." Jubelnd klettert Hanna vom Stuhle, um Mutti die Freudenbotschaft zu bringen.

Großpapa wohnt auf dem nächsten Dorfe, und der Schlitten fährt uns viel zu schnell durch die glitzernde Winterlandschaft. Mit roten Wangen und glänzenden Augen sitzt Hanna neben ihrer Mutter und denkt mit keinem Atemzuge mehr an das Problem, das heute morgen in ihrem Köpfchen aufstieg.

Habe ich Unrecht getan, den Fragen meines Kindes auszuweichen? Ich glaub's nicht. So gewiß es hier ein Zuspät gibt, so gewiß auch eine unnötige Verfrühung. Das Interesse an den berührten Fragen war bei meinem Kinde heute kein anderes, als jenes, das es einem krabbelnden Käfer, einer auffälligen Wolke, einem vorbeihuschenden Vogel entgegenbringt. 's ist meist so bei kleineren Kindern: eine Frage taucht auf, und im nächsten Augenblicke wird sie von einer andern Gedankenwelle wieder in die Tiefe gezogen und bleibt da — tagelang, wochenlang — jahrelang vielleicht. Ich glaube nicht, daß ich Unrecht tat. Unrecht wär's gewesen, wenn ich die naiven Fragen meines Kindes schroff zurückgewiesen hätte, wenn ich seinem Vertrauen mit Mißtrauen begegnet wäre, mit hartem Tadel über die „Unanständigkeit" seiner Fragen seine Zutraulichkeit verscheucht hätte. Nein, mein Kind, du sollst alles erfahren, doch womöglich erst dann, wenn du das Edle als edel, das Heilige als heilig fühlen kannst, wenn starkes Interesse dich zum Fragen treibt, wenn deine Fragen nicht Kinderspiel, nicht verfliegende Laune, sondern der Ausdruck des ernsten Suchens nach Wahrheit sind. Dann!

Dresden-Striesen W. Ulbricht

Das Wissen tut es nicht

Das Wissen tut es nicht. Daß es genüge, ist ein verhängnisvoller Irrtum dieser aufklärenden Erziehungsarbeit, die ich die positive in sexueller Beziehung nennen möchte. Wenn Ellen Key behauptet, die alten Begriffe von Keuschheit und Sünde seien schuld an der heutigen sittlichen Notlage der Jugend, so widerspreche ich ihr auf das ent-

Digitized by Google

schiedenste. Die ältere Methode mit ihrer Betonung der negativen Seite soll keineswegs ganz beiseitegeschoben werden; wie auf jedem Menschheitsgebiet darf das Alte nicht absolut verworfen, sondern nur überholt werden, indem Neues sich darauf erbaut. Und insofern in der alten Art die Absicht lag, dem Kinde eine Atmosphäre zu schaffen, in der es sich ohne Störung von außen ruhig entwickeln konnte, insofern liegt darin ein für immer gültiger Erziehungsgrundsatz.

Denn was ist Erziehung schließlich anderes, als: werden und wachsen lassen? Niemals ist einer lebendigen Seele ein fremder Inhalt einzupflanzen, nie einem Menschengeiste eine andere Form zu geben, als die ihm eingesenkte. Wir können nur auf Entwicklung und Unterdrückung, auf Stärkung des Guten und Schwächung des Schlechten im Kinde hinwirken. Das ist Erziehung.

Und dazu gehört mehr als alles andere die Atmosphäre von Reinheit, Güte und Liebe, in der allein eine Menschenpflanze zum Guten sich entfalten kann. Ein großer Erzieher hat gesagt: „Gute Gewohnheiten sind das einzige, was wir unsern Kindern anerziehen können." Dies Wort sollten wir in der sexuellen Erziehung nicht außer acht lassen, und bei dem, was man gewöhnlich Aufklärung nennt, sollte die Aufklärung über die Beteiligung des Willens nicht fehlen, und bei heranwachsenden Kindern an erster Stelle stehen. Wir können die Sinne fast unmerklich heranbilden, durch zielbewußte Einwirkung ganz besonders mit Hilfe der Kunst. Aber den Willen können wir nur durch Übung stählen, und müssen ihn schließlich bei dem größeren Kinde ganz bewußt und absichtlich zur Wehr rufen gegen Weichlichkeit und gegen körperliche und geistige Genußsucht und Sichgehenlassen. Hier können wir ohne die von Ellen Key verworfenen Begriffe der alten Schule nicht auskommen, die Belehrung über die schädlichen Folgen der Unsittlichkeit reichen nicht aus, auch nicht über die Pflichten der heutigen Generation der nächsten gegenüber. — Reinheit und Keuschheit, ja die Sünden hiergegen dürfen unserer Jugend nicht zu leeren Worten und altmodischen Begriffen werden. Denn gerade sie drücken den heiligen Ernst aus, der dieser Seite des Lebens zukommt, sie prägen dem kindlichen Verständnis die ganze Größe und Verantwortlichkeit dieser Angelegenheit ein. Es kommt für jedes Kind die Zeit, in der es in die Spannung der drängenden Lebenssehnsucht gerät; in diesem Übergangszustand muß es klare Begriffe haben, an denen es seine unklaren Gefühle messen, und starke Waffen, mit denen es schwüle Anwandlungen niederkämpfen kann. Laßt die Jugend wissen, was sie dem nächsten Geschlecht schuldet, gewiß; aber laßt sie zuerst wissen, was sie sich selbst und ihrer persönlichen geistigen Reinheit schuldet!

Die sexuelle Aufklärung muß sich also nach meinem Dafürhalten auch auf den Punkt beziehen, daß hier ein Kampf zu kämpfen, ein nicht für jeden leichtes Ziel zu erringen ist. Nur so wird Begeisterung und Mut geweckt. Es ist eine Oberflächlichkeit, zu meinen, daß das gesunde, naive aufgeklärte Kind ganz von selbst in die klare Beherrschung seiner Triebe hineinwüchse. Gekämpft muß werden, sonst gäbe es keinen bewußten Besitz auf diesem Gebiet, überhaupt keine eigentliche Reife; und das Kind muß wissen, daß und um was es zu kämpfen hat, — wenn auch noch so grabweise und vorsichtig belehrt. Es hat ein volles Recht

Digitized by Google

auf die Offenbarung der Geheimnisse des physischen Daseins, aber nie soll es sich mit diesen Geheimnissen beschäftigen dürfen ohne das Bewußtsein, daß ein reines Herz dazugehört. Das wird nicht durch Aufklärung errungen, sondern durch jahrelange Erziehung und Selbsterziehung. Und deshalb kann man gar nicht von Aufklärung als etwas für sich stehendem reden; sondern sie ist einfach ein modernes Bedürfnis, das wir Erzieher in die gesamte Erziehung einreihen müssen, wenn nicht das Gegenteil von gesund empfindenden, Wissen und Keuschheit in sich verbindenden Kindern unter unsern Händen entstehen soll.

Erfurt — Berta Göring

Eine Erinnerung

Der Sohn eines Forstmeisters erzählte:

Ich war kaum elf Jahre alt, da erinnere ich mich, wie ein junger Gast des Grafen, bei dem mein Vater in Diensten stand, aus Mutwillen eine Rehmutter anschoß. Als Vater sie hinter einem niederen Gebüsch ängstlich kauern sah, nahm er das zitternde Tier in seinen Arm, untersuchte es und trug mir, der ich ihn damals begleitete, auf, so schnell als möglich Wasser von der Quelle zu bringen. Ich lief so eilig ich konnte. Er wusch die Stelle sorgfältig aus, suchte nach der Schrotkugel, die er richtig fand, nahm dann sein Taschentuch, zerriß es und verband damit die Wunde. Das Tier zitterte am ganzen Körper und sah mit seinen klugen, großen Augen ängstlich drein.

„Sind denn nicht die Rehe zum Erschießen da?", fragte ich den Vater. Er aber hieß mich neben das Tier knien und sagte: „Siehst du, Junge, dieses Reh ist eine Mutter, hier trägt es ein Junges, und so lange es das trägt, soll man ihr nichts antun, denn dann ist sie wie eine Menschen-Mutter, die ihr Kind im Schoße hält."

Ich schaute Vater groß an. Er aber fuhr mit meiner kleinen Hand über den Leib des Tieres, und ich fühlte, wie da etwas bebte und zuckte.

Mit einem wachen Blick schaute ich den Vater an und fragte: „Hat die Rehmutter Schmerzen?"

„Ja, Kind," sagte der Vater ernst, „und darum muß man sie schonen und ihr nichts antun, bis sie wieder gesund geworden ist und das Junge zur Welt gebracht hat."

„Vater, dann wollen wir es in Ruhe lassen und gehen."

Aber da merkte der alte Forstmann, daß sich das Tier plötzlich in Krämpfen wand, dann wieder ruhte, und auf einmal wie erschreckt in die Höhe sprang.

Ich schloß mich dicht an Vaters Hals. Er ließ mich gewähren und wich nicht von der Stelle.

Da plötzlich brach ein Schrei hervor, ein furchtbarer Schrei, ich zitterte heftig — — — und da lag im grünen Grase ein kleines Lebewesen.

Die Rehmutter fiel ermattet zurück.

Ich hatte während des ganzen Vorganges den Vater innig umfangen gehalten. „Siehst du Kind," sagte er fast feierlich, „so bringt jede Mutter ihr Kind zur Welt!"

„Wurde ich denn auch so geboren, Vater?"

„Ja, Kind."

Da weinte ich bitterlich und schlang meinen Arm um Vaters Hals, „daß ich nun der Mutter nicht einmal mehr danken kann, Vater".

Digitized by Google

Da erhob er sich bewegt, ließ mich aber weinen und schluchzen, dann sagte er: „Darum ehre jede Mutter!“

Das war mein erstes großes Erlebnis, das tiefe Wurzel schlug in den Boden meiner Jugend.

Wien Malea-Byne

Von dem Apfel, der nicht gegessen wurde

Vor drei Tagen war ein Brüderlein angekommen, und seit drei Tagen lag die Mutter krank im Bette. Die dreizehnjährige Martha saß daneben und liebkoste den Apfel, den sie an ihrer Schürze sorgsam blank gerieben hatte. Dabei blickte sie zärtlich auf die Mutter. Dann sann sie schweigend vor sich hin. Da tat das Kind die große Frage.

Die Mutter erschrak nicht. Sie nahm den Apfel aus Marthas Hand und begehrte ein Messer. Den Apfel schnitt sie mitten durch — vom Stiel bis zur Blüte — und blickte lange das duftende Wunder an.

„Sieh diesen Kern“, begann die Mutter. „Er hängt mit seinen Fasern fest im Fleische des Apfels. Wenn du sie verfolgst: Sie münden in den Stiel. Der besteht auch aus lauter Fasern, und jede solche Faser ist eine Ader. Da floß der Saft hindurch, der das Kernlein nährte, daß es wuchs. Es kam der Sturm und blies den Apfel an — die kleinen Kerne merkten nichts davon. Es kam der Regen, kamen Fröste — der Apfel hielt sie auf mit seinem Fleisch und schützte die Kerne, bis sie reiften. So, Martha, hängt ein Kind in seiner Mutter Leibe. Wie hier der Saft, so floß mein Blut in deinen kleinen Leib und nährte dich. Und jeden Pulsschlag, den mein Herz getan, den tat dein Herzlein mit. Wenn ich mich freute, wallte heiß mein Blut und trieb dein Herz zu raschern Schlägen an. Und war mir weh, dann floß es zaghaft hin und machte auch dein kleines Herz erzittern. Als du in mir wuchsest, hab ich viel weinen müssen. Da war mein guter Vater krank — er starb. Darum bist du ein stilles, ernstes Kind, das so viel fragt und sinnt und wenig lacht. So lebt in dir das Herzeleid der Mutter, ein stilles Denkmal für Großvaters Sterben.“ —

Die Mutter schwieg. Auch Martha sprach kein Wort. Sie fragte mit den Augen die große Frage weiter. Mit den Lippen konnte sie jetzt nicht. Und das Herz der Mutter verstand. So fuhr sie nach dem heiligen Schweigen fort: „Wie es zur Welt kommt? — Da sieh dir noch einmal den Apfel an: Vom Kernhaus bis zur Blüte hinab führt eine enge Röhre. Wenn der Kern herausmüßte, so könnte er nur auf diesem Wege nach außen kommen. Doch hier ist er stellenweise verwachsen. Bei Müttern ist dieser Weg offen. Wenn das Kindlein nach neun Monaten reif geworden ist, um Luft atmen zu können, geht ein rasender Schmerz durch den Leib der Mutter. Da pressen jähe Krämpfe ihn zusammen. Sie würgen die feinen Aderwurzeln los aus der Innenwand des Mutterleibes. So wird in stundenlanger Not das Kind hinausgepreßt. Mit einem Schrei begrüßt es die Welt. Und die Tränen aus Schmerz und Angst in den Augen der erlösten Mutter leuchten nun vor Freude.“

In den Augen der Mutter schimmerte es. Das Mädchen kniete voll Andacht vor dem Bette. Sie drückte ihre heißen Wangen an die kühle, blasse Hand ihrer Mutter. Dann erhob sie sich und küßte sie leise.

Dresden Bernh. Nestler

Digitized by Google

Aufklärung durch Volksschularbeit

Leitwort: Nur wenn du diese Kinder liebst, darfst du ihnen davon sagen. Du wirst es dann auch können. Sonst wollte ich, du schwiegest, du zündetest sonst ein Feuer an, das nicht wärmt, sondern verheert.

Der diese Zeilen schreibt, ist kein Künstler, aber er möchte die Arbeit an Kindern als eine Kunst begreifen lehren. Er faßt sie so auf, und lernt sie immer noch besser verstehen. Nicht jedem glückt künstlerisches Wollen.

Heut sprach ich den Kindern von meiner Jugend ... Vom Buchenwald der Heimat, vom huschenden Rotkehlchen in der Hecke des Nachbargartens, vom Vater, der mir Kaninchen schenkte, von einer Mutter, die sich gesund spann am Rocken ... Da haben sich fünfzig Augenpaare in mein Augenpaar gesenkt. Tief — und vergessend alles dessen, was sonst schon so viele dieser Kinder bedrückt. Ich muß diese Kinder für mich gewinnen. Hier, in diesem Raum müssen sie mir gehören. Mir ganz allein. Wenn es möglich ist, oft. Und der Weg zu ihren Herzen geht nur durch die Liebe.

Da ging ich hin — geh auch du hin — und wollte den Wohnungsjammer sehen. Und ich sah ihn. Und war erschrocken. Armeleutgeruch habe ich kennen gelernt. Und viele Ehrlichkeit darin und viel Gemeinheit, ganz wie bei der sogenannten gebildeten Gesellschaftsschicht. Ich wollte der Kinder Umwelt kennen lernen, der Kinder Elend, der Kinder Glück. Alles das mußte ich sehen, begreifen, verstehen, empfinden lernen. Will ich ihr Herz gewinnen, muß ich sie trösten können, wenn sie weinen oder heimlich leiden, und muß ich mich mit ihnen freuen können wie ein Kind. Kann ich das nicht, dann sind meine Worte „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle".

Du meinst, ich sollte zur Sache kommen? Ich bin mitten darin. Ich wollte nur sagen, daß wir viel mehr Innerlichkeit gebrauchen allüberall im Schulwesen. Ohne die geht es mit der „Menschen"-Bildung bergab. Weniger Methode, mehr Innerlichkeit! Weniger Bureaukratismus, weniger Glauben an die Bedeutung von Verfügungen und Vorschriften, mehr Persönlichkeitsarbeit, mehr Gewährenlassen, mehr Freiheit! Gebt Raum! Wenn man begriffen hätte, daß Erzieherarbeit eine Kunst ist, die eine genaue Kenntnis des köstlichen Menschenmaterials Kind voraussetzt, eine Kenntnis aller seiner inneren Eigenschaften und ganz zuletzt erst seiner methodischen, technischen Formfähigkeit, dann wäre die Forderung, daß die Schule die Pflicht habe, das Kind lehrplanmäßig über geschlechtliche Verhältnisse im Rahmen des naturwissenschaftlichen Unterrichts aufzuklären, oder daß diese Aufklärung noch besser durch den Schularzt erfolgen müsse, sicher nicht gestellt worden.

Ich verhalte mich der Forderung der lehrplanmäßigen geschlechtlichen Aufklärung der Jugend gegenüber durchaus ablehnend, aber nicht ablehnend gegenüber der Notwendigkeit einer rechtzeitigen sexuellen Belehrung überhaupt.

Der Ruf, den wir vernehmen, ist ein Schreckensruf der Gesellschaft. Sehende sind sich dessen wohl bewußt. Nun, wo es zischt im Hexenkessel der wirtschaftlichen Erscheinungen, — nun, wo ein Abgrund gähnt aus den erschütternden Zuständen der Säuglingssterblichkeit, — nun, wo

Digitized by Google

die Volkskraft verdampft in der Ausnutzung schwacher Kinderkraft, — nun, wo wir in Deutschland jährlich ein halbes hunderttausend kriminelle Jugendliche haben und ein anderes halbes hunderttausend Kinder und Jugendliche in Zwangserziehung nehmen müssen, — nun wälzen sich der Gesellschaft immer neue Aufgaben mit schier erdrückender Gewalt auf — und nun soll auch die Schule helfen. Und ist doch in ihrer heutigen Gestalt für die Lösung einer so schwierigen Frage, wie sie sich in der sexuellen Aufklärung bietet, durchaus nicht geeignet.

Ja, wenn nicht so viele Lehrer „Räder" sein müßten im Schulbetrieb, wenn nicht so viele ihr Bestes zermalmt fühlten unter der Technik des Unterrichts, wenn nicht so viel — doch will ich nicht klagen. Nur frage ich noch: Wo sind die Lehrerseminare und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, die soziales Verständnis übermitteln und die Seelen mit jener Zartheit, jener Innerlichkeit, jenem unbegrenzten Glauben an das Gute im Kinde, im Menschen, erfüllten, der notwendig ist, Herzen schwingen zu machen? Und in der Frage der geschlechtlichen Aufklärung handelt es sich um das alles. — Oder sollen die jüngeren Lehrkräfte diesen Unterricht nicht erteilen dürfen? — Und in 30 bis 40000 Landschulklassen unterrichten doch fast ausschließlich die jüngeren Lehrer, denn die Landflucht der Erzieher dauert an. Ja, der Lehrermangel nimmt quantitativ und qualitativ zu. Und mehr und mehr steht die Gesellschaft bei den Kindern, den zukünftigen Trägern der Kultur, in Schuld.*

Man erwarte doch nicht so viel von der Schule. Zu deren Reform gehört heute ein Bismarck des Volksschulwesens, welcher Goethegeist und Pestalozziliebe hätte und dem ein liebenswürdiger Finanzminister zur Seite stünde. Und doch kann und wird gearbeitet werden. Ja, ich bin der Meinung, daß es in der deutschen Lehrerwelt schon eine recht stattliche Zahl von Männern und Frauen gibt, die den Pulsschlag der Zeit fühlen. Und die wissen auch, was den Kindern da vor ihnen not tut. Und sie tragen wahrhaftig kein Verlangen darnach, daß ihnen der Lehrplan Leben und Seligkeit ihrer Arbeit an Kindern in Grund und Boden exerziert. Aber wie viele, die heute über unsere Volksschularbeit urteilen, haben nicht mehr oder hatten überhaupt nicht die Fähigkeit, Lehrerarbeit als Künstlerarbeit, als Innenarbeit zu bewerten! Sie haben ja nie die tiefe Freude empfunden, fünfzig Kinder in einer glücklichen Stunde am Herzen zu haben.

Und Stunden des Glücks müssen es schon sein, wo man es wagen darf, Kinder in sexueller Beziehung aufzuklären. „Der Wind wehet, wo er will." — Nicht, wie Lehrplan und Stundenplan es vorschreiben. — „Und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt." Ja, wenn so eine glückliche Stunde gekommen ist, in der du förmlich fühlst, daß Liebe in Liebe strömt und Vertrauen in Vertrauen aufgeht, wenn das Kinderherz gefangen liegt zu deinen Füßen, dann wage es einmal, mit ihnen zu sprechen von Mutterliebe und Vaterkraft ... Es ist ein Giftbaum aus dem pädagogischen Tollhause, bestimmte Stunden für sexuelle Belehrung lehrplanmäßig festlegen zu wollen.

Ich habe es nicht immer gewagt, in meiner Klasse besonders tief

* Man vergleiche Agahd, Der Lehrermangel nach seinen Ursachen und Wirkungen (Liegnitz, Seyffarths Verlag 1907).

Digitized by Google

einzugehen auf ein Bibelwort wie dieses: „Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind zur Welt geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist.“ (Joh. 16, V. 21.) Kürzlich ist's mir wieder gelungen. Ich glaube es wenigstens. Nur gut, daß nicht gerade ein Revisor kam, um zuzuhören und vielleicht am Schlusse zu sagen, ich hätte mich nicht genug vorbereitet.

Wie es mir gelang, das läßt sich eigentlich ebensowenig beschreiben, wie etwa ein Maler beschreiben kann, warum ihm an einem bestimmten Tag sein bestes Werk gelungen und ob er dabei den Pinsel leichter geführt habe als sonst. Doch mag ja der Leser es fühlen, wenn ich zu fünfzig Jungen, die mich kennen und ich kenne die Jungen, vernehmlich spreche: Also sagte Jesus zu seinen Jüngern: „Ein Weib, wenn sie gebieret ... zur Welt geboren hat.“ Und er meint, daß eine Frau immer mit einem Fuße im Grabe steht, wenn sie einem Kinde das Leben schenkt. Du bist auch erzeugt und geboren. Mit unsäglicher Angst deiner Mutter bist du von ihr einst geboren. Sie dachte, sie müßte sterben für dich. Sie glaubte, ihre Stunde sei gekommen. Sie hat in der Angst ihres Herzens geschrien. Sie hat gebetet für sich und für dich. Und Gott ließ euch beiden das Leben. Dann hat sie dir den ersten Kuß gegeben. Wann wirst du ihr einmal den letzten Kuß geben? Das sag ich euch, ich habe es schon tun müssen, da ist's einem zumute, als wenn das Herz stillsteht. Aber es steht ein ander Herz still ... Und das Auge blickt nie mehr dich freundlich an. Und die Hand streichelt keinem Fritz oder Franz mehr über das Haar ... Jungen, die Stunde kommt euch auch einmal. — Eigentlich weiß man erst, wenn man selber Frau und Kinder hat, was eine Mutter alles tut. Aber das werdet ihr ja schon heute mit euren gesunden Sinnen begreifen, was es heißt, jede Nacht um einen kleinen Lümmel zehn- oder zwanzigmal aus dem Bett zu steigen, wenn ihr — du auch, lieber Robert, und du gerade — gebrüllt habt, wie ein gestochen Kalb. Und dann weiß ich nicht genau, ob ihr kleinen Swienegel, der Arnold verzeiht den Ausdruck, mit zwei Jahren schon alle sauber gewesen seid. Wer hat kleine Geschwister? Ganz kleine? ... Hm, da könnt ihr ja eurer Mutter ein gewisses Stück Arbeit abnehmen. Also mal still. 's sind recht viele Blaßschnäbel da. Schreien noch jetzt: Mutter, Brot, Mutter, noch eine Stulle! Früher glich ihr Geschrei den kleinen Wüstenkönigen. Aber die brüllen melodischer. Doch müssen die Kleinen brüllen — 's gibt gesunde Lungen. Und — außerdem kennt die Mutter, was du kleine unersättliche Bestie hast haben wollen. Dir, dicker Otto, sieht man noch an, daß du deine Kraft deiner gesunden Mutter zu verdanken hast. Bist schon einmal krank gewesen? „Nein!“ Siehst du, das kommt davon, daß dir deine Mutter die Brust reichte. Nun hast du gesundes Blut in den Adern. Der Vater gab die Kraft, die Mutter gab die Liebe. Bedenkt, eine Liebe trug euch, die für euch sterben wollte.

Jungen, ich halt von euch keinen, nicht einen einzigen für einen Lumpen. Ihr seid doch alle meine allerbesten Kerle. Müßte ich denken, da wäre noch so ein jämmerlicher gemeiner Lumpian, der sein Gesicht zum Lachen verzieht, wenn wir lesen von einer Mutter, die ein Kind zur Welt bringt, dann wollte ich ihm sagen, er sei ein Schwein. Jungen,

Digitized by Google

ihr seid mir immer brave Kerle gewesen; bleibt mir auch frei von dem, wozu ihr immer „gemein“ sagt. Von der Zeugung eines Kindes durch die Eltern und von eines Kindes Geburt zu sprechen, das ist nicht gemein. Gemein ist's nur dem Gemeinen. Bedenkt doch, daß eure Mutter sterben wollte für euch, für dich. — —

Ihr wißt, es kommen die Falter zur Blüte und befruchten sie, indem der Blütenstaub auf die Narbe kommt. Wenn man nur wüßte, wie nun eigentlich möglich ist, daß nach solcher Bestäubung die Frucht entsteht. Gewiß, sie entsteht; aber wie und warum, das ist ein Rätsel, wie es noch manches andere gibt in der Natur. Und zu den tiefsten Geheimnissen der Natur gehört auch die Entstehung des Menschenkindes. So tief ist das Geheimnis, daß durch Vaterkraft und Mutterliebe die Frucht eines Menschenpaares entsteht, daß sich gar niemand recht getraut, den Kindern etwas anderes zu sagen, als der Storch habe sie gebracht. Ihr, lieben Jungen, ihr deutschen guten Knaben vor mir seid doch keine Hemdenmatze mehr, daß ich euch nicht sagen müßte, daß eure Mutter euch unter Todesängsten geboren hat, daß eure Mutter betete: „Lasse mich leben, du lieber, lieber Gott, und mein Kind lasse auch leben! O, lasse mir mein Kind leben, ich habe es ja unter meinem Herzen getragen!“ Den Kleinen, glaube ich, die können das noch nicht verstehen. Aber es wäre auch viel besser, wenn man ihnen sagte: die Kinder gibt der liebe Gott den Eltern, wenn sie sich liebhaben. Und wenn dich ein kleiner Bursch, dein Brüderchen oder dein Schwesterchen fragt, dann sag es ihnen nur so, denn wenn ihr selbst die natürliche Entstehung des Menschen ebensowenig begreift, wie ich sie begreife, wie können die Kleinsten sie begreifen. Können sie das? — „Nein!“

Du aber sollst und kannst es schon wissen, daß du bist geworden aus deines Vaters Kraft und deiner Mutter Herzblut. Gesund, rein und stark — und wer es nicht mehr ist, muß es werden, der soll es werden. Wer weiß, woran es lag, daß mancher so scheu blickt, ... Jungs, laßt euch nicht verführen zu „Schlechtigkeiten“, zu „Gemeinheiten“ —, Jungs, wer euch „Gemeinheiten“ anbietet, dem schlagt eines hinter die Ohren, daß ihm Feuer aus den Augen spritzt. Ihr versteht mich schon. Mehr hätt ich euch nicht zu sagen — aber ja, eins doch noch: 's ist dasselbe, was Matthias Claudius einmal seinem Sohne auf dem Sterbebette gesagt hat: Tue keinem Mädchen etwas zuleide, und bedenke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist. Und wer deiner Schwester Böses antun will, was wirst du dem tun?

„Ich will ihm eine hinter die Ohren schlagen, daß ihm das Feuer aus den Augen spritzt.“

„Das darfst du tun, mein Junge.“

So hab ich es „gelehrt“. Oder nehmen wir nicht dieses Wort. Sagen wir: so habe ich es meinen Jungen ins Herz fließen lassen. Das kann niemand mechanisch nachtun. Das läßt sich nicht nachlernen. Es kommt ganz allein darauf an, wie jemand zu seinen Jungen steht. Wie er sie und sie ihn kennen. Wie sie sich lieben. Das Mädchen soll es jedenfalls aus Frauenmund erfahren. Ach, hätten wir Mütter! Ach, hätten wir sie überall. Die „Mutter“ könnte es auch dem Sohne sagen, denn keinem Menschen auf dieser Welt, auch dem innerlichsten Erzieher nicht, glaubt ein Kind so gut, so stark als ihr.

Digitized by Google

Doch rühre ich den „Baum der Erkenntnis“ nur selten an. Wenn ich nun den „Tell“ lese mit meinen Jungen, finden sie gewiß die „Ungebührlichkeit“ (I. Aufzug, I. Szene) heraus. Dies eine Beispiel für viele.

Eine wirksame und außerordentlich notwendige Vorbereitung, — nicht immer bin ich, wie gesagt, darüber hinausgekommen — liegt in einer Art „Bekenntnis des Lehrers“. Was soll das heißen? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als daß der Lehrer den Kindern sagt: „Eigentlich gibt es nichts Schöneres wie einen — kleinen Knaben von zwei oder drei Jahren, der nackt in der Stube umherläuft und lacht. Eine Reihe von Kindern — namentlich die mich noch nicht lange genug kennen — ist zuerst wie betroffen. Man sieht's an den Augen. „Nackt“ ist ihnen „schlecht“. Im Schulbegriff.

Hier liegt ein grundlegendes Hindernis. Das muß weggeräumt werden. Es muß den Jungen klar werden, sie müssen es fühlen, daß ein kleines splitternacktes Kerlchen das größte Kunstwerk des lieben Herrgotts ist. In der Schilderung eines solchen Kindes suche ich mich selbst jedes Jahr zu übertreffen. Ich versuchte das nun schon Jahre hindurch und habe stets gefunden, daß die Jungen wie fasziniert waren. Wie weit das Verständnis manches Kindes geht, mag die Ergänzung eines zwölfjährigen Knaben zeigen: „Aber Sie haben doch gar nicht gesagt, daß es immer so schön aussieht, wenn ein kleiner Junge sich duckt.“ Und hab ich dann die Knaben „Kunst ahnen“ lassen, so frage ich stets: „So, jetzt sagt mir, was für Hosen und Schuhe der kleine Bursch sich anziehen lassen muß, damit ihn ein Maler in seiner ganzen Schönheit darstellen kann?“

Die Knaben lachen mich so natürlich aus, so selbstverständlich finden sie es, daß der Bursch keine Hosen, keine „Schuhe“ haben darf, wenn er gut („unschuldig und schön“) dargestellt werden soll, — daß ich dann immer wieder in den „alten Fehler zurückfalle, Kinder für viel besser zu halten, wie die Erwachsenen sie als »Erbsünder« hinstellen“. Meine Jungen, — ich verstehe darunter immer meine Schüler, — begreifen dann auch, daß der Bildhauer einen „Kämpfer“, einen „Rosselenker“, einen „Tänzer“, eine „Wasserträgerin“ nackt darstellen kann; sie ahnen und begreifen, daß Schönheit unverhüllt in Reinheit strahlt. In zwei mal zwei „lehrplanmäßigen“ Stunden wird das alles freilich nicht erreicht. Und der Herr Revisor beginge eine sehr große Torheit, der einen Lehrer da in die Arbeit pfuschte und leicht alles verpfuschte. Denn wo auch immer eine Autorität, und sei sie die sehr kleine eines Flachsmännchens, einem Künstler mit rohen Fünfminuten-Anordnungen oder Kasernenauffassung den Fuß auf den Nacken setzt, da wurde noch allemal das Beste vernichtet.

Meine Ausführungen über künstlerische Belehrungen beziehen sich auf Oberklassenschüler einer mehrklassigen Volksschule. Ich wiederhole, daß von meiner Arbeit an meinen Jungen gesprochen ist. Wie ich Mädchen künstlerisch so belehren sollte, wüßte ich auch. Hier würde ich mich ganz sicher fühlen.

Anders bezüglich der Übermittlung sexueller Kenntnis in einer Mädchenklasse. Ganz abgesehen davon, daß der Mädchenlehrer ohnehin leicht in die Gefahr kommt, von 12—14jährigen Mädchen leicht mißver-

Digitized by Google

standen zu werden. Ich sage es offen, daß in Mädchenklassen über solche Fragen nur die Frau, und nur die erfahrene Frau, die zweite Mutter sprechen soll. Es ist ein anderes: Rosen pflegen und der Knospen warten, denn Bäume ziehen und biegen. Und wenn auch zu letzterem schon zarte Vorsicht gehört, wie viel mehr noch zu jener Wartung.

Zum Schluß muß ich noch auf einen Vorgang hinweisen, der beachtenswerter ist, als er auf den ersten Blick erscheinen mag. Ich sah in Stockholm Männer und Knaben zusammen ohne jede Bekleidung baden. Als ich meinem Führer, einem Stockholmer Lehrer, sagte, daß sich ein Erwachsener, der in Deutschland in einer öffentlichen Badeanstalt mit Knaben zugleich in dieser Weise bade, leicht eine Anklage betreffend Erregung öffentlichen Ärgernisses zuziehen könnte, war er nicht wenig erstaunt. Und als ich sagte, man würde in der Heimat meine Darstellung anzweifeln, hatte er nur ein kurzes Achselzucken und die Bemerkung: „Das verstehe ich nicht! Die Knaben werden ja doch auch Männer." — Und mit welchen Vorwürfen des Unwillens, mit welchen Bemerkungen „gebildeter" Leser sind mir später die Veröffentlichungen — hübsch anonym — zugesandt? „Aber Mann! Grenzt ja an Unsittlichkeit!" — „Unwahrheit!" — „Auch etwas Pikantes?" — „Doch wohl mehr Phantasiegemälde!" Und was ich damit sagen wollte? — Es muß ein Umschwung in der öffentlichen Meinung über die Auffassung des Natürlichen herbeigeführt werden. Das kann nur ganz allmählich geschehen. Falls — es überhaupt noch möglich ist. Falls man nicht schon zu tief gesunken ist. Gleichviel, es muß noch geschehen.

So muß allerdings die Schule zur Mitarbeit herangezogen werden. Aber nicht in der Weise vorschriftlicher Weisheit, sondern zunächst einmal erst in der Heraufbildung von echten Erzieher-Persönlichkeiten. Die schon auf dem Wege sind, es zu werden, lasse man gewähren. Doch beachte man dringend, daß alle solche nur eine bescheidene Mitarbeit leisten. Sie leisten unter all den Voraussetzungen, von denen ich sprach. Also nur Mitarbeit. Weiter nichts. Die Hauptschwierigkeit liegt anderswo. Vielleicht wirkt folgender Notschrei eines zwölfjährigen Kindes besser als eine lange Abhandlung über Bodenreform: „Wir haben zwei Schlafmädchen und einen Schlafburschen. Ich kann ja alle die »Redensarten« und »Gemeinheiten« nicht mehr mit ansehen und anhören. Aber unser Vater sagt, er möchte sie schon rausschmeißen; aber dann kann er ja nicht die Miete bezahlen."

In der Literatur über die Frage der sexuellen Aufklärung macht sich ein bezeichnendes Dilettantentum breit. Leute, die wohl wissen, wie es bestellt ist, gleiten mit schönen Redensarten über die sozialen und wirtschaftlichen Ursachen hinweg. Professoren nicht ausgenommen. Mehr Innerlichkeit, mehr Wahrheit! Und dann: Oben sowohl wie unten — zurück zur Natur! Es ist doch nicht immer Heuchelei, es ist oft auch ehrliche Dummheit oder Verranntheit. „Mehr Licht!"

Rixdorf b. Berlin — Konrad Agahd

Der Zug auf der Gasse

Über die Gasse schreitet der Zug, und alles das, was von den andern dort in den sauberen Steinhäusern gefürchtet wird wie die Pest und

Digitized by Google

was denen auch wirklich geschadet hat wie die Pest: — — — alle die „Enterbten“ ... der Vater tot ... die Mutter arbeitet meist außer dem Hause ... sie vegetieren ganz weit draußen in der Chausseestraße; aber meist vagabundieren sie auf den Gassen umher ... schwache erbärmliche Körper mit mageren, kranken Gesichtern und eingefallenen, fiebrigen Augen über den spitzen, scharf vortretenden Backenknochen, ... und von den blutarmen, dünnen Lippen drängen sich solche ausgereifte Gemeinheiten, wie man sie in den statistischen Bureaus so gut als Keim für die Tabellen mit den wahnsinnig vielen Zahlen eintragen könnte — — — alles das verwahrloste „Gesindel“ nehmen sie in ihre offenen Arme auf, — denn es sind auch noch Menschen, in denen so etwas wie eine Seele schlummern muß, — und mit unsäglicher Mühe, mit riesengroßer Geduld und Liebe versuchen sie allmählich die Schlacke von dem Edelmetall herunterzuschmelzen.

Ganze Probleme bauen sich auf, die überwältigt werden müssen ... so riesengroß, weil — wie oft? — ein positiver Erfolg nicht einmal annähernd sicher bestimmt werden kann. Aber sie bringen durch mit der Zeit, — — und was sie dann getan haben einem unter diesen Geringsten ...

Nur einige Namen: Francke, Pestalozzi, Wichern ... aber Namen brauchen wir hier nicht; jeder von denen hat sich selbst ein Denkmal gesetzt, ein schöneres, als das ihnen die anderen in Bronze gossen.

Aber der Zug darf nicht endigen, gerade in unserer Zeit nicht, der Zug gegen das Elend auf der Gasse, gegen die Gefahr für die Unverdorbenen, die von ganz weit draußen von der Chausseestraße herüberdroht.

Creisfeld Sansoni

Rundschau

„Verachtet nur ...“

Allgemeineres

Alle haben's gelesen: Als Adolf Wagner bei den „Wirtschafts- und Steuerreformern“ für die Nachlaßsteuer eintrat, wurde er ausgelacht, verspottet und verhöhnt. Man wußte so wenig von seiner Arbeit, daß man ihn, den frühesten deutschen Bekämpfer der Bodenspekulation, als einen vermeintlichen Beschützer des Bodenwuchers apostrophierte — aber daß man so wenig von ihm wußte, behinderte ja nicht, sondern beförderte den Glauben, man könne über ihn urteilen. Im Verlauf betonte er, daß er nicht als Mann der Praktik, sondern der Theorie, daß er als Mann der Wissenschaft spreche. „Mann der Wissenschaft“ und Theoretiker und wollte hier mitreden — das schien vielen der Herren doch gar zu komisch.

Unser Blatt, das nicht zu politischen Erörterungen da ist, hat den Gegenstand des Streites nicht zu erörtern. Aber das eigentümliche Verhalten dieser sogenannten Gebildeten zu Theorie und Wissenschaft verlangt auch hier ein paar Worte.

Dem Halbgebildeten — und ernsthaft sprechend darf man hier natürlich nur von solchen reden — ist es nicht bewußt, daß der Mensch ununterbrochen mit Annahmen arbeitet, und wenn er nur sagt: „die Kornpreise steigen, daran ist die Börse schuld“, „die Schwalben fliegen tief, es wird Regen geben“, „die Suppe ist verbrannt, die Köchin hat ihren Schatz im Kopfe gehabt“

Digitized by Google

oder „der Mond nimmt zu, da wird's kälter". Denkt man solchen Sätzen nach, so erkennt man sie günstigstenfalls als Hypothesen, das heißt: als mangelhaft gestützte Annahmen. Das hindert nicht, daß der des schärferen Denkens Ungewohnte auf Grund weiterer persönlicher Annahmen, die er für Tatsachen-Beobachtungen hält, mit derartigen Sätzen Tatsachen auszusprechen glaubt. Die ernsthaft durchdachte und mit unwiderlegten Gründen gestützte Hypothese nennen wir Theorie. Spottet also einer über die Wissenschaft als über „bloße" Theorie, so tut er oft weiter gar nichts, als daß er den ungeprüften Gedanken über den geprüften stellt.

Nun gibt es so viele Fehlerquellen fürs Menschenhirn, daß sich ja tatsächlich schon manchesmal der ungeprüfte, der „naive" Gedanke als richtiger erwiesen hat, als der geprüfte. Manchesmal, vielleicht sogar oft, absolut gesprochen, aber verschwindend selten, im Verhältnis zum Ganzen genommen. Wir lächeln mit Humor, wenn sich bei einer alten Bauernregel einmal erweist, daß aller Wissenschaft zum Trotze doch „etwas dran ist", aber es würde uns sonderbar vorkommen, sagte einer: verzichtet, ihr Praktiker, auf Dampfkraft und Elektrizität, denn was euch Eisenbahn, Telegraph, Telephon, Motore und sonstwelche Maschinen liefern, verdankt ihr ja der Wissenschaft, und „Männer der Wissenschaft", über die müssen „wir Praktiker" ja lachen. Ist nicht bei all den genannten Dingen die Theorie reichlich so viel beteiligt gewesen, wie die Erfahrung? Und die Erfahrung in wissenschaftlichem Sinne ist ja auch wieder etwas andres als die des reinen Praktikers. Ja, sagt dieser, hier kam was heraus, das man „greifen" kann. Und vergißt dabei, daß auch bei aller volkswirtschaftlichen Theorie durchaus herauskommt, was man „greifen kann", nämlich Geld und Gut. Und vergißt ferner, daß er mit seinen Meinungen über die Nachlaßsteuer, die das Familienleben angreifen soll usw., selbst auf das Wackerste mit Annahmen arbeitet, die bestenfalls auch nur Hypothesen und Theorien sind.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft!" Der hellköpfige Mephistopheles wußte schon, warum er sich bei Faustens Entgleisung freute: „dann hab ich dich schon unbedingt". Alle Theorie muß immer und immer wieder von Erfahrung nachgeprüft werden, und jedem ernsten Theoretiker ist jeder ehrliche Praktiker willkommen, der dabei mithilft. Wer aber der Wissenschaft als solcher spottet, die das erzogene und geübte Denken ist, wie müßte der, wenn er klar wäre, über sein eigenes unerzogenes und ungeübtes Denken spotten! Ist doch, was die Wissenschaft tut, nicht nur ein Bereichern und Sichten des Denkmaterials durch Lernen und ein Stärken der Denkarbeit durch Übung, sondern auch und mit an erster Stelle ein Ausschalten dessen, was unser Denken fälscht, indem es aus all den dunkeln Winkeln her mit geheimen Wünschen und trügenden Schutzgefühlen die Kobolde und Teufelchen in unsre Voraussetzungen und Schlüsse schickt.

Von der Sprache

Redekunst

Kürzlich erzählte mir eine Freundin, sie wäre nicht müde geworden, einem Franzosen zuzuhören. Einem Franzosen? Ja, einem ganz gewöhnlichen Pariser billigster Sorte. Er hätte so schön gesprochen, nur so im Gespräch, daß sie, obwohl sie nur die Hälfte ver-

Digitized by Google

standen habe, mit großem Genuß dieser anmutigen Sprache gefolgt wäre. Mir fiel das wieder ein, als ich von der Klage eines preußischen Abgeordneten las. Der hatte den Minister aufgefordert, an den Universitäten bessere Gelegenheit zu rednerischer Schulung zu geben. Ein Geheimrat beschwichtigte die Klage: die Studenten hätten in ihren Seminaren Gelegenheit genug zur freien Rede, auch „Lektoren" seien neuerdings angestellt, Vortragsmeister zur Übung in der Aussprache. Somit würden wir in der kommenden Generation der akademisch Gebildeten eine gehörige Zahl von Meistern des Wortes haben.

Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Denn die Wurzel des Übels sitzt zu tief, als daß sie durch eine äußerliche Zucht der Zunge irgendwie berührt werden könnte. Es fehlt uns Deutschen im allgemeinen nicht an Liebe zur Muttersprache, aber es ist eine platonische Liebe. Der Franzose behandelt die Sprache, seiner Art gemäß, wie seine Geliebte, zärtlich und galant, der Deutsche lebt mit ihr entweder in sehr langweilig nüchterner Ehe, oder aber in schlechter, und unter Umständen mißhandelt er sie dermaßen, daß ihre unleugbare Schönheit und Stärke gänzlich in die Brüche geht. Fr. Th. Vischer hat einmal eine ebenso unterhaltliche wie nachdenksame Plauderei über die „Leiden des Buchstaben R auf seiner Reise durch Deutschland" geschrieben. Eine Untersuchung, welchen besonderen Unfällen unsre Sprache im Munde der verschiedenen Stämme und Landschaften ausgesetzt ist, könnte ins Unendliche führen.

Woher kommt dieser Mangel an Zungenbeherrschung? Mangel an Übung macht ja viel, und wir sind im ganzen wortkarg und denken lieber unser Teil. Aber wenn wir folgerichtig denken, so müssen wir's doch auch aussprechen können, so aussprechen, daß man uns versteht. Da fehlt's. Bei sachlichen Auseinandersetzungen pflegen, je größer der Kreis der Mitredner ist, die gegenseitigen Mißverständnisse immer größer zu werden, und nicht selten endigen sie mit persönlichen Verstimmungen und Zerwürfnissen. Keineswegs immer aus sachlicher Meinungsverschiedenheit heraus, sondern sehr häufig nur durch das fatale aneinander Vorbeireden. Der in andern Beziehungen so heilsame Zwang der Öffentlichkeit oder auch nur eines größeren Hörerkreises treibt die kurzweiligsten Leute in eine Rednerpose, wo sie dann das längste und dürrste Stroh dreschen, alles „wie gedruckt", das heißt im schlechten Zeitungstil. Die Sätze, die im Gespräch kurz und bündig waren, werden gedehnt, verschachtelt, zerrissen und geflickt — es scheint ein Gehirnkrampf den Redner befallen zu haben. Bis er sich nun glücklich verheddert hat und steckenbleibt. „Er hat schlecht auswendig gelernt", sagen dann die Zuhörer mitleidig.

Ja, da liegt's: wir reden viel zu viel Geschriebenes und Angelerntes. Wir stecken bis über die Ohren im Konzept und verzagen, wenn wir den Faden verloren haben. Eine Rede besteht aber aus gesprochenen, nicht aus geschriebenen Worten. Kein Mensch wird von ihr die gedankliche und stilistische Prägnanz erwarten wie vom gedruckten Aufsatze. Im Gegenteil: gerade die lockere Form macht eine Rede gut, lebendig und wirksam, und wir sind unter Umständen selbst für den momentanen Einfall dankbar, der nicht so sicher begründet ist, der aber dafür Gedan-

Digitized by Google

ken in uns weckt und oft fruchtbarer wird als die tüfteligste, Wort für Wort abgewogene Abhandlung. Es sollte eigentlich als selbstverständlich gelten, daß nur der öffentlich redet, der seine Sache völlig frei vortragen kann. Ist das wirklich zu viel verlangt? Vorläufig geht das noch nicht immer, weil mitunter einer sprechen muß, der's nicht kann. Aber warum kann er's nicht? Weil er unter der lächerlichen Suggestion steht, er müßte anders reden, als man eben redet, er müßte reden, wie man schreibt. Diese Suggestion muß unser Volk los werden. Wes das Herz voll ist, des gehe der Mund über. Und unsere Sprache, auch wenn sie in den Ohren von Franzosen und Italienern immer eine „arm Sprak, eine plump Sprak" bleiben wird, begänne aus einer papierenen Schwierigkeit ein lebendig grünender köstlicher Besitz zu werden. K

Literatur

Französische Klassiker

Das Wort „Klassiker" bezeichnet, wenn wir es beim Thema literarischer Entwicklung brauchen, die Gruppe von Dichtern, die an einer Blüteperiode des Schrifttums tätig teilhaben. So sah in Frankreich das Barockzeitalter die Klassiker der Tragödie, das neunzehnte Jahrhundert die des Romans. Der Ausländer wird, wenn er von den Klassikern einer fremden Literatur spricht, das Wort in andrem, übertragenem Sinne brauchen, ihm wird es alle irgendwie in die Weltliteratur eingetretenen Schriftleute eines Volkes bezeichnen dürfen — ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Zeitabschnitten allgemeiner Vollendung. So sei es hier für eine Reihe kürzlich in deutscher Übersetzung erschienener französischer Werke gebraucht.

Das zeitlich älteste von ihnen ist ein in jedem Sinne klassisches Buch, die Essays von Montaigne, die in zwei konkurrierenden, gleicherweis groß angelegten Ausgaben* zu erscheinen beginnen. Die des Müllerschen Verlages, deren Fortführung wohl alle Montaigneschen Schriften und unter ihnen das für uns besonders interessante Journal seiner deutschen Reise bringen wird (dessen Original eben in einer kritischen Ausgabe bei Hachette in Paris neu veröffentlicht wurde) ist ein revidierter Wiederdruck der klassischen Übersetzung von Johann Joachim Bode, dem Freunde Lessings, und wird durch eine kleine, durchaus als würdige Genossin zu diesen Meisteressays tretende Studie von Wilhelm Weigand eingeleitet. Sie ist leicht, handlich und ahmt — das ist das einzige, was man daran bemängeln könnte — in Papier und Druck den Buchgeschmack früherer Zeit nach: dies zugestanden, ist ihre Ausstattung sehr schön. — Die „Versuche" sind von Wilhelm Vollgraf neu und meist trefflich übersetzt. Seine Einleitung orientiert schlichter, sachlicher als die Weigandsche, entbehrt aber allerdings ganz des besonderen und hohen essayistischen Reizes, der jener eignet, der dort schon für das Vorwort genießende, weilende nicht eilende, Leser voraussetzt. Ihre geschmackvolle Ausstattung, ihr großes nicht sehr handliches Format, sind moderner als bei der anderen Ausgabe. Ihre schöne aber sehr schwere Antiquatype ergibt in der gedrängten Anordnung der

* Michel de Montaignes „Gesammelte Schriften", Histor. krit. Ausgabe, nach der Übers. von J. J. Bode herausg. v. Flake u. Weigand, Bd. I, Gg. Müller, München. — M. d. M. „Versuche", übers. v. Vollgraf, Bd. I, Wiegandt & Grieben, Berlin.

Digitized by Google

Worte und Zeilen ein dunkelruhiges, lateinisch-vornehmes Druckbild, ist aber weniger leicht lesbar (besonders bei reichen Satzperioden) als die aufwandlose, übersichtliche, lichte Fraktur in den „Werken".

Soweit ich die Übersetzungen textlich miteinander verglich, mußte ich im einzelnen hier dieser dort jener den Vorzug geben. Jede hat Stellen, an denen sie in der Unmittelbarkeit der Wortgebung die andere übertrifft. Vielleicht hat die Bodesche Übertragung, gemäß ihrer Entstehungszeit, mehr Fülle und Rhythmus der Sprache: eine sichere Entscheidung darüber könnte wohl nur treffen, wer mit einer der beiden Verdeutschungen lange vertraut war, ehe er die andere kennen lernte. Jedenfalls tritt die Gestalt Montaignes aus beiden Büchern gleich lebendig hervor: dieser aufmerksame, ganz unbefangene Betrachter des Lebens, der seine Beobachtungen vom Tage durchdenkt, an Beispielen aus der Geschichte nachprüft und, noch ehe der Vorgang dieser Gedankenkristallisation abgeschlossen ist, schon schreibt, so daß Ergebnis und Resultat (wie so viele geistige Resultate!) erst auf dem Schreibblatte entstehen, vor unseren lesenden Augen also wieder entstehen. So folgen wir ihm immer interessiert, gleichviel, ob er über die Hoffitte bei Empfang von Königen, über die Philosophie als Lehrerin des Sterbens, über die Freundschaft oder über die Fähigkeit der Stegreifrede spricht. Man könnte über seine Essays, das heißt über seine Art durchs Leben zu wandern, das Wort setzen, das er von seinen Reisen brauchte: „Ich kenne wohl, was ich fliehe, nicht aber, was ich suche."

So gewiß man in der heute fast überhandnehmenden reproduktiven Tätigkeit des Verlagsbuchhandels ein bedenkliches Symptom sehen kann, so gewiß gibt es Gesichtspunkte, die das Wiedererscheinen von Werken, welche schon Menschenalter oder Jahrhunderte überdauerten, als sehr begrüßenswert erscheinen lassen. Es war in der lebendigen Literatur doch deutlich versucht worden, die Verbindung zur Vergangenheit abzubrechen: teilweise mit Gelingen und mit dem Erfolge der Verarmung, des Einbüßens an Form, Gehalt, Niveauhöhe und des Verkennens der Aufgaben, deren herrlichste aus sich steigernden Leistungen von Jahrhunderten überhaupt erst hervorgehen können. Die Synthese ging (sogar in der bescheidenen Form des Ideals!) verloren. Vielleicht ist es schon ein Anzeichen des Ungenügens am bloß Impressionistischen, daß man in die, die Breite beherrschende, Literatur dieser Zeit wieder und wieder klassische Werke wirft. Und jedenfalls ist es eine Anregung, ein Ansporn, ein Wiederaufnehmen der Verbindung zum großen Vergangenen, das zu übertreffen uns nur möglich sein wird, wenn wir auf ihm weiter- und weiterbauen. So mag auch Rousseau in dieser Zeit begrüßt werden! Ernst Hardt hat die „Bekenntnisse" (unverkürzt) übersetzt und in einem angenehmen, in Ausstattung und Papier an die Wilhelm Ernst-Ausgabe gemahnenden Band herausgegeben, an dem nur dies buchtechnisch zu tadeln ist, daß man das beigegebene Bildnis auf die dem Buch zugekehrte Außenseite des Vorsatzes geklebt hat. —

Der Inselverlag in Leipzig hat (in zweiter Auflage) ein Bändchen mit drei Erzählungen Flauberts erscheinen lassen. Auch sie von Ernst Hardt übersetzt, dessen emsiger Fleiß uns nun schon eine ganz Reihe von Verdeutschun-

Digitized by Google

gen gab — ich erinnere nur an seine Übersetzungen Taines. Die „Drei Erzählungen“ erinnere ich mich hauptsächlich auf Wilde-Prospekten angezeigt gesehen zu haben. Und in der Tat: die Stifterin soviel Unheils, die Veranlasserin des ganzen Salome-Lärms, sie ist unter ihnen. Vielleicht sind alle drei (das „schlichte Herz“, „die Sage von St. Julianus“, „Herodias“) für Flaubert nicht sehr kennzeichnend. Um der „Herodias“ willen, deren Werte man einmal mit dem Wildeschen Libretto vergleichen mag, ist dies Buch für uns wertvoll. — Ein ungleich größeres Werk beginnt der Inselverlag mit der neuen, auf neun Bände berechneten Balzac-Ausgabe. Der erste Band der „Menschlichen Komödie“, der das „Junggesellenheim“, Balzacs Vorrede und eine Einleitung von Hugo von Hofmannsthal enthält, liegt vor. Was uns Balzac, so zu einem Gesamten zusammengefaßt, bedeutet, wird erst zu sagen sein, wenn die Ausgabe abgeschlossen ist. Das betont Hofmannsthal (dessen Vorreden sicher zu seinen glänzendsten gehören und wie ein Schmuck auf den Büchern liegen, zu denen er ein Geleitwort schrieb) ganz ausdrücklich: „Man kennt diesen großen Autor nicht, wenn man von ihm nur dies oder jenes kennt. Es gibt nicht den einzelnen Band, der die Essenz seines dichterischen Daseins enthielte, wie »Faust« oder die »Gedichte« die Essenz von Goethes Dasein in sich fassen. Balzac will im Breiten gelesen sein . . .“

Eine wunderhübsche Ausgabe versprechen die „Ausgewählten Novellen“ von Mérimée zu werden, die Richard Schaukal übersetzt und einleitet (im Verlage von Georg Müller in München), deren erster Band eben erschien. Schaukal sagt: „Ich bin der, wenn man will, hartnäckigen Überzeugung, daß, wer einen Autor kennen lernen, wer ihn besitzen und behalten will, sich an den Originaltext zu wenden habe. Ich erachte Übersetzungen künstlerischer Arbeiten nicht als ein Mittel, solche Kenntnis, solches Besitztum zu gewinnen. Wohl aber schätze ich Übersetzungen, die selbst künstlerische Arbeiten vorstellen.“ Das ist nur mit Einschränkung richtig. Schaukals Übertragungen, die durchaus Kunstwerke sind, vermitteln doch einen deutlichen Umriß des Carmen-Dichters schon in den sechs Stücken dieses ersten Bandes, unter denen ich übrigens der von Schaukal besonders hervorgehobenen „Venus von Ille“ um eines darin stehengebliebenen ungelösten Restes von bloßem Stoff den Preis nicht zuerkennen kann; in „Matteo Falcone“ (aus Chamissos Terzinen bekannt) und „eine Partie Brett“ scheinen mir gewichtigere Meisterstücke gelungen zu sein. Die sachliche, fast unbewegte Ruhe dieses merkwürdigen Erzählers ist wie ein ganz gleichmäßiger Rhythmus oder Takt, innerhalb dessen die Anordnung der Töne und Pausen den Eindruck selbst des Sturms und der Leidenschaft hervorzurufen vermag; ist wie die Ruhe der Malerhand, die Farbfleck neben Farbfleck setzt und mit diesem fast pedantischen Einteilen der Fläche große Formen und Bewegungen darstellt. Das Buch enthält außer den genannten Novellen die dramatisch drängende Negersklavengeschichte „Tamango“, einen mich entfernt an den „Fatalisten“ Lermontoffs erinnernden kurzen Bericht „Die Einnahme der Schanze“ und das berühmte „Gesicht Karls des Elften“, jene Vision eines später unter dem fünften Herrscher nach ihm abgehaltenen großen Ge-

Digitized by Google

richtes. — Die Ausstattung dieser Mérimée-Ausgabe (von Walter Tiemann) ist vollendet schön.

Wilhelm von Scholz

Die „stereotypen Wiederholungen" in der erzählenden Poesie

Wenn man die stereotypen Wiederholungen bei Homer nicht bloß begründen und erklären (was hundertmal geschehen ist), sondern auch von innen heraus begreifen, das heißt als unumgänglich notwendig erkennen will, so darf man sie nicht als eine auffallende Eigentümlichkeit Homers auffassen. Man muß sich vielmehr daran erinnern, daß die erzählende Poesie naiven Stils aller Völker Ähnliches aufweist. Wir haben ja die stereotypen Wiederholungen auch in den Märchen der Tausendundeinen Nacht, wir haben sie im deutschen Märchen, wir finden Ansätze dazu im Alten Testament. Und in allen diesen Fällen ist der Grund und der Zweck der nämliche: Es handelt sich darum, gewisse Situationen, z. B. Anfänge, Überleitungen und Schlüsse, die sich ewig wiederholen, zu stilisieren, ein für allemal in feste geläufige Redeformen zu gießen. Damit erstens dem Dichter die unnütze Mühe und hoffnungslose Aufgabe erspart bleibe, die nämlichen und verhältnismäßig unbedeutenden Dinge hundertmal immer auf neue Weise zu sagen. Damit zweitens aus der Not eine Tugend entstehe, das heißt, damit Einleitungen, Überleitungen, Schlüsse und dergleichen, die weder zum Wesen der Erzählung gehören, noch die Phantasie anzusprechen vermögen, poesiemäßig und gedächtnisfähig würden. Damit endlich zwischen Dichter und Hörer sich ein freundschaftliches Einverständnis auch in Nebensachen bilde, ein Einverständnis von Erwartung und Erfüllung. Die Seele des Hörers lächelt zustimmend, wenn immer wieder angefangen wird: „Es war einmal" oder wenn immer von neuem der Satz kommt: „Als die rosenfingerige Eos." Und wenn sie zwölfmal zustimmend gelächelt hat, so lächelt sie fortan zum voraus, hoffend, daß die gewohnte, trauliche Wiederholung nicht ausbleibe. Man versuche nur einmal die stereotypen Wendungen aufzulösen und Abwechslung dafür zu bieten, so wird man erfahren, daß die Abwechslung nicht etwa erfrischt, wie man hätte erwarten sollen, sondern daß sie ermüdet und langweilt. Also Lächeln statt Gähnen, Poesie statt Prosa, Stil statt Diffusion, das ist der Zweck der stereotypen Wiederholungen bei Homer wie in der gesamten erzählenden Poesie naiven Stils.

Carl Spitteler

Das Inserat

auf der nächsten Seite fällt ein bißchen aus dem Kunstwart heraus? Es gehört aber doch hinein, denn wo irgendmöglich wollen wir ja zeigen und nicht nur reden! Und meterlange Erörterungen zeigen nicht so schön wie solche Inserate aus den Fachblättern, wie's bei den Schundbücherfabrikanten gemacht wird.

In einer großen liberalen Zeitung las ich neulich davon, daß die württembergische Eisenbahndirektion die Bahnhofsbuchhandlungen angewiesen habe, Schundliteratur vom Verkauf auszuschließen. So gut das gemeint sein mag, schrieb das Blatt dazu, es bedeute die Anmaßung eines literarischen Zensoramts, und das sei vom Übel. „Es muß schließlich dem Publikum selbst überlassen bleiben, welcher Art von Lesestoff es sich zuwenden will."

Warum verhindern wir eigent-

Digitized by Google

Nach langer Zeit endlich wieder ein grosser **Schlager!**

Ein glänzendes Geschäft! | **Ein Triumph des Kolportagebuchhandels!**

Sehr geehrter Herr Kollege!

Aus dem Schatz Ihrer reichen Erfahrung werden Sie selbst die Überzeugung haben, dass der Fachmann manchen Erscheinungen auf dem Büchermarkte sofort ansieht, dass mit ihnen bei fleissiger und aufrichtiger Verwendung ein grosses, einträgliches Geschäft zu machen ist. Meine Firma, die dem Buchhandel die grössten Erfolge verschafft, bietet Ihnen jetzt ein solches Werk, **welches die kühnsten Erwartungen übertreffen wird.** Es ist:

Julietta, die Tochter Giuseppe Musolinos.

Ich habe gewiss nicht erst nötig, Sie auf die sensationelle Aufnahme aufmerksam zu machen, welche mein Roman **„Giuseppe Musolino, die Geissel von Kalabrien"**, seinerzeit in allen Ländern erfahren hat.

Hunderttausende von Abonnenten
Keine Springer • Übersetzung in 12 Sprachen.

Das war, kurz gesagt, der Erfolg dieses grossartigen Werkes, mit welchem der berühmte und beliebte Volksschriftsteller **Viktor von Falk** einen seiner bekanntesten Triumphe feierte.

Nun hat sich die Tochter Musolinos, der bekanntlich in Portolongone, einem italienischen Zuchthause, schmachtet, an Herrn Viktor von Falk mit der innigen Bitte gewandt, der Welt zu enthüllen, in welch schmachvoller, menschenunwürdiger Haft ihr Vater gehalten wird, und welche kühnen Versuche sie unternommen hat, ihn zu befreien.

Dieser authentische Brief Julietta Musolinos geht dem ersten Heft des Werkes voran.

Der flehentlichen Bitte des unglücklichen Mädchens hat der Schriftsteller nicht widerstehen können und mit der ihm eigenen Kunst hat er auf Grund der **Tagebuchblätter Julietta Musolinos** einen Roman aufgebaut, der an Spannung, Sensation und leidenschaftlicher Darstellung seinesgleichen sucht.

In letzter Stunde ist zu diesem an sich schon fesselnden Inhalt ein neues **Ereignis** hinzugetreten:

Die Erdbeben-Katastrophe in Süditalien

der Untergang Messinas
die erschütternde Heimsuchung Kalabriens.

Ja, auch diese furchtbare Tragödie der Menschheit wird in unserm Roman „Julietta, die Tochter Musolinos", anschaulich, packend und dabei wahrheitsgetreu geschildert. Was die Welt gegenwärtig bewegt und beschäftigt, findet der Leser in hochinteressanter Weise in unserem sensationellen Werke!

Mehr brauchen Sie nicht zu wissen, Herr Kollege — das Gesagte genügt Ihrem Geschäftsblick.

Der Erfolg von Julietta wird Sie an die goldenen Zeiten des Lieferungsromanes erinnern!

Mit kollegialem Grusse **A. Weichert.**

Digitized by Google

lich den Vertrieb von gefälschten Nahrungsmitteln und warum lassen wir Morphium und Kokain nicht in allen Kräuterläden frei verkaufen? Wer sich darauf versteht, dem schaden sie ja auch nichts. Ich vermute: weil sich nicht alle Leute drauf verstehen. Der erwachsene Mensch soll lesen können, was er will. Das Verbieten zumal von politisch unerwünschter Lektüre auf den Bahnhöfen erscheint mir nicht nur eine lächerliche Inkonsequenz, da die Eisenbahn ja doch selbst Rotes und Rötestes mit der Post verbreitet, sondern auch eine vorweltliche Bevormundung. Aber den Herren, die nach dem einstimmigen Urteil jedes beliebigen Sachverständigen-Ausschusses mit skrupellosester „Umschaffung" der Tatsachen sich vom Gehirn unsres Volkes füttern — ich gestehe: gegen die scheint mir nicht nur die Bahnhofspolizei, sondern jegliche zur Mobilisierung gut genug. Wenn „Viktor von Falk" „den flehentlichen Bitten" „Julietta Musolinos" „nicht widerstehen kann", damit „die Geißel von Kalabrien" dem „Geschäftsblick" der Herren Kollegen vom Kolportagebuchhandel „endlich wieder einen großen Schlager" zeige — was hat das mit Literatur zu tun? Was wir brauchen, sind Sicherungen unsres freien Schrifttums, unsrer freien Kunst durch Übertragung der Entscheidungen vom Richter oder gar vom Schutzmann auf Sachverständige nicht nur als Berater, sondern als Entscheider, und zwar auch hier mit Berufungsrecht. Dafür lassen sich Formen finden, die allem freien Schaffen Bürgschaft gewähren und doch die Widerlichkeiten treffen, über die man von der Rechten über das Zentrum bis zur äußersten Linken einer Meinung ist. A

Berliner Theater

Gerhart Hauptmanns neue Bühnendichtung „Griselda", gleichzeitig am Berliner Lessingtheater und am Wiener Burgtheater zum ersten Male aufgeführt (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), verzichtet auf jede dramatische Bezeichnung, selbst auf die Akteinteilung, und nimmt dadurch einen Teil der Kritik voraus: diese lose gefügte Szenenreihe aus der mittelalterlichen Griseldis-Sage ist alles andre eher denn ein geschlossenes, auf geradem Wege sicher und bewußt zu einem fest ins Auge gefaßten Ziele aufsteigendes Drama. Die nun schon genugsam belegte Erfahrung, daß es Hauptmann nicht mehr vergönnt scheint, aus eigensten, tiefquellenden Erlebnissen heraus einen großen dramatischen Konflikt zu erschaffen, zu gestalten und zur Lösung zu führen, wird hier von neuem bestätigt. Dieser Dichter braucht Stab und Stütze, um sich auf den dramatischen Pfaden aufrecht zu erhalten. Ein guter Genius, scheint es, gab ihm ein, sich in dieser Schwäche an die schlichten Gebilde deutscher Volkssage zu halten, an die Legende vom „Armen Heinrich", an die historische Anekdote von Kaiser Karls letzter Liebe, an die rührende Geschichte von der demütigen Dulderin Griseldis, die alle grausamen Prüfungen einer kleinmütig zweifelnden Gattenliebe siegreich besteht, um dann desto seliger in den Frieden der Liebe und des Glückes einzuziehen. Und gewiß, die Hilfen, die dieser Poet erdwüchsiger Natur und Einfalt aus solchem Boden gewinnt, sind nicht gering. Aber kaum, daß er den Spaten angesetzt hat, die Pflanze aus ihrem Wurzelgrund herauszuheben und in sein Erdreich zu versetzen, so flüstert ihm auch schon

Digitized by Google

die Versuchung ins Ohr, ein fremdes Reis auf den Stamm zu pfropfen. Und statt einer Veredlung oder Verjüngung, wie wohl gehofft, kommt dabei eine Entartung und Verfälschung heraus.

So ging es bei Herrn Heinrich und Ottegebe, so bei Kaiser Karl und Gersuind, so geht es jetzt bei Markgraf Ulrich von Saluzza und Griselda, der derben, handfesten Bauernmagd, die sich jener, von seinen Sippen und Magen aus Gründen der Hauspolitik zur Heirat gedrängt, in einer trotzigen Laune mehr denn aus Liebe oder Leidenschaft als Gräfin aufs Schloß holt. Prächtig in ihrer kernroten Frische und Naturhaftigkeit sind jene ersten Szenen, wo die beiden aufeinanderstoßen und ihre erdgenährte Gesundheit aneinander messen: sie, das blonde Enakskind, strotzend von verhaltner Kraft und Sinnlichkeit, stolz auf ihre Arbeit und ihre zwei starken Fäuste; er, der freie Feld- und Waldmensch, der im Bauernkittel umherstreicht, lieber selbstgeröstete Kastanien ißt und Dünger auflädt, als mit den wohlfrisierten Zieraffen seiner vornehmen Verwandtschaft galante Redensarten zu drechseln. Hier hat es uns die kunstlose Kunst des Dichters, vertrauend allein auf ihre Gabe, naturgeschaffene, unverbildete Menschenkinder auf die Beine zu stellen, mit den einfachsten Mitteln glaubhaft gemacht, daß diese beiden über alle Standesunterschiede hinweg füreinander bestimmt erscheinen und nach anfänglichem Widerstreit desto sicherer einander zufallen müssen. Denn was könnte diesem Naturburschen, der alles ganz, nichts halb haben, der auch über seiner Zukünftigen die Peitsche des Herrn schwingen will, ein zierliches Dämchen aus seiner Bekanntschaft frommen! Nein, soll und muß er schon heiraten, so sei es eine Bauernmagd, was man so sagt: ein Strunk, ein reeller, wahrhaftiger Bissen Brot, ein Mensch, das eine gute Tracht Prügel aushält, das sich nicht etwa einfallen läßt, den Reiter zum Pferd und das Pferd zum Reiter zu machen. Drei Tage darauf hat er sich statt einer Puppe im Federhut die rabiate Leibeigene, ob er sich gleich vorher schon sein Mannes- und Herrenrecht von ihr genommen, gebändigt und als Markgräfin erkoren. Und Glück und Stolz erfüllt ihn, wenn er nach dem Hochzeitsmahl seine Blicke von den adligen Damen in der Runde auf sein bäuerliches Ehegemahl schweifen läßt, das mit der auch ihm über alles teuren Mutter Erde so eng verschwistert ist, daß es unter hundert verschiedenen jedes Korn im Maß erkennt und mit Sense und Spaten, den ewigen Lebens-Symbolen, auf Du und Du stellt. Ja, hart und heiß wollte er zufassen, hart und heiß angepackt und umschlungen sein. Deshalb wollte und mußte er sich diese beugen. Deshalb wollte und brauchte er ein Weib, in dessen Adern die erste Glut des Schöpfungsaktes noch lebendig ist: ein Weib, aus der Rippe des Mannes gemacht durch Gott den Vater, verstoßen durch ihn, und eine echte Eva, eine trotzige Sünderin, eine starke Männin in Waffen, mit Sichel, Spaten und Karst in den schwieligen Händen.

Auch diese Szene im hochzeitlichen Schloßgarten noch, wo in der Fürstin noch einmal die singende Lust der Bäuerin erwacht, könnten wir als ein dichterisches Gebilde, gleich getreu dem alten Sagensinn wie dem wahren und eignen Sinn dieses Dichters, dankend und bewundernd grüßen,

Digitized by Google

wenn sich nicht schon in den gedankenspitzen Reden Griseldas ein Wandel offenbarte, der durch nichts begründet scheint. Und als hätten Hauptmanns trügerische Geister nur auf dies erste Zeichen flackernder Unsicherheit gewartet, spinnt sich nun eine Überraschung und Unmöglichkeit aus der andern. Wir sehen nichts von dem Miteinanderleben der beiden, wir hören nur aus matten Gesprächen Zweiter und Dritter, daß die Wildheit des Markgrafen sich legte, daß auf seine Derbheit eine „süßliche Zärtlichkeit" folgte und daß seine schöne Leidenschaft allmählich in ein ungesundes Übermaß wahnwitziger Eifersucht umgeschlagen ist.

Diese Eifersucht, die selbst so harmloser Rivalen wie junger Kätzchen nicht schont, zu motivieren, sie aus dem Wesen und der vorehelichen Lebensweise des Grafen zu erklären, wird eine psychologische Knifflichkeit aufgeboten, die mit der sonst festgehaltenen Primitivität der Sagen- und Märchenwelt einen harten, schier körperlich schmerzhaften Zusammenstoß bewirkt. Woher diese bis zur Tollheit gesteigerte egoistische Eifersucht Ulrichs, die nichts so haßt als das Kind im Mutterleibe, den Dieb und Räuber seiner Liebe? Woher diese geflissentlich zur Schau getragene Rauheit und Wildheit, die der in Kindesnöten liegenden Frau in ihrer schweren Stunde am liebsten jede Pflege und jeden ärztlichen Beistand versagte und die schon Befehl erteilt hat, das Neugeborne sofort der Mutter zu entreißen, um es fern von ihr irgendwo unterzubringen? Alle diese tobenden Tollheiten in Ulrichs Benehmen sind — sollen wir glauben — nur der natürliche Fluch seiner frühern Einsamkeit, seiner übersteigerten Mannhaftigkeit. „Wer einmal vom Schicksal dazu bestimmt ist, allein zu sein, der bleibe im Käfig und stelle Leimruten", läßt der Markgraf aus der Krähenhütte hoch oben in den Bergen herniedersagen, als seine des Kindes und des Mannes gleichzeitig beraubte Frau nach ihm fragt und schickt.

Diese Pathologie der Einsamkeit und des Übermannstums begreifen wir nicht. Die arme Gräfin begreift sie noch weniger. Kein Wunder, daß sie sich und ihr Kind schlechtweg verschmäht fühlt, ihr Bündel, ihr mitgebrachtes Bauernbündel schnürt und — „sie kann nicht müßig sein, wenn sie tragen soll, sie muß arbeiten, wenn sie dulden soll" — wieder als Magd auf den Hof ihrer Eltern geht. Dort allein, scheint ihr jetzt, gehört sie hin. Eine andre als sie, eine Berufene hätte sich im Schloß behauptet. Hätte nicht geschwiegen wie sie in ihrer Lammsgeduld, sondern geschrien, gebissen, um sich geschlagen! Keiner, der einen Fleck hat, darin er wurzelt und steht, soll ihn vertauschen mit einem fremden; er wird nur immer „in erlogener Schwäche von Gnadenbrot leben". Nur als Magd, schwört Griselda, als Treppenscheurerin, sonst niemals kehre sie je wieder ins Schloß zurück.

Die Bedingung wird wortwörtlich erfüllt. Der mittlerweile zurückgekehrte, über das Verschwinden der Gräfin rasende Graf befiehlt sie als Wäscherin in sein Schloß. Er will die Wollust seiner tobenden Wut bis zum letzten Triumph auskosten: die „blonde Qual" soll ihm den Fuß küssen — dann mag sie in Gottes Namen bis an ihr seliges Ende weiter Ziegen hüten und Kühe melken nach Herzenslust! Griselda kommt, nun als Scheuermagd mit dem Eimer in der Hand,

Digitized by Google

und ist durch alle Beschwörungen der Verwandten auch jetzt nicht zu bewegen, ihren Stolz und Trotz fahren zu lassen. Gleichzeitig mit ihr aber kommt das Kind aufs Schloß zurück, auf den Armen einer unterwegs schon ohnmächtig gewordenen Amme. Die Amme bricht auf den Treppenstufen zusammen, die fremde Magd wird zur Hilfe gerufen. Und nun sie das Kind an ihrem Busen fühlt, schmilzt Griseldas Stolz und Trotz; mit einem Schrei, einem Schrei der Liebe, der Reue, der Sehnsucht schlägt sie nieder. Doch in diesem Augenblick eilt, von dem Schrei gerufen, der Markgraf ihr auf der Treppe entgegen, und Gatte und Gattin finden sich in einem langen, inbrünstigen Kuß. Nun ist schön, wie in diesem Augenblick des Glücksüberschwanges der Mann nichts Besseres zu beginnen weiß, als zu schenken, immerfort zu schenken, dem Sohne diese, den Schwiegereltern jene Herrschaft, und wie dagegen die Frau immer nur das eine Wort über die Lippen bringt: Küsse mich! Küsse mich! Jetzt erst, das ist der Sinn dieses Wiederfindens, hat Ulrich mit der Liebe zu seinem Weibe die Liebe zu seinem Kinde, seinem Besitztum, seinem Hause, seinem Geschlechte gelernt; jetzt erst hat Griselda die unter allen Umständen ausharrenden Pflichten der Gattin und Mutter begriffen. Und sie beide wissen, daß zärtlichste Liebe in den sonderbarsten Vermummungen einhergehen kann, auch in der des Marterns des geliebten Andern wie ihrer selbst. . . .

Woran Halm bei seiner „Griseldis“ gescheitert ist, daran scheitert im Grunde auch Hauptmann: an der Unmöglichkeit, den alten primitiven Sagenstoff, der in seiner reinen Unbekümmertheit um Wahr oder Nichtwahr so blank und leicht dahinschwimmt, in der modernen differenzierten Psychologie zu verankern. Halm trug moderne Emanzipationsgedanken in die Seele der Frau, die sich grollend, in ihrer Frauenwürde gekränkt von der spielerischen Eitelkeit des Gatten abwendet; Hauptmann zerspellt und zersplittert die Seele des Mannes durch allerlei ertüftelte Nervositäten, die sich mit dem Stil des Grundstoffes noch weniger vertragen. Dagegen gibt es dann keine Hilfe mehr, mögen Einzelheiten noch so schön und rührend sein, mögen, worüber nur die Buchausgabe Aufschluß zu geben vermag, aus einzelnen Worten und Wendungen noch so geheimnisvoll und ahnungsbang süße oder wehe Lebenserkenntnisse dieses Menschendaseins heraufklingen. Wo, wie hier, die Geradheit und Einfalt der Anschauungen gebrochen ist, kann auch die Gestaltung kein ebenmäßiges und überzeugendes Gebild erschaffen. Friedrich Düsel

Dresdner Theater

Mit klarem Verständnis der Aufgabe hat sich nun auch das Dresdner Hoftheater der stilisierenden Vereinfachung der Szene zugewendet. Nicht, daß es eine solche für dramatische Werke aller Art anerkennte. Die Generaldirektion lehnt sie für naturalistische Stücke sowohl wie auch für solche ab, „die aus einer bestimmten historischen Auffassung heraus entstanden sind“. Aber sie hält sie für erstrebenswert für Dichtungen, „in denen menschliche Leidenschaften, Gedanken und Schicksale in erhöhter Ausdrucksform, unabhängig von den äußeren Bedingungen der Zeit und der Umwelt dargestellt werden“. So machte man den ersten Versuch mit dem „zeitlos heroischen“ Hamlet.

Digitized by Google

Professor Fritz Schumacher, den unsre Leser ja gut kennen, übernahm die Aufgabe und sprach sich über sie als über eine Doppelaufgabe auch aus. Eine technische: um den Hamlet mit so wenig Kürzung wie nur möglich zu geben, mußte der abendlichen Aufführung selber szenentechnische Arbeit, das heißt: mußte ihr Zeit gespart werden. So blieb ein „festes bleibendes Architekturgerippe", damit die Szene in aller Schnelligkeit 17mal wechseln konnte. Eine künstlerische: die architektonischen und malerischen Motive durften nie Selbstzweck werden, durften zu den Worten des Dichters nur „einen farbigen Begleitklang" geben. Dabei durfte nichts antiquarisch, mußte alles „zeitlos", altertümlich zwar, aber unbestimmt sein. Ferner war ein Zusammengehen der Menschengestalt mit dem Bühnenbild zu erstreben, und das wieder verlangte eine Flachheit des Raums, die relief- oder silhouettenartige Körperbilder zuließ.

Das feste Gerüst, das bei der Dresdner Hamlet-Aufführung immer nur anders umkleidet und verkleidet werden konnte, „schien" mit einer gewissen Starrheit durch die verschiedenen Szenenbilder „durch" und erzwang eine gewisse Verwandtschaft auch der Gestaltengruppierung zwischen den einzelnen Szenen. Das konnte ganz feinnervige Menschen stören. Es fragt sich nur, ob „noch" oder auf die Dauer. Die Bühne ist an Übereinkömmlichkeiten ja auch dann reich, wenn sie naturalistisch ist, aber die Gewohnheit läßt uns das meiste davon gar nicht mehr sehen. Meiner Meinung nach können sich auch aus dieser technischen Gebundenheit wie aus so vielen andern möglicherweise sogar Werte entwickeln. Der unsichtbare und doch gefühlte Bau, der durch alle Szenen eines jeden Werkes gleich, aber bei den verschiedenen Werken verschieden ist, könnte vielleicht wie ein geheimer Rhythmus zum Vereinheitlichen der Stimmung bei den einzelnen Werken mitwirken.

Schumacher ist meinem Gefühl nach bei Gestaltung wie bei Schmuck der Innenräume noch nicht überall von bestimmten stilistischen Formen freigekommen, die wir in der neuen Bewegung als „modern" empfinden. Ich persönlich denke bei der Zeit, da Dänemark noch neben Polen lag, mehr an Formen, wie wir sie aus Mooren und Hünengräbern heben, und mehr an Tier- und alte symbolische Ornamente, als an geometrische Musterungen, die aus der Ferne an Darmstadt und Wien erinnern. Auch glaube ich, daß sich z. B. in der Kirchhofsszene durch einfach große Zeichnung auf dem Hintergrund noch Kraftvolleres erreichen ließe. Aber ich erwähne das nur, damit man mich nicht für „suggeriert" hält, wenn ich bekenne: Schumachers Leistung hat mir einen der höchsten Bühnengenüsse vermittelt, die ich je empfangen habe. Es ist ja klar, daß ein naturalistisches Szenenbild immer etwas Selbständiges behalten, daß es sich um so weniger willig mit dem dichterischen Kunstwerk verbinden wird, je mehr es einer Wirklichkeit ähnelt. In Dresden scheint es jetzt szenenweise, als habe der Geist, der diese Menschen schuf, auch ihre Umwelt aus sich geboren, so daß die Menschen gleichsam nicht in der Szene sprechen, nein, daß die Szene selbst im Menschenworte für ihr geheimes Leben Sprache zu gewinnen scheint. Ein ganz einfaches Motiv, ein Säulendreiklang, ein großer Bogen, eine entschiedene Senkrechte beherrscht die Menschenbilder, die sich davor bewegen, und hält sie zusammen; die vielleicht anfechtbare schauspielerische

Digitized by Google

Einzelleistung stört weniger als auf naturalistischem Hintergrund, wo der Ausdruck des einfach Großen fürs Auge sie immer in die Stimmung des Ganzen zurückruft und korrigiert. Auch in der Farbengebung ist Schumacher glücklich gewesen. Und ich für mein Teil empfand mit besonderer Freude den ganz eindeutigen Verzicht auf Illusion, wenn große Vorhänge das Bild derart begrenzten, daß die Schauspieler sogar vor sie traten. „Hier wird Wichtigeres als Täuschung erstrebt, hier ist Kunst." Das gab doch vielleicht mit den großen Mitteln der Gegenwart ungefähr, was Shakespere bei den bescheidenen seiner Zeit geahnt und für seine Werke ersehnt haben mag.

Sehr ehrend hervorzuheben waren auch die Kostüme des Professors Fanto.

Abgesehen von mangelhaften schauspielerischen Leistungen, deren Besprechung nicht hierher gehört, mißlang nur eines für mein Gefühl. Der Geist im Zimmer der Königin, der gelang. Der schimmerte aus dem Dunkeln wie ein Phosphoreszieren auf, stand, sprach und schien wieder zu verschimmern. Dem Geist auf der Terrasse tat die Verdunklung des Gesichts vortrefflich. Aber ich glaube: von einem Geist darf man nicht die Beine sehn; wenigstens sobald er geht, wird er sonst stets ein noch lebendiger Mensch. Das Vorbeischreiten fast über die Bühnenbreite ließe sich vermeiden. Auch stand er zu lilafarben und viel zu hell auf dem Hintergrund. Mögen ihn die auf der Bühne ganz deutlich sehn, wir glauben's ihnen schon, wir aber stehen, da wir Hamlets Vater nicht gekannt haben und durch die Ähnlichkeit mit dem Toten nicht betroffen sind, unter andern psychologischen Bedingungen. Wir müssen vor allen Dingen glauben können, daß es ein Geist ist. Den schafft uns aber nur unsre Phantasie, eine Realität niemals, deshalb muß hier so wenig wie möglich von Realität gegeben werden. Ein Schatten im Dunkel, das Mehr ist vom Übel. —

Mit welchem Werke wird das Dresdner Hoftheater dieser seiner schönen Tat folgen? Und welch andere Bühnen werden ihm folgen? A

Vom Dichter-Hervorruf

Daß nach Vorhangsfall die Toten sich, wenn brav geklatscht wird, schminkebleichen Angesichts mit den Anzeichen ergriffener Freude bedanken, diese schöne Sitte wird auf größeren Bühnen nur noch selten geübt. Soviel wir wissen, bleibt jetzt meistens dort auch nach Aktschluß drinnen, was eben eines Kunsttodes verschieden ist. Sonst aber erscheinen beim Aktschluß die Mimen noch, wenn Publikus ruft, bereiten Willens: sie sind es so gewohnt, wissen, wie man dabei seine Reverenz macht und spielen demnach eine Figur. Aber die Poeten, so da gerufen werden, spielen die selten, da wohl ihr Geist, nicht aber ihr Leib auf den Brettern zu wandeln gewohnt ist und auch die Tracht des Hervorgerufenen kein Kostüm sein, im Gegenteil immer überrascht aussehen muß.

Also, warum folgen denn die Dramatiker dem Hervorruf?

Wer was auf ihn „gäbe", müßte eigentlich kein sehr intelligenter Herr sein. Sonst weiß er ja wohl, daß Publikus guten Teils nur aus Neubegier klatscht, und weiß auch, daß sogar ein echter Erfolg der Erstaufführung noch lange nicht einen dauerhaften verbürgt, geschweige denn, daß er den wirklichen Goldgehalt des Werkes erwiese. Weiß es wenigstens, wenn

Digitized by Google

er auch nur über die flachsten Blumentale hinaussehen kann. Also warum kommt er, selbst wenn er Hauptmann heißt? Weil er anstandshalber kommen muß. Daß ein Poet die erste Aufführung seines Werkes mit ansehen, mit erleben will, kann ihm wohl keiner verdenken, man ahnt also: er ist im Hause. Käme er nicht, wenn er lebhaft gerufen würde, so empfände das nicht nur der Premierenpöbel, auf den es nicht ankommt, sondern auch seine ehrlichen Anhänger empfänden es als eine Unhöflichkeit, als eine Unfreundlichkeit, als eine Geringschätzung. Und um so mehr, wenn sie für ihn „kämpfen", wenn auch Gegner da sind, die zischen. Dem feinfühligen Dichter wird es gerade in solchen Fällen als eine Pflicht erscheinen, dem Rufe seiner Freunde zu entsprechen. Sei es selbst auf die Gefahr, mißdeutet zu werden, ja — sich anpöbeln zu lassen.

Helfen können in diesem Zwiespalt nur die Bühnenleiter. Das Lessingtheater hatte vor der Griselbis-Aufführung bekanntgemacht, „daß im Interesse einer einheitlichen Wirkung die Autoren nicht mehr nach den einzelnen Akten, sondern nur nach Schluß der Vorstellung einem Hervorruf folgen werden". Es hätte ruhig ein „Hausgesetz" erlassen können: daß die Autoren von jetzt ab überhaupt nicht mehr kommen dürften. Alle Kunstbühnen sollten dergleichen bestimmen. Dann wüßte das Publikum, woran es wäre, und der Personenkultus wie die Personenbeschimpfung hätten eine Gelegenheit weniger.

Othmar Schoeck

Da hätten wir denn wieder einmal ein frisches junges Talent im deutschen Liederwald, einen von jenen, denen „Gesang gegeben" ist. In den vierzehn Heften, die uns der Hugsche Verlag aufs Klavier legt, stecken einige der wertvollsten lyrischen Gaben der letzten Zeit. Sie erfreuen durch klare, durchgearbeitete Melodik über meist einfacher, nie banaler harmonischer Grundlage, die von oft reizvollen, charakteristischen Vor-, Nach- und Zwischenspielen des Klaviers umrahmt wird. Und die Hauptsache: es spricht daraus warmes, volles Leben, schwellendes Empfinden. Ohne nach Form und Inhalt ganz neu zu sein, wandeln diese Lieder doch oft genug eigene Bahnen. Der Satz ist interessant und phantasiereich, Schoeck versteht es schon mit kleinen Mitteln überaus treffende klangliche Wirkungen hervorzubringen, ja man möchte sagen, daß er dort, wo er sich ganz einfach gibt, auch sein Bestes gibt. In unsrer Zeit der forcierten Talente wahrlich kein geringer Vorzug. Schoeck ist ein Schüler Max Regers, aber er hat bei Hugo Wolf gelernt, seinen Dichtern gerecht zu werden. Er deklamiert mit feinem künstlerischen Instinkt und kann sich im Wortausdruck gar nicht genug tun. Jedes bedeutsame Wort des Textes weckt in der Musik ein Echo, ohne daß die Logik und Ganzheit der musikalischen Linienführung dabei verloren ginge. Auch in vielen Feinheiten der Stimmführung ähnelt Schoeck Hugo Wolf, doch soll er hier nicht etwa, wie Übereifer wohl tut, mit diesem Großmeister auf eine Stufe gestellt werden. Um aus der nicht geringen Zahl seiner Lieder die vorzüglichsten hervorzuheben, sei zunächst Uhlands „Kapelle" genannt, die durch große Zartheit, und Novalis' „Marienlied", das durch seine Innigkeit auffällt. Dann der feurig dahinbrausende „Jahrestag" (Hesse), das „Bei der Kirche" (Rünger) mit dem durch seine Schlichtheit so er-

Digitized by Google

greifenden Schluß, endlich das wundervolle Volkslied „Die Verlassene“, voll Innerlichkeit und Tiefe der Empfindung. Man sollte kaum glauben, daß derselbe Musiker auch so unerquickliche Lieder wie „Vor der Ernte“ schreiben kann. Hier wirkt offenbar das Beispiel Regers, der im Liede wahrlich kein gutes Vorbild ist. Mit den oben angeführten Gesängen aber, von denen der Kunstwart in diesem Hefte zwei als Probe bringt, um zur Beschäftigung mit den übrigen anzuregen, hat sich Schoeck Sitz und Stimme innerhalb der modernen Tonlyrik erworben, und wir dürfen an diese Erstlinge seines reichen, den gemeinen Effekt verschmähenden Talentes noch schönere Hoffnungen knüpfen. Friedrich Mayer-Wien

„Fürstenkonzerte“

Es ist das Schicksal aller guten Gedanken, daß sie mißverstanden werden. Der Gedanke der Programmreform z. B., dessen Herold seinerzeit Göhler gewesen ist, wurde von der Öffentlichkeit überraschend schnell anerkannt, wird aber gar oft noch so äußerlich aufgefaßt, daß seine Wohltat sich zur Plage wandelt. Dagegen hilft nichts als eine häufige, mit Beispiel und Gegenbeispiel belegte Erörterung der Frage, um das Unterscheidungsvermögen bei Künstlern und Publikum zu steigern und zu schärfen.

Vor mir liegt ein Konzertprogramm, das nur Kompositionen fürstlicher Persönlichkeiten ausweist. Auch ein „Einheitsprogramm“! Und doch ein „Zerfahrenheitsprogramm“, weil das einigen sollende „Band“, der staatsbürgerliche Rang der Komponisten, gar kein Band ist und also im Konzerte auch nicht als solches wirken kann. Mit demselben Rechte oder Unrechte könnte man ein Programm aus Werken von tauben Komponisten (Beethoven, Smetana, Franz), von Komponisten mit juristischer Vorbildung (Händel, Schumann, Bülow), von ledig gebliebenen oder verheirateten Komponisten zusammenstellen. Ein Konzert nach fürstlichen Komponisten hätte noch einen Sinn, wenn sich in den gewählten Werken etwas von dem fürstlichen Geiste ihrer Urheber kundgäbe oder verriete. Das war aber nicht der Fall. Diesen Tondichtern ist ja die Musik nur selten ein Ausdrucksbedürfnis, meist nur ein Spiel, eine wohltätige Zerstreuung nach den Staatsgeschäften gewesen, und oft rührt auch nur irgendein Teil, eine Idee, ein Einfall, ein Umriß, nicht die von kunstgeübten „Handlangern“ besorgte Ausführung von ihnen selbst her. Ist ein Fürst eine wirkliche Künstlernatur, dann muß es auch sein eigener Wunsch sein, mit den Erzeugnissen seiner Phantasie als Künstler neben Künstlern aufzutreten, denn auf dem Parnaß gelten andre Adelsregeln als im Gothaischen Hofkalender. Für öffentliche Kunstkalender kann kein Programm-Leitmotiv von der Forderung nach künstlerischer Vollwichtigkeit der einzelnen Nummern entbinden. B

Billige Noten

Die Einsicht, daß es keine bessere Form gibt, das Andenken von Geisteshelden zu ehren, als die, daß man ihre Werke der breitesten Öffentlichkeit erschließt, hat sich im deutschen Musikalienhandel nun glücklich durchgesetzt. Praktisch sagt man sich auch, daß die erhöhte Nachfrage nach den eben freigewordenen und durch den Wettbewerb verbilligten Ausgaben unsrer großen Dichter dem Originalverlag zugute kommen könnte, wenn dieser rechtzeitig, das heißt noch vor Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist, eine solche wohl-

Digitized by Google

feile Ausgabe auf den Markt bringt. Jetzt kündigt aber der Simrocksche Verlag eine Anfang April erscheinende Volksausgabe seiner besten Verlagswerke an, die nicht nur von der „Freiheit“ „bedrohte“ Komponisten umfaßt. Man wird Brahms, Dworschak, Reimanns „Deutsches Lied“ und Moffats „Meisterschule“ für Geiger nun zu sehr mäßigen Preisen kaufen können. Und das wird dann nicht nur eine „Ehrenpflicht“ und ein „Opfer“ bedeuten, sondern auch einen gesunden kaufmännischen Gedanken. Auch von dem Inhalt eines zweiten Verlagsprospektes machen wir gerne Mitteilung. Die drei Verleger Richard Wagners (Fürstner, Breitkopf & Härtel, Schott) haben sich zusammengetan zu einer einheitlichen Gesamtausgabe der elf bühnenläufigen Werke des Meisters in Klavierauszügen, die ebenfalls im April auf Subskription in Lieferungen oder Bänden herauskommen. Später sollen die Partituren nachfolgen. Leider wird angekündigt: nicht in den Handausgaben, sondern in Folio — ließe sich doch das noch rückgängig machen! Den „Studienzwecken“ ist mit den riesigen, fürs Dirigentenpult berechneten Wälzern sehr schlecht gedient. Endlich sei erwähnt, daß die Wiener Universaledition die Jahrhundertfeier Haydns in sehr löblicher Weise begeht, indem sie die beiden populären Oratorien des Meisters in staunenswert billigen, schönen Ausgaben veröffentlicht. Jedenfalls verdienen alle diese Unternehmungen als wahre musikalische Kulturtaten die regste Teilnahme unsrer Musikwelt. B

Chopins hundertster Geburtstag

ist von der Presse vielfach am 1. März dieses Jahres begangen worden. Aber nach den urkundlichen Ermittlungen von Karlovicz ward Chopin am 22. Februar 1810 geboren. Dies denen zur Aufklärung, die aus dem Ausbleiben einer Besprechung im Kunstwart irrige Schlüsse auf unsre Stellung zu Chopin gezogen haben.

Klingers Brahmsdenkmal

Schiller hat einmal gefragt, ob man nicht in der Plastik die Körper von Geistern aus Glas bilden könne. Sein Verhältnis zur bildenden Kunst war in manchem kindlich, das Wort ist damals schon belächelt worden, und wir Heutigen belächeln es erst recht. Aber der echte Drang, der das irrende Wort erzeugte, ist verständlich: wenn es doch einen Stoff gäbe, mit dem man gestalten könnte als mit einem Körper und der doch feineren Wesens als ein Körper wäre! Ich habe dessen vor der Vision gedacht, die Klingers Brahmsdenkmal erweckt. Es will keine Farbe, es will nur Licht, aber es ist harte Materie, es ist Stein. Wenn es wirken sollte, wie es erschaut ist, müßte es aus leise sich bewegenden Wolken aufschweben, wie sie in glücklichen Nächten droben in blauen schweigenden Höhen aus eignem Lichte zu schimmern scheinen. Das zeigen kann nur der Traum, das bannen kann keines Künstlers Hand. Der Bildner bedarf des Stoffs, und wie er ihm dient, wird er untertan dem Stoffe, unterliegend, wo er seine Gesetze nicht anerkennt. Aus den beseelten Lichtnebelseelen, die einen Schöpfergeist umschweben, werden Steingestalten, die um eine Steingestalt klettern und an ihr hängen. Und den befremden, der die Aufgabe einer Kunst aus den Bedingungen ihres Materials abzuleiten gewöhnt ist.

Digitized by Google

Aber nur für den Steckenbleiber ist damit der Gang zu diesem Werke am Ziel. Der alte Unterschied zwischen romanischer und germanischer Kunsterfassung wirkt auch in unsrer Zeit: dem Romanen endet der Weg im Werk, dem Germanen zeigt das Werk einen Weg. Wer Klingers Brahmsdenkmal auch als Mitteilung nachzuerleben vermag, zu dem spricht durch all das, was er ablehnt, leise und doch unüberhörbar eindringlich ein Etwas, wie im Oktobersturm zwischen all dem Leben der Luft das Sterben oder im Märzsturm das Auferstehen flüstert: ich bin's.

Blicken wir nun auf das Denkmal.

Daß diese Gestalt da so ungefähr Brahmsens Züge trägt, darf uns zunächst ganz nebensächlich sein. Der Künstler hebt sich in unbestimmter Gestalt zur Ausschau aus dem allen Gemeinen auf, das auch ihn trägt; mehr als Menschengestalt ist er selbst gewachsenes Gestein, erst im Haupte belebt er sich zum Bewußtsein. Im Künstler tönt das große Klingen empor, das durch die Erde geht, durch die Welt, wie es einst durch die Memnonssäule klang. Die breit mit dem Boden verbundene Manneskraft brunten, der tönt's in den Traum, wie dem Toten das Heilandswort „Lebe!" aus tiefen Dunkeln getönt haben mag, und verloren ins Lauschen horcht er darauf. Aber die von der Linken dieser Mannheit umschlungen wird, die reckt sich schon, wie eine Geweckte aus der Gruft. Alles Weh, das sie durchlebt hat, spricht neu zu ihr, nun aber nicht mit zeitlichem Klange, sondern mit ewigem, nun mit Worten nicht nur von ihrem, sondern von aller Los. Ganz wach steht die zweite dabei, ernst wohl auch, aber gesund und frisch, wie das Volkslied beim Schicksalsliede steht. Nun tönt dir die Welt, Künstler, nun gestalte! Ein drittes Weib hebt sich auf und bis zu seinem Haupt, ein festes, fast ein hartes Weib, das ruhig und sicher die Hand des Meisters nimmt und mit erkennendem Blick hinaussieht auf das Ziel. Und aus den Träumen erwachend schaut sein Auge dem ihrigen nach. Nun reift die Tat.

Wem sich das Ganze nur langsam — dann freilich wohl zu unverlierbarem Besitze — erschließt, dem werden sich doch Einzelschönheiten schnell eröffnen. Wenn wir Menschen wagen dürfen, davon zu sprechen, daß uns eine Schönheit unvergänglich erscheint, möchte ich das wagen vor dem Angesicht der tieferen weiblichen Gestalt. Von reinster Edelschönheit ist der junge Leib der mittleren. Unsre Beilagen bilden diese beiden nach. Der Kopf des lauschenden Mannes ist von zwingender Ausdruckskraft. Der des Meisters selbst ganz Innenleben, aber bei aller Versunkenheit im Anarbeiten der Stirn gegen die Welt. In Einzelnem fehlt es an Seltsamkeiten nicht. Das Werk ist nur für die Vorderansicht gedacht, aber einmal vom Ringen mit dem Stein erfaßt, hat Klinger auch die Rückseite, besonders in der oberen Gestalt, mit rein bildhauerischer Lust am Formen-durchgebildet — was nun manchen Beschauer noch weiter beirren mag. „Noch weiter", denn man spricht auch von Rodins Balzac und Viktor Hugo, als wirkten da Reminiszenzen mit, wo ein verwandtes Wollen in gröbsten Äußerlichkeiten Zufallsähnlichkeiten erzeugt. Während doch ein Blick auf Klingers Griffelkunst zeigt, wie lange vor Rodin schon ihm das Wesentliche solcher Schauensart eignete.

Digitized by Google

Das Werk ist bei seiner Ausstellung in Berlin sehr wenig erfaßt worden. In Dresden, im Arnoldschen Kunstsalon, fand es eine an Klingerscher Kunst intimer gebildete Gemeinde. Glückliche Besitzerin wird Hamburg sein. Welche Stadt wird Deutschland das Goethedenkmal geben, das nur durch Klinger gegeben werden kann? A

Hans von Marées

Im Berliner Sezessionsgebäude wurde nun die Marées-Ausstellung feierlich eröffnet, die vorher schon in München gewesen war. Wölfflins Ansprache, knapp und gehaltvoll, gab Kunde von dem großen Wollen des Künstlers, und wir Jüngeren, die wir Marées und seinen mittelbaren oder unmittelbaren Schülern so Wesentliches unsrer künstlerischen Bildung verdanken, haben allen Grund, nunmehr weiten Kreisen von den hohen Zielen, den letzten Lösungen, weit mehr aber von der Tragik dieses Lebens zu erzählen. Die geht uns alle an. Man könnte bitter werden, sieht man von ihm auf jene Lächelnden, denen alle letzte Lösung in Kunst oder Leben so mühelos zuflog, und die, wenn die Welt ihnen Leiden bot, sich wenigstens in ihrem Werk erlösten und also „wurden gleich Gott“. Hans von Marées war reich nur an Schmerzen und rieb sich auf im Kampf mit seiner unglückseligen Natur. Wir wollen ihm für dieses Leben danken, wenn er uns auch in einem anderen Sinne, als er sich's dachte, Unvergängliches geschenkt hat. Sein Leben war eine vollendete Tragödie, meisterhaft bis zur Katharsis. Denn was er schließlich durch seine Lehre und sein Beispiel in der Kunst doch nicht erreichte, gab er uns mittelbar durch das Schauspiel edel verbrachter Tage. So ergänzt sich uns sein Bild zu einem jener Immerstrebenden, denen die Götter sich schließlich neigen.

Hans von Marées wurde als Abkömmling eines sehr alten flandrischen Geschlechts in Elberfeld am 24. Dezember 1837 geboren. Seine Mutter war eine Jüdin, und ich stehe nicht an, aus dieser besonderen Mischung des Blutes die eigentümliche Unsicherheit seiner Natur mit zu erklären: jüdischer Intellekt stritt in ihm sein Leben lang mit der von den Vätern überkommenen Künstleranlage. Als Sechzehnjähriger kam er nach Berlin zu Steffeck und lernte dort, was man damals allgemein trieb. Er malte Pferde und Studienköpfe. Als er dann später nach München übersiedelte und verdienen mußte, versuchte er das dort Gelernte für den Verkauf auszubeuten und malte Militärbilder, die damals gern gekauft wurden. Sie wurden so gut, wie es nur die Besten jener Zeit vermocht hätten; und ich sehe in den Stücken, die die Ausstellung enthält, nicht allein das Banale des Anfängertums, sondern erkenne eine merkwürdige Begabung für das, was eigentlich Komposition heißt, Abwägung der Massen gegeneinander. Man beachte zum Beispiel, wie Marées einen Baum in ein Bild hineinsetzt und andere Bildelemente nun dagegen balanciert. Darüber hinaus besagen diese Gemälde jedoch nicht viel. Nur die Bildnisse waren damals schon vortrefflich, vor allen das Bild des Vaters aus dem Jahre 1862 steht in Auffassung und Technik gleich hoch. Kollegen waren ihm in München der Landschafter A. Lier und Lenbach. Er lernte Rembrandt kennen und die Franzosen aus der Schule von Barbizon. Aus allen

Digitized by Google

diesen Anregungen heraus entstand 1865 das „Bad der Diana“, das zum ersten Male zeigt, wie der Weg des Künstlers gehen mußte. Alles Farbige an dem Bild ist zwar französisch, aber darüber hinaus ist es ganz Marées. Noch komponiert er rein in der Fläche, die Reize des tiefen Raumes sind ihm noch nicht aufgegangen, aber zu welch wundervoller Ruhe weiß er doch damals schon die Dinge auf der Bildfläche zusammenzurücken. Was eigentlich plastische Form sei, was Raum, das sagte ihm dann Italien, wohin ihn Graf Schack zum Kopieren sandte. Hier aber auch begann mit immer größerer Wucht die hohe künstlerische Vergangenheit des Landes auf ihm zu lasten. Sein Verstand, seine Fähigkeit zur Nachempfindung fremder Größe sagten ihm zwar bald, worauf die großen Wirkungen italienischer Kunst beruhen. Wie aber sollte er, ein Spätgeborener, nach all dem noch Ähnliches erzeugen? Er fing an, ein glänzender Ästhetiker zu werden, aber seine Hand versagte, wenn es hieß, so wie er's als gut erkannt hatte, nun zu bilden. Endlose Qualen, die nur der ganz zu begreifen vermag, der selbst schon Ähnliches litt, ergaben sich aus diesem Zwiespalt zwischen Wollen und Können. Solange er nur kopierte, war Graf Schack mit ihm zufrieden, als er aber 1868 die ersten eigenen Bilder, die „italienischen Landschaften“ nach München sandte, sagte sich Schack von ihm los. Aus dem Abgrund der Beschämung und der nun entstehenden pekuniären Bedrängnis hoben ihn die Freundschaft und die helfende Hand Konrad Fiedlers und des Bildhauers Adolf Hildebrand. Es folgt eine Reise nach Spanien mit Fiedler und ein Aufenthalt in Deutschland. Endlich nach seiner Rückkehr nach Italien bot sich ihm 1882 Gelegenheit, nach so viel neuen Eindrücken sich selbst wieder an große Aufgaben zu wagen. Sein Freund Anton Dohrn bestimmte ihn, den Erholungssaal seiner eben gegründeten zoologischen Station in Neapel mit Fresken zu schmücken. Da entstand also das Hauptwerk dieser Periode seines Lebens, von dem unsere Ausstellung die Ölskizzen enthält. Konnte man in den beiden „italienischen Landschaften“ noch erkennen, daß die alten Venezianer und im besonderen Giorgione ihm Pate gestanden hatten, so löste dieser Auftrag mit einem Male seine gesamten künstlerischen Kräfte, und er erkannte endlich, wohin sein Weg führen müsse: zur Monumentalmalerei. Nun erneutes Studium der Einzelformen, der Möglichkeiten, die Dinge im Raume zu verteilen, alles Sichtbare so groß zu sehen und darzustellen, daß das Fertige die Verkörperung aller großen menschlichen Empfindung ergäbe. Daran hing er sein ganzes ferneres Leben, und wenn er in der Folge auch kaum ein einziges Werk ganz abschloß, da ihm niemals das Letzte gesagt erschien, so erleben wir doch auch im Unfertigen ein Empor zu ganz reinen Höhen. Er wurde so aller Größe verwandt, die uns Menschen überhaupt zu erreichen möglich ist — freilich nur in der Idee. Wir lauschen vor seinen Werken oft nur einem Stammeln, aber was es uns vernehmen läßt, sagt uns mehr als die flüssige Rede manches Gewandten und Berühmten, denn es sind die Andeutungen eines Sehers. In den letzten Jahren seines Arbeitens — er starb ganz plötzlich 1887 in Rom — brach er alle Brücken zu den eigentlich

Digitized by Google

stofflichen Bildwerten immer mehr ab. Wenige Körper, Menschen, Tiere oder Bäume, „schön“ im Raum oder auf der Fläche verteilt, ein Stehen, ein Sichbücken, ein Lagern oder das Recken der Hand in die Höhe — und jede Bewegung scheint rein aus dem Genuß an der schönen Geste zu geschehen — genügten ihm als Verbindungsglieder von allgemein menschlich deutbaren Zuständen zu der Wirkung reiner malerischer Formen. Er verzichtet auf alle Variation der Stimmung, ganz wie die Antike, und erstrebt immer jene gegenstandslose Heiterkeit eines goldenen Zeitalters. So erschwerte er sich das Verständnis weiterer Kreise, denen die Erzählung das Vermittelnde für den künstlerischen Eindruck bedeutet, die entweder nicht begabt genug oder zu unerzogen sind, um das, was das Auge an elementarer Kunstform sieht, sich selbst in ein Seelisches zu übersetzen. Aber was der Genießende mühelos bei der Athenia Lemnia des Phidias tut — denn was hülfe es ihm, zu wissen, daß dies Athena ist? — nämlich: das geformte Ding da ohne weiteres als „schön“ zu empfinden, das sollte auch Marées gegenüber möglich sein. Und so reich an hoher Kunst sind wir nicht, daß die geringe Mühe dieses Erwerbens verdrießen sollte. Gewiß, auch der Geneigteste kommt dem Werk Hans von Marées' gegenüber nicht ganz auf seine Rechnung. Dann nehmt sein hohes Wollen für das Manko an Tat, und niemand wird dieses Bild eines großgearteten Menschen aus seinem Leben tilgen wollen. „Tretet leichter auf seine Asche, ihr Leute von Genie, denn er war euch verwandt!“ Ewald Bender

Tafelsilber

Mit großen Dingen geht's oft schneller bei der neuen Bewegung als mit kleinen. Ein schönes und zweckmäßiges Haus kann man sich heutzutage bauen lassen — aber anständige Messer und Gabeln, wo bekommt man die? Silberne wenigstens, die was taugen, gehören noch zu den Raritäten. Wir bilden unter den Gegenbeispielen unsrer Beilage ein paar ab, denen die Kirschen über die Stiele wachsen. Das sind schon neuere, „sezessionistische“ (arme „Sezession“!) im „Jugendstil“ (arme „Jugend“!), vorher waren nach den „altdeutschen“ die in sogenanntem „Rokoko“ beliebt. Die Austerngabel zeigt ein Beispiel von ihnen, schrecklich genug, um jeden Rokokomenschen in ein anderes Jahrhundert zu scheuchen. Die Form der Sachen ist solchen Schmuckes würdig. Was aber haben wir an neuem Tafelsilber Gutes? Van de Velde — ja, aber dessen Besteck, das übrigens auch nicht jedermann „mundet“, ist im Handel teuer. Sonst? Immerhin Besseres, als unsre Gegenbeispiele zeigen, ist ja vielfach da, Gutes nur in sehr wenigen Proben. Die Fabrikanten können sich immer noch nicht das „Schmükken“ versagen, dieses gänzlich überflüssige Beschnörkeln, das nur zwei Wirkungen hat: die Reinheit der schönen Form und den feinen Reiz des Materials zu stören. Ich habe bei einer Menge von Gelegenheiten nach gutem Tafelsilber ausgeschaut, aber eigentlich erst auf der vorjährigen Münchner Ausstellung gefunden, was wir meines Erachtens brauchen. Ein silbernes Besteck von edelster Formen-Einfachheit und höchster Zweckmäßigkeit, dabei aber zu Preisen, wie sie das gebräuchliche Tafel-

Digitized by Google

silber eben auch hat. Auf der Beilage zeige ich dieses „Kunstwart-Besteck“ den Lesern. Es ist von dem Silberschmied M. L. Wetzlar in München, Maximiliansstraße, zu beziehen. A

Gesangbücher

gehören zu den „Gebrauchsbüchern“, die der Eigentümer immer wieder zur Hand nimmt, und zu den „intimen Büchern“, in denen er nicht in gewöhnlicher Stimmung, sondern in der einer Sammlung und Erhebung liest. Daß demnach auch ihre äußere Ausstattung besondre Aufmerksamkeit und besondern Aufwand verdient, ist ja von alters her anerkannt und berücksichtigt worden: sie sind in dieser Beziehung seit der Reformation an die Stelle der katholischen Gebetbücher getreten. Aber sie haben auch die allgemeine Entwicklung von der Echtheit zur Imitation, von der Feinheit zur Protzerei, vom Vornehmen zum Plebejischen mitgemacht. Für das Typographische sind vorbildliche Reformen an einzelnen Stellen geschehen, in den meisten deutschen Ländern aber gedeiht es unterm Gesetze der Trägheit noch nach den stumpfsinnigsten Mustern aus den Jahren des Geschmackstiefstandes von Auflage zu Auflage weiter. Für die Einbände versucht jetzt der B. G. Teubnersche Verlag in Leipzig eine allgemeine Besserung dadurch vorzubereiten, daß er eine große Zahl von guten Einbänden durch Massenherstellung billig macht und allgemein in den Handel bringt. Wir stellen eine Anzahl davon in Abbildungen auf einer Beilage den üblichen geschmacklosen Einbänden gegenüber, die nicht billiger und nicht solider sind. Und empfehlen auch unsern Lesern, bei Bedarf sich die neuen „Teubnerschen künstlerischen Gesangbucheinbände“ vorlegen und sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, daß sie etwa „nicht vorrätig“ sind. Sie *können* überall schnell beschafft werden, wo man sie beschaffen *will*. Haben sie erst einmal ordentlichen Absatz, so unterstützt das auch andre Bestrebungen, Besseres einzuführen. Und vielleicht kommen wir von den Einbänden her dann allmählich auch zu einer allgemeineren Reform von Satz und Druck.

Naturschönheit

Die Erhaltung unsrer Tierwelt

2. Die Säugetiere

Die höchste Klasse der Tiere, die Säugetiere, kommt für die Heimatschutzbewegung am wenigsten in Betracht. Ein Teil von ihnen, das jagdbare Wild, ja sogar einige Raubtiere, wie Dachs, Fuchs und Baummarder, stehen unter dem Jagdgesetz, genießen also vollen oder teilweisen Schutz, indem sie nur zu bestimmten Zeiten oder nur von jagdberechtigten Leuten erlegt oder gefangen werden dürfen. Andere leben so versteckt, daß einmal deswegen ihr ästhetischer Wert fast ganz belanglos ist, und zweitens schützt sie ihre versteckte Lebensweise vor der Ausrottung. Immerhin muß jeder einseitigen, auf Ausrottung abzielenden Bewertung einer Art entgegengearbeitet werden, denn es gibt kein durchaus nützliches und kein durchaus schädliches Säugetier bei uns; fast immer werden Nutzen und Schaden sich die Wage halten.

Das Wildschwein zum Beispiel ist für die Landwirtschaft sehr schädlich, vom forstwirtschaftlichen Standpunkte aus gesehen aber recht nützlich, da es Mäuse, Raupen, Puppen, Engerlinge und Kreuzottern vertilgt; deswegen sind die Verfügungen, die auf seine Ausrottung

Digitized by Google

in freier Wildbahn hinzielen, zu bekämpfen. Vom reinen Nützlichkeitsstandpunkte aus wäre auch die Ausrottung des Bibers zu verstehen; bei dem ungemein großen naturwissenschaftlichen Werte aber, den die letzten deutschen Biber darstellen, ist die äußerste Hege zu befürworten, und jedes Erlegen oder Fangen eines Bibers zu andern als zu wissenschaftlichen Zwecken müßte unter Strafe gestellt sein. Vom Nutzstandpunkte aus müßten sogar Elch und Rothirsch ausgerottet werden, denn so lange wir noch keine Abschußverpachtung in den Staatsjagden haben, die die kostspielige, viel Dienstzeit erfordernde, so manche Bluttat veranlassende Hege rechtfertigen, sind Elch und Hirsch eigentlich als reine Forstschädlinge zu betrachten.

Anders steht es mit dem Reh. Es wird gehegt, weil es die Jagdpachten hebt, ebenso der Hase. Hier sieht man also, daß drei sich scharf gegenüberstehende Interessen, die des Landwirtes, Forstmannes und Jägers sich gegenseitig anpaßten. Dem Landwirt schadet das Reh, weil es Flurschaden anrichtet, es nützt ihm, weil es ihm in der Verpachtung seiner Jagd ein Mittel gibt, die Grundrente bedeutend zu erhöhen; der Forstmann beklagt die verbissenen Kulturen und die zerfegten Stämmchen, hat aber dafür am Weidwerk Freude und am Wildbret Gewinn; und der Jagdpächter begleicht einen Teil der Schäden durch einen Griff in den Beutel und hat dafür die Weidmannslust, und so ist allen dreien geholfen.

Ähnlich steht es um das sogenannte Raubzeug: Wildkatze, Dachs, Fuchs, Marder, Iltis, Nörz, Otter, Groß- und Kleinwiesel. Hier wird der Fall noch verwickelter. Die Wildkatze kommt wenig in Betracht, da sie nur noch in einigen versteckten Bergwinkeln ihr heimliches Leben fristet. Sie richtet zwar viel Schaden am Niederwild an, vertilgt aber auch viel Mäuse, Häher und Eichkatzen, und so ist ihre Ausrottung nicht zu empfehlen; sie wäre übrigens auch nicht leicht, da die Wildkatze versteckt und nächtlich lebt. Auch der Fischotter, bei dem von einem Nutzen kaum die Rede sein kann, ist trotz der ausgesetzten Preise kaum auszurotten; sein Vetter, der viel harmlosere Nörz, ist dagegen bei uns schon so gut wie verschwunden.

Auch Fuchs und Dachs werden sich halten, der eine, weil er sich stark vermehrt und seinen Balg gut zu schützen weiß, der andere, weil das Gesetz ihm Schonzeit gewährt; Ausrottung ist für beide nicht zu empfehlen, da ihr Schaden und Nutzen sich die Wage halten werden. Viele ländliche Gemeinden, die den Wert des Fuchses als Mäusevertilger kennen, verbieten den Pächtern ihrer Jagden auch schon, Füchse zu erlegen. Unsre beiden Marder und der Iltis werden sich trotz aller Nachstellungen auch wohl so lange bei uns halten, als es Wälder und Büsche gibt.

Schlimmer geht es den Wieseln. Früher schonte sie der Bauer und rechnete ihnen die Mäuse und Ratten, die sie vertilgen, gegen die geraubten Eier zugut. Seitdem sich aber der Bauer aus dem reinen Wildbretjäger zum Weidmann entwickelt hat und nicht mehr allein aus ländlichen, sondern vielfach schon aus städtischen Ansichten heraus handelt, rottet er der Junghasen und der Hühnergesperre wegen die Wiesel aus. Aber die Zunahme des Hamsters und der Mäuse lehrt ihn wieder, sich darauf zu besinnen, daß er

Digitized by Google

Freunde bekämpft und einen Nebenzweig der Landwirtschaft höher als diese selbst eingeschätzt hat, und so wird er hoffentlich zu dem alten Standpunkt zurückkehren.

Somit ist also, Biber und Nörz ausgenommen, keine unsrer größeren Säugetierarten von der Ausrottung bedroht, und selbst wenn es der Fall wäre, wäre das Unglück nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu beklagen, weil fast alle Säugetiere so versteckt leben, daß ihr dekorativ-ästhetischer Wert verhältnismäßig gering ist; immerhin findet mancher Naturfreund auf einsamer Wanderung durch Wald, Heide und Feld auch noch heute oft Gelegenheit, sich an der Erscheinung von Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen oder Eichhörnchen zu erfreuen. Hermann Löns

Handel und Gewerbe

Zahlen, die sprechen

Die ersten Zahlen der Berufsstatistik vom 12. Juni 1907 werden bekanntgegeben. Wenige erst, aber der große Bau des deutschen Reiches spiegelt sich in ihnen, und wer scharf hinblickt, sieht manches klar, was die Hast und der Lärm des Tages nicht erkennen lassen. Wir wollen die Hauptergebnisse in einiger Ordnung mitteilen.

Die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches umfaßte 1907 61,720.529 Menschen — um 10 Millionen mehr als im Jahre 1895. Rund 27 Millionen Deutsche sind in einem Haupterwerb tätig. Zählen wir die Million der häuslichen Dienstboten hinzu, so ergibt sich — daß fast die Hälfte unsres Volkes arbeitet. Diese Kraftentfaltung ist eine Frucht der jüngsten Gegenwart. Rechnen wir selbst die Dienstboten, deren Zahl im Sinken ist, nicht ein, so waren im Jahre 1882 erst etwa 39 vom Hundert der Bevölkerung erwerbstätig, 1907 aber 43,46. Betrachten wir nun die wichtigsten Erwerbsgebiete unseres Wirtschaftslebens, um zu erfahren, welche Berufsarten im Vordergrunde stehen.

Die Landwirtschaft ist es vor allem, die uns auf ein Entwicklungsgesetz unsrer Zeit aufmerksam macht. In der Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei und Fischerei arbeiteten 1882 19,2 Millionen, 1895 18,5 Millionen, 1907 17,7 Millionen Menschen. Trotz Bevölkerungszunahme verminderte sich also die landwirtschaftliche Bevölkerung, und zwar innerhalb eines Vierteljahrhunderts um nicht weniger als 14 vom Hundert. 42,5 vom Hundert waren 1882 in der Landwirtschaft tätig, 1895 nur mehr 35,8, und 1907 sank diese Zahl auf 28,6 herab. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war Deutschland zu vier Fünfteilen agrarisch, in den 50er Jahren noch zur Hälfte und heute nicht einmal mehr zu einem Drittel. Obwohl innerhalb dieses Zeitraumes die Zahl der Gesamtbevölkerung von 25 Millionen auf 63 Millionen Menschen anwuchs, ist die Masse des Landwirtschaftsvolkes im Jahre 1907 nicht größer als im Jahre 1816.

Industrie und Handel sind es, die der Gegenwart ihr Gepräge geben. 1882 hatten 16 Millionen Menschen einen industriellen Beruf (35,5 vom Hundert), 1907 aber weit über 42 Millionen (42,8 vom Hundert). Noch gewaltiger ist der Aufstieg im Handel und Verkehr, der 1882 4,5 Millionen Menschen beschäftigte, 1907 aber 8,3 Millionen. Stellen wir die Landwirtschaft und Handel und Industrie einander gegenüber, so findet sich (in Prozenten der erwerbstätigen Bevölkerung) folgende denkwürdige Zahlenreihe:

Digitized by Google

	1882	1895	1907
Landwirtschaft	42,5	35,8	28,6
Industrie u. Handel	45,5	50,6	56,2

Das Deutsche Reich ist ein Industriestaat geworden.

Wenden wir uns nun den einzelnen Gruppen und Schichten zu.

Die wirtschaftlich Selbständigen, die einen Beruf ausüben, weisen keinen erheblichen Zuwachs auf, sie nahmen innerhalb der letzten 25 Jahre um nur 16000 Menschen zu. Im Gewerbe und namentlich wieder in der Landwirtschaft fiel sogar ihre Anzahl, sie hält sich nur durch eine Zunahme der Selbständigen im Handel, vor allem — in der Gast- und Schankwirtschaft auf alter Höhe.

Die Angestellten dagegen verstärkten ihre Reihe von Zählung zu Zählung um das Doppelte; 1882 zählten sie 300000, 1895 über 600000, 1907 über 1,2 Millionen Köpfe. Und wieder ist es bezeichnend, daß 1882 Handel und Verkehr den meisten Angestellten Beschäftigung geben, während es die Industrie ist, die hier „führt".

Die Arbeiterschaft (Angehörige und Dienstboten mit eingerechnet) umfaßte 1882 22 Millionen, 1895 26 Millionen, 1907 fast 34 Millionen Menschen. Dieses Wachstum erstreckt sich auch auf die Landwirtschaft. Um sich eine richtige Vorstellung von der Gewalt dieser Heermassen zu machen, muß man ihnen die übrigen industriellen und landwirtschaftlichen Schichten gegenüberstellen. Die Arbeiterschaft war schon 1882 um 3,8 Millionen stärker als diese (54 vom Hundert), 1895 um 6,3 Millionen, 1907 um 14,8 Millionen (64 vom Hundert). Im Jahre 1907 waren 7 Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen in der Landwirtschaft tätig, fast 2 Millionen in Handel und Verkehr und 8,6 Millionen in der Industrie. 35 Millionen Arbeiterhände gaben Tag um Tag unserer Kultur Form und Niederschlag.

Auch die Frauen werden immer lauter von der wirtschaftlichen Notwendigkeit zu Beruf und Erwerb gerufen. In der Landwirtschaft waren 1882 $2^1/_2$ Millionen Frauen tätig, 1907 rund $4^1/_2$ Millionen; in Handel und Gewerbe 1882 bei 300000, 1907 über 900000 Frauen; in der Industrie gab es 1882 eine Million Frauen, 1907 mehr als zwei Millionen. So betrug die Zahl aller weiblichen Erwerbstätigen 1882 vier Millionen, 1895 fünf Millionen, 1907 acht Millionen. Das heißt im Vergleich zur Zahl der männlichen Erwerbstätigen (1907: 18,5 Millionen) nichts anderes, als daß schon heute im Deutschen Reiche fast ein Drittel der Arbeit von Frauenkraft vollbracht wird.

Die Zahlen sagen mehr als lange Erörterungen und Auseinandersetzungen. Sie rücken das ins Helle, was hinter dem Schein der Dinge noch verdunkelt von Unkenntnis und Überlieferung lebt. Es hat unsere Aufgabe zu sein, allen diesen Kräften zu ihrem lebensstarken und kulturwürdigen Ausdruck zu verhelfen. Die Leser aber bitten wir, bei gelegentlichen späteren Ausführungen diese Aufstellungen wieder zur Hand zu nehmen. J L S

Politische Reife

Gesellschaft

besteht nach Ferdinand Tönnies („Neue Rundschau", XX, 2), wenn die Mitglieder eines Gemeinwesens einen Willen haben, und die sittliche Kraft, sich selbst zu regieren; mithin auch die Energie, ihren Willen gegen Widerstände durchzusetzen. Das ist, so führt der Verfasser aus, eine sehr schwere Aufgabe, zumal wenn diese Mitglieder eine durch Klassenkämpfe zerklüftete,

Digitized by Google

durch Parteihader zerrissene Gesellschaft bilden. Eben darin muß sich die politische Reife bewähren, daß Männer genug vorhanden sind, die trotz dieser Kämpfe und über ihr Bereich hinaus die Idee des Staates als das gemeinsame Interesse erkennen und erheben, die, wenn auch im Geiste einer Partei, doch im Sinne des Ganzen den Staat zu verwalten wissen. „Denn gerade durch das Wesen des Staates ist jeder Gedanke einer Herrschaft, und gar einer persönlichen Herrschaft, ausgeschlossen. Die Erfüllung mit der Staatsvorstellung ist also das Kennzeichen der politischen Reife." Zu dieser politischen Reife können wir uns nur dadurch erziehen, daß wir sie uns zunächst einmal zutrauen. Das allgemeine Wahlrecht traut sie uns ja zu. Es fordert geradezu Vermehrung und Vertiefung der theoretischen Erkenntnis, des politischen Wissens. Tönnies tritt für die Einführung des staatsbürgerlichen Elementarunterrichtes schon für die Volksschulen ein und meint, es sollen vollends die höheren Schulen besser über unsre Reichs-, Staats-, Gemeindeverfassungen unterrichten, als — über die Gesetzgebung des Lykurg. Die Kenntnis des Gegenwärtigen gehöre zu den Lebensbedürfnissen, die der Vergangenheit sei Sache eines edlen Luxus.

Tönnies' Gedankengänge berühren sich vielfach mit dem, was Avenarius im Kunstwart über das Subalterne ausgeführt hat. Tönnies bemerkt: „Wir können uns von der Idee nicht losmachen, die Romantik und Reaktion sorgfältig angebaut haben, als ob den politischen Angelegenheiten etwas Übernatürliches anhafte." Der Deutsche geht mit der Politik um wie ein alter Knabe, der sein Leben in Dienstbarkeit zugebracht hat und sich vor der Freiheit fürchtet, weil sie ihm zu ungewohnt ist, weil er das Gefühl hat, daß sie ihm nicht anstehe, daß er nichts damit anzufangen weiß. So sehnte sich mancher alte Kossäte und Häusler in die Erbuntertänigkeit oder Leibeigenschaft zurück, weil sein Herr da für ihn gedacht und gesorgt hatte. Es war recht eigentlich zu den Deutschen gesagt, wenn Kant noch in seinen späten Tagen bekannte, er könne sich in einen Ausdruck nicht finden, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen: ein gewisses Volk sei zur Freiheit nicht reif. Man könne zur Freiheit nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden sei. Und Tönnies fügt dem noch zu: „Wenn wir dem gemeinen Manne vorenthalten, seinen Gefühlen, der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit gesetzmäßigen Ausdruck zu geben, so geben wir auch dadurch Zeugnis, daß es mit unserer eigenen Reife nicht weit her ist."

Dürfen wir im Anschluß an diesen Bericht einmal einen Poeten zitieren? Einen, der, wie der alte Vischer sagte, in doppeltem Sinne „Staatsschreiber" war? Die folgenden Verse von Gottfried Keller sind nicht allgemein bekannt, aber aktuell scheinen sie uns eigentlich noch heute, wenngleich sie durchaus nicht alle „unterschreiben" werden:

„Der Mehrheit ist nicht auszuweichen,
Mit Helden- wie mit Schwabenstreichen
Macht sie uns ihre Macht bekannt
Auf Weg und Steg im ganzen Land;
So gebt dem Kind den rechten Namen,
Laßt Ehr und Schuld ihm und sagt Amen!
Und läuft es dann auf schlechten Sohlen,
So wird es schon der Teufel holen!"

Digitized by Google

„Schwabing"

In München kämpfte man dieser Tage erbittert um den Wert von „Schwabing". Doch, so schwer manche Schwabinger und Antischwabinger sich's vorstellen mögen, es muß zunächst angenommen werden, daß es noch immer gute Deutsche gibt, die von Schwabing nichts wissen. Ihnen sei zuvörderst erklärt, daß es sich räumlich um den nördlichsten Teil Münchens handelt.

Die Nähe der Universität und der Akademie, die freiere Lage und die Schönheit des benachbarten Englischen Gartens haben zuerst Künstler und andre geistige Arbeiter bewogen, sich unter den Schwabinger Ackerbürgern niederzulassen. Seit kaum zwei Jahrzehnten, am stärksten seit einem Jahrzehnt, entwickelte sich das frühere Dorf zu einer eleganten Außenstadt ohne Industrie und Handel, zum größten unter den schönen neuen Stadtteilen Münchens. Die unbemittelten unter den Geistesarbeitern wurden mehr und mehr in die trockenzuwohnenden Neubauten an der Peripherie oder in die rückständigen Häuser der älteren Gassen gedrängt. Die große Masse der „hochherrschaftlichen" Wohnungen, die zu den teuersten von München gehören, beherbergt wohlhabende Leute verschiedenen Berufs, darunter viel zugezogene Rentner aus dem übrigen Deutschland und die glücklicher gestellten Elemente des „intellektuellen" Münchens.

Dieses Schwabing ist also keineswegs, wie mancher meint, eine wildromantische Stätte der Bohême, sondern eine Siedelung, darin die Gesellschaft und die Kunst miteinander hausen und auf die Dauer einander gegenseitig durchdringen, was natürlich verschiedenerlei Möglichkeiten ergibt. Wenn nun neuerdings das Wort Schwabing immer gebräuchlicher wird als Name einer Künstlerwohnstätte, so ist das zu verstehen aus der runden Abgeschlossenheit des Gebiets gegen die Geschäftsstadt, aus der Physiognomielosigkeit der insgemein dem Rentnertum sich nähernden übrigen Bevölkerung von Schwabing und erst in zweiter Linie aus dem Prozentsatz der Künstlerschaft dortselbst; denn Künstler wohnen in jedem besseren Außenviertel Großmünchens ziemlich zahlreich. Und wenn, wie durch einen pseudonymen Herrn „Nabinger" in Münchens größter Zeitung geschah, die groteske Unreife und alles schlimmste Snobistentum als alleinecht-„schwabingerisch" hitziglich verhöhnt wurde, so vermischte das ein Körnlein Wahrheit mit einem reichlichen Maß von Falschem und Schiefem.

„Schwabingerisch", sagt Nabinger, „ist alles, worin Kunst und Snobismus, Talent und Dandytum und Jugend und Dummheit und Begeisterung und moralische Defekte und ehrliches Streben und kolossal viel Blödsinn eine recht innige, unterhaltsame Verbindung eingehen. Schwabingerisch ist das Wagnis ohne Kraft, der Glaube ohne Kritik, schwabingerisch ist das fröhliche Vertrauen darauf, daß man sich nicht blamieren kann, schwabingerisch ist der Lustmord (auf dem Papier selbstverständlich, kaiserlich Japan natürlich, Luxusausgabe selbstredend), der Spiritismus, die Ehescheidung, die freie Liebe, die Mystik, das Pumpen" und so fort. Sehr ausführlich verweilte Nabinger bei einem Nachtlokal, dem „Simplizissimus", das gar nicht in Schwabing, sondern im Nachbarreich des alten lateinischen Viertels, diesseits von Universität und Akademie

Digitized by Google

liegt. Vor Jahren hatte dieselbe Wirtin nicht weit davon eine wirkliche Literaten- und Malerkneipe, „Dichtelei“ genannt. Der „Simplizissimus“ ist heut eine allzu beliebt gewordene studentische Exkneipe.

Das wenigste von den bösen Beobachtungen des Antischwabingers war völlig aus der Luft gegriffen. Was ihnen fehlt, ist zumeist die Kraft der typischen Geltung. Vor allem: mit den kräftigsten Strichen dieser Charakteristik geht es ähnlich wie mit den Hieben auf jenes Nachtlokal: die Schattenseiten sind nicht spezifisch kennzeichnend für Schwabing, sondern mehr noch oder mindestens ebenso gut für das akademische Theresienviertel.

Setzen wir also statt Schwabing ruhig Jungmünchen oder genauer: die Jungmünchner Halb-Bohême — so wird eher ein Bild daraus. Aber auch dann trifft mancher Vorwurf nur einzelne Leutlein oder winzige Gruppen. Der Streitartikel las sich recht hübsch, aber es blieb am Ende nur soviel: ja, es gibt im Bereich des großen, ruhelosen Münchner Kunstlebens und dicht um seine Grenzen herum allerlei absonderliche Unzulänglichkeiten.

Dies mit feuilletonistischer Schneid festzustellen, bringt uns aber nicht viel weiter. Ein sittliches Recht (im Juristischen mag's anders sein) hat keiner zum Tadeln, der nicht bis auf die Ursachen durchgreift. Erkennt man aber die Ursachen der fraglichen Schwächen, die unter dem Begriff „schwabingerisch“ (warum nicht kürzer: schwabingisch?) gesammelt werden sollen, so wird man gewißlich nicht solche Mängel als verehrungswürdige Genievorzüge anerkennen, doch wird man sie recht milde beurteilen. Ja, ich glaube: je sicherer man sich selbst an die Forderung inhaltstarker Einfachheit gebunden weiß und — freilich — je fester man in der Kunst an die längere Lebensdauer der vernünftigen Dinge glaubt, um so leichter wird man den Humor der Auchkunst- und Scheinkunst-Narreteien erfassen und lächelnd genießen. Und auf diesem Weg gelangen wir schließlich in die seltsame Lage, das Unwesen „Schwabings“ oder der Jungmünchner Halbbohême sogar herzhaft verteidigen zu müssen.

Noch gibt es Gott sei Dank keine Examina als unerläßliche Durchgangsstationen vorm Eintritt ins unorganisierte Künstlerleben. Die Fähigkeit dazu will ausprobiert sein, von jedem Eintrittslustigen. Unvermeidlich ist und bleibt daher in jeglichem Zeitalter der Troß von geborenen Dilettanten mit Könnerglauben, von halbverwirrten Schönheitsschwärmern, von Snobs, deren Krankheit zumeist in einem Überfluß an Zeit und Sorgenfreiheit wurzelt.

Wo diese Leutchen vom Troß schaden, soll man ihnen auf die Finger klopfen; also allemal, sobald sie als unbewußte, halbbewußte oder bewußte Scharlatane sich vor der Öffentlichkeit aufzuspielen suchen. Man soll sie sogar umbringen (künstlerisch, natürlich), falls es ihnen je und je glücken sollte, in Mode zu kommen und daher wahrhaft gemeingefährlich zu werden. Das Merkwürdige ist aber, daß die Snobs, wenn sie zu Helden oder Stützen eines Moderummels emporgediehen sind, nicht mehr ins Gebiet „Schwabing“ zuständig sind. Wir haben dafür ja Beispiele, aus jeder Kunstgattung, in mehreren deutschen Vaterländern.

Die Jungmünchner Halbbohême im ganzen tut keinem Lämmlein was zuleide. Auf ritterliche Angreifer wirkt sie selber schon durch ihre durchgängige Jugendlichkeit entwaffnend. Ein Teil davon, sei es

Digitized by Google

auch nur eine kleine Minderheit, ringt sich zur redlichen Könnerschaft durch, also daß sie über ihre Unreifezeit noch lächeln lernt. Vom großen Rest lernen die meisten nach nicht allzulanger Frist das Verzichten; entweder in dem Sinne, daß sie innerhalb des Kunstlandes bescheidene Handwerker werden, oder in dem meist erfreulicheren, daß sie sich zu gänzlich kunstfreier Staatsbürgerlichkeit läutern. Lebenslängliche Narrheit und tragischer Ausgang des Irrens gehören zu den seltensten Ausnahmen.

Selbst die Unberufenen, die das rauhe Leben aus den Schöpferträumen hinausscheucht, nehmen doch aus ihrer „Schwabinger" Träumerzeit allerlei mit, was ihnen und ihrer späteren Umgebung zugute kommen kann: allerlei Ahnung künstlerischen Wesens, positive Geschmacksverbesserungen, Schutz vor der Macht materieller Lebensanschauung. Schließlich darf der Kunstwahn doch das edelste Laster heißen.

Die deutsche Halbbohême vor zwanzig und mehr Jahren war trunken vom sozialen Gedanken; damals schwamm der Snob in Gesellschaftsschmerz, behagte sich in Armeleutegeruch und Brüderlichkeitspose. Heute, da der altruistische Zug in der Zeit zurückgetreten, heut fühlt der Snob individualistisch und schwärmt für Kultur; wo er die Gegensätzlichkeit dieser beiden Strebungen begreift, ist er folgerichtig trunken vom Gedanken der individuellen Kultur. Das ist der Unterschied zwischen gestern und heut. Die Unfähigkeit bleibt ungefähr dieselbe, gleich verzeihliche, ob sie an der Lösung der sozialen Frage oder an der Erfindung der wahren persönlichen Kultur scheitert. Denn nur wenigen ist es gegeben, das Berechtigte in alledem bescheiden zu erkennen und in der einen eignen Brust miteinander zu versöhnen.

Das angebliche, das gescholtene junge „Schwabing" hat selbst in seinen törichtesten Exemplaren gewöhnlich noch seine unzweifelhaften Tugenden: es säuft nicht so viel und so stumpf wie meist das Verbindungsstudententum, es spielt fast niemals Skat, es läuft Ski, radelt, schwimmt, besteigt Berge und ist sogar bis zu einem gewissen Grade fähig, Bücher zu kaufen.

Das wirkliche Schwabing, festgemauert in der Erden, hat unter seinen Bürgern doch wohl den verhältnismäßig größten Teil der bedeutendsten Münchner Maler, Kunstgewerbler, Schriftsteller, Musiker und Gelehrten. Dieses Stück Schwabing scheint weniger Anreiz für Feuilletonkünstler zu besitzen. Es — arbeitet nämlich.

Willy Rath

Der Kaiser und das deutsche Erblaster

Zu den Tageskämpfen

Offener Brief an den Herausgeber des Kunstwarts

Ich gebe Ihnen sehr recht, wenn Sie darauf hinweisen, daß es eine falsche Taktik bedeute, wenn unsre Witzblätter den Kaiser deswegen verhöhnen, weil er dem Willen seines Volkes nachgibt. Die Feinfühligen könne das nur verletzen und so also nur im entgegengesetzten Sinne wirken, als es wirken solle.

Das ist richtig. Ich glaube zwar, man kann die Sache auch von einer andern Seite aus sehen: Es ist etwas Eigenes darum, wenn ein ganzes Volk Jahrzehnte hindurch von jemandem angescholten wird, dem niemand antworten kann, ohne den Staatsanwalt am Halse zu haben. In solchen Fällen muß sich notwendig eine Menge Wut

Digitized by Google

ansammeln. Ist endlich so viel davon auf einem Haufen, daß ein allgemeiner Ausbruch erfolgt, der durch die Breite und Stärke der Aussprache die staatsanwaltliche Verfolgung der einzelnen Stimmen unmöglich macht, so ist es die natürlichste Sache von der Welt, daß sich solche Wasser nicht sofort wieder verlaufen. Aber um so wichtiger ist es, — und deshalb gebe ich Ihren zur Besinnung mahnenden Worten recht — daß die Besonnenen besonnen bleiben und das Ziel, will sagen die eigentliche Meinung nicht aus den Augen verlieren.

Heer und Flotte

Inzwischen scheint mir die eigentliche Gefahr überhaupt weniger bei der (sonst so selten wahrnehmbaren) deutschen Feinfühligkeit, als vielmehr bei der deutschen Sentimentalität zu liegen.

Sie ist nicht nur eine unsrer ästhetisch widerwärtigsten Eigenschaften, sie ist leider auch ein politisches Manko, das jeder kalte Rechner ohne weiteres als einen festen und untrüglichen Posten in seinen Kalkül setzen kann und zu setzen pflegt.

Die Ausländer, die Italiener zum Beispiel, sind gewohnt, mit dem Begriff einer deutschen Zähigkeit zu rechnen, die etwas einmal Erkanntes nicht wieder losläßt, bis sie die notwendigen Konsequenzen daraus restlos gezogen habe. Vielleicht gibt es diese deutsche Zähigkeit, aber sie pflegt sich zu biegen, wenn die andere und mächtigere deutsche Eigenschaft gegen sie ins Treffen geführt werden kann; die deutsche Sentimentalität.

Ach, unser guter Kaiser soll nicht mehr sprechen dürfen! Die bösen Menschen verweigern ihm das allgemeinste Menschenrecht! Und er, in seiner Herzensgüte, er leidet, ohne zu klagen! Alle Leiden des Verkanntwerdens! Sogar den Hofbericht kürzt er; der deutsche Mensch weiß nicht mehr jede Stunde, was sein Kaiser macht, wo er ist, was er ißt, wie er sich bewegt. Hat man ihm nicht unrecht getan?, haben wir ihm nicht unrecht getan?

Konstitutionelle Kämpfe werden unser Volk noch viel beschäftigen. Sie sollten mit sachlicher Zähigkeit statt mit persönlicher Giftigkeit und Sentimentalität geführt werden. Darin bin ich mit Ihnen einig. Bonus

Ein Trommelautomat?

Auch in der österreichischen Armee steht jetzt die Abschaffung der Tambours auf der Tagesordnung. Die Generäle wollen auf die befeuernde Wirkung der Trommel nicht verzichten, doch rechnet man ihnen vor, daß die Einreihung der Tambours unter die Schützen der gesamten Infanterie einen Zuwachs von 1632 Gewehren gibt. Man will sich nun helfen, indem man automatische Trommeln einführt, deren inwendig angebrachte Schlegel durch einen Mechanismus in Bewegung gesetzt werden. — Ich fürchte, man wird damit den Zweck nicht erreichen. Denn worin liegt die suggestive Wirkung des Trommelschlags? Doch nicht in der Trommel allein, nicht im Rhythmischen an sich. Sondern darin, daß er als Ausdruck eines menschlichen Willens und Empfindens wirkt. Aus dem „persönlichen" Trommeln spricht die persönliche Entschiedenheit, Strammheit und Unerschrockenheit des Tambours. Der Soldat, der im Gefecht den Wirbel hört, fühlt unmittelbar heraus: hier unter uns ist ein beherzter Kerl, den der Kugelregen nicht schreckt, und an diesem Mute eines Mitgefährdeten richtet sich der seinige auf. Aber der Automat

Digitized by Google

auf dem Tornister hat gut trommeln, es spricht aus ihm nichts als die richtige Funktion eines leblosen Uhrwerks. Kurzum: seelische Beeinflussungen sind nicht durch rein physikalische Mittel zu erzielen, sondern wieder nur aus seelischen Kraftquellen. Mit andern Worten: man kann auf Menschen nur durch Menschen wirken. Der automatische Trommelschlag wird noch eine Weile wirken, so lange nämlich, wie er aus alter Gewohnheit her noch nicht als das empfunden wird, was er nun ist: als leere Lärmmacherei, als Mut aus dem Automaten. Und dann wird's mit ihm aus sein. B

Schülerselbstmorde

Die Schar der erwachsenen Jünglinge stelle man sich vor Augen, an die wir vorzugsweise denken, wenn von „Schülern" die Rede ist: Zöglinge zumeist der zwei oberen Klassen höherer Lehranstalten; es gibt ihrer in Preußen etwa 40000. Mit wenigen Ausnahmen stammen sie aus gebildeten und wohlhabenden Familien, haben also doch wohl eine nicht geringe häusliche Erziehung genossen, die durch religiöse Einflüsse, wenigstens in der Schule, unterstützt wurde. Ihre Intelligenz muß doch wohl mehr als mittelmäßig sein, sonst hätten sie — so viel auch Reichtum vermag — schwerlich diese Stufe erreicht; auch hat man einigen Grund zu vermuten, daß die erblichen Anlagen des Verstandes etwas besser geartet sind in den oberen als in den unteren Schichten des Volkes.

Von diesen auserlesenen Jünglingen gehen alljährlich, in Preußen allein, etwa 11 durch Selbstmord zugrunde; im Laufe von 4—5 Jahren — wenn man in Anschlag bringt, daß die Gesamtzahl einem Wechsel unterliegt — einer auf 1000! — Aber tritt nicht überall in diesem kritischen Lebensalter eine Neigung zur Selbstvernichtung wie zu andern extravaganten Handlungen hervor? Gewiß ist dem so, und schon in früherem noch kindlichen Lebensalter, wenn auch viel schwächeren Grades. Aber diese Neigungen sind von sehr verschiedener Intensität in verschiedenen Ländern und Gegenden: in Preußen ist der Selbstmord dieses Lebensalters (15 bis 20) noch häufiger als in der Schweiz, wo alle Lebensalter, die dazu fähig sind, hohe Beiträge liefern. Und doch führen Berechnungen, die ich gepflogen habe, zu dem Ergebnisse, daß unter jener „gelehrten" Elite die traurige Begebenheit fast doppelt so häufig vorkommt, als in der Gesamtheit der übrigen Jünglinge desselben preußischen Staatsgebietes!

Einen kleinen Trost mag es gewähren, daß in zwanzig Jahren die Ziffer ziemlich stabil geblieben ist, obgleich die Gesamtmenge der Schüler, auch in den oberen Klassen, sich vermehrt hat; im letzten Jahre hat eine Reihe von Fällen Aufsehen erregt; man darf darum nicht ohne weiteres auf eine Vermehrung schließen. Bis 1903 einschließlich reicht die Kunde, die auf Grund amtlichen Materiales Herr Geh. Medizinalrat Eulenburg erschlossen hat. Nur auf vollendete Selbstmorde bezieht sie sich; wenn wir auch von den Versuchen wüßten, so möchte sich eine noch größere Regelmäßigkeit herausstellen.

Die Dürftigkeit unsres Wissens über diese wie über so viele verwandte Tatsachen muß laut beklagt werden. Auf deutschen Hochschulen geschieht für das wissenschaftliche Studium solcher sozial und moralisch bedeutsamer Ereignisse so gut wie nichts. Wer sich aus Liebe zur Sache solchen For-

Digitized by Google

schungen hingeben will, wird mehr Hemmungen als Förderungen begegnen. Ein Denkmal des jammervollen Zustandes, worin die wissenschaftliche Erkenntnis dieser Dinge allgemein sich befindet — weswegen vor mehr als neun Zehnteln aller „Statistiken“ in Zeitungen, Journalen, Büchern dringend gewarnt werden muß —, stellt sich auch in der Literatur über Schülerselbstmorde dar. Die Abhandlung Eulenburgs (Ztschr. f. pädagog. Psychologie usw. IX, H. 1/2, April 1907) ist, als Arbeit eines Mediziners, nicht Soziologen, anerkennenswert; bringt aber nur in Erinnerung, daß die bloße Beobachtung der Tatsachen in diesem Felde etwa auf der Höhe steht, wie die Beobachtung physikalischer Tatsachen vor 400 Jahren.

Nicht weniger als 1125 Fälle insgesamt, einschließlich derer aus niederen Schulen, haben in Preußen die Jahre 1883—1903 ergeben, darunter 169 weibliche, von denen angeblich nur 10 auf höhere Lehranstalten entfallen; aber wie armselig ist die Kunde, die aus dieser so reichen wie furchtbaren Erfahrung fließt. Von den Kinderselbstmorden (unter 15 Jahren) nur im Vorbeigehen zu reden: alles, was wir darüber hören, bezieht sich auf die „Ursachen“, die anderwärts „Motive“ genannt werden; 812 Fälle gehören den niederen Schulen an: über 5 wird keine Auskunft gegeben, über 251 „unbekannte Veranlassungen“, über 39 „Geisteskrankheit, bezw. -störung“, dazu noch 14 „Tiefsinn bezw. Schwermut“ und mehrere ähnliche; daneben stehen die Schulereignisse als Ursachen — als ob nicht gerade das Zusammentreffen innerer und äußerer Ursachen die Katastrophen wahrscheinlich machte! Die Mitteilungen über 310 Fälle aus höheren Schulen stehen auf gleicher Höhe: 70mal unbekannt, 31mal Geisteskrankheit, dazu noch 1mal Anfall von Epilepsie, 1mal religiöse Schwärmerei, 16mal Tiefsinn bezw. Schwermut. Wir lernen aus alledem fast nichts, und nicht viel mehr aus den 284 „eingehenden und selbständigen, auf die Bekundungen von Direktoren, Klassenlehrern, Mitschülern, Angehörigen, Ärzten usw. aufgebauten Einzelberichten“ der höheren Lehranstalten, soweit diese in der Eulenburgschen Arbeit wiedergegeben werden. Da ergeben sich Gruppen von Fällen, wo erbliche Belastung, andere, wo vorzeitige Liebesverhältnisse oder ebenso vorzeitige Stubenterei festgestellt wurde; kurz, es treten die kindlichen und vulgären Äußerungen solcher Dinge zutage, die auf der Oberfläche liegen. Wir erfahren nichts über 1. den Geburtsort und Erziehungsort (oder die Orte) der jugendlichen Selbstmörder; nichts über 2. Stand und Beruf des Vaters und der Großväter, 3., ob beide Eltern leben, oder wann und aus welchen Todesursachen gestorben, 4. Gesundheitszustand der Eltern, 5. ob Geschwister vorhanden, deren Gesundheitszustand und etwaige Schicksale, 6. etwaige Krankheiten und andere Erlebnisse des Selbstmörders, 7. seine natürlichen Anlagen und Neigungen, 8. seine körperliche Beschaffenheit, in Maßen des Schädels, der Brust usw. dargestellt ... diese und noch einige andere, exakt verifizierbare Daten (auch solche über die Beschaffenheit der Anstalt) müßten für sämtliche Schüler (wenigstens für diese offenbar so hochgefährdeten der oberen Klassen von Gymnasien usw.) vorliegen: dann würde sich herausstellen, wodurch sich die Selbstmörder von der übrigen Menge

Digitized by Google

unterscheiden, und man würde erkennen, welche Schüler in Acht zu nehmen sind, wenn man solche für die ganze Pädagogik schmachvolle Vorkommnisse verhüten will. Ohne wissenschaftliche Erkenntnis keine Therapie, keine Prophylaxe!

Die Bedeutung der angeblichen Motive oder Ursachen ist zweiten oder dritten Ranges. Aus den Mitteilungen darüber kann man ableiten, was ohnehin offenbar ist: 1. die psychisch abnorme Beschaffenheit und die psychopathologischen Umstände von Schülern werden in den Schulen nicht erkannt oder nicht genügend gewürdigt, 2. es lastet auf vielen jugendlichen Gemütern ein zu hoher Druck der Schulerziehung. Man kann auch zwei Forderungen daran knüpfen, weil sie durch Erwägungen andrer Art stark unterstützt werden: 1. daß sehr nervöse Schüler als Kranke behandelt und bis zur Heilung aus der Schule entfernt werden, 2. daß das Abiturienten-Examen als unnütze Plage abgeschafft werden sollte. Ferdinand Tönnies

Ratgeber-Verantwortung

3. Die Katholiken und wir

Wie es hinsichtlich politischer und konfessioneller Fragen die 170 dem Dürerbund angeschlossenen Vereine und Verbände halten, steht nach den Satzungen ganz bei ihnen, der Bund selber jedoch ist zur Vertretung dessen da, was wir gemeinsam erstreben, deshalb ist von den Bundesarbeiten, das heißt von der Tätigkeit des Arbeitsausschusses jeder politische oder konfessionelle Kampf grundsätzlich ausgeschlossen. Der Wunsch, den konfessionellen Riß, der durch Deutschland geht, zu überbrücken, wo er sich bei ernstem Willen ohne Schaden an der eignen Wahrhaftigkeit überbrücken läßt, hatte also auch bei der Redaktion des „Literarischen Ratgebers“ mitzusprechen.

Von katholischer Seite liegen bisher zwei Beschwerden vor.

Die erste betrifft das Herdersche Konversationslexikon. Unsre anerkennende Besprechung sei leider „völlig entstellt“ worden durch den Satz: „Herder gilt seiner katholischen Tendenz halber wissenschaftlich als nicht einwandfrei.“ Dieser Vorwurf gegen uns ist nur durch allzu flüchtiges Lesen unsrer Besprechung erklärlich. Denn in dieser ist ausdrücklich erklärt, daß jenes „Gelten“, jene Bemängelung des Herderschen Konversationslexikons unsrer Meinung nach nicht begründet ist. Alle drei Lexika, so wird ausgeführt, sind unparteiisch, soweit dies in menschlichen Dingen angeht. Es geht natürlich je weniger an, „je weniger einfach Tatsächliches, je mehr Unwägbares mitspielt. Hier ist der Punkt, wo Herder vom Rechte einer andern Weltanschauung Gebrauch macht. Doch wird man nicht von Entstellungen der Wahrheit sprechen dürfen, wo geschichtliche Vorgänge, z. B. Luthers Auftreten anders bewertet werden. Ebenso steht es, wo entweder der religiöse Glaube oder das politische Bekenntnis den Standpunkt bestimmt. . . . Wir haben weder bei Brockhaus, noch bei Meyer, noch bei Herder Anstoßerregendes in dieser Beziehung gefunden“.

Dann hat das „Hochland“ in seinem neuesten Hefte eine Polemik gegen unsern Ratgeber gebracht. Sie erhebt „drei Anklagen“ gegen uns: „dieser drei Anklagen mag Avenarius sich erwehren“.

Die erste geht dahin, daß ich auch dem „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands“

Digitized by Google

Bestechlichkeit durch Inserate vorwürfe. Das ist irrig, wenn man aber meine Worte so mißverstehen konnte, so verbessere ich sie hiermit. In meinem einführenden Kunstwartaufsatz („Schacher im Tempel", 2. Februarheft 1908) schrieb ich: „Die folgenden Jahre brachten auch andre Ratgeber, die's ernsthaft nahmen . . ., sowie den katholischen, der diesmal wohl der beste von allen war, und jeder von ihnen wirkte gut." Hätte ich das schreiben können, wenn ich ihn für bestechlich hielte? Doch erkläre ich gern ausdrücklich, daß ich ihn auch jetzt noch nicht nur für ein literarisch gediegenes, sondern auch für ein in keiner Weise bestechliches Unternehmen halte. Hätten wir auf unserer Seite ein gleichwertiges gehabt, so hätte ich die Weiterführung des Kunstwart-Ratgebers durch den Dürerbund nicht angeregt. Was mich unmittelbar dazu veranlaßte, war das Erscheinen des unter falscher Flagge segelnden Ratgebers von „Nord und Süd", der ein Mehr oder Minder an Empfehlung je nach der Insertion frischweg anbot.

Zweite Anklage. Wider meine Behauptung sei nicht der Dürerbund-, sondern der katholische Ratgeber der erste gewesen, der einen derartigen Führer durch das gesamte deutsche Schrifttum geschaffen habe — „unser (der katholische) Ratgeber hat auch zuerst jene Liste empfehlenswerter Bücher geschaffen, auf die Avenarius als eine dem Dürerbund zu verdankende Einrichtung mit Emphase aufmerksam macht. Kannte Avenarius diese Tatsache nicht? Kaum glaublich!"

Der Dürerbund-Ratgeber ist der vom Dürerbund übernommene Kunstwart-Ratgeber. Der Kunstwart brachte seine erste „Weihnachtsliste" im ersten Dezemberheft 1897, im nächsten Jahre erschien unsre erste „Weihnachtsschau". Der erste „Weihnachtskatalog" des Kunstwarts, schon ganz in der Anordnung des jetzigen Ratgebers mit Besprechungen und angeschlossenen Listen, erschien mit dem zweiten Novemberheft 1899. Der erste „Literarische Ratgeber" unter diesem Titel mit Bildern wie jetzt und zugleich als selbständiges Unternehmen erschien (übrigens ganz wie der des „Hochlands" ohne „Bund" oder sonstige Hilfe und trotzdem über die Zeitschrift hinaus auch ohne Inserate) im Jahre 1900. Der erste katholische Ratgeber, dem unsern gleich in Format, Einrichtung, Ausstattung und in dem Titel „Literarischer Ratgeber" erschien 1902. Ich darf den mich angreifenden Satz abwandeln: „Kannte das Hochland diese Tatsache nicht?" Auch das „kaum glaublich!" liegt um so näher, als man damals öffentlich vom katholischen Ratgeber als von einer (übrigens durchaus berechtigten) Nachbildung des Kunstwart-Ratgebers gesprochen hat. — Ich habe den Prioritätsstreit nicht hervorgerufen. Wer ihn gegen uns anstrengt, sollte vorher die Tatsachen nachprüfen.

Was die Anzahl der herangezogenen Gebiete betrifft, so bitte ich einfach das Inhaltsverzeichnis der beiden Ratgeber und die räumliche Ausdehnung ihres Textes daraufhin zu vergleichen, welcher sich mehr dem Ideale eines „Führers durch das gesamte deutsche Schrifttum" annähert.

Dritte Anklage. „Der Dürerbund-Ratgeber begeht die unglaubliche Unklugheit, zwischen deutscher Literatur und katholischer Literatur streng zu unterscheiden." Daß er

Digitized by Google

das nicht tut, beweist er z. B. durch seine Hochschätzung der Droste, der Ebner-Eschenbach und der Handel-Mazzetti, die er als die größten Dichterinnen der deutschen Literatur überhaupt behandelt. Aber wir sind doch wohl auch über etwas Allgemeineres einig: Wo der ganze Mensch zu urteilen hat, nicht der Fachmann und Spezialist, da muß verschiedenen Erscheinungen gegenüber eine verschiedene Weltanschauung auch verschieden bewerten. Wenn wir auf der nichtkatholischen Seite aufrichtig und ehrlich sein wollen, so können wir gewisse Erscheinungen nicht so schätzen, wie sie von Katholiken geschätzt werden, und umgekehrt. Sehr möglich auch, daß wir Protestanten gewisse katholische Schriftsteller noch nicht zur Genüge kennen — es ist ja leider noch nicht lange her, daß wir hüben und drüben uns ernsthaft miteinander beschäftigen. Vorläufig scheint mir das aufrichtigste Verfahren dieses: wir machen unsre Aufstellung so gut wir irgend können, und bitten dann die Katholiken: „Fehlt euch noch etwas, so sagt es uns!“ In dieser Erwägung, mit der klaren Begründung, daß es so gemeint sei, ist die Ergänzung für Katholiken in den Dürerbund-Ratgeber gekommen. Übrigens unter der Redaktion eines vortrefflichen katholischen Priesters und Gelehrten, der mit vollem Recht auch zu den geachtetsten Mitarbeitern des „Hochlands“ selber gehört.

Hat das „Hochland“ im einzelnen Bedenken gegen Urteile im Ratgeber, so werden wir sie gern und gewissenhaft prüfen, und wo sich das mit der Überzeugung unsrer Mitarbeiter verträgt, zur Geltung bringen. Der Dürerbund-Ratgeber ist, wie der ganze Dürerbund, nicht nur für Protestanten, er ist für die Gebildeten ganz Deutschlands da. Auch von den Lesern des „Hochlands“ gehören ihm ja schon viele an.

Nicht ganz leicht wird es mir, von dem Tone zu schweigen, den das „Hochland“ uns gegenüber für richtig hält. Ich antworte nicht darauf, weil ich meine: das „Hochland“ wie der „Kunstwart“ haben trotz allem was sie trennt, so viel an gemeinsamen Aufgaben zu tun, daß sie im Frieden nebeneinander wirken sollten.

Das gilt wohl erst recht von unsern beiden literarischen Ratgebern.

Das „Hochland“ bitte ich, meine Antwort auf seine drei „Anklagen“ seinen Lesern mitzuteilen. A

Berufensein

Lebende Worte

Die Frage des Berufenseins läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwerfällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruß macht und nicht recht vonstatten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie im einen Falle unverdient einschüchtern, im andern aufmuntern: der schließliche Erfolg wird immer der gleiche sein. Daß das eigentliche Lernen erst dort beginnt, wo die Schulbank ihr Ende hat und die Stilfrage auftritt, ist eine Sache für sich.

G. Keller (im „Autobiographischen“)

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Das Bild von Ph. O. Runge, das diesem Hefte vorgesetzt ist (wie in kleinerer Ausführung auch dem Dürerbundbuche „Am Lebensquell"), ist ein Ausschnitt aus dem größeren Bilde „Der Morgen", und bei weitem sein schönster, eigentlich auch ganz selbständiger Teil. Der Worte braucht es nicht. Nur selten einmal gelingt der Bildnerkunst mit naturalistischen Formen ein so überzeugendes Aussprechen eines vom Gefühl durchwärmten Gedankens, einer Idee.

Rudolf Siecks schönes Frühlingsbild läuft der Zeit voraus, aber das tut unsre Sehnsucht nach diesem schier „ewigen" Winter ja mit besonderem Drängen auch. So haben wir die rechte Stimmung, uns in all das Behagen da „einzufühlen" — mir ist's, als könnt ich mich jetzt selbst in die Gockel versetzen, welche dort die vier roten Pünktchen der Kontrastfarbe gefällig durchs Bild tragen. Ein einfaches Mittel, aber allein würd es auch nicht genügen, um all das Grün zu beleben. Es gab eine Zeit, da hielt man's für „malerisch unmöglich", so viel „Spinat" zu malen und goß deshalb eine asphaltige Sauce drauf. Jetzt hat sich unsre Kunst und hat sich unser Sehen geändert. Betrachtet man sich Siecks Bild näher, so erkennt man aber, aus welcher Mannigfaltigkeit von Tönen und (man beachte den Blütenvordergrund) auch von Einzelheiten dieses reiche summende Leben hervorgeht, das trotz des Vorherrschens der einen Maifarbe kein Gefühl von Eintönigkeit aufkommen läßt.

Und nun treten wir in den Tempel ein zu Klingers Brahmsdenkmal! Ich unterlasse mit voller Absicht, ein Bild des ganzen Werkes zu geben, denn alle Photographien, die bis jetzt vorliegen, vermitteln davon nur einen Eindruck, der mehr stört als fördert. Ich bitte den Beitrag in der Rundschau nachzulesen. Die erste Gestalt, die wir zeigen, die mit dem zurückgebogenen Haupt, ist jene, um deren Hüfte die noch halb schlafende Mannesgestalt am Boden den Arm geschlungen hat, ist das Weib, ich möchte sagen: die Weibesseele mit den tiefen Träumen eines Leibs, das jetzt vom Tönen der Welt emporgehoben wird. Die andre ist jene bewunderte Mädchengestalt, die man als das Volkslied bezeichnen könnte, wenn nicht alles begriffliche Festlegen hier vom Übel wäre. —

Unsre beiden Illustrationsbeilagen, die, welche „Tafelsilber", und

Digitized by Google

die, welche „Gesangbucheinbände“ zeigt, gehören zu kleinen Rundschaubeiträgen. A

Die Notenbeilage dieses Heftes soll zunächst den Artikel der Rundschau über den jungen Schweizer Liederkomponisten Othmar Schoeck erläutern und zur Beschäftigung mit seiner Muse anregen. Schon in der „Kapelle“ Uhlands fällt die große Einfachheit der Mittel auf. Zuerst wird die Situation ganz schlicht berichtend mitgeteilt. Die Musik ist bloß harmonisch grundierte Deklamation. Bei „schauet still ins Tal hinab“ beginnt der Komponist durch den Tonfall schon ganz diskret zu malen. Und bei „drunten singt“ geht in der Melodie ein Singen in wohlig geschwungener Linie an, das „hell“ wird harmonisch ausgedrückt und der „Hirtenknab“ durch schalmeienhafte Quinten gekennzeichnet. Nun rückt und verdüstert sich im Mittelsatz (2. Strophe) die Harmonie, während die Bewegung der Singstimme den eintönigen Klang des Glöckchens und durch die Synkope das „schauerliche“ des fernen Chores versinnlicht. Ganz besonders schön wirkt die Stelle „Stille sind die frohen Lieder“, wo die Musik in größter Spannung den Atem anzuhalten scheint. Die dritte Strophe bringt melodisch die Wiederkehr der ersten, aber auf erhöhter Tonstufe. Ich möchte raten, das „Hirtenknabe!“ zum zweitenmal leiser, wie ein Echo im Vortrag zu bringen. Ausgezeichnet hat Schoeck instinktiv das deklamatorische Problem des „singt man“ gelöst. Führt man das Intervall aufwärts, so wirkt das Wort „singt“ rein begrifflich. Gerade durch das Sinken der Melodie kommt das Symbolische des Wortes zum Ausdruck. Ich empfehle diese Stelle der Aufmerksamkeit der Musikpsychologen. Mit einer allerdings nicht ungewöhnlichen Wendung lenkt der Tondichter schließlich in die Anfangstonart ein und wiederholt die freundlich ernste Mahnung rein instrumental im pp. Sie wirkt um so beredter ohne Worte, als wir ihren geistigen Inhalt infolge der Assoziation noch gut im Gedächtnis haben. — Die zwiespältige Stellung Schoecks zwischen Wolf und Reger oder Brahms wird durch die Betrachtung des „Schwäbischen Volksliedes“ klar. Es baut sich über einem Ländler auf. Dem Komponisten scheint das Bild des Mauerblümchens vorzuschweben, das während des Kirchweihtanzes allein zur Seite steht. Zuletzt, im Nachspiel, braust die Lust der Menschen jubelnd und achtlos über ihr Herzeleid hinweg. Aber der Text sagt uns, daß dieser Tanz „gestern“ stattgefunden hat. Man muß also das Ganze als eine Erinnerung an das gestrige Erlebnis auffassen und das Forte des Nachspiels nicht zu buchstäblich nehmen. Lieber sehnsüchtig oder wie den Höhepunkt des Schmerzes,

Digitized by Google

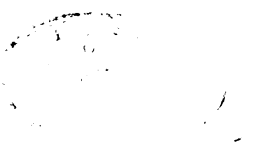
als triumphal, wozu das Gedicht doch wahrlich keinen Anlaß bietet. Psychologisch sehr fein und wirksam sind die Stellen, wo das Mädchen vom Leid übermannt wird (S. 4 Takt 8, S. 6 Takt 4) und der gemütlich wiegende Ländler plötzlich von einer chromatisch aufwärtsdrängenden Mittelstimme durchschnitten wird. Dazu beachte man das weinende Niedergleiten der Singstimme. — Die verbleibenden zwei Seiten benutzen wir, um unsern Männerchorvereinen ein — auch von bescheidenen Kräften zu bewältigendes, heiteres Lied vorzulegen, das den Kunstwartlesern als Lied für eine Stimme schon bekannt ist. Die einzelnen Stimmen dazu sind gleichfalls im Kunstwartverlag erschienen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII 6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Audosstraße 78 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

Rudolf Sieck

Digitized by Google



Digitized by Google

Photographie-Verlag E. A. Seemann in Leipzig

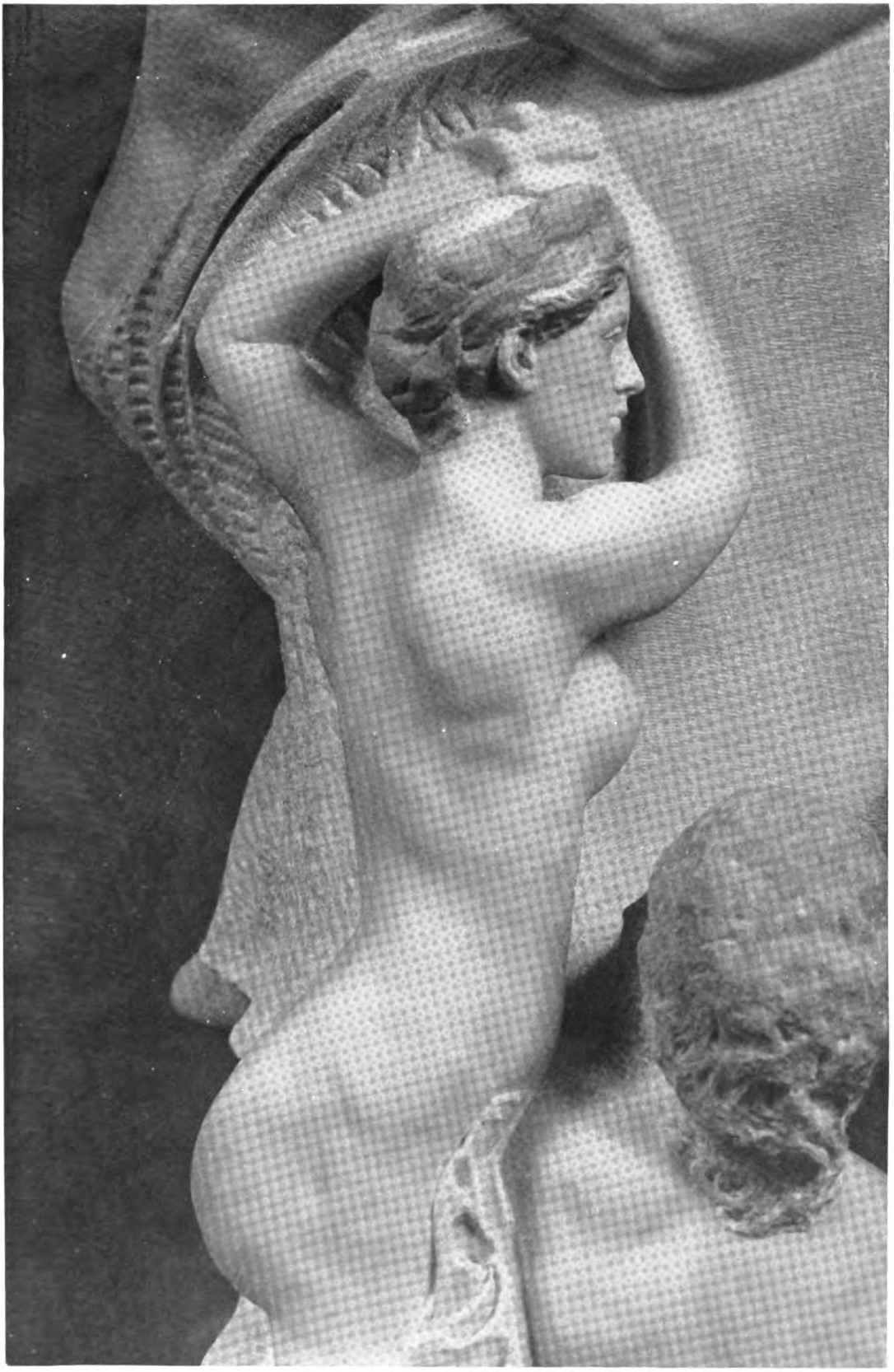
MAX KLINGER

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Photographie-Verlag E. A. Seemann in Leipzig

KW

Digitized by Google

MAX KLINGER

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Photographie-Verlag E. A. Seemann in Leipzig

KW

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

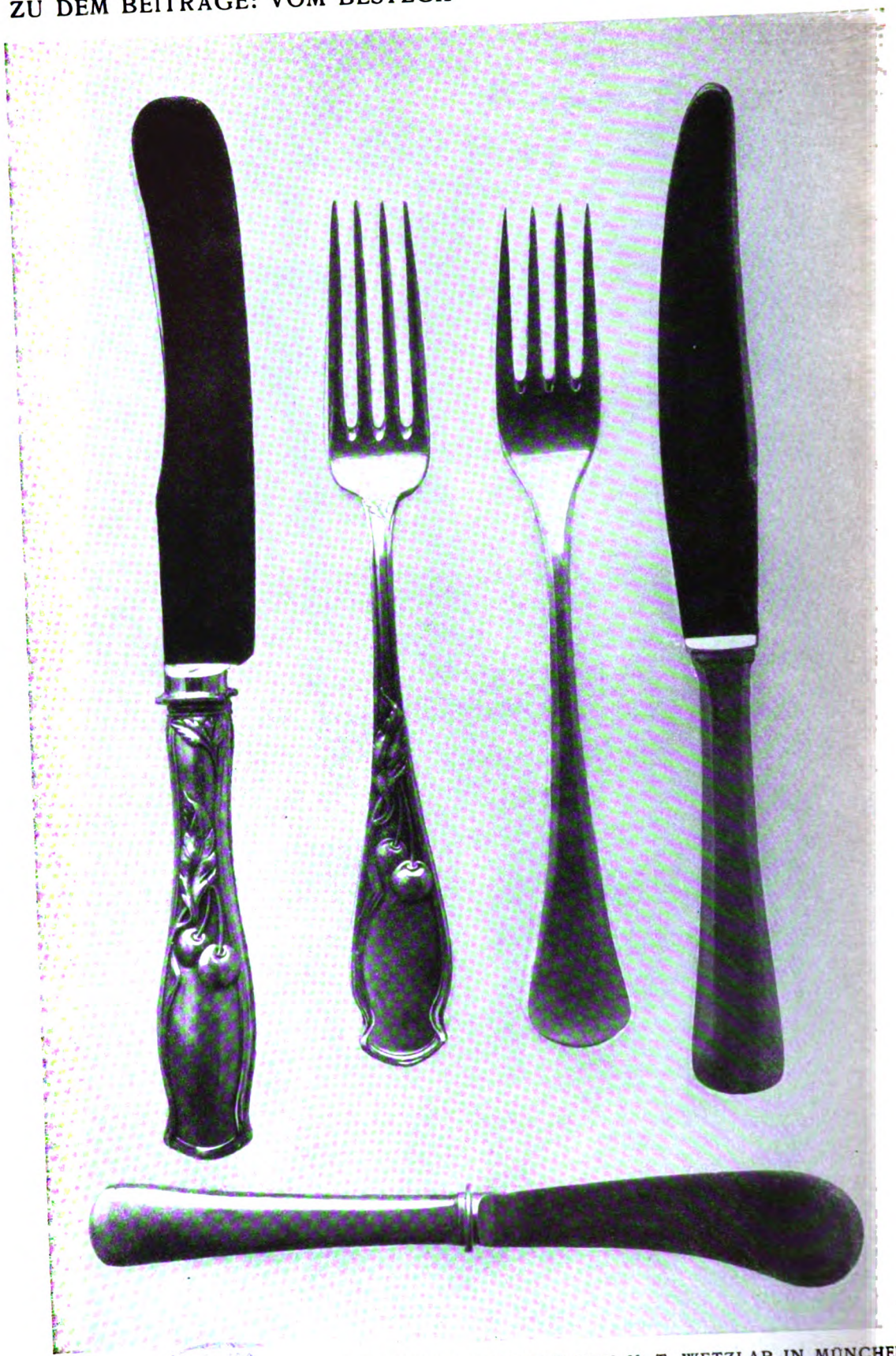
Digitized by Google

DIE GUTEN BEISPIELE RECHTS VON M. T. WETZLAR IN MÜNCHEN

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM BESTECK



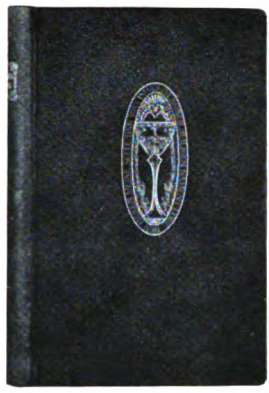
DIE GUTEN BEISPIELE VON M. T. WETZLAR IN MÜNCHEN

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: GESANGBUCHEINBÄNDE

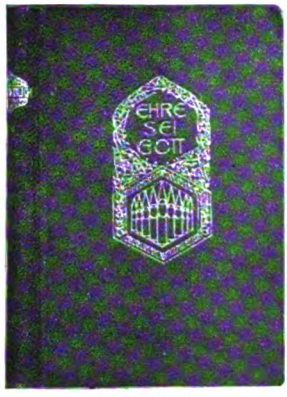
Entwurf mit Schmuck von R. Koch



Entwurf von Walter Tiemann

Entwurf von Walter Tiemann

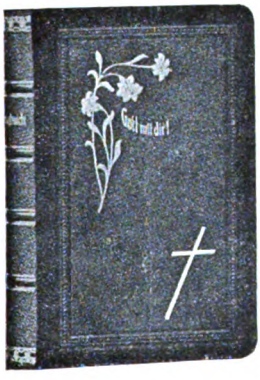
Entwurf der eigenen Offizin

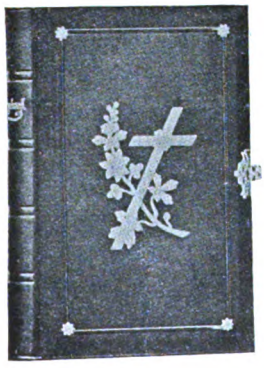


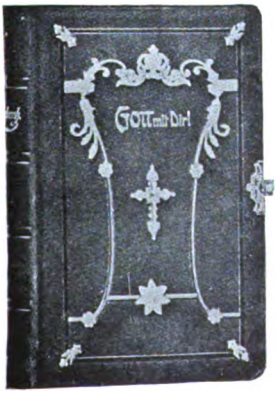
Entwurf der
Krefelder Kunstgewerbeschule

Entwurf der
Krefelder Kunstgewerbeschule

DIE OBEREN SECHS BUCHEINBÄNDE VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG







Digitized by Google

Digitized by Google

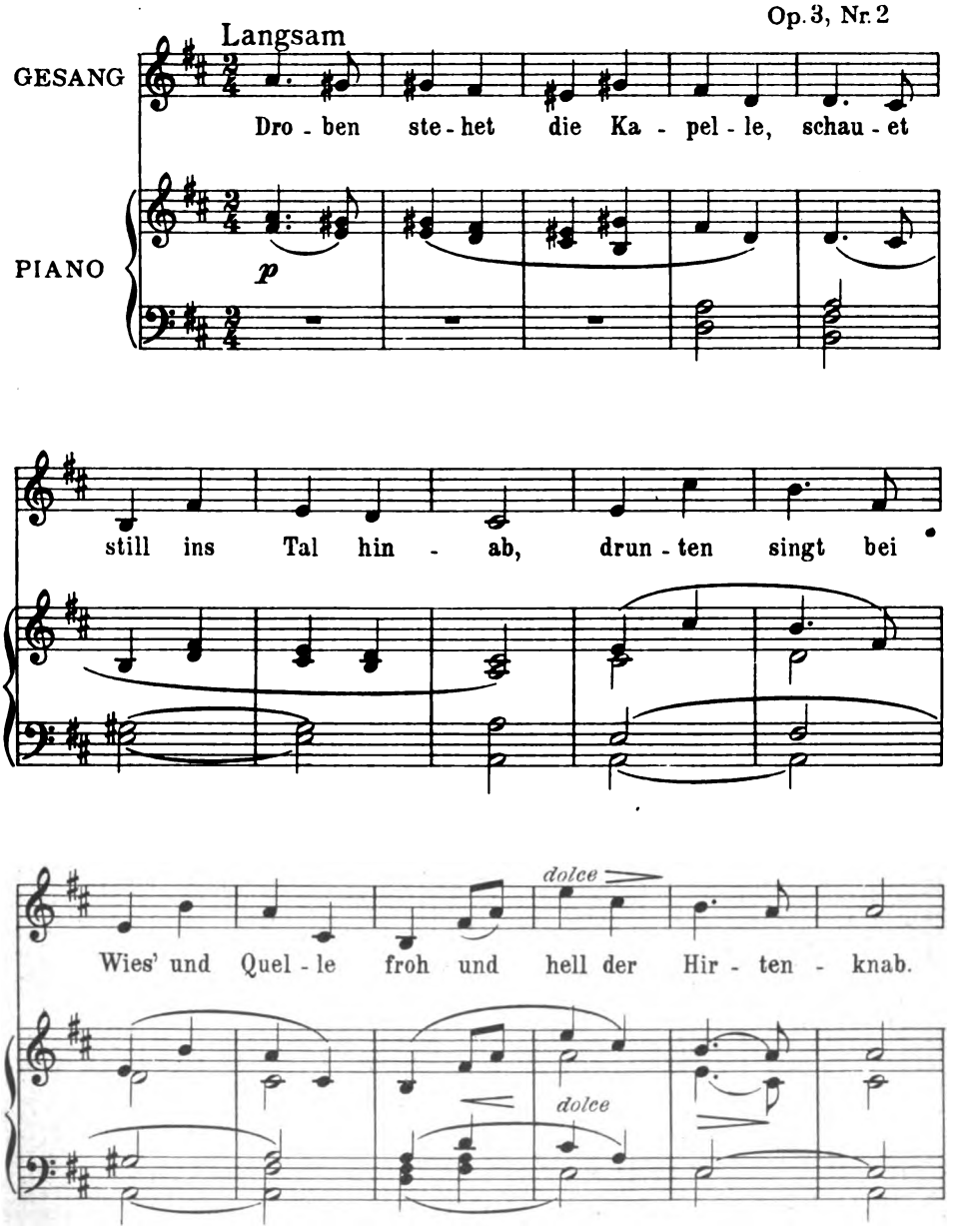
BEILAGE ZUM KUNSTWART

OTHMAR SCHOECK

Uhland:

DIE KAPELLE

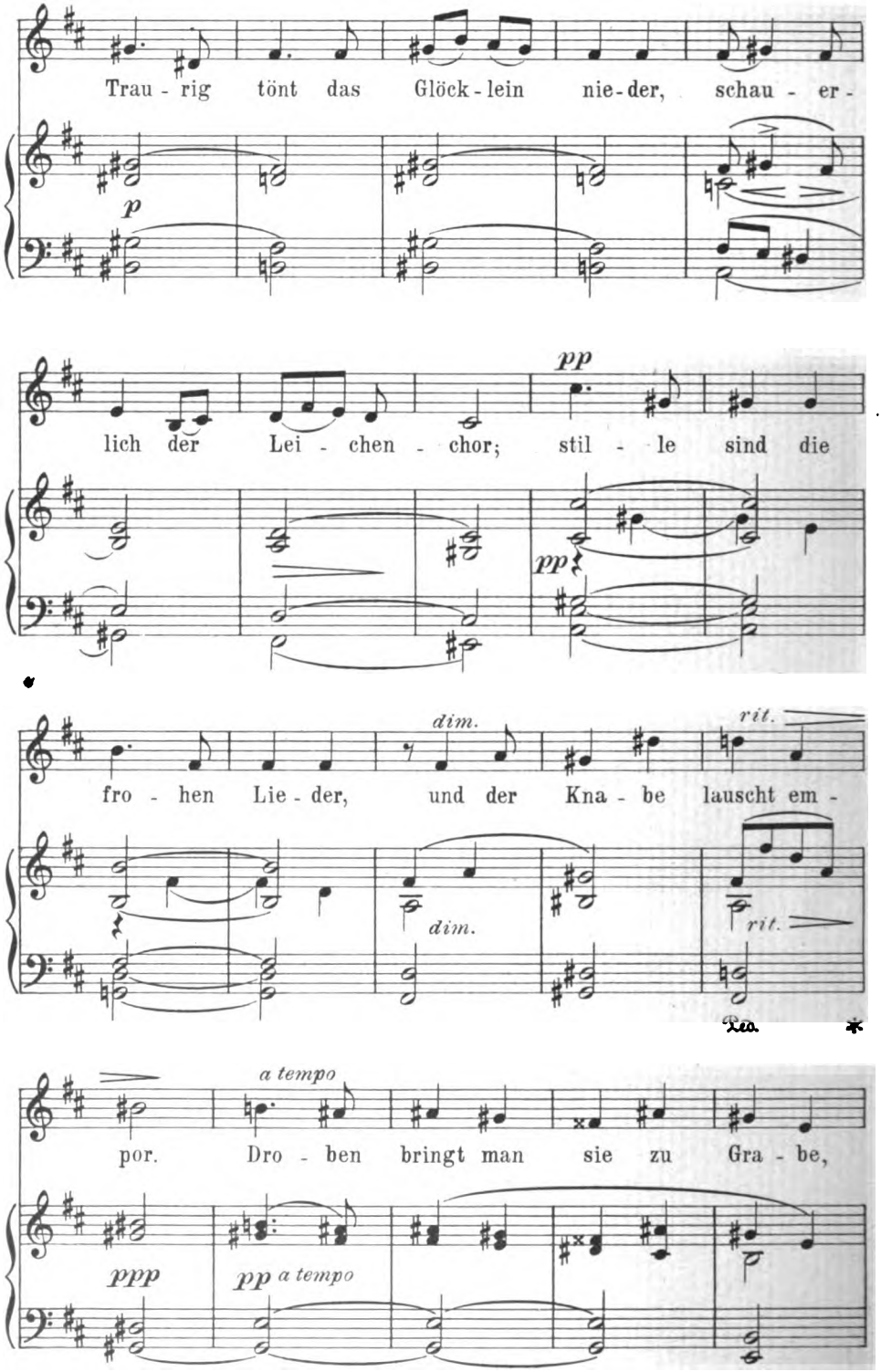
Op. 3, Nr. 2



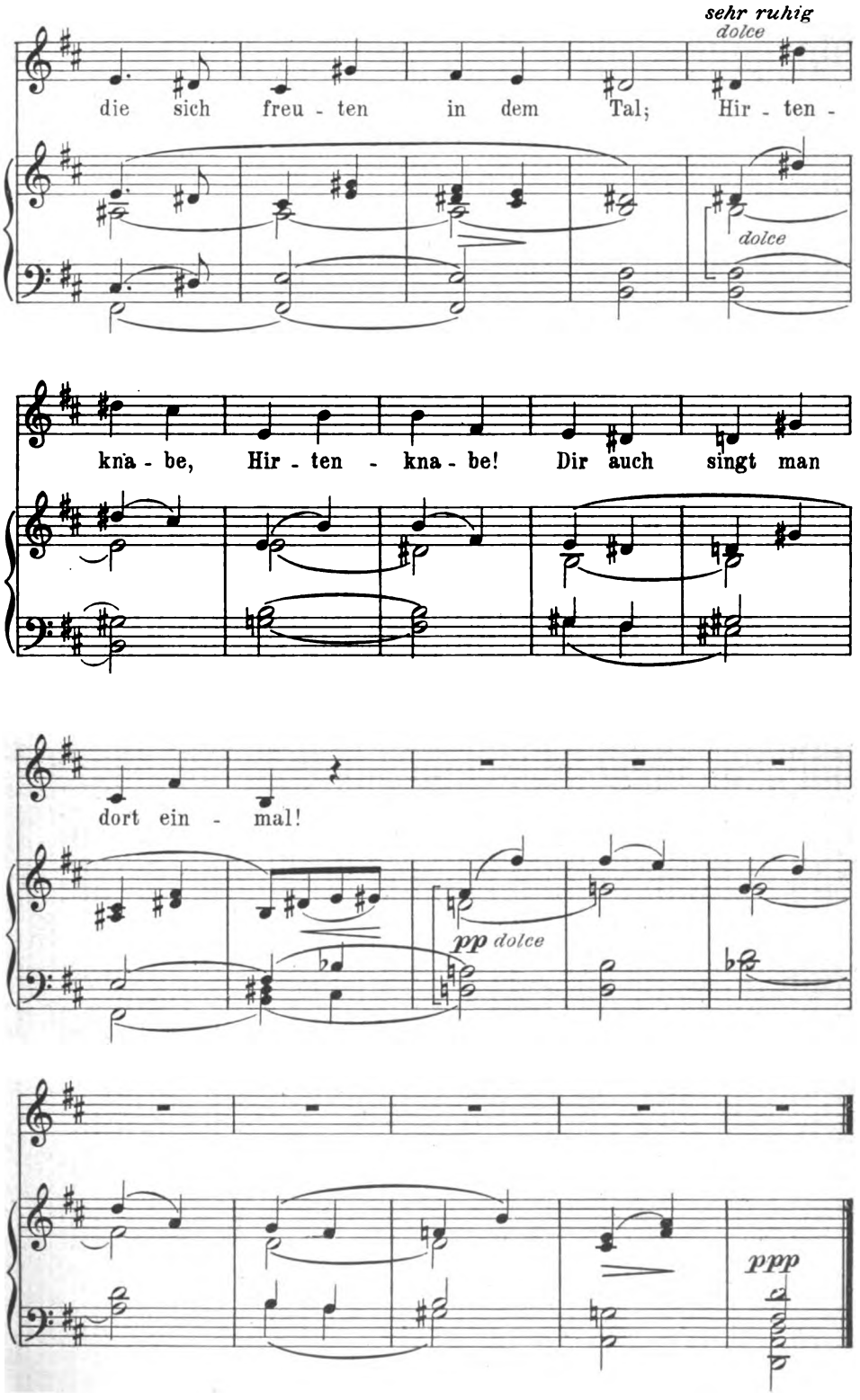
Mit besonderer Genehmigung des Verlags Gebrüder Hug & Co., Leipzig. Copyright 1907 by Gebr. Hug & Co.

Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google



Digitized by Google



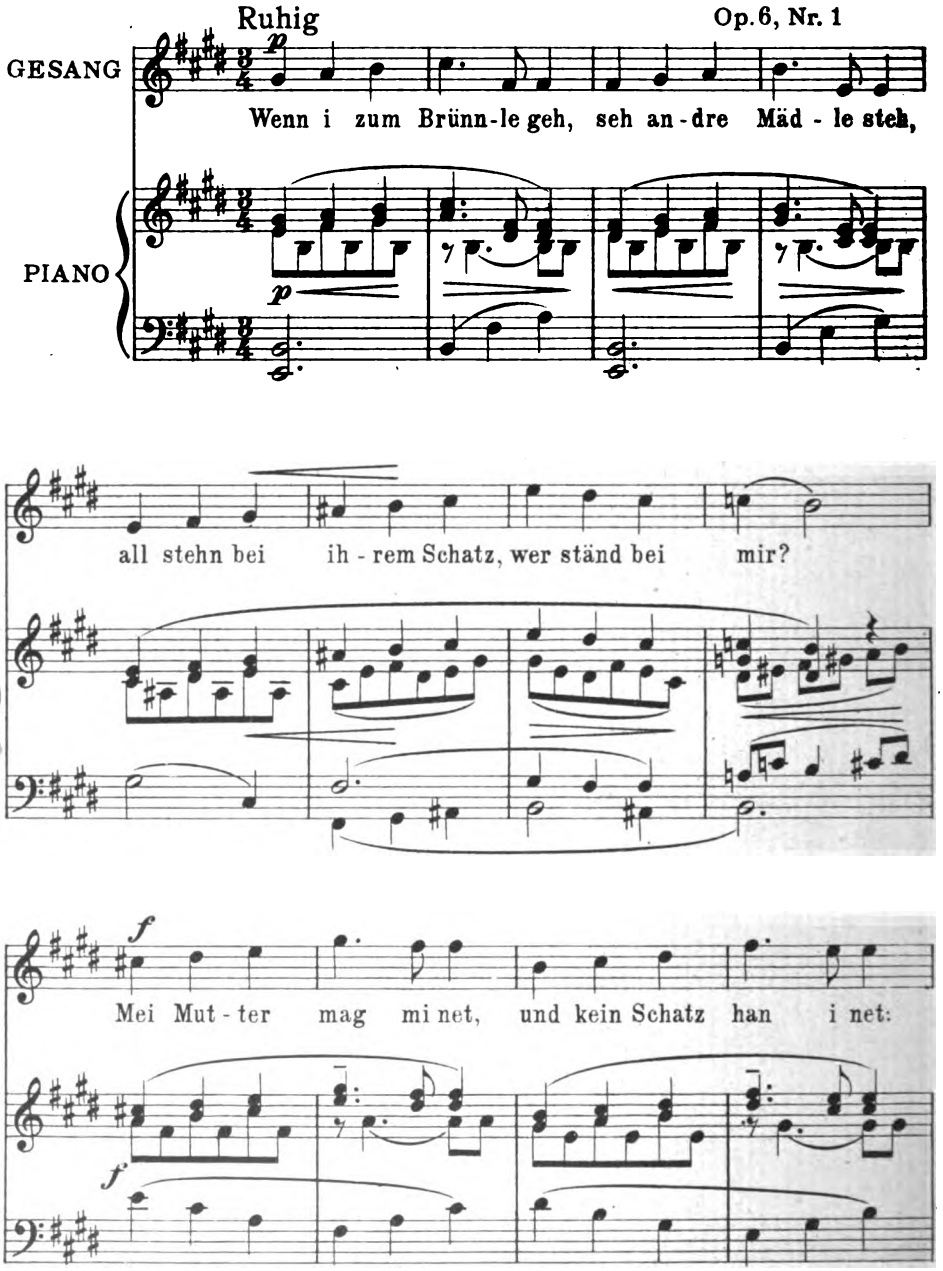
Digitized by Google

OTHMAR SCHOECK

Schwäbisches Volkslied

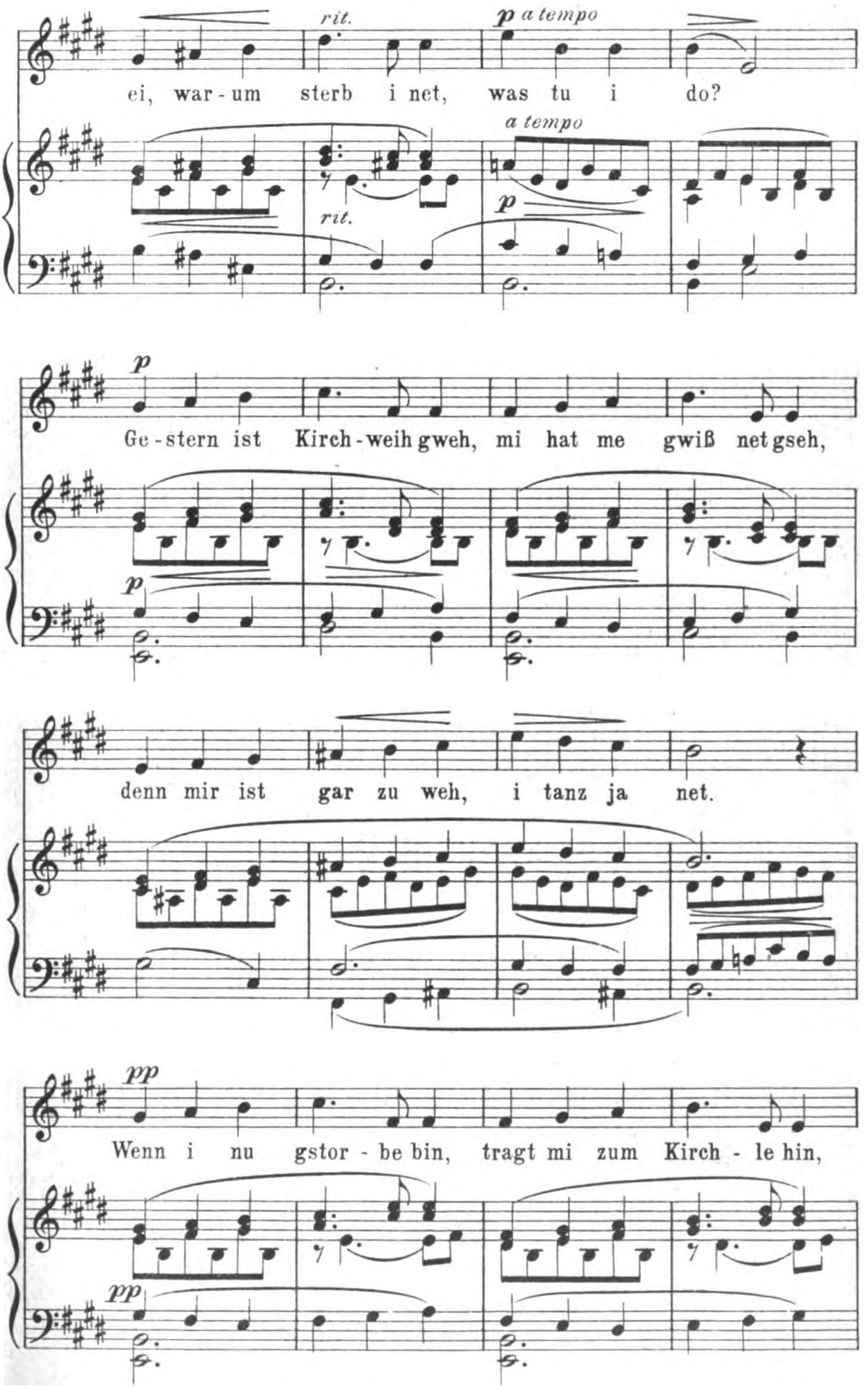
DIE VERLASSENE

Op. 6, Nr. 1

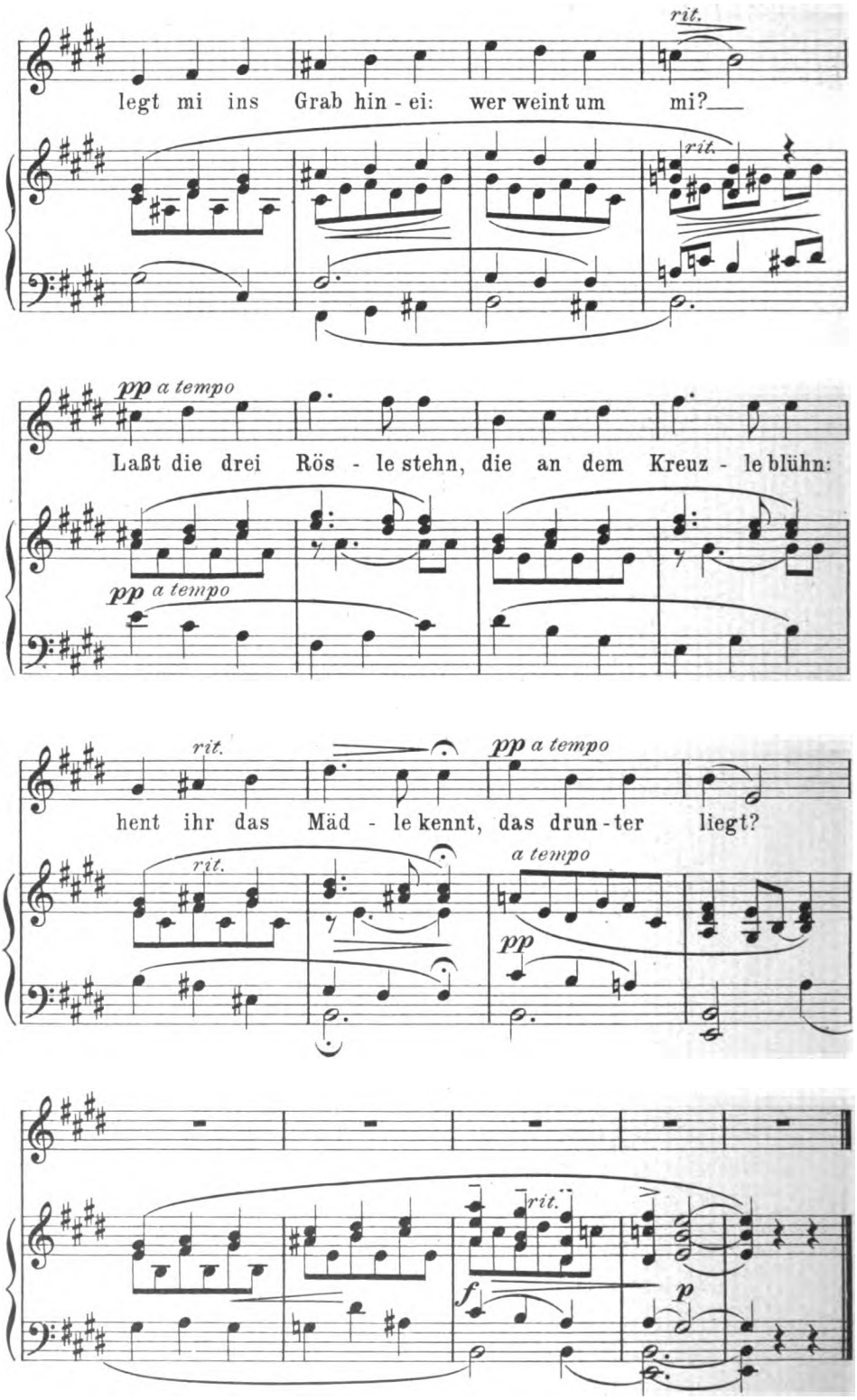


Mit besonderer Genehmigung des Verlags Gebrüder Hug & Co., Leipzig. Copyright 1907 by Gebr. Hug & Co.

Digitized by Google



Digitized by Google

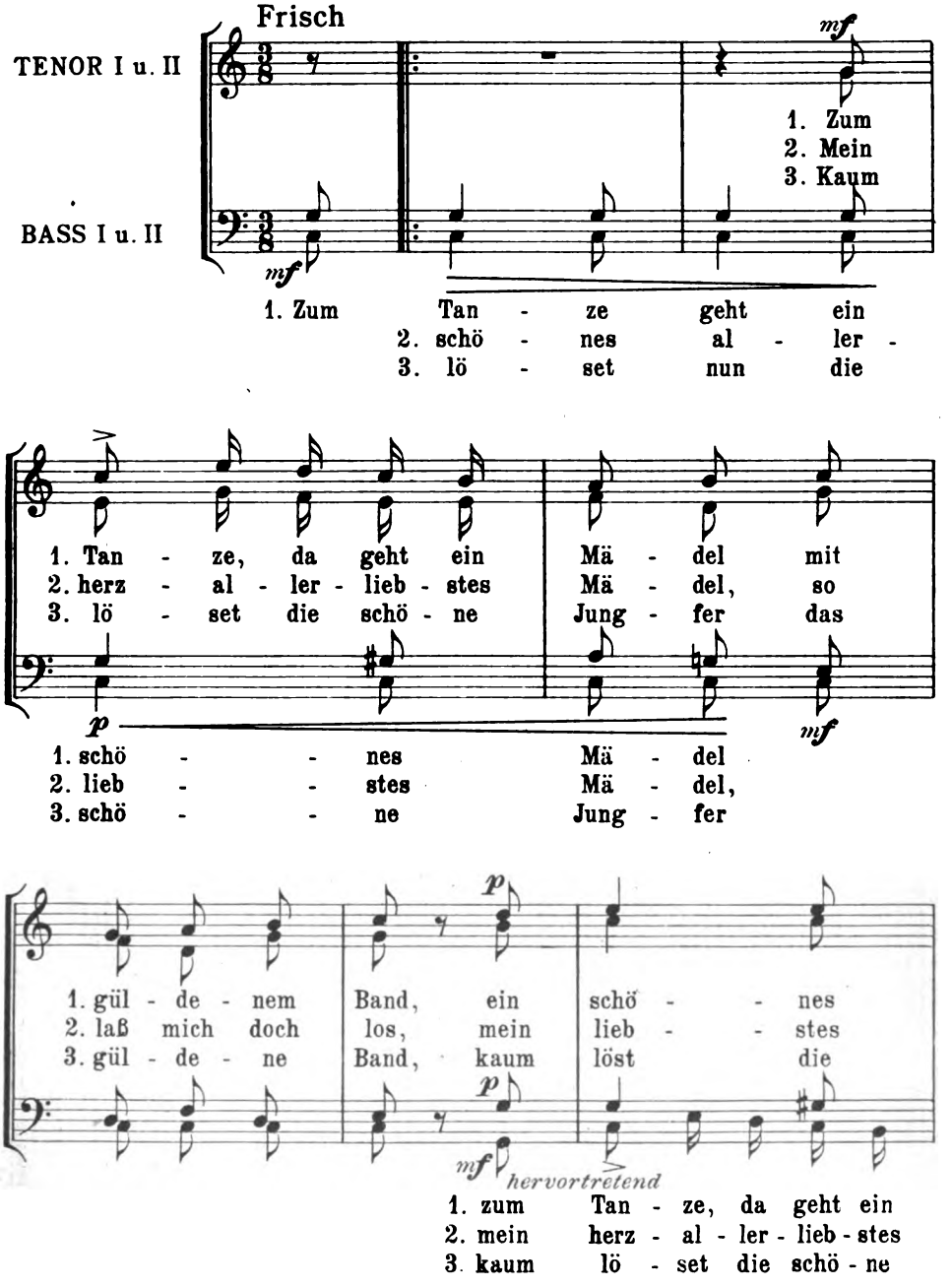


Digitized by Google

Das dumme Mädel

Schwedisches Volkslied

Für Männerquartett eingerichtet von
HANS HEINRICHS



Digitized by Google

mf

1. Mä - del mit gül - de - nem Band; das
2. Mä - del, so laß mich doch los; ich
3. Jung - fer das gül - de - ne Band, da

mf

mehr sprechend *cresc.*

1. schlingt sie dem Lieb - sten gar fest um die
2. lauf dir ge - wiß - lich auch so nicht da -
3. war in den Wald schon der Bur - sche ge -

cresc.

sehr melodisch

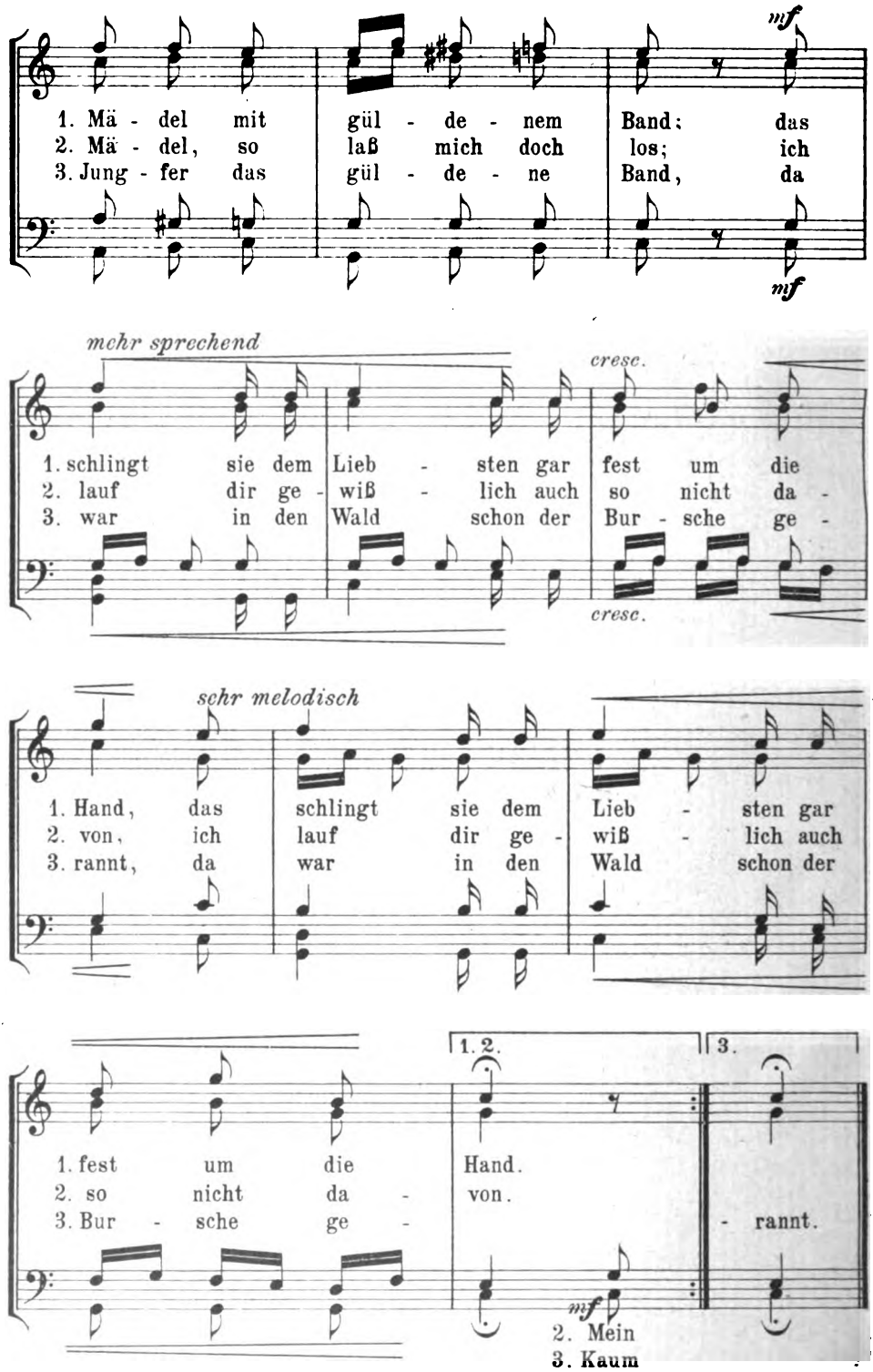
1. Hand, das schlingt sie dem Lieb - sten gar
2. von, ich lauf dir ge - wiß - lich auch
3. rannt, da war in den Wald schon der

1. 2. 3.

1. fest um die Hand.
2. so nicht da - von.
3. Bur - sche ge - - rannt.

mf

2. Mein
3. Kaum



(Deutsch von A. J. Boruttau)

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google